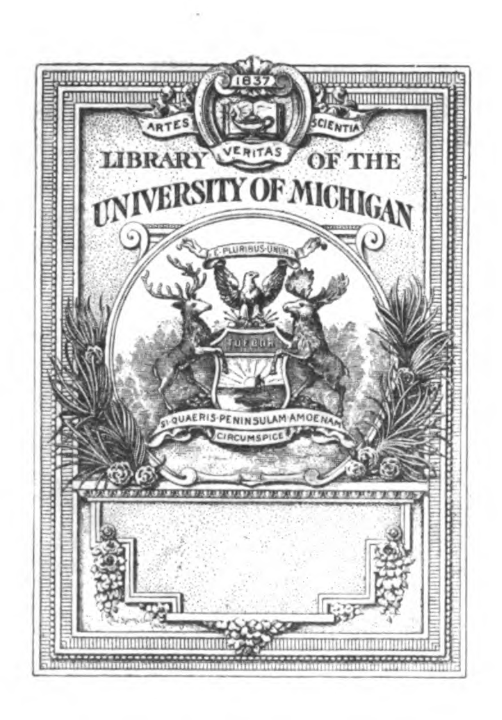
Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften

Von

Josef Nadler


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Literaturgeschichte der Deutschen Stämme und Landschaften.

Von

Josef Nadler.

I. Band.

Die Altstämme (800–1600).



Regensburg 1912.
Druck und Verlag von J. Habbel.



August Sauer

zu eigen.

Worte der Rechtfertigung und des Danks.

August Sauer wies uns immer auf die deutschen Landschaften. Im persönlichen Gespräche, wenn er die kostbaren Seltenheiten seines Bücherschatzes suchenden Schülern öffnete, knüpfte er die Gedanken an hundert keimreiche Einzelheiten an, die im Kolleg unberührt bleiben mußten und bei der Lektüre übersehen wurden. In seinen unvergessenen Vorlesungen über das siebzehnte Jahrhundert sagte er einmal, der allgemeinen Literaturgeschichte habe an die Seite zu treten, was man etwa eine provinzielle, Stammesliteraturgeschichte nennen könnte. Der große Reichtum unserer Literatur hänge damit zusammen, daß die einzelnen Landschaften nach fruchtbaren Sonderentwicklungen im rechten Augenblick in die Gesamtbewegung einträten. Das haftete tief, zunächst nur als leise tastende Ahnung, und wenn auch das ganze Kolleg auf diese Erkenntnis berechnet war und die große Linie schon über die einzelnen deutschen Landschaften führte, ehe wir völlig klar sahen, mußte die Rektoratsrede kommen, mit der er das älteste, sorgenvollste Ehrenamt übernahm, das eine deutsche Universität zu vergeben hat, das Prager. Als die Schrift im Druck erschien, lag eines jener schmalen, kleinen Büchlein vor, die unser geistiges Leben immer am stärksten erregten. Literaturgeschichte und Volkskunde! Die Beziehungen der Stadt und der weitern Heimat zu diesem Buche waren uns selbstverständlich. Es war der Geist, der wie ein Weggenosse von Fleisch und Blut mit jedem über die alte Prager Brücke wandert, der Geist des Volkstums, dessen Nähe nicht überall, weil ihn kein Gegensatz weckt, so unmittelbar anschaulich ist. Wer wie wir alle Not, allen Schmerz und jede Freude geistigen Lebens aus dem Drängen, Stoßen und Reiben der Rassen, Sprachsippen und Einzelstämme schöpft, die eine Welt für sich in den Bergkessel von Orsowa bis zur Elbpforte, bis Trient und bis zur Adria geworfen sind, all denen bedeutet das Volkstum den Schlüssel zu jeder Offen-

barung, ein täglich neues Erlebnis, eine dauernde Gegenwart. Das macht die Heimat, und wir können nicht anders.

Sauers Gedanke hat tiefe Wurzeln und weite Äste. Es gibt nur einen Doppelschluß. Erkennt man an, daß nationale Literaturen nicht ein Internationales sind, lediglich differenziert durch verschiedenen sprachlichen Ausdruck, so muß man nach der ganzen Vergangenheit unseres Volkes den Begriff der Stammesliteratur anerkennen. Seine Verneinung leugnet auch das innere Wesen aller Nationalliteraturen. Dann gibt es nur ein Schrifttum, das sich deutscher, französischer, englischer Zunge bedient. Denn was im Einzelnen nicht ist, wird auch im Produkte nicht erscheinen. Aus Einzelstämmen verschiedener ethnographischer Struktur, die kaum zur Hälfte rein germanisch waren, erwuchs das deutsche Volk, wurde zunächst ein äußerlich politisches Gefüge; die einzelnen Elemente drängen stets von neuem hartnäckig nach eigener Sonderentwicklung in Sprache und Literatur, in Glaube und Kultur. Dann werden sie wieder durch eine künstlich geschaffene Schriftsprache gesammelt und erst nach vielen Menschenaltern von neuem politisch geeinigt. Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist eine angenommene Größe, die nur für grobe Schätzungen genügen kann.

Unter harten Kämpfen wurde die allgemeine Geschichte der wirtschaftlichen Betrachtung erobert, ein Bekenntnis, dem sich heute, da Hunger, Haß und Liebe mehr als je das Leben bewegen, keiner mehr entziehen kann. Das wirtschaftliche Problem steht im innigsten Zusammenhange mit den einzelnen Landschaften, mit dem Boden und seinen Gaben und den Stämmen, die von ihrer Heimat erzogen wurden. Literatur und Kunst, als ein Überschuß wirtschaftlicher Kräfte, mitbewegt von den Bedingungen und Erträgnissen materieller Arbeit, können nur dort erklärt und begriffen werden, wo der Mensch mit tausend Fasern an einem bestimmten Erdfleck festgewachsen ist, wieder nur aus der Gesamtheit aller Wirkungen, die zwischen Heimat und Abkunft spielen.

Man suchte Typen und Gesetze in allem, was Geschichte heißt. Für solche Wahrheiten bietet der Einzelne keine Erfahrung, weil er nur einmal ist, ein Punkt, aus dem sich keine Kurve errechnen läßt. Und ein ganzes Volk, in dem der Einzelne ohne Zwischenglied begriffen ist, gibt wieder keine Möglichkeit, das gewonnene Resultat zu vergleichen, zu prüfen, zu berichtigen.

Denn das Nachbarvolk ist ja ein anderes, aus dessen verschiedenen Grundlagen die Fehlerquelle der eigenen Rechnung niemals zu finden ist. Wir brauchen Zwischenglieder zwischen dem Einzelnen und der letzten Einheit, eine Zwischeneinheit, die vor dem Einzelnen die Kontinuität der Entwicklung voraus hat und vor dem letzten Ganzen, der Nation, die Mannigfaltigkeit, die Vielheit solcher Entwicklungen. Das ist wieder der Stamm, die Sippe, die Landschaft. Das Problem ist dieses: wir kennen eine Summe von Ursachen und von Wirkungen, im Schrifttum kristallisiert. Wo ist die Ursache, die zu dieser Wirkung gehört? Es müßte uns experimentell möglich sein, eine beliebige Ursache auszuscheiden, um zu sehen, welche Wirkung ausbleibt. Das Experiment können wir nicht machen, aber die Natur hat es gemacht, indem sie Menschen gleicher Herkunft — einen Stamm — in Landschaften verschiedener Bedingungen setzte, indem sie Elemente verschiedener Herkunft mischte, Teile verschiedener Stämme in gleichgebaute Landschaften hineinwachsen ließ. Zur Wirkung läßt sich die Ursache finden, es lassen sich Gesetze und Typen gewinnen, die Prämissen werden vervielfältigt, die Erfahrungsmöglichkeit wird erweitert.

Mit dem ererbten Blute rollt eine Fülle erblicher Güter von Geschlecht zu Geschlecht. Neben den Einzelnen tritt Fluch und Segen der Sippe. Und weil sich die Geschichte der Abfolge nur in seltenen Fällen lückenlos feststellen läßt, müssen wir zur unvollkommenen Auskunft greifen, die nächst Verwandten dieses Einzelnen, seinen Stamm, seine Umgebung, den Menschen seiner Heimat zur Erklärung heranziehen, falls wir wissen, daß er wenigstens in weiterer Folge mit ihm verwandt ist. Es ist ein Notbehelf, aber unser Wissen schreitet über schwankende Stege.

Raum und Zeit! Zum zweiten auch das erste! Nicht eine Landschaft als Tummelplatz zufällig zusammengewürfelter Einzelner, sondern als Nährboden, als Materielles, als Trägerin eines ganz bestimmten Menschenschlages, von der aus beidem, aus Blut und Erde, das Feinste, das Geistigste wie in goldenen Dämpfen aufsteigt. Es gibt auch in den Geisteswissenschaften eine Spektralanalyse.

So erschließen Sauers Anregungen eine neue Welt. Nicht w e n i g e r Philologie, sondern m e h r, aber angewandte, Dialektforschung, Stammeskunde, Familiengeschichte, Anthropologie, eine Literaturgeographie, die die

Erde nach unsern Bedürfnissen suchend abgeht. Was unsere letzte Sehnsucht sein soll, Anschluß der Geschichte des Schrifttums an die großen Ergebnisse verwandter, fördernder, vorausgesetzter Disziplinen. Vor allem ein Loslösen des Interesses von Dichtern und Dichtungen, weder reine Ästhetik noch reine Philologie, sondern eben Geschichte.

Man muß den Mut zu irren haben, sagt Scherer einmal. Es besser zu können ist alleiniger Beruf und einziges Recht, das dem Urteil des Kritikers seine Legitimität gibt, es besser zu machen die Waffe der Abwehr, die jedem Autor zu Gebote steht, der es ehrlich meinte und das Beste wollte. Außer der liebevollen hundertjährigen Arbeit, die in der langen Reihe lokaler Zeitschriften aufgestapelt ist, und außer einigen dankbar benutzten landschaftlichen Literaturgeschichten stand mir keine Vorarbeit zu Gebote. Hätte mich die Hand meines Lehrers nicht geführt, ich wäre nicht weitergekommen. Mag ich den Zusammenhang innerhalb einzelner Dichtungsgattungen da und dort zerrissen haben! Es sind künstliche Gruppen, und ich suchte die Natur. Mag dem oder jenem Großen eine Zeile weniger zugeteilt worden sein! Sie haben alle ihren Wert, die Größten und Kleinsten, und der Botaniker baut keine Rosengehege des Duftes und der Farbe willen. Die Form war mir nicht alles aber viel; es wäre mir zwar nicht schwer gefallen unter dem Text den Inhalt meiner Zettel aus Tausenden von Büchern und Zeitschriftenbänden auszubreiten, aber was sind sie dem unbefangenen Leser! Der Kundige kennt sie, und wer sie sucht, der findet sie am Schluß des Bandes. Kaum minder leicht wäre es dem Setzer gefallen, durch reichlichen Sperrdruck und fette Lettern die Wichtigkeit dieser oder jener Stelle in die Ohren zu schreien. Aus Höflichkeit gegen den Leser unterblieb es. Ich suchte stets die literarischen Ergebnisse von den großen geistigen Bewegungen abzuschöpfen. Soviel ich von Theologen und Philosophen über die Mystik hätte abschreiben und mit Etiketten versehen können, ich gab nur den literarischen Inhalt. Ein landschaftliches Schema zeichne ich nirgends; ich konnte es nicht, weil ein Wald kein Rokokogarten ist. Weil die Anschauung alles ist, verschmähte ich kein Bild, wenn es die Sache besser nannte als das nackte Gerüst von Worten. Ich hätte ebenso leicht die Wege ausbreiten können, auf denen ich zu dieser oder jener Erkenntnis kam, doch drängte ich das Ergebnis eines Buches oft in ein Beiwort, wenn es der Sache diente. Hoffentlich gilt Langweile nicht als Lehrbrief des Wissens.

Karten waren diesem Buche unentbehrlich. Es ist zwar nicht der erste Schritt, aber ich wollte weiter kommen und habe auch da vieles gewagt. Das Nähere ist bei den Karten vermerkt. Die Illustrationen wurden vom Texte getrennt, aus vielen und guten Gründen. Sie wollen geben, was Worte niemals können, eine Anschauung von den Büchern, denen dieses Buch gewidmet ist.

Dem Verleger, der die Kosten nicht ängstlich abwog und für meine Wünsche immer ein offenes Herz und den verständnisvollsten Sinn hatte, gebührt der wärmste Dank. Besonders rühmenswert ist das Entgegenkommen der Leitung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, die kostbare alte Drucke, ja seltene Inkunabeln bereitwilligst zu Reproduktionszwecken überließ. Die heimlichen stillen Räume des Florentinerbaues an der Ludwigstraße mit ihrem unerschöpflichen Reichtum bleiben mir eine unvergeßliche Stätte geistiger Gastlichkeit.

Professor Wilhelm Kosch nahm herzlichen Anteil an diesen Blättern. Professor Richard Zehntbauer, dem Familiengeschichte ein vertrautes Feld ist, half mir oft mit seinem Rate vorwärts; Professor Gustav Schnürer sah die Fahnen in freundlichster Weise eingehend durch.

Auf Karl Lamprecht wurden wir als Studenten immer wieder hingewiesen. Große Massen zu bewältigen, aus der verwirrenden Vielheit des Einzelnen das Typische zu erkennen, die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen des geistigen Lebens nach allen Seiten freizulegen, es gibt keinen Weg historischen Suchens, über den seine deutsche Geschichte nicht leuchtete.

Mein Lehrer August Sauer hat das Buch begleitet vom ersten Gedanken bis zur letzten Fahne, mir Sammelzettel dargeboten, unfruchtbare Pläne im Keime erstickt, in Briefen ermutigt und angespornt. Als Gruß an die alte, wunderliche, liebe Stadt zwischen Hradschin und Wyschehrad und an die Heimat, deren Neuleben er in deutscher Arbeit unter den ersten mitgeschaffen hat, lege ich das Buch in seine Hände zurück.

München, im Herbst 1911.

Übersicht.

Erstes Buch.

Drittes Buch.

I. Kapitel. Franken und Frankenbürtige. S. 197 bis 245.

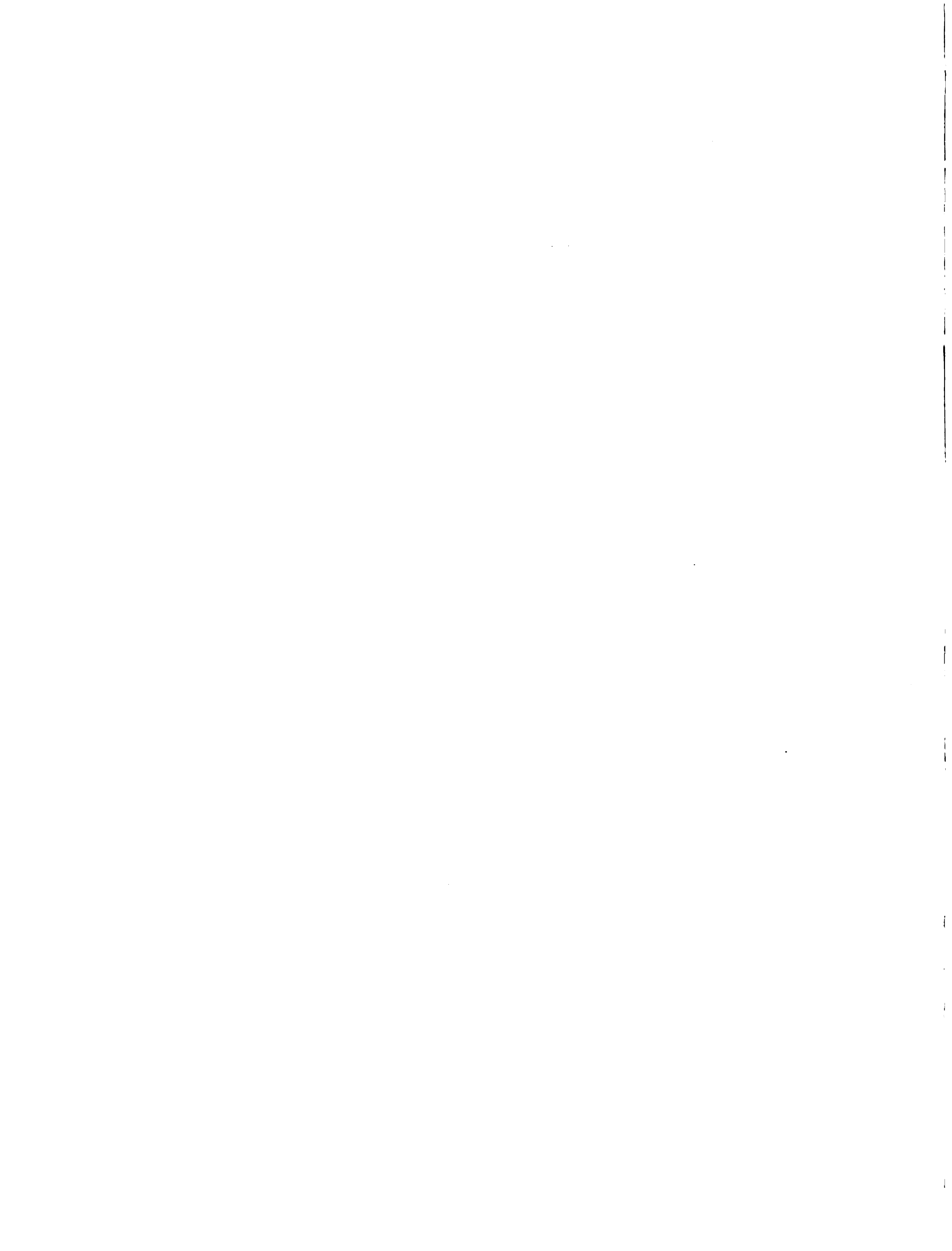
Rotterdam in Basel. Parazelsus in Basel. Straßburg reif für ein neues Kaisertum. Wimpfelings Germania. Der Streit um sie. Peter Schott. Die Straßburger Stimmung. Friedrich Fürer. Die Welsch-Gattung. Die Kaiserbüchlein. Geiler von Kaisersberg. Johannes Pauli. Adelphus Muling. Die Straßburger Schule. Johannes Sturm, ein Fremder. Das Drama. Otto Brunfels. Wolfhart Spangenberg. Jakob Micyllus. Drucker. Martin und Johannes Schott. Thomas Murner. Schwankbücher. Meistergesang in Straßburg. Cyriacus Spangenberg. Wolfhart Spangenberg. Die Kirchenbewegung und Martin Butzer. Jakob Sturm und Straßburgs Niedergang.

6. Fischart. S. 320 bis 325. Fischart ein Bild der Stämme und der Zeit. Leben. Streitschriften. Kaspar Scheidt. St. Grobianus. Eulenspiegel und Flohhatz. Ehezuchtbüchlein. Gargantua. Fischarts Stil. Entfaltung der Literatur und ihr neues Ziel.



Erstes Buch.

Wurzeln und Übergänge.



I. Kapitel.

Die Vorzeit.

1.

Stämme und Landschaften.

Im ersten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung war der Germane noch heimatlos; denn wie in unruhigen Morgenträumen suchten die Stämme, sich drängend und in überreicher Fruchtbarkeit, Wohnsitz um Wohnsitz; er war noch einsam, denn wie Schneeflocken wirbelten die Völker und Sippen durcheinander, oft losgerissen vom großen Verbande, heute noch uralter Kultusgemeinschaften sich bewußt, und über Nacht Todfeinde um ein Stück Erde. Ein halbes Jahrtausend später hat sich das Angesicht der deutschen Lande verwandelt; jedem war eine Heimat geworden; die Landschaft, so charakteristisch jede und nur für einen ganz bestimmten Stammestypus geschaffen, hat nun ihren Menschen erhalten, der durch Jahrhunderte mit seiner Seele an dieser Scholle festwachsen sollte. Und aus den zahllosen Einzelnen waren Einheiten geworden, aus Gegensätzen vom Schicksal zusammengeschweißt; aus Verwandtem und Gleichem erwachsen, wie wohl zwei, drei Stämme im tiefen Forst sich zu einer Krone verschlingen; oder nach weiser Fügung sich trennend, was verwandt war und doch so verschieden, und um dieser Gegensätze willen niemals vereint ein Ganzes geworden wäre: das sind die Sachsen, die Franken; die Alamannen und Baiern.

So gleich an sich der Erfolg war, so verschieden sind die Ursachen, aus denen er entsprang, so mannigfach Art und Bedeutung der Entwicklung. Sie war unmöglich, wenn der Drang des Germanen über den Rhein und über die Donau ein, zwei Jahrhunderte später erwachte. Aber damals als Cäsar in Gallien stand, als das junge römische Kaisertum noch starke Kräfte an die gefährdete Reichsgrenze zu werfen hatte, staute sich die germanische Völkerflut an den wohlbeschirmten Wällen. Der Jäger und Hirt brauchte weite Länder, da

sich das Volk in unerschöpflicher Fruchtbarkeit mehrte. Und weil der Römer die unermüdet landbegehrenden Barbaren über die Grenzströme zurückjagte, mußte der Hirt und Jäger zum Bauern werden. Wen aber einmal die Scholle ernährt, der hängt an ihr, der reißt sich von ihr nur mit blutendem Herzen. Der Germane begann mit seiner Landschaft zu verwachsen. Ein neues Gefühl ward ihm vertraut, ein neues Wort: Vaterland, Heimat. In stetem Kampfe mit einem Feinde, dem Schlacht und Krieg zu Kunst und Wissenschaft geworden, waren die kleinen Trümmer des Volkes machtlos. Sie mußten sich fest zusammenschließen, um den Boden zu schirmen, der ihnen eben erst lieb zu werden begann. So schweißte die Not und das neue Gefühl die zerfahrenen Völker und Völkchen zu großen Einheiten zusammen, zu den Sprachgenossenschaften, die heute eins sind mit der Landschaft, in denen sich allein noch die große politische und ethnographische Entwicklung spiegelt.

Die furchtbaren Schicksale dieser Zeit sprechen sich im Aufbau des sächsischen Volkes aus. Holstein war ursprünglich ihre enge meerumschlungene Heimat. Aber in diesem Stamme wohnte ein unbändiger Trieb nach Entfaltung, Größe und Macht; der lockte sie, die Küstenbewohner, in die Fremde, jagte sie nach England und scheuchte sie nach dem Osten und Südwesten Deutschlands. So sind sie Franken und Sweben in gleicher Weise zum Verhängnis geworden und schöpften aus ihnen neues Blut und neue Stärke. Ihr erstes Opfer waren die fränkischen Chauci, die noch am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus die Cherusker vernichtet und die Reste aufgesogen hatten. Heute noch strömt Cheruskerblut in den Sachsen fort. Im obern Wesergau ist cheruskische Grundbevölkerung nachweisbar. Im dritten Jahrhundert gingen die Angrivarii im mittlern und östlichen Münsterland in dem neu erwachenden Volke auf und um 300 erreichten die Sachsen den Zuidersee, dreihundert Jahre später wurde Ostfalen gewonnen, 700 Westfalen. Mit der Erwerbung des Hessengaues an der Diemel aber ging das letzte fränkische Blut im Sachsen auf. Daß sie so kräftige Reiser des edelsten, begabtesten deutschen Volkes auf ihren edlen Stamm verpflanzten, war von ungemessener Bedeutung. Die Grundbevölkerung in Westfalen und Engern waren Franken. Ein glückliches Schicksal wollte es, daß fortan die Stammesgrenze gegen die Franken hier haarscharf und unüberschreitbar blieb. Politische Einheit und der zäh erhaltene alte Glaube verhinderten, daß sich beide Völker weiterhin mischten; nun konnte, was einmal verschmolzen war, in Ruhe sich unlösbar gestalten. Die swebische Nation mußte in gleicher Weise kostbares Blut dem Aufbau des neuen Volkes opfern. Im Bunde mit den Franken schlugen die Sachsen 531 die swebischen Thüringer, die echten Brüder der Alamannen und Baiern, und nahmen ihnen alles Land von der Unstrut bis zur Ohre. Immer neue Stämme verzehrte das unersättliche Volk. Den südlichen Teil des neu-

gewonnenen Gebietes verließen 568 gegen 26 000 Sachsen. An ihre Stelle rückten südlich der Bode Nordschwaben, die nun zu Sachsen wurden. Die Teilnamen Westfalen, Engern, Ostfalen, Nordalbingen bezeichneten schon in kurzer Zeit die Hauptlandschaften, über die das Rassenvolk sich ausgebreitet. Kein Wunder, daß die Sprache der buntgemischten Nation in wechselnden Farben leuchtet. In die Mundart der alten Westfalen klingt ein starker fränkischer Ton; die Ostfalen stimmen ihre Rede nach Thüringerart ab, die Engern aber in gleicher Weise hessisch und thüringisch. Dunklen Ursprungs sind die anglofriesischen Untertöne in der Merseburger Gegend, um Herford, Paderborn und Corvey. Die Kämpfe mit dem Erbfeind, dem Franken, seit etwa 50 nach Christus glimmend und zeitweilig erstickt, seit etwa 550 in heller Lohe emporbrennend, brachten neue innere Wandlungen. Die verlustreichen Schlachten der letzten Kriege rissen unersetzliche Lücken in das alte Kernvolk. Das maßlos vergossene Blut, das sich der Sachse den Aufbau seines Stammes hatte kosten lassen, kam über ihn. 804 verpflanzte Karl der Große tausend der Seinen von beiden Seiten der Elbe ins Frankenland; südliche Elemente, fränkische Siedler, strömten zu; neue Mischung, neue Kräfte. Das Volk der Sachsen wurde zu einem deutschen Stamme. Bis 919 unter eigenen Stammesherzögen, gingen sie rasch nun endlich in die deutsche Einheit über.

So wuchs der Sachse in seine Landschaft hinein, ein Volk der weiten freien Fläche, die den Blick nicht hemmt, in spätern Jahren allein Besieger des Steppenvolkes der Ungarn, der Stamm der deutschen Küsten, der See, der Heide, des Moors, das Volk der Hansa, deren Bürgermeister Sieger über nordische Könige wurden. Ist es ein Zufall, daß die sächsische Stammesbildung dem Gebirge ausweicht, in weitem Bogen der deutschen Küste folgt und sich dem Strome, an den seine Entfaltung gebannt scheint, der Elbe, nur so lang anvertraut, als er offenes Land durchströmt, an seiner Bergschwelle aber zurückprallt? Es ist etwas Visionäres in dieser Entwicklung des Volks der Heilanddichtungen. Mit seinem freien ungehemmten Blick nach Westen und Norden ist der Sachse der Hüter uralter Mythen geblieben, der literarische Vermittler nach Norden und Westen geworden, vom Dichter des Heliand zur Soester Nibelungendichtung und weiter bis auf die Hamburger, Bremer und Göttinger Dichter.

Ist der Sachse ethnographisch das Produkt reicher Völkerkreuzungen, so ist der Franke stammesecht und nur an den Grenzen stärker gemischt, eine eherne Säule aus gleichen Stäben zusammengeschmiedet, denn die alamannische Grundbevölkerung am Mittelrhein wurde nahezu aufgerieben. Auch seine Heimat lag am Meere, an der Scheldemündung, und wie dem Sachsen die Elbe, so wurde dem Franken der Rhein zum Schicksalsstrom. Die fränkische Überfülle war von je eine Quelle

für fremde Mächte, für sinkende, die neues Leben brauchten, für auferstehende, die um Luft und Licht rangen. Früh schon gingen eine Reihe Stämme verloren und tauchten spurlos in die Flut römischer Spätkultur. Aber alle andern faßten die niederfränkischen Salier, die geborenen Führer der ganzen Sippe, rasch zur beherrschenden Einheit zusammen. Erst spät sind die Salier historischer Kenntnis erschlossen, seit dem 4. Jahrhundert. Gefürchtete Seeräuber bedrängten sie, von den Sachsen aus ihrer Heimat gestoßen, die gallischen und die spanischen Küsten. Zunächst fiel ihnen der südrheinwärts gelegene Teil der Niederlande zu. Ihre lebendige Kraft war so stark, daß bereits ihr König Chlodowech (481 bis 511) die fränkische Großmacht zusammenfügen konnte. Von Anbeginn nur ein kleiner salischer Gaukönig, aber getrieben vom natürlichen Instinkt für die weltgeschichtlichen Aufgaben seines Stammes und zu diesem Ziele stahlhart und brutal, unterwarf er zunächst 491 die in Thoringia sitzenden fränkischen Völker. Fünf Jahre später brach er die Alamannen nieder und gewann den nördlichen später rheinfränkischen Teil ihres Landes. In den harten Kriegsjahren 507 bis 509 schlug er die Westgoten und wurde durch friedliche Schilderhebung König der ripwarischen Franken. Sein Sohn Theuderich bezwang die Hessen und 531 die Thüringer. Karl der Große führte auf dieser großfränkischen Grundlage die Einigung der westgermanischen Stämme durch. Nicht wenig hatten die fränkischen Teilvölker selbständig zu diesem Gesamterfolg beigetragen. Die Ripwaren freilich um Köln, Düsseldorf und Bonn verschoben das Bild der deutschen Erde nicht viel, wohl aber die Moselfranken, die ursprünglich zum Teil in Ripwarien, zum Teil im Westerwald an der Lahn zu Hause waren. 418 erstürmten sie Trier, damit fiel ihnen die herrliche Mosellandschaft endgültig zu. Ein wechselvolles Geschick waltete über den Stammesbrüdern um Aschaffenburg, Würzburg, in der Pfalz um Worms und Speier, den Rheinfranken und Ostfranken. Diese Lande waren ursprünglich alamannisches Gut. Aber seit sie Chlodowech zwischen Worms und Straßburg und 506 abermals geschlagen hatte, und seit Sigiberts vollem Erfolg bei Zülpich kam die Mainlandschaft an die Franken. Die swebische Urbevölkerung, thüringische Elemente in Ostfranken wurden durch fränkische Neubesiedlung aufgesogen. Und seit nun alle Stämme fränkischer Zunge um einen Heerkönig standen, flutete ihr unerschöpfliches Leben weit über die Marken germanischen Wesens. Im obern Mainland saßen seit dem 6. Jahrhundert die slavischen Sorben, im Vogtlande ihre Brüder die Moinwinidi, an der Regnitz und Redwitz und in der Bamberger Gegend. Und wenn es auch noch Jahrhunderte dauerte, fränkisches Blut wurde hier in so reicher Fülle eingemischt, daß die Slawen, viel weicher und nachgiebiger als ihre Stammesgenossen, weiter nördlich in dem neuen Volke untergingen. So wuchs die fränkische Nation zusammen. Das war kein Häm-

mern auf hartem Ambos, die verwandten Sippen flossen ineinander unter dem Zuge der reinen historischen Schwerkraft. Gewaltsam sind nur die kleinen Teilfürsten gefallen, die Völker schied kein zwingender Gegensatz.

Und so sind Mosel und Main, die sich in den großen Strom der fränkischen Geschichte ergießen, in den Rhein, ein Symbol für die Entwicklung des unvergleichlichen Volkes. Sie sind das Volk der Flüsse. Stromaufwärts steigen sie, die Flußlandschaft wurde ihre vorzügliche Heimat, ein Sinnbild ihrer Betriebsamkeit, ihres alles durchdringenden Wesens, das in sanfter Flut die kleinern Volkstrümmer mit fortspülte. Der Rhein, das ist ihr Symbol, ihre Sage, ihre Dichtung. Ein Volk der Sammlung, in dem die kostbarsten Schätze zusammenströmten. Sie sind die Pforte, durch die in spätern Jahrhunderten französisches und deutsches Wesen, sich durchdringend, läuternd oft und weniger selten in trüber Lösung, zusammenflutete. Sie sind das Volk der deutschen Dichtung. Überall dort, wo fränkisches Blut den schweren Herzschlag sächsischen und baierischen Wesens leichter machte, da klingen Vers und Prosa reiner und voller, da werden überall Führer literarischer Bewegungen geboren, große Anreger, Vollender, Nachfahren, um Hamburg, Dessau, in der Mark Brandenburg, in Ostpreußen, Schlesien und in Wien. Jede literarische Bewegung hat ihre großen Gestalter und Former aus der Rhein- und Mainlandschaft erhalten. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob hier das anmutige Flußtal den Charakter des Volkes gebildet hat, oder ob ein empfänglicher Sinn den Wandertrieb lenkte.

Zwei kleinere Trümmer swebischer und fränkischer Nation, Hessen und Thüringer, bilden in Mitteldeutschland die Brücke zwischen den drei Stämmen des Südens und den Nordmännern, den Sachsen. Die Hessen sind zweifellos fränkischer Abstammung. Zuerst werden sie 11 vor Christus in Nassau als Chatten erwähnt. Um 400 nach Christus beherrschen sie die heutige Provinz Hessen-Nassau. Große Schicksale haben sie weder erlitten noch geschmiedet. Das großfränkische Reich zog sie dann in seinen Bannkreis. Sie sind der reinste deutsche Stamm, wenigstens im Urland, in Niederhessen. Das unentwegte Festhalten an der heimischen Scholle scheint mit ihrem Namen verbunden, denn sie sind die Einzigen, die von dem Augenblick an, da sie aus vorgeschichtlichem Dunkel treten, mit dem gleichen Namen auf derselben Scholle sitzen. Die jüngere Namensform Hassi tritt erst seit etwa 720 an die Stelle der alten Chatti.

Verwandt mit ihnen an Heimattreu und im Festhalten des alten Namens ist das swebische Volk der Thüringer. Hermunduri rief man sie in grauer Zeit. Wie die Hessen schaffen sie sich um Christi Geburt einen eigenen Verband. Ein paar Jahre später reicht ihre Macht bis an den Mittellauf der Elbe und bis zur Saalemündung. Drusus machte sie römisch, der Höhe-

punkt ihrer Ausdehnungskraft scheint in die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus zu fallen. Da zertrümmerten sie das swebische Reich an der obern Donau und kämpften den Hessen das Werratal ab. Nach Süden von weglosen Waldungen geschützt reichte die Macht ihres Namens bis Regensburg. Das Schwert der Franken kam auch über sie; ihr letzter König Irminfrid wurde 531 bezwungen. Im vierten Jahrhundert verklingt ihr alter Name, im fünften lebt er als Thüringer wieder auf. Sprachgeschichtlich und geographisch kommt beiden Stämmen die Vermittlung zu zwischen Norden und Süden, Osten und Westen. Ihre Landschaft ist das Mittelgebirge, Harz und Thüringerwald. So wurden sie beide in jenen Zeiten, da sich die deutsche Literatur an weithin leuchtenden Punkten sammelte, die Heimstätte schönheitsheller Tage. Auf hessischem und thüringer Boden tauschten Sänger und Dichter Gedanken und Lieder aus und schlossen Bündnisse unerschöpflicher Freundschaft.

So hell historische Kenntnis über die Entwicklung all dieser Stämme scheint, so dunkel und verworren liegt das Werden der beiden süddeutschen Bruderstämme vor der Gegenwart, der Alamannen und Baiern. Ein heiliger Hain an der Elbe war das Kultusheiligtum der großen Völkersippe der Sweben: Semnen, Langobarden, Hermunduren, Varisten, Markomannen, Quaden und Sweben im engern Sinne bildeten ihre Glieder. Aus Semnen und Sweben im engern Sinne erwuchs in später Folge das alamannische Volk. Der Kern der Nation sind die Semnen. Um Christi Geburt hatten sie ihre alte Heimat, die Altmark, aufgegeben und rechts der Elbe eine neue gefunden. Sie gehörten dem frühesten großgermanischen Staate an, der Eintagsschöpfung Marobods bis 17 nach Christus. Zweihundert Jahre später traten zunächst am obern Main einige kleinere swebische Stämme zu einem neuen Verbande zusammen, zu den Alamannen. Die alte semnische Gemeinschaft bröckelte langsam nieder und so wie die Trümmer abbrachen, wurden sie in den neuen Bau übernommen. Die Semnen verschwanden allmählich, und nach und nach entstanden die Alamannen. Das frische Volk bewies zunächst eine ungeheure Stoßkraft. Um 260 entriß es den Römern vorübergehend die Provinz Rhaetien, breitete sich bis 296 vom Rhein nach Ulm aus und drang fünfzig Jahre später sogar über den Strom und herrschte von Straßburg bis Mainz. Aber in der Schlacht bei Straßburg 357 brach Julian ihr Glück in Trümmer. Es folgten harte Kämpfe; die Pfalz wurde den Burgunden geräumt, und nach einem kurzen Rückstoß gegen Würzburg und Mainz wurde der Lech im fünften Jahrhundert die dauernde Ostgrenze. Pfalz und Mainlandschaft gingen an die Franken über. Dafür drangen sie in die Täler der Schweiz ein, besiedelten bis 536 den Elsaß. Das einheimische Herzogtum, das ihnen die siegreichen Franken gelassen, ging 730 zugrunde. Vom Osten her schlossen sich im vierten Jahrhundert versprengte Stammesbrüder an, die Sweben im engern Sinne.

Sie saßen zu Cäsars Zeit am untern Main. Ihr Stammland war Thüringen. Um Christi Geburt lösten sie sich von den Hermunduren los und wurden nach dem Sturze von Marobods Reich von den Römern in Niederösterreich, am linken Donauufer angesiedelt, traten dann auf das rechte über und wohnten bis 357 in Ungarn. In diesem Jahre wanderten sie nach Westen an den Neckar und schlossen sich dem alamannischen Volke an. Wie weicht ihr Schicksal von den andern ab! Während die Sachsen um den kleinen Kern mit gewaltigen Schlägen aus den Trümmern ganzer Völker ein neues Gebäude türmten, die Franken, Verwandte sich an Verwandte schließend, in natürlicher Entwicklung zur Einheit werden, Hessen und Thüringer zufrieden und sich selbst genügend auf uralter Erde blieben, sich fremder Art fernhaltend und fremde abwehrend, kamen die Alamannen in keiner Landschaft zur Ruhe, suchten eine Heimat nach der andern, ohne die alte als Basis für Neuerwerbungen festzuhalten, lösten sich in Teilstämme auf und mischten sie wieder in neue Verbindungen. So ist das Volk wie in der Retorte entstanden.

Gebirge und Ebene wird ihnen in gleicher Weise zum Vaterland. Ist das ein Symbol für die schmiegsame aufnahmsfähige schwäbisch-alamannische Gemütsart? Im Elsaß werden sie leicht französisch und werden so schwer wieder deutsch; in den Schweizer Bergen sind sie härter geworden und partikularistisch bis zu den kleinen Talstaaten, verwandt in diesem Sinn ihren Brüdern und östlichen Nachbarn; in Schwaben weich und sinnig, ein Volk der Sänger, der Minne, auf grünen Hügeln und an lieblichen Flüssen. Wenn überhaupt jemals die Landschaft den Sinn eines Volkes gewandelt hat, waren es die Alamannen, in den ersten Jahrhunderten trutzig und streitbar gleich den Sachsen, in den Staufern noch voll brennender Sehnsucht nach dem Süden, im Laufe so weniger Menschenalter dann vielfach differenziert nach Gemüt und Charakter. In den Schweizerheeren des 15. und 16. Jahrhunderts flackerte die alte alamannische Abenteuerlust zu Ende.

Aus gleichem swebischem Stamm erwachsen, teilen die Baiern mit den Alamannen nur das unruhige Fahren von Land zu Land. Ethnographisch sind sie wie Hessen und Thüringer aus einem einzigen Stamme getrieben, wenn auch mancher Tropfen keltischen und später slavischen Blutes in ihnen sieden mag. Die Markomannen verließen um 80 nach Christus die mittlere Elbelandschaft und treten damit aus dem Verbande der swebischen Nation. Ihr Eroberungszug ging zunächst nach Böhmen. Unruhige Scharen zogen mit Ariovist in das Verhängnis nach Gallien unter das Kurzschwert der Legionen Cäsars. Auch als Marobods Reich zusammenbrach, blieben sie noch zwischen den böhmischen Grenzwällen und hielten während des großen Markomannenkrieges 166 bis 172 die besten Streitkräfte Roms in Atem. Als sie dann nach Vindelizien übersiedelten, folgte ihnen der Name der Heimat nach; jetzt hießen

sie Bajuvaren, Bewohner Böhmens. Im Westen fluteten sie bis an den Lech, im Osten kam zunächst an der Enns ihre Macht zum Stillstand unter dem Druck des Avarenreiches. Jenseits der Donau besetzten sie den Nordgau bis ans Fichtelgebirge, um 550 schoben sie sich langsam in die schmalen Täler Tirols. Das fränkische Verhängnis kam 788 über sie; aber nun öffneten sich die Tore nach Osten, seit Karl der Große die Ringe der Avaren erstürmt und zerstört hatte. Sie gingen über die Enns und besiedelten Österreich. Hier dehnten sie sich nach 950 auch jenseits des Stromes aus. Und als sie um die Mitte des elften Jahrhunderts Kärnten und Steiermark erreichten, hatten sie dem deutschen Volke Länderstrecken erobert und einen Menschenschlag darauf gepflanzt, der durch Jahrhunderte den Bestand des Reiches mit seinem Blute bezahlen sollte, ähnlich wie auf dem neugewonnenen Ostland der Sachsen im Norden die Grundlagen für die zweite Großmacht geschaffen wurden.

Gleich dem Franken, folgte der Baier dem Lauf der Flüsse, stromabwärts im Osten längs der Donau und Drau, im Süden den Inn hinauf, nur der Weg die Etsch entlang blieb ein Traum. Das Volk ist der Anwohner welthistorischer Straßen; nach Rom und Konstantinopel, Residenzen des alten und neuen römischen Imperiums, dann die Ziele frommer Kampflust und gereizten kaiserlichen Willens, zogen die deutschen Fürsten durch baierische Lande. Wurde der Sachse zum Vermittler des Westens und Nordens, der Franke des Südwestens, so ist die baierische Grenzmark zum Tor nach Sonnenaufgang geworden. Die baierische Landschaft ist im wesentlichen das Hochgebirge; in der Ebene haust nur ein kleiner Teil der weitverzweigten Familie. Von Tal zu Tal wuchs seine Eigenart und schloß sich ab von Fremden und Eigenen; aber die innere Einheit ging dem Stamme nie verloren; sie umschließt ihn unsichtbar wie einst der Kult im heiligen Semnonenhain an der Elbe.

2.

Die Sage.

Wenn die Völker erwachen, werden sie sich ihrer Morgenträume bewußt. Es war ein wundersames Dämmerleben, ehe dem Germanen in seiner neuen Heimat der weltgeschichtliche Tag in die Augen schien. Die Seele in ihm und die Landschaft, die ihn umgab, wob sich seltsam ineinander. Da wurde das ganze Volk zum Dichter, schuf sich Symbole für das Drängen im Herzen und ließ mit schaffender Fantasie lebendigen Geist in die Natur strömen. Den ungeheuern Schicksalen seiner Wanderungen gab es Gestalten, hob seine Helden aus dem unbegriffenen Gewirr historischer Wirklichkeit, goß den

heiligen Schauer uralter Mythen über sie, stellte sie als Wegweiser der großen Zeit auf weithin sichtbare Höhe und es ging ihm als poetische Wahrheit auf, was ihm als durchlebte Wirklichkeit ein hundertfach versiegeltes Rätsel geblieben.

Die geistige Schöpfung dieses halben Jahrtausends: der dichterische Abschluß der Mythologie, die Gestaltung der Heldensage und das poetische Durchdringen beider, war eine Arbeit, wie sie die Nation in späten Jahrhunderten nie mehr zu leisten vermochte. Die Formen sind uns verloren gegangen, kaum daß wir uns aus spärlichen Trümmern und den Prachtbauten der folgenden Menschenalter den Stoff in ursprünglicher Form erschließen können. Man hat das Recht dazu bestritten; freilich, es ist ja eine Pflicht. Wenn jegliche schriftliche Fassung fehlt, wenn die Stoffe nur durch mündliche Mitteilung wanderten, wuchsen und sich wandelten — das deutsche Märchen ist ein lehrreiches Beispiel —, wenn ein episches Lied, zur Harfe erklungen, wandelbar wie ein sonniger Hauch, die einzige Form war, wie wollen wir uns denn anders in diese Welt hineinfühlen? Diese Dichtungen waren nun weiter Gemeingut. Eine Schöpfung aber ist dem Kreis, der sie kennt, immer nur als Stoff gegenwärtig; ein paar Verse, der allgemeine Fortgang, zwei, drei losgelöste Akkorde, das ist alles; nur wenig Einzelnen lebt sie als Ganzes. Als Form wird sie jedesmal erst aktuell, wenn man die Dichtung liest, die Handlung sieht, wenn einem das Lied von neuem erklingt. Unendlicher Gelehrtenfleiß hat aus der Fülle später Denkmäler die poetische Arbeit dieser frühen Jahrhunderte herausgelöst. Sie fügt sich leicht zum Bilde zusammen.

Die germanischen Mythen sind uraltes Gut, in ihren Grundzügen gemeinsames Erbe. Aber als der Germane in seine neue Heimat einzog, als er den Rhein erreichte und in den Felsgebirgen der Alpen wohnhaft wurde, als er die See mit allen Schrecknissen kennen lernte, die er als Seeräuber befuhr und den Boden bebaute, über den er sonst träge mit seinen Herden gezogen, erwuchsen seine Mythen in neuen Gestaltungen. Die Landschaft, die nun seine Heimat wurde, gewann Gewalt über ihn. Für die Seele hatte er sich längst ein Symbol gedichtet, die wehende, süße Luft; ihm floß das Leben von den sterbenden Lippen in den Wind hinaus; da dauerte es fort. Er dachte sich Geister in den brausenden Sturm, und da er jetzt dunkle Schluchten kennen lernte, aus denen er herzuwehen schien, so bannte er sie ins Gebirge. Für seine Sturmdämonen gewann er nun, hilflos treibend auf wogender See oder tief in den Klüften des Hochgebirges, eine Anschauung sondergleichen. Das Echo, das von Klippe zu Klippe prallt, der geheimnisvolle wunderbare Segen der Berge, edle Metalle, glänzende Körner; die unheimliche Wucht finsterer Felstrümmer, die in den Schluchten ihn, der aus der Ebene kam, zu erdrücken schien, all das erfaßte die Fantasie mit zwingender Gewalt. So schuf sich der

Alamanne und Baier, noch fremd in dieser gigantischen Wunderwelt, für sein Staunen und Grübeln Gestalten, die ihm die Rätsel der Berge deuteten: das kleine Gevölk der Alpen, die Zwerge, Hüter und freundliche Spender der Schätze; ihre Stimme klang ihm im Echo von den Wänden; und für die Last, die ihm auf der Seele lag, die Druckgespenster, den Alp. Und der Sachse wieder, der auf bleicher Düne wehrlos und ohne Fassung stand, wenn ihm die brüllende Sturmflut einen lieben Gefährten hinabriß, ihm stieg ein Riese ans Land und holte sich nächtens mit stählernen Klauen seine Opfer. Und die dunklen Forste, die blauen Leinfelder, die wogenden goldenen Saaten, die er nun zu pflanzen und zu ernten wußte, jedes ein neues Rätsel am Anfang und dann mählich vertrauter, wurde ihm zur Quelle neuer Deutungen und Gleichnisse, neuer Gestalten und Geister. So wurden nun Landschaft und Stamm eine Einheit.

In heimischer Siedlung zur Ruhe gekommen, schuf das Volk aus alten Mythen, aus den Erlebnissen seiner Wanderungen, aus seinen Helden die große Sage, Dichtung und Wahrheit. Jeder der deutschen Stämme trug seine Schätze bei, doch jeder in anderer Weise. Während die Sachsen vor allem das deutsche Gemeingut dem Norden übermittelten, wo es in späterer Zeit, zu neuem Leben erwacht, nach dem Süden zurückkam und Alamannen und Baiern die herrlichen Schöpfungen der beiden gotischen Bruderstämme liebevoll aufnahmen und umgestalteten, nach der tiefen Tragik gotischen Schicksals treue Pfleger verwaisten Gutes, wurden die Franken die eigentlichen Schöpfer der deutschen Heldensage. Während im Norden der Mythus auf historische Wirklichkeit übertragen wurde, ward im Süden die Geschichte zur Sage.

An der See hat die trotzige Fantasie eines sturmgewohnten Volkes die Beowulfsage gestaltet. Die Sturmflut des Frühjahrs und des Herbstes, die verheerend über die Dünen bricht und jeder menschlichen Gewalt spottet, in diesem stets erneuten und endlich durch kluge Vorsicht und Ausdauer siegreichen Kampfe sah das Volk sich selbst als Helden und zwei Dämonen als furchtbare Gegner. Ein mythischer Stammesheros Beaw wurde der siegreiche Träger des Ringens. Beowulf erlegt den Unhold Grendl, der jede Nacht aus dem Moore steigend sich auf der Insel Seeland seine Opfer holt. In hohem Alter befreit er das Land von einer andern Plage, von einem feuerspeienden Drachen, der am Strande auf einem Schatze liegt. Doch als Sieger wird er tödlich verwundet. In seinem Tode spiegelt sich ein uralter Naturmythus: der sonnige Sommer und milde Spätherbst fällt dem Winter zum Opfer. Ein historischer Kern gibt der ganzen Sage ein festes Gefüge. Zwischen 512 und 520 schlug der Franke Theodebert die Raubflotte des Dänenkönigs Chochilaicus. Da mag ein dänischer Held, ein kühner Schwimmer, Anlaß gewesen sein zur letzten Gestaltung der Sage.

Eine echt sächsische Schöpfung, gesättigt mit mythischen Erinnerungen, ist die Sage von Wieland, dem klugen Schmiede. In Holstein und Westfalen blühn noch heute solche Sagen. Zugrunde liegt auch hier wie beim Beowulf ein Kultur- und ein Naturmythus. Wieland, vom König schmachvoll gezwungen, in seinem Dienst seine Kunst zu üben, rächt sich an des Königs Söhnen und Tochter und schwingt sich befreit in die Lüfte. Wie stand das Volk so staunend vor der neuen Kunst, mit Feuers Hilfe aus hartem Metall tausend Wunderdinge zu gießen und zu schmieden; in stummer Verwunderung übertrieb es die Kunst und legte sie in höchster Vollendung einem albischen Wesen bei. In Wielands befreiendem Fluge liegt ein alter Feuermythus: Die Flamme, menschlichen Zwecken dienstbar, strebt auf lodernden Schwingen zur Höhe und schlägt befreit durch die Esse. Der andere Teil der Sage, wie Wieland einer Schwanenjungfrau ihr Federhemd nimmt und sie damit in seine Gewalt zwingt, ist ein Märchenmotiv. Keine der beiden Sagen wurde in den goldenen Ring der großen Dichtung geschmiedet, die sich in den folgenden Jahrhunderten um Siegfried, Dietrich von Bern und Etzel schloß.

Die Franken haben den innersten Kern der Heldensage entwickelt. Zwei Mythen hatten sie aus der urgermanischen Heimat mitgebracht: ein Lichtmärchen und einen Blumenmythus; der Wechsel der Tageszeiten und des Jahres, bildet die Grundlage. Am frühen Morgen erlegt der junge Tag die grauen Nebeldrachen und weckt die Sonne, die auf dem Himmelsberge schlummert. Da kommt der Abend, und der lichte Held erliegt den finstern Nebelmächten. Das ist jung Siegfried, der durch die Waberlohe reitet und Brunhild befreit. Der Mythus war im Frankenlande lokalisiert. Noch 1043 erzählt Erzbischof Bardo von Mainz, daß ein Quarzblock auf dem Felsberg im Taunus das Bett der Brunhild heiße. Wie Siegfried den Hort erwirbt, das gab ein Jahreszeitmythus wieder: Der Heros des Lichts tötet den Wolkendrachen und befreit die Blüten des Sommers aus den Fesseln des Winters. Diese alten Mythen wurden in der neuen Heimat am Rhein zu menschlichen Schicksalen gestaltet. Aus dem Hort wurde leuchtendes Rheingold, aus den dämonischen Nibelungen rheinische Könige, aus der mythischen Albin eine Königstochter, der Liebestrank wurde zum Trank des Vergessens, und Siegfried erhielt eine Reihe von Ahnen, die Welsungen. Furchtbare historische Schicksale regten die Fantasie des Volkes an und warfen die Sage von neuem in den Schmelztiegel. 437 hatten die Hunnen das Reich der Burgunden vernichtet. 453 starb Attila in der Brautnacht neben seiner Gattin Hildico am Blutsturz. Die Kunde davon wird bald an den Rhein gedrungen sein. Daraus machte der Norden Mord durch die Gattin und Rache für die erschlagenen burgundischen Brüder. Aus dem Untergang der Burgunden erwuchs der zweite Teil der Sage; die Burgundenkönige liehen ihre histo-

rischen Namen für die Fürsten der Sage. So verschmolzen die Franken nach 450 ihre heimische Stammessage mit diesen historischen Umdeutungen; nur dämmernd leuchtet noch der alte mythische Grund durch. Der Hort wurde ein Symbol für Reichtum und Macht des Burgundenreiches, nach dem die Hunnen lüstern über die Grenze brechen. So ungefähr ging die Sage von Mund zu Mund, sie kam nach Sachsen und von da nach Skandinavien zu neuem Wandel und neuem Gehalt.

Aus reiner Stammesgeschichte sind die fränkischen Lieder von Ortnit und Wolfdietrich erwachsen. Hugdietrich ist Theoderich I. von Metz, der älteste Sohn Chlodowechs, der Vernichter des Thüringerreiches († 548). Er war unehelicher Geburt, das bot den Ausgangspunkt für die Sage. Wolfdietrich ist Theodebert I., der Sohn Theoderichs; grundlos unechter Abstammung bezichtigt, war er in Gefahr, durch treulose Oheime Reich und Leben zu verlieren. Aber die Franken standen treu zu ihm. Theoderichs kriegerische Taten wurden wirklich früh in Liedern gefeiert. Dieses Motiv, daß treue Mannen den Fürsten gegen verräterische Verwandte schützen, mußte für die germanische Fantasie verlockend sein. Mit leisem Wandel — die unechte Abstammung des Vaters wurde auf den Sohn übertragen — bildete sich die Wolfdietrichsage. Aus dem Gewirr der spätern Epen läßt sich nur schwer der früheste Kern schälen; es liefen wohl schon in dieser Zeit Lieder verschiedener Fassungen um.

Zwar fremden Ursprungs, aber in Niederfranken liebevoll gepflegt, ist auch die Kudrunsage zum Eigentum fränkischer Sangeslust geworden. In dieser einfachen Entführungsgeschichte, die mit einem furchtbaren Kampf endet, in dem die dämonische Hildr jede Nacht die Toten zu neuem Leben weckt, so daß die Schlacht in endlosem Wechsel immer wieder entbrennt, haben die seeanwohnenden Stämme in Skandinavien wie diesseits des Meeres den tiefsinnigsten Mythus gestaltet. Von der Natur und ihrem Wechsel zwischen Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Werden und Vergehen durchläuft die Mythe die ganze Gedankenkette bis zum metaphysischen Sein und Nichtsein. In den Niederlanden wurde der Kampf mit der Landschaft verbunden und an der Scheldemündung auf dem Wülpenwerder lokalisiert. Abweichend von der Gestaltung der andern Sagen ist diesmal die Weiterbildung. Die Fantasie teilte den Stoff, deutete die Elemente um und schuf so die Kudrunsage. Manch alte Züge sind so in die junge Sproßform aufgestiegen. Die Schlacht wird nun zweimal geschlagen, bei der Entführung Kudruns und während des Rachewerks in der Normandie. Die Lieder mögen um diese Zeit etwa besungen haben, wie Hartmut dem König Hettel die Tochter Kudrun entführt und mit seinem ganzen Volk unter dem Schwerte der Wickinger fällt. In der Gefangenschaft weist das Mädchen den Entführer standhaft von sich, muß harte Not erdulden, und erst nach langen Jahren fällt

Hartmut unter dem befreienden Schwert ihres Bruders Ortwin. Die Weiterentwicklung ist spätere Arbeit.

Die gotischen Stämme, die, ihren deutschen Brüdern ein warnendes Beispiel, nach glänzenden Tagen auf römischem Boden zugrunde gingen, schufen in ihrer Geschichte den zweiten, den historischen Teil unserer Heldensage. Sie waren der übrigen germanischen Welt um Jahrhunderte voraus, und so las ihr Dichtersinn, während die Stämme an der See und am Rhein eben erst aus dem Traum ihrer Mythen erwachten, bereits helläugig die Hieroglyphen der Geschichte. Aus ihren ermüdeten Händen nahmen die Nachbarn jenseits der Berge, Alamannen und Baiern, die kostbaren Güter zu neuer Pflege.

Vor der Entscheidung noch mit dem Heere der Hunnen stürzte sich 375 der Ostgotenkönig Ermanarich in sein Schwert aus lähmender Verzweiflung, die das Verhängnis seines Volkes unabwendbar kommen sah. An diesem germanischen Heldenschicksal entzündete sich die gotische Fantasie. Wenige Jahre später klang der Name des Königs bereits in Liedern fort. Eine römische Relation bei Jordanes zeigt die Geschichte schon in sagenhafter Beleuchtung. Als Opfer für fremden Verrat läßt der König ein edles Weib Sunilda von Rossen zu Tode schleifen. Als Rächer der Tat verwunden ihre Brüder den König schwer; daran siecht er dahin. Nun wanderte die Sage nach Oberdeutschland, und hier erst wurde der Fürst zum typischen Tyrannen. Sein Ratgeber Bikka treibt ihn aus Rache — Sunilda ist nun seine Frau und der König hat sie geschändet — zu grausamen Gewalttaten. Vor dem 7. Jahrhundert noch verknüpfte die schmiegsame Fantasie des Alamannen den historischen Kern mit einem alten Mythus, mit der Harlungensage. Diese, reiche Zwillinge, werden ausgesandt, um dem Himmelsgott die mit einem Geschmeide geschmückte Sonnenjungfrau heimzuführen. Doch selber in Liebe zu ihr entbrannt, gewinnen sie ihre Gunst durch Schätze und werden vom rächenden Gott getötet. Die später so reich gestaltete Sage wurde in Oberdeutschland um diese Zeit nur in folgender Form gesungen: Ermanarich, der Bikkas Gattin geschändet, wird von diesem aus Rache zur Ermordung seines eigenen Sohnes und seiner Neffen, der Harlunge, getrieben, nach deren Schätzen er, selber schon fabelhaft reich, seit langem gierig ist.

Das war nur eine Episode. Die ganze Größe und all den Ruhm des gotischen Namens, des Unglücks und den jähen Wechsel ihrer Geschichte hat das Volk aber in der Sage von Dietrich dem Berner dargestellt, dessen Gestalt, sobald sie deutsches Gemeingut geworden, wie ein Magnet die fliehenden Kräfte der Sage zur Einheit zusammenzog. Dietrich, das ist der große König Theoderich, aber aus dem historischen Bezwinger Odoakers und Italiens machte die Sage einen Vertriebenen, der nach dreißig Sommern und Wintern in sein Reich zurückkehrt an der Spitze eines fremden Heeres. Schon früh trat

an Stelle des Kaisers Zeno, in dessen Sendung Theoderich nach Italien gekommen war, Attila, der Inbegriff aller Macht und Größe während der spätern Völkerwanderung. Der Flüchtling Dietrich ist ein Symbol für die lange leidvolle Wanderung der Ostgoten, ehe Ravenna fiel. Theoderichs Jugendgeschichte bot Anhaltspunkte; 462 kam er als Geisel nach Konstantinopel, und dreißig Jahre vergingen wirklich bis zur Eroberung Italiens. Nur eine Makel haftete der historischen Gestalt des Königs an: die heimtückische Ermordung seines Gegners Odoaker. Die Sage war milder und löschte den Schatten hinweg und vertauschte wie zur Sühne beide Helden. Flucht, Verbannung und siegreiche Heimkehr, das war die erste Gestalt der Sage noch bei den Ostgoten. Aber dreißig Jahre nach Theoderichs Tode brach 555 auch sein Reich zusammen, eine viel zu kurze Spanne Zeit, um die Dichtung im eigenen Volke ausreifen zu lassen. Wieder wurde Alamannien der Boden, in dem sie weiterwuchs. Namen wie Dietrich und Amelung sind hier in Urkunden von 700 bis 900 häufig, ein Beweis, wie sie schon Wurzel gefaßt hatte. In zwei Liederkreisen mögen Dietrichs Schicksale gesungen worden sein: die einen sagten von seiner Jugend und seinem Wanderleben, die andern von seiner Heimkehr nach Italien. Der rastlos kombinierende Geist des Alamannen fügte die Ermanarichsage ein. Dietrichs Gegner war nicht mehr Odoaker, sondern der habgierige, ruchlose Ermanarich. Nur stellenweise hatte sich schon im 8. Jahrhundert die neue Verbindung durchgesetzt.

Eine Fülle von Helden wurde um die überlebensgroße Gestalt des Berners gruppiert. Der Anschluß der beiden Helchesöhne in der Rabenschlacht erfolgte erst später, aber ihre historische Grundlage, der Fall von Attilas Lieblingssohn Ellak am Nedao in Pannonien wurde schon früh in Liedern besungen. Hildebrand, vielleicht in Hinblick der Stellung eines Majordomus zum Typus des erfahrenen Fürstenerziehers entwickelt, und sein Kampf mit dem eigenen Sohne wurde früh mit Dietrichs Heimkehr verbunden. Witege und Heime sind aus Ermanarichs Umgebung in den Kreis des Berners gerückt. In Witege lebten zwei Helden fort: der in gotischen Liedern gefeierte Widigauja und der König Witigis, der 540 Ravenna übergab. Heime ist mythischen Ursprungs. Der wundervolle Säulenbau dieser Sage, der für die schaffende Fantasie so weite Hallen bot, wurde tief in den oberdeutschen Landschaften begründet.

Wie Sachsen und Franken uralte Mythen in Liebe mit der neuen Heimat verschmolzen und individualisierten, so haben Baiern und Alamannen die überwältigenden Eindrücke ihres Hochgebirges in der fremden Dichtung geborgen. Hier, wo der Gewittersturm vernichtend um die Felskuppen tobte und der Donner verzehnfacht durch die Schluchten rollte, mochten uralte Donarmythen und Gewittersagen einen fruchtbaren Boden finden. Zu Riesen-

kämpfen gestaltet, wurden sie verbunden mit Märchenmotiven aus der Wolfdietrichsage unter das neu erworbene Gut gemischt. Dietrich muß sich mit Riesen herumschlagen und von ihnen gefangen halten lassen. So gewaltig dünkte den beiden Stämmen die Macht ihrer neuen Heimat. Der Baier hinwieder, der aus den Quertälern der Alpen Tirols die Gewalt des Föhns erfahren hatte, mochte sich alter Sturmdämonen erinnern. In Ecke, der kampfbegierig durch Tirol jagt und wieder die Etsch zurück bis Trient, ist dem Baier ein solcher Mythus anschaulich geworden. Da kämpft nun Ecke mit Dietrich, und die Wälder brechen unter Sturm und Feuer zusammen. Für die sonnenglühenden Kalksteinfelsen schuf er sich ein herrliches Bild, den Rosengarten, und für das geheimnisvolle Wesen der Berge, das so greifbar lebendig an ihrem Bewohner vorüberzittert, für die streng gehütete Majestät wurde Laurin Symbol. Ob diese einzigartige Verknüpfung so früh schon erfolgte, mag zweifelhaft sein. Aber als Elemente sind sie geschaffen worden, solange die Landschaft diesem Menschen noch schreckhaft und wunderbar neu war.

Mit Siegfried und Dietrich waren die Grundsäulen für die spätere Dichtung gesetzt. Als dritte kam nun Etzel hinzu. Der historische Attila und seine historische Gemahlin Helche. Fern von den düstern Vorstellungen des Nordens, aus fränkischem Ingrimm geschöpft, der Attila als Gottesgeißel dachte, lebte in den Alpenländern der Hunnenkönig als gütiger weiser Friedensfürst fort, getreu dem Bilde, das Attilas Verbündete, die Ostgoten, sich geschaffen. Solange sie selbständig war, ging die Etzelsage in einfacher Form: eine glänzende Hofhaltung, Hort und Zuflucht für vertriebene Helden, das waren die Grundzüge; das mußte besonders den Alamannen, die so lange die Härte endlosen Wanderns verkostet hatten, die Sage lieb und trostreich machen. In diese verklärte historische Wirklichkeit trat nun die Gestalt, die herrlichste, wenn auch einzige reine Dichtung der Zeit, die Gestalt des Markgrafen Rüdiger. Sie mag wohl ein wenig über den Rahmen dieser Zeit treten und sich erst klar aus der Seele des Baiern gelöst haben, als Grenzhort des Landes unter der Enns, als er den schicksalsvollen Markfluß bereits überschritten hatte. Sie ist zum ahnungsreichen Symbol der Ostmark geworden für all die folgenden Jahrhunderte. Mit Etzel trat Rüdiger in die Dietrichsage, der am Hunnenhofe Zuflucht gefunden, und mit diesem in die Nibelungensage. So war in Attila das Bindeglied geschaffen zwischen der fränkischen Siegfriedsage und der gotisch-oberdeutschen Dietrich-Dichtung.

Im Binnenlande, fern dem Meere, wurde auf Walthari in neuer Form, vermenschlicht und historisiert die mythische Hildesage übertragen, ein erinnerungsvolles Abbild der Wikingerzeit. Entführung und Kampf wie dort, lokalisiert im fränkisch-alamannischen Grenzgebiet am Wasgenstein. In dieser neuen Form kam sie in Berührung mit Attila. Walthers ursprüng-

licher Gegner ist Hagen, und er vermittelte die Verbindung mit den Burgunden. Die Heimat der Sage war im 5. Jahrhundert das westgotische Aquitanien. Doch wurde dies Heldenleben zunächst bei den Ostgoten gestaltet, kam dann nach Alamannien — nicht später als im 7. Jahrhundert — und wurde an die Burgunden geschlossen.

So hatte sich der Germane seine neue Heimat und sein neues Leben in Symbol und Dichtung geistig gewonnen. Wir stehen am Urquell jeder Dichtung und jedes Stoffes. Wie bei der Beschränkung der Materie Stein und Pflanze, Tier und Mensch nur aus altem Leben zu neuem blühen können, so kann die Fantasie nur deuten und kombinieren; darüber hinaus greift sie ins Leere. Jeder Stoff und jedes Motiv geht auf eine letzte Quelle zurück; die Tiefen, in denen sie rauscht, können wir freilich nicht ersteigen. Und wenn die Spaltung der letzten Motive zu fein, wenn die stets erneute Deutung verwirrend und quälend geworden, dann greift eine jede Zeit wieder auf die großen vorweltlichen Blöcke zurück, um die ewige Arbeit des Spaltens und Meißelns und Formens von neuem zu beginnen. Von da immer wieder emporzusteigen, scheint der Sinn der literarhistorischen Entwicklung.

3.

Die Dichtung.

Massive Felsblöcke trotzen dem Sturme, aber die Inschriften darauf verwischen die Wetter. So sind uns die Formen, in denen die Stoffe der Heldensage einst Schönheit und Liebe gewannen, selten geworden wie goldene Spangen, die da und dort eine glückliche Hand aus dem Boden gegraben. Von manchem Kleinod geht gar nur raunende Kunde. Und so primitiv die Zeit war, und so einfach die Verhältnisse, soziale Unterschiede trennten schon damals in historischer Zeit dichterisches Schaffen und poetischen Genuß. Die Grenzlinie ist im wesentlichen auch die Scheide für die Formen.

Chorpoesie und Massengesang, zumal im Dienste religiöser Kulte, war zu allen Zeiten und in allen Zonen ein Bindemittel der Stände. Sie waren der Rhythmus, der das Leben des Germanen begleitete. Im Dienste des Kultus mögen jene hymnischen Gesänge erklungen sein, die nach römischem Zeugnis den erdgeborenen Gott Thuisto und seinen Sohn Mannus feierten, den ersten Menschen. Von Schlachtgesängen wird uns berichtet, mit denen die Heerhaufen ins Treffen zogen; Gottesdienst waren dem Germanen ja Kampf und Krieg. In chorischen Liedern feierten sie ihre Sieger und so sind die Ge-

sänge auf Armin, von denen uns Tacitus berichtet, wohl primitive Balladen gewesen, mit strophischer Gliederung, von der Masse gesungen. Die Höhepunkte des bürgerlichen Lebens wurden mit Tanz und Lied aus dem Grau des Alltags lichtvoll gehoben. Solche Poesie zur Feier der Hochzeit ist uns im fünften Jahrhundert bezeugt. So wurde auch die Leichenwache gehalten; in heitern Melodien flossen die Stimmungen dahin, denn der Tote haßte Trauer und Klagen. Bis spät in die christliche Zeit erhielt sich die Übung und wurde naiven Sinns in die Kirche übertragen. Uralte Rhythmen und zäh erhaltener Glaube, zumal in Sachsen, klangen selbst bei Prozessionen und Flurumzügen durch. Verbote künden uns wie stark das alte Leben weiterblühte. Selbst darstellende Gedichte von Kultushandlungen muß es gegeben haben. Die Menge war Trägerin des Rhythmus und der Stimmung, wenn auch Vorsänger, oft wohl priesterlichen Charakters, mit ihrer feineren Kunst für die große strömende Wucht des Gesanges Takt und festes Gefüge abgaben.

Während sich nun die obern Schichten, an den Höfen, beim Mahle an epischem Gesang erfreuten, belustigte sich das Volk an Rätseln und Rätselgedichten und trug harte Kämpfe aus, wie die Märchen noch heute plaudern, bis einer der Gegner, dem die Lösung mißlang, besiegt und wohl auch beschämt schwieg. Eine reiche Spruchweisheit ging im Lande um, auf Stabreimverse aufgereiht. Liebeszauber und Regenzauber, Wunsch, Fluch und Segen blühte in poetischen Formen weiter und erhielt sich bis spät in christliche Tage. So spärlich die Reste sind, die die kommende Zeit uns philologischen Sinnes aufgezeichnet, sie lassen die reiche Fülle doch ahnen. 1841 wurden auf dem Vorsatzblatt eines Missales — seltsamer Gegensatz — zu Merseburg zwei solche Zaubersprüche gefunden. In thüringischer Mundart trug sie eine Hand des 10. Jahrhunderts ein. Der erste soll die Lösung eines Gefangenen bewirken: Schlachtjungfrauen kommen durch die Luft geflogen; die einen legen hinter dem Heer den Gefangenen Fesseln an, die andern halten den Feind mit Zaubersprüchen auf, die dritten lösen den eigenen Gefangenen hinter dem feindlichen Heere die Fesseln auf mit dem Zauberwort: „Entspringe den Banden, entrinne den Feinden." Der zweite ist ein Pferdesegen:

„Phol (Balder) und Wodan fuhren zu Holze.
Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt.
Da besprach ihn Sinthgunt, Sunna, ihre Schwester,
Da besprach ihn Frija, Volla, ihre Schwester,
Da besprach ihn Wodan, wie er's wohl verstand,
So Beinverrenkung, wie Blutverrenkung, wie Gelenkverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Gelenk zu Gelenke, als ob sie geleimt wären."

Ein neuer Glücksfund der letzten Zeit hat uns in den Trierer Zaubersprüchen um 800 die ältesten deutschen Reime gerettet:

Christ uuarth giuund
tho uuarth he hel ok gisund,
that bluod forstuod:
so duo thu bluod.

So wunderbar wurde in diesen Sprüchen die Merseburger Mythologie ins Christliche umgedeutet.

Auf der freien Seite eines Heiligenlebens steht in baierischem Dialekt des 10. Jahrhunderts der Wiener Hundesegen. Die Alliteration ist noch erhalten, doch sind zwei Halbverse schon gereimt. Aus Sachsen ist ein Pferdesegen und einer gegen die Wurmkrankheit erhalten, der sich auch in Tegernsee aus dem 9. Jahrhundert gefunden hat. Ein Blutsegen aus Straßburg, der Weingartner Reisesegen, der Lorscher Bienensegen und eine Reihe ähnlicher umschreiben das ganze Gebiet dieser Volksmedizin und dieses Volksglaubens.

Daneben bestand eine andere Welt, in der die Heldensage lebte. Es war eine ausgesprochene Hofpoesie. Ihre älteste Form besaß dramatische Elemente und hing wohl mit dem Totenkultus zusammen. Das Grab oder den Scheiterhaufen des Helden umreitend, hielten ihm die Getreuen die Totenklage und priesen erzählend seine Taten und Vorzüge. Mit der wachsenden Fülle historischen Erlebens und der Gestaltung zur Heldensage reifte nun auch die Gattung heran. War der Chorgesang Gut des ganzen Volkes, und wenn der König zugleich Priester war ein Bindeglied aller sozialen Schichten, so ist das Heldengedicht ein vornehmes Erzeugnis für feine Kenner. Sein Publikum waren Fürsten und Könige. Die Fülle des Stoffes, die ausgeprägte kunstvolle Form, die Harfenbegleitung, forderte einen eigenen Stand — scop hieß der Rhapsode —, der wieder milde Gönner brauchte. Der Sänger gehörte zum Hofhalt und oft ist er selber Held und Gefolgsmann. Bei festlichen Gelegenheiten nun, beim Mahle trug er sein Lied vor für die Runde, die Gäste des Fürsten und außer den Edlen erlauschte wohl nur das Hofgesinde die kräftigen Weisen. Die gotischen Sänger, an Attilas Hofe reich vertreten, waren hochberühmt, und der Franke Chlodowech erbat sich 507 einen von Theoderich. Cassiodorus überliefert Beiwörter von Gotenkönigen, die Reste alten Gesanges sind, und in einer Reihe von Prosaauflösungen bei den römischen Historikern liegt uns der Inhalt vieler Heldenlieder vor.

Die älteste Form des epischen Gesanges war die Ballade. Nur aus später nordischer Überlieferung erschloß sich dem Forscher die ursprüngliche Gestalt. Die urgermanischen Langzeilen, jede aus zwei viertaktigen Gliedern bestehend, beide getrennt durch einen scharfen Einschnitt, schlossen sich zu Strophen zusammen von beliebigem Umfang. Es war die ideale Form für

man mih eo scerita in folc sceotantero so man mir at
burc enigeru · banun ni gifasta · Nu scal mih suasat
chind · suertu hauƿan · bretton mit sinu billiu · eddo
ih imo ti banin ƿerdan · doh maht du nu aodlihho · ƿ
ibu dir din ellen taoc · in sus heremo man hrusti gi
ƿinnan · rauba bihrahanen · ibu du dar enic reht ha
bes · der si doh nu argosto quad hiltibrant ostar liuto
der dir nu ƿiges ƿarne · nu dih es so ƿel lustit · gudea
gimeinun · niuse de motti · ƿerdar sih dero hregilo
hrumen muotti · erdo desero brunnono bedero ƿal
tan · do lettun se aerist asckim scritan · scarpen scurim ·
dat in dem sciltim stont · do stoptun to samane staim
bort chludun · heƿun harmlicco huitte scilti ·
unti im iro lintun luttilo ƿurtun · giƿigan miti ƿabnum

hiltibraht obana abheuane dat du neo danahalt mit sus
sippan man dinc ni gileitos ƿant her do ar arme ƿuntane
bouga cheisuringu gitan · so imo se der chuning gap
huneo truhtin · dat ih dir it nu bi huldi gibu · hadubraht
gimalta hiltibrantes sunu · mit geru scal man geba infa
han ort ƿidar orte dubist dir alter hun ummet spaher
spenis mih mit dinem ƿortun ƿili mih dinu speru ƿer
pan · pist also gialtet man so du ewin inwit fortos ·
dat sagetun mi seolidante ƿestar ubar ƿentilseo dat
man ƿic furnam · tot ist hiltibrant heribrantes suno ·
hiltibraht gimahalta heribrantes suno · ƿelaga gisihu ih
in dinem hrustim dat du habes heme herron goten
dat du noh bi desemo riche reccheo ni ƿurti · ƿela
ganu ƿaltant got quad hiltibrant ƿeƿurt skihit ·
ih ƿallota sumaro enti ƿintro sehstic urlante · dar

knappen epischen Vortrag. In dramatischem Wechsel rollte Schlag auf Schlag, durch keine hemmende Einzelheit gebunden, die Handlung ab. Jede Zeile möglichst für sich ein Ganzes, schloß sich von der folgenden ab; hinübergezogene Satzelemente, die etwa die scharfumgrenzten Einheiten verwischt hätten, fehlten. Wie wunderbar Form und Stoff zusammenstimmten, davon gibt uns der spät überlieferte Welsungenzyklus ein ahnungsreiches Beispiel, der in solchen Rhythmen im 5. Jahrhundert an den fränkischen Fürstenhöfen erklang. Bis ins 8. Jahrhundert reichen die Spuren der Ballade, der epische Handlung und lyrische Stimmung in gleicher Weise vertraut wurden. Gedichte erotischen Inhalts, „Winileod", verbot ein Kapitulare vom Jahr 789 den Nonnen. In wunderbarer Treue hat das Volkslied, das Stimmungen so mit Vorliebe in epische Handlung umsetzt, den alten Kunstgebrauch erhalten. Vielleicht daß selbst Tanzbewegungen den Rhythmus der Ballade begleiteten. Den Anfang solch eines Liedes hat uns der Zufall aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts erhalten. Doch leider verhüllt uns mittelalterliches Latein die schönen deutschen Formen: „Es ritt Bovo durch den belaubten Wald, er führte sich Merswind, Merswind die schöne. Was stehen wir? Warum gehen wir nicht?" Es ist als hätte man schon die Verse gehört, so rauscht zwischen den spärlichen Trümmern der alte Zauber bekannter Volkslieder auf.

Wie in weiten wallenden Gewändern schritten die Heldenlieder in der andern Form, in der Rhapsodie, einher. Da ist Raum für die ganze überschwengliche Pracht epischen Stiles. Fortgleitende Reihen von Langversen tragen wie Fluten freier Hexameter die reifen Schätze der Beiwörter und Episoden. Wie verbindende goldene Ketten schlingen sich die Satzglieder von Vers zu Vers. Die reich modulierte Stimme des Einzelnen beherrscht die Rhythmen von Wort und Satz und nur wie ein stimmungsvoller Grundton schwingt die Begleitung der Harfe mit. Der Einzelne herrscht und will gehört sein, wo früher die Menge sang und die Formen so knapp und streng sein mußten, das kein Mißton das Ganze störte. Die Sonne Homers glänzt durch diese Verse. Das paßt so prächtig zu dem gotischen Charakter, der sich dieses Prunkgefäß geschaffen für den schweren alten Wein seiner Heldensage. Nur ein paar stammelnde Laute haben sich aus dieser Wunderwelt erhalten:

Welaga nû, waltant got, wêwurt skihit,
ih wallôta sumaro enti wintro sehstic,
dâr man mich eo scerita in folc sceotantero,
sô man mir at burc ênîgeru banun ni gifasta,
nû scal mih suâsat chind suertû hauwan,
bretôn sînû billjû, eddo ih imo ti banin werdan.
der sî doh nû argôsto ôstarliuto,
der dir nû wîges warne, nû dih es sô wel lustit

gûdeâ gimeinûn: niuse dê môtti,
huerdar sih hiutû dero hregilo hruomen muotti,
erdo desero brunnôno bêdero waltan

Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Da stets man mich scharte zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mit dem Schwerte mich schlagen mein eigen Kind,
Mich strecken mit der Mordaxt oder ich zum Mörder ihm werden!
Der sei der ärgste aller Ostleute,
Der den Kampf dir nun weigere, nun dich so wohl lüstet
Handgemeiner Schlacht! Das Treffen entscheide,
Wer heute sich dürfe der Harnische rühmen
Oder der Brünnen beider walten!"

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand! Rührend ist die Art der Überlieferung, wie sie Scharfsinn und Fleiß uns festgestellt hat. Es scheint, als ob sich hilflose Hände gemüht, das kostbare Denkmal, nur halbverstanden, aus einer versinkenden Welt in eine neue hinüberzuretten. Wohl aus dem Gedächtnis hatte irgend jemand das Lied aufgezeichnet. Dann kamen zwei Mönche des Klosters Fulda darüber, die vielleicht in Erinnerung sturmvoller Jugendjahre die wenigen Verse, einander ablösend, voller Fehler auf die Vorder- und Hinterblätter einer Handschrift schrieben um 820.

Nur bruchstückweise, am Schluß wurden sie es überdrüssig oder ihre Quelle reichte nicht weiter. Manche Wörter und Wendungen haben nicht ihresgleichen in unsern bekannten Denkmälern. Nur aus dem Niederdeutschen und Angelsächsischen ließen sie sich erklären. So verwandt der Stil den epischen Formen der Angelsachsen und Skandinavier ist, die starken Abweichungen bleiben rätselvoll, weil uns die deutschen Gegenstücke fehlen. Während im Beowulf ein zarter lyrischer Hauch um das feste Gefüge der Handlung weht, ist der Schmerz hier versteinert und lastet schwer wie die wuchtigen Massen über einem Hünengrabe. Der Charakter ist unserm Liede alles; der Angelsachse sah die Dinge mit der frischen Anschaulichkeit eines Kindes, das in eine fremde Wunderwelt tritt. Wie Schlagworte wechselt die Zwiesprache und sticht so scharf ab von den glanzvoll gebauten Reden kampfbereiter Helden wie sie der lebhafte redefrohe Grieche in sein Epos wob. So alt das Lied uns dünkt, Spuren grauer Vorzeit finden sich im Nibelungenliede viel reicher. Es setzt die volle Entwicklung des germanischen Vaterrechtes voraus. Als das Mutterrecht noch galt, lag im Kampf zwischen Vater und Sohn keine sonderliche Tragik. Die Seele wühlte ein solcher Streit erst auf, wenn der Sohn der Erbe

Der edle Hilte brant.



ICh will zu land vß ritte͂ sprach sich meister Hiltebrant. d' mich die weg wise. gen Bern in die land. die synt mir gar vnkund gewesen vil mengen lieben tag. in zwey vnd trisig iaren fraw vten ich nye gesach.

¶ Wiltu zu lande ritte͂ sprach sich hertzog awelung. was begegnet dir vff der heyde eyn schneller regeiung. was begegnet dir vff der marck deyn sun her alebra͂t. ia rittestu selb zwolff se von ym wurdestu an gerant.

¶ Ja renet er mich ane in syne͂ vber mut. ich zerhowe im syn grune͂ schilt es thut im nymer gut. ich zerhow im syn bringe mit eynem schirme schlag das er ein gantzes iar fraw vten hab zu clagen.

¶ Dz ensolt ir nit enthu͂ sprach sich von bern her dieterich wan din sun her alebrant. ist mir in truwe͂ lieb du solt im frunt sprechen zu durch deyn willen myn. das er dich laß ritten als lieb ich ym mog syn.

¶ Do er zu dem roß garten vsz reit wol in des berners marck. do kam er in groß arbeit von eynem helde͂ starck von eynem helden iunge ward er an gerant. nu͂ sag an du vil alter wie stat es in dynem land.

¶ Du furest dyn harnesch luter vn̄ clar rech du syest eyns kuniges kint du wilt mich iungen helden mit gesehen ougen mache͂ blind. du soltest do heyme bliben vnd haben gut gemach ob eyner heissen glute d' alt lachet vn̄ sprach

¶ Solt ich do heyme bliben vn̄ haben gut huß gemach. mir ist by allen mynen tagen zu reisen vff gesatz. zu reisen vnd zu fechten. bis vff myn hyne fart. das sag ich dir vil iunger dar vmb grawet mir myn bart.

¶ Dyn bart will ich dir vß roffen das sag ich dir vil alter man. das dir das rosen farbe blut vber die wange͂ musz ab gan. dyn harnesch vnd dyn gruner schilt den must du mir die vff gebe͂. dar zu bisz myn gefangner wilt du behalten dyn leben.

¶ Myn harnesch vn̄ myn gruner schilt die hont mich dick ernert. Ich truwe wol crist von hymel ich wolle mich dyn erweren. sy liessen von den worten sy zugend bey d zwey scharffe schwert. was die zwen helden begerten das wurden sy gewert.

¶ Ich weisz nit wie der iunge dem alten gab ein schlag. das sich der alte hiltebrant von hertzen ser erschrack. er sprang hinder sich zu rucken woll siben claffter wyt. nun sag du vil iunger den streich lert dich eyn wib

¶ Solt ich von wiben lernen dasz wer mir ymer eyn schand. ich hon vil ritter vnnd knecht in mynes vatters land. ich hon vil ritter vnd knecht an mynes vatters hoff. was ich nit gelernet hon das lern ich aber noch.

¶ Er erwischet in by der mitten do er am schwechsten was. er schwang yn hinder sich zu rucken wol in dasz

Das Volkslied von „Hildebrant". Straßburger Druck aus dem Ende des XV. Jahrhunderts.

grune graf. nun sag du mir vil iūgħ
dyn bicht vatter will ich wesen. bistu
eyn iunger wolffinger vō mir magst
du wol genesen.

¶ Der sich an alte kesel ribet der en
pfacht gern ram. als geschicht dir vil
iunger wol von mir alten man. deyn
bicht soltu vff geben vff disser beiden
grien. das sag ich dir vil eben du iun
ger helde kyn.

¶ Du sagst mir vil von wolffen sye
louffen in dē holtz. ich byn eyn edler
tegen vsz kriechen lande stoltz meyn
mutter heist fraw vte eyn gewaltige
hertzogin. so ist hiltebrant der alte d̄
liebste vatter myn.

¶ Heist dyn muter fraw vte eyn ge
waltige hertzogin. so bin ich hiltebrāt
der alte der liebe vatter din. er schlosz
ym vff syn guldin helm er kust yn an
synen munt. nun musz es got gelobet
syn mir synd noch beid gesund

¶ Ach vatter liebster vatter mi die
wunden die ich dir hon geschlagen.
die wolt ich dry stent lieber in minem
houpte tragen. nun schwig lieber sun
den wunden wurt noch gut rat. syte
das vns got al beide zu samen gefu
get hat

¶ Das weret von der none bisz zu
der vesper zyt. bis das der iunge ale
brant gon bern yne reit. wz furt er vff
synem helme von gold eyn krentzlin.
was furt er an siner siten den liebsten
vatter syn

¶ Er furt yn in syner muter husz er
satz in oben an den tisch vber sich. dz
ducht syn muter fraw vte gar vnbil
lich. ach sun myn ist dir der erē nit zu
vil. das du eyn gefangen man setzest
oben an den tisch es wer nit myn wil

¶ Nun schwigen liebste muter vn̄
lond vch sagē. er hat mich vff der hey
de gar nach erschlagen. vn̄ hořēt lieb
ste muter kein gefangner sol er nit sin
es ist hiltebrant der alte d̄ liebste vat
ter myn.

¶ Ach liebste muter nun by sym
zucht vnd ere. als hiltebrant der alte
mit ir lebt hyn fur mer. in synem husz
vnd getach. do mit hiltebrant der al
te lebt hyn fur mit gemach

¶ Getruckt zu Straszburg.

seines Vaters war, wenn auf ihm die Zukunft der Familie ruhte. Dann schlug der Vater seinen eigenen Lebensbaum nieder. Das war ohne Zweifel der Ausgang des Liedes. Daß sich dasselbe Motiv bei Russen und Persern, Kelten und Griechen zum Liede gestaltet hat, beweist nur, daß das Leben an ganz verschiedenen Orten die gleichen Quellen aus tiefster Tiefe emportreibt. Es liegt zum Greifen nahe, daß hier die germanische Fantasie ein wirkliches Erlebnis gepackt hatte. Wenn während der wechselvollen Kämpfe um den Rhein und die Donaugrenze oft genug hier unter römischen Adlern und dort im Gefolge heimischer Führer Germanen gegen Germanen fochten und weiter zurück die Völker so oft zersplittert wurden, mag sich Vater und Sohn mehr als einmal gegenüber gestanden haben. Die Sage ist dann dem Motiv bis in metaphysische Tiefen nachgestiegen.

Unser Lied ist ein Ton im Verklingen, eine Sonne im Verlöschen, und wenn man die Augen gegen den grellen Glanz karlingischer Herrlichkeit abblendet, wird man erst gewahr, welch fremde Welten diesseits und jenseits von 800 zusammenstießen. Kein Volk hat so plötzlich die Ströme umgeschaltet, die ihm aus Natur und Leben Kraft und Schönheit in Wort und Versen zugeführt. Die Grundelemente jedes literarischen Lebens wurden gewandelt. In dieser Zeit gab es nur einen Stoff; er war Gemeingut wie Luft und Licht, in natürlicher Entwicklung nach den ewigen Gesetzen geistigen Trennens und Lösens, Verbindens und Schaffens erwachsen. Die Form war fest und kunstvoll geschmiedet, ein Becher, mit dem man nur zu schöpfen brauchte. Dichten hieß erhalten und liebevoll hegend weitergeben, was allen gehörte und niemandem. Der Dichter war nur ein Mundschenk, der den Wein in kundiger Wahl zu kredenzen hatte. In abgemessenem Tonfall trug er sein Lied mit rhythmischer Harfenbegleitung vor. Da waren alle Künste vereinigt: Musik und Wortbild und die dramatische Geste, in einfacher, gewaltvoller Verbindung und Wirkung, was man in späten Jahrhunderten erst durch mühsame Arbeit zu verknüpfen suchte. Und statt des einsamen Lesers eine Versammlung gleichgestimmter Zuhörer, statt des gelegenheitslosen Genießens der kommenden Generationen ein poesievoll gehobener Tagesabschnitt — festliches Mahl und frohe Gemeinschaft —, eine Jahreswende — Fest und Opfer —, oder der ernste Markstein eines Lebens — Hochzeit, Totenfeier — aber immer eine Gelegenheit und ein Anlaß. Um was wir die Griechen so beneiden, das hat das deutsche Volk einmal schon besessen, in den Hallen der gotischen Fürsten, an den primitiven Höfen der Franken und Sachsen, Alamannen, Thüringer und Baiern, selbst an Attilas glanzvoller Residenz, wo gotisches Leben und germanische Lieder heimischer waren als in Ravenna und Aachen.

II. Kapitel.

Die deutsche Renaissance.

1.

Grundlagen.

Feierlichen Harfenton und festliches Volksgewühl noch im Ohre, tritt man in die kaiserlichen Pfalzen, in die Abteien und Münster. Sage und Dichtung werden leise zur Literatur, das lebendige Wort, gesungen oder rhythmisch gesprochen, zur mühevoll geschriebenen Hieroglyphe, der Sänger zum Dichter. Eine Welt, wie sie unter den Karlingen versank, hebt nicht eine einzelne Ursache aus den Angeln. In der Tat waren ihrer so viele, daß sie ein flüchtiger Blick kaum fassen kann.

Wo der Germane auf römischem Boden seine Herrschaft aufbaute, ob in Gallien oder Italien, in Spanien oder in Afrika, er fühlte sich stets als Erbe und Nachfolger des römischen Imperiums und suchte ängstlich seine Legitimität zu wahren. So wurden die ostgermanischen Völker rasch von dem heißen römischen Boden aufgesogen. Römische Dichtung und Literatur verdrängt in Spanien und Italien bald die alten Lieder, die sich die Eroberer mitgebracht. Nur von einem Vandalenkönig hören wir, daß er einen Sänger bestraft, weil er sich einen fremden Helden für sein Lied gewählt hatte. In diesem gemeingermanischen Drange wurzelt der Imperatorentraum der Karlinge und Ottonen. Der Stützpunkt des fränkischen Reichs lag im einstmals römischen Gallien. Romanische Kräfte waren Karl dem Großen vor allem nötig als eiserne Klammern für sein Universalreich. So wurde ihm, dem Erben der römischen Imperatoren, dem Herrscher über ein vielsprachiges Reich, klassische Kunst und Literatur zur treibenden Kraft des geistigen Lebens. Und unter den harten Schlägen, mit denen er die deutschen Stämme zusammenschweißte, brachen auch die kleinern Fürstenhöfe zusammen, zu denen das Heer der epischen Sänger gehört hatte. Nun wurden sie brotlos und ver-

loren die Heimat. Für sie bedeutete die politische Umwälzung eine soziale Erniedrigung. Da die Versammlungen der Fürsten und Helden zersprengt waren, blieb ihnen nur noch ein williger Hörer, das Volk. So verloren sie sich rasch in der Menge, wenig geachtet und von den Großen des Reiches vergessen.

Zu der klassischen Renaissance als Grundlage neuer germanischer Kultur trat die andere mächtigere, das Christentum. Die alten Götter- und Glaubensmythen, so fest mit der Heldendichtung verwachsen, mußten erlöschen; Stoffe und Stimmungen wurden zerstört, aus denen die Sänger ja einzig geschöpft, auf die sie allein ihre Wirkungen bauten. So alt die Bemühungen waren, die germanische Welt der Kirche zu gewinnen, der volle Erfolg war erst dem 7. und 8. Jahrhundert beschieden. Die Franken freilich waren schon früh katholisch, sie eroberten sich ja eine römische Provinz mit alter kirchlicher Verfassung. Aber das müde gallische Kirchentum vermochte wenig über die oberdeutschen Stämme. Erst dem frischen verzehrenden irischen Glaubenseifer gelang, was die früheren Geschlechter vergebens ersehnt hatten. Doch der Schlußstein des unvergleichlichen Werkes wurde erst von dem Angelsachsen gelegt, die volle Vereinigung der germanischen Gemeinden mit der römischen Mutterkirche. Jede Landschaft hatte ihren eigenen Apostel. Columban wirkte am Zürchersee und am Bodensee, sein Nachfolger wurde der heilige Gallus. Um Säckingen predigte der heilige Fridolin, in der Mainlandschaft Kilian, an der Donau Emmeran und Korbinian; der Baiernherzog Theodo rief den fränkischen Bischof Rupert von Worms ins Land, der heilige Pirmin gründete das Inselkloster Reichenau. Überall rangen die alten Mythen noch lange mit der neuen Heilslehre, in Thüringen zumal blühten sie in seltsamer Wirrnis nebeneinander. Als dann Winfried durch die deutschen Gaue zog und tief im hessischen Urwald Fulda gründete, die Leuchte der fränkischen Landschaften, brach der Morgen überall sieghaft in die junge Welt.

Während nun so alles Alte wankte und Neues an die Stelle des Stürzenden trat, wandelte sich auch die Sprache. Die alte Tenuis, im Anlaut zunächst und dann auch im Inlaut, verschob sich, und so zerfloß mit den überlebten Konsonanten, auf denen sich so viele Alliterationsformeln aufgebaut, eine Fülle stehender Wendungen. In die alte Technik der Sänger war Bresche gelegt. Und wie fünf Jahrhunderte später die schwarze Kunst der Lettern wie mit einem Schlage das literarische Leben umgestaltete, so ging die Dichtung nun, da emsige Mönche ihre bunten Zeilen auf Pergamente zu malen begannen, andere neugewiesene Wege. Unter dem Anprall so starker Strömungen versanken die blühenden Eilande.

Zwei Fürstengeschlechter wurden die Säulen der neuen Zeit: die frän-

kischen Karlinge, Vermittler und Pfleger weströmischer Kultur, und die sächsischen Ottonen, die aus dem fernen Osten, aus Konstantinopel, mit griechischen Prinzessinnen die späten Blüten hellenischen Geistes äußerlich und unorganisch auf den deutschen Stamm pflanzten. Den gewaltigen Unterbau schuf Karl der Große. Römische Kunst und Wissenschaft, italienische Musik, die kostbaren Überlieferungen der klassischen Literatur eigneten sich die geistigen Führer des deutschen Volkes in wenig Jahrzehnten an. Was das fränkische Schwert geeinigt hatte, sollte die Schule nun dauernd verbinden. Unmittelbarer Zweck und Wirklichkeit war der Gesichtspunkt, unter dem Karl mit eisernem Willen der Nation die neuen Schätze zuführte. Die Sprache suchte er bildsam zu machen, damit das Volk verständigen Sinns den kirchlichen Feiern folgen könnte. Das Geheimnis des Buchstabierens, in der rohen Zeit der späten Merovinger so schmachvoll verfallen, kam zu neuen Ehren. Der unstillbare Wissensdrang, der im Fürsten loderte, teilte sich der Nation mit, und so wurde die Akademie, die er an seinem Hofe stiftete, in der er wie ein Freund und Bruder neben deutschen, irischen, langobardischen Gelehrten lernte und lehrte, zum Brennpunkt der neuen Lichtquellen. Doch wenn ihm die folgenden Jahrhunderte es rühmend niemals vergaßen, daß er Heldenlieder sammeln ließ, so war das nur ein Anachronismus. Die Zeit für die alte Form war zu Ende, und für eine Neugestaltung lag sie noch in weiter Ferne. Sein Sohn und Erbe Ludwig der Fromme (814 bis 840) versenkte sich noch tiefer in die Welt der römischen Klassiker. Für das deutsche Volk, das nun um die Mitte des Jahrhunderts sich aus dem großfränkischen Reiche löste, fand sich zum erstenmal der glücklichste Name, den wohl je eine Nation getragen; thiodisk, was das Volk verstand, im Gegensatz zu den Romanen des Reiches, wurde zum Sammelruf aller Stämme.

Nach langer Not und Wirrnis, die nun folgte, kam unter den Fürsten des sächsischen Kaiserhauses 911 bis 1024 das Reich zu frischer Blüte, die einzelnen Landschaften wurden wieder zu Individualitäten, der Stamm wurde wieder eine politische Gewalt und eigene Herzoge traten wieder führend an ihre Spitze; die griechisch-römische Renaissance gelangte zur höchsten Entwicklung, zum Abschluß. Was konnte dem Niedersachsen die hochdeutsche Sprache gelten? Sie war ja die Sprache des Bezwingers gewesen und das freie gute Sächsisch wurde noch immer gehütet als Losung, die Niederdeutsch und Franken schied. Neue Quellen antiker Kultur rauschten auf. Italien wurde ins Reich gefügt, und in breiten Strömen floß südliches Leben nach Deutschland. Fremdländische Mütter zogen das neue Kaisergeschlecht groß. Ottos I. Gemahlin war Adelhaid von Burgund; Romanen drängten sich plötzlich am Hofe. Eine wirkliche griechische Kaisertochter, Theophanu aus Konstantinopel, bestieg mit Otto II. den Thron. Nun mischte sich griechische Rede und

griechisches Wesen, südliche Feinheit und morgenländischer Luxus in die alte sächsische Sitte. Für so verwöhnte Ohren waren Genesis und Heliand nicht gedichtet. So weltfrohes Lachen und vielfach geschliffener Witz ließ sich nur in kunstvollen lateinischen Strophen münzen. Die römische Literatur, unter den Karlingen immer noch nur eine Teilkraft, wurde nun herrschend, guter Ton, und setzte selbst in Alamannien und Baiern die Fantasie in Bewegung. Nun war die Kluft durch die Nation bis auf den Grund gerissen und der Gewinn für Form und Vers, der unleugbar aus solch mächtigen Anregungen floß, wog nur leicht gegen Verluste auf allen Seiten.

Die literarischen Grundbegriffe, die freilich erst nach 1050 vollständig umgeprägt wurden, wandelten sich schon in dieser Zeit unter dem Einfluß spätrömischer Auffassung. Was in diesen zwei Jahrhunderten Literatur heißt, sind spärliche Reste von Bucheinbänden, entzifferte Rätsel von Handschriftenrändern. Es ist ein wehmütiges Symbol, daß sie sich auf die kärglichen Pergamentfetzen flüchten mußte, die ihr die lateinischen Schriften der Zeit frei ließen. Noch nicht Vergessenes und kaum Gewordenes drängt sich in wunderlicher Nähe zusammen.

2.

Die Franken.

Der Franke, politisch der Kern des neuen Reiches, den die Kulturwellen aus dem Süden zuerst getroffen, erfaßte sofort und verhältnismäßig klar die großen Aufgaben. Auf fränkischem Boden sind jene Dichtungen entstanden, die, ohne sonderliches Schwanken zwischen Vergangenheit und Gegenwart, unmittelbarster Ausdruck des erwachenden literarischen Willens sind. Fulda war der Mittelpunkt, von dem die großen Wirkungen über die fränkischen Landschaften ausgingen. Karls Gedanken, bei seinem Tode in Gefahr unter willenlosen Nachfolgern spurlos zu zerrinnen, hatten in der Klosterschule und ihrem großen Leiter Hrabanus Maurus Hort und Pflege gefunden. Der geniale Mönch zog Priester und Laien magnetisch an sich und entließ in ihnen begeisterte Schüler und Förderer des kaiserlichen Vermächtnisses.

Sein ernstester Wille war es, dem Volke in seiner eigenen Sprache die kirchlichen Lehren, Kultus und religiöse Stimmungen zu einem Teil des eigenen Lebens zu machen. Auf der Mainzer Synode war 803 der Beschluß gefaßt worden, daß das T a u f g e l ö b n i s in deutscher Sprache abzulegen sei. Für den Gebrauch im Mainzer Kirchsprengel nun war die Widersagungsformel bestimmt, die in zwei Handschriften aus Fulda und Speyer überliefert ist.

Gewiß fällt sie noch ins achte Jahrhundert, aber sie entspricht dem Sinn der Verordnung. Für die Messe der Katechumenen war ein Gebet verfaßt; eine Handschrift aus dem Jahre 821 hat es erhalten. Eine Beichtformel und ein Priestereid beweisen, wie rasch der kaiserliche Wille durchgedrungen war. Priester und Diakone mußten, ehe sie ihre Pfarreien antraten, dem Bischof den Eid der Treue leisten. Unser Denkmal bietet die Übersetzung eines lateinischen Textes und stammt aus der Zeit vor 850. Den ganzen Umfang dieser Verordnungen beleuchtet der Weißenburger Katechismus, wie all diese Denkmäler lediglich ihrer Sprache wegen eines literarischen Interesses wert sind. Er faßt so ziemlich alle Hilfsmittel pastoraler Wirksamkeit zusammen. Ein deutsches Paternoster, kurz erläutert, geht voraus, eine Art Beichtspiegel im Anschluß an den Galaterbrief bot die Anleitung zur Gewissenserforschung; das apostolische und athanasische Glaubensbekenntnis schließt den praktischen Teil. Eine Verdeutschung des Gloria in excelsis tat ein übriges, denn in den Verordnungen wird es nicht verlangt. Die Handschrift stammt aus dem Jahre 850.

So im Dienste des täglichen Gebrauchs mußte sich die Sprache praktischen Bedürfnissen anbequemen. Dem einfachen Pfarrer mitten im Volke genügte sie; der reichgebildete Mönch, der zunächst für die Zwecke des Klosters Bibel und Kirchenväter zu verdeutschen suchte, besaß einen höhern Ehrgeiz. So ist in den stillen Nächten der Klöster der Grundstock für die prächtige Prosa der Zeit geschaffen worden. Welch unendliche Mühe galt es daranzusetzen, die faltenreiche und schmiegsame tausendjährige Kultursprache der Römer in den ungeübten deutschen Lauten nachzubilden. Wenn die Isidorübersetzung und was damit zusammenhängt wirklich von einem einzigen Verfasser stammt, so dünkt es einem unendlich reizvoll, hier zum erstenmal die Entwicklung eines Mannes von etwas schüchternen stammelnden Anfängen bis zu künstlerischer Vollendung zu verfolgen. Auf zwei Handschriften ist uns das rühmliche Denkmal rheinfränkischen Sprachfleißes überliefert. Des Bischofs Isidor von Hispalis Schrift De fide catholica contra Judaeos, Teile eines Matthäusevangeliums, Bruchstücke einer Homilie und Partien aus der 75. Predigt des heiligen Augustinus bilden den Inhalt. In der Minuskel der frühkarolingischen Zeit geschrieben, ist die Übersetzung wohl nach 789 entstanden. Der Verfasser hat den tiefern Sinn des Übersetzens erfaßt. Dem Geiste folgend, der in jeder Sprache lebt, ist er knapp, wo der Romane wortreich ist und voll behaglicher Fülle, wo jener denselben Gesetzen der Schönheit gehorchend maßvoll sparen muß. In Fulda um 830, als Hrabanus Maurus Klostervorstand war, übertrug uns eine ganze Gruppe Tatians Evangelienharmonie. Schüler und Meister waren da beisammen, gewandte Übersetzer und hilflose Stümper. Unter Schreiber und Dolmetsch wurde der



Geistlicher Weise.

Mit aller Kraft, die in uns wohnt, laßt uns nun flehen zu dem Herrn,
daß er zu unserm Jammer nicht uns scheide aus der Guten Zahl;
daß aus der Schar der Fröhlichen wir nimmer scheiden uns zum Leid,
und nimmer in Verzweiflungsqual wir schauen uns in Ewigkeit.
Daß uns die Schwinge, die er führt, einst gnädig sei bei dem Gericht,
und nimmer sie mit Sturmgewalt verwehe und vernichte uns.
Daß nimmer wir im Feuer dann verbrennen so wie taube Spreu,
laßt bitten uns, daß wir entgehn, dem Unglück durch die Gnade sein,
daß warten seine Hirten uns und immer uns erhalten wohl,
und niemals aus dem Gotteskorn uns schwingen wegen unsrer Schuld.
Laßt bitten uns, daß wir dereinst mit guten Werken wohl geziert
gesellen uns zur heil'gen Zahl dort oben in dem Himmelreich
zu übergroßer Herrlichkeit; das wieder ist das Himmelreich,
wenn wir befreit sind dieser Qual, erfreuen ew'ger Wonne uns,
und dürfen mit den Heil'gen dann genießen stets das Himmelreich,
und nutzen voller Seligkeit, des Speichers stete Süßigkeit,
das Kornhaus, das hochheilig ist. O zögen nimmer wir daraus,
o möchten wir des Aufenthalts mit Seinen lange uns erfreun;
erfreuen uns, daß wir vor Gott mit ihnen endlich fröhlich sind,
mit allen Seelen, die gerecht, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Es schließt das erste Buch der Evangelien, deutsch geschrieben. Es beginnt das zweite Buch.

Schon vor den Mächten dieser Welt, eh' noch ein Engel war erzeugt,
so weit entfernt auch, als kein Mensch in seinem Geiste denken kann;
bevor der Himmel und das Meer, bevor die feste Erde ward,
und irgend etwas eingeführt, das eines dieser drei belebt;
da lebte immer schon das Wort vor allen Zeiten dieser Welt;
was wir nun sehen vor uns klar, war damals ungeschaffen noch.

Übersetzung aus Joh. Kelles Otfriedbuch. Prag 1870.

SPIRITALITER

Mit allen unsen kreftin   Bittemys nu truhtin
Er unsih uns giléide   Sonne thenguáthen nigi skáde
Thaz uuir fon then bliden   Mit leidu nigischaden
Uuir unsih in then riuuón   Nimuazzin ió biscouuón
Thaz sunt thiu uuirit uuersa   In theno vrteile helfa
Iz unsih mit giuuélta   Nifiruuáhe unz in enti
Joh in fiure after thiu   Thar nih rinen ió sospriu
Uuir mit guadon sinen   Then uuéuuón bimiden
Thaz hirta sine vns uuárten   Inti unsih ió gihalten
Joh vnsih ouh niruuannon   Uzar then gotes kornon
Uuir unsih muazin samanon   Zen gotes trut theganon
Mit iuuierchon filu riche   Zedeno hohen himilrich
Inhoho guallichi   Thes tauuir thaz himilrichi
Bimiden theso grimmi   Thuruh theo éuuigon uuunni
Joh muazzin mit then drúton   Thes himilriches nioton
Thenspichari iamo thiazen   Mit saliden niazen
Thaz halega kornhus   Thaz nisaren firdir uz
Mit sinen unsih fasto   Freuuen thero resto
Joh uuir thar muazin untarin   Blide fora gote sin
Son euuón unzin euuón   Mit then heiligon selon

EXPLICIT LIBER EVANGELIORUM PRIMUS THEOTISCE CONSCRIPTUS. INCIPIT LIBER SECUNDUS

I

Er allen uuerolt kreftin   Joh engilo giscefti
Sóumo ouh so in áhtón   Manni mag girahton
Erst ioh himil uuurti   Joh herda ouh so heru
Ouh uuiht in thiu gifuarit   Thaz sellu thiu ruarit
So uuas ió uuort uuonanti   Er allen ziun uuerolti
Thaz uuir nu sehen offan   Thaz uuas thanne ungiscaffen

Drittes Blatt aus Otfrieds Evangeliendichtung.
Münchner Hof- und Staatsbibliothek.

Text wohl blätterweise verteilt. Die besten Partien des Werkes reichen an Schönheit und Treue nicht an den deutschen Isidor heran.

Es ist sonst nicht Gesetz, daß Prosa neue literarische Zeitalter einleitet; in der Regel bricht eine Dichtung den Bann. Nur die Zeiten der Sprachbildung machen eine Ausnahme, so im 9. und so im 16. Jahrhundert. Die rheinfränkische Mundart, die Sprache Karls des Großen, die Sprache, in der seine Erben und Enkel sich Eide schwuren, war nach so trefflichen Übungen kühn genug, sich an ein großes Gedicht zu wagen, das wie kein anderes alles zusammenfaßt, was die Zeit des fränkischen Reiches, der römisch-deutschen Kulturdurchdringung, des jungen Christentums, von den Jahrhunderten der Stammesfreiheit, der Heldensage, des Heidentums schied. Hrabanus Maurus steht mit allem in Beziehung, was der Franke in diesen Jahrzehnten Bedeutendes schuf. Otfried, der Dichter des fränkischen Messias, war sein Schüler. Liber evangeliorum theotisce conscriptus lautet der Titel des merkwürdigen Buches. Otfried ist in allem der Dichtertypus poesiearmer Übergangszeiten, theoretischen Versuchens, mühsamen Gestaltens. Was er schafft, ist sein Werk. Er weiß es und gibt sich über jede Einzelheit Rechenschaft. So subjektiv wie bei keinem Werke bis 1050 steht sein Ich am Eingang der Dichtung. Er sucht Beziehungen und schickt eine Reihe Vorreden seinen deutschen Versen voran. Es gemahnt an das 17. Jahrhundert, wie er ängstlich keinen seiner Gönner vergessen will. Dem König zunächst, Ludwig dem Deutschen, gelten die Rhythmen in seiner Muttersprache. In langer prunkvoller lateinischer Rede wendet er sich an Liutbert, Erzbischof von Mainz, dann wieder in deutschen Versen an Bischof Salomo von Konstanz. Zwei Freunde aus seiner Fuldaer Studienzeit, Mönche von St. Gallen, Hartmuat und Werinbert, vergißt er noch am Schlusse nicht in einem Briefe. Das ist so ganz römischer Literaturbrauch, der freilich auch selbst mitten in der Dichtung Gesellschaft abhielt. Otfrieds Heimat ist Weißenburg an der Lauter, im Südrheinfränkischen; von 838 war er in Fulda, dann wurde er Mönch in seiner Heimat und leitete auch ihre Klosterschule. Um 870 vollendete er nach langem mühsamem Schaffen sein Werk. Wie die Dichter des 17. Jahrhunderts läßt er sich angeblich durch Freunde zu seiner Dichtung drängen. Abneigung gegen weltliche Poesie und bewußtes Nationalgefühl waren die treibenden Kräfte in seiner Seele. Völlig ein Kind der Karlingischen Renaissance fürchtet er hohnvolles Gelächter, wenn man sein Buch mit gutem Latein vergleiche. Seltsame Mischung! Und dennoch dünken ihm — Opitz im 17. Jahrhundert fühlte ähnlich — seine Franken nicht minder vornehm als Griechen und Römer. Die Vulgata war seine Grundlage, daneben eine Fülle von Quellen, vielleicht schon in einer einzigen gesammelt. Seiner Auswahl liegen die Sonntagsevangelien seiner Diözese zugrunde. Voll historischer Wirkungen

sind Otfrieds Verse. Die vierzeiligen Strophen der christlichen Hymnendichtung und die romanische Volkspoesie sind Ausgangspunkte des deutschen Reims. So wunderlich ist nun hier altes und neues gemischt, daß sich Alliterationsverse alten Charakters neben vollständig ausgebauten Versen im Sinne der christlichen Hymne finden, der einzige Zwiespalt, den diese geschlossene einheitliche Erscheinung aufweist. Ob er Vorgänger hatte oder ob er der erste war, der aus dem Nichts in die gähnende Leere, in die der Heldengesang versunken war, sein christliches Reimepos stellte? Es ist behauptet worden. Aber warum sollte sich nichts davon erhalten haben? Otfried schrieb und dachte an Leser, Partien mögen für mündlichen Vortrag bestimmt sein. Und so ist er ohne eigentliche Begabung, gelehrt und trocken, mit dem Vers ringend, der Gewalt der Sprache nur schüchtern vertrauend, aber sich seines Wertes bewußt, zum Sammelpunkt aller Wirkungen geworden, die in die neue Zeit einleiteten. Keiner bildete ein besseres Gegenstück zu ihm als Opitz, der poeta laureatus einer späteren Zeit.

Unter dem unmittelbaren Eindruck eines Sieges, des ersten wieder nach langer Not und Scham, feiert das Ludwigslied einen Nachfahren Karls des Großen, Ludwig III. 881 schlug er die Normannen bei Saucourt. Eines von den vielen lateinischen Liedern, die fränkische Siege besangen, mag als Muster gedient haben. In den gereimten Langzeilen klingt die alte Poesie noch manchmal an. Die religiöse Stimmung und Deutung der Ereignisse wird wohl einen Geistlichen verraten. Einflüsse lateinischen Satzbaues schimmern durch, selbst Otfrieds Spuren meint man zu erkennen, dessen Strophenbau im allgemeinen maßgebend war. Lebhaft und frisch enthält es ungleich mehr gediegenes Gold als Otfrieds mühsam gelehrte Verse.

Ein übles Schicksal hat mit dem schönsten Gedicht geschaltet, das ein ungebildeter Romane im 10. Jahrhundert in die Heidelberger Otfriedhandschrift eingetragen. Die Sprache ging ihm aus, denn mit dem treuherzigen Eingeständnis nequeo Uuisolf brach er ab. Es ist das Lied auf den heiligen Georg. Eine alte wundersame Legende, mit spielmannsmäßiger Frische vorgetragen in ungleichen Strophen etwa nach 850. Vielleicht, daß es im Kloster Weißenburg entstand. Gregorius, den die Heiden in einen Kerker geworfen, wird von einem Engel befreit. Er heilt einen Taubstummen, der blind und lahm ist, und läßt eine dürre Säule Blätter treiben. Da wird er auf Befehl des Perserkaisers Tacianus enthauptet; doch der Heilige kehrt zum Leben zurück; er wird aufs Rad geflochten, mit Geißeln zerschlagen, verbrannt, in einen Brunnen geworfen. Doch immer wieder erwacht er zum Leben. Da bekehrt er die Kaiserin Elossandra, und Abollinus, der Götze, fährt zur Hölle.

Aus dem Ende des 9. Jahrhunderts ist noch das Augsburger

Gebet erhalten, ein kleines Gedicht von vier Langzeilen. Die Überlieferung verstummt nun völlig. Die unbeschränkte Herrschaft der lateinischen Poesie war angebrochen. Erst zu Anfang des 11. Jahrhunderts taucht ein politisches Mischgedicht auf: De Heinrico. Es behandelt in starkgefärbter Tendenz die Versöhnung Otto I. mit Heinrich von Baiern, um die Ansprüche seines Enkels zu unterstützen, die er auf den deutschen Kaiserthron erhob. 1002 wird es gedichtet worden sein. Die ersten Halbverse sind lateinisch und nach deutscher Art gebaut. Das politische Ziel, das die Dichtung verfolgt, ließ nicht viel poetischen Schwung aufkommen.

Nun verlieren die fränkischen Landschaften auf lange Zeit die literarische Führung; bereits im 10. Jahrhundert war sie auf Sachsen übergegangen. Alamannien und die baierische Ostmark sind in den folgenden Jahrhunderten der Boden, auf dem sich die streitenden literarischen Kräfte tummelten.

3.

Die Baiern.

Dünkt uns die fränkische Prosa ein müheloses Pflücken vom Baum der Sprache, so zeigt alamannische und baierische Arbeit, mit welcher Mühe die fruchtbaren Körner in das harte Erdreich zu säen waren. In emsigem Deuten und Ergrübeln lateinischer Worte ist in Oberdeutschland unendlich viel für die Entwicklung des deutschen Wortschatzes geleistet worden. Noch zur Merowingerzeit wurden Glossen geschaffen, die einen reizvollen Einblick in die Art gestatten, wie lateinische Sprache und Literatur in die Nation zu dringen begannen. Die Stichwörter sind oft der Bibel entnommen, doch auch Vergil und Plautus. Der Wortsinn war zunächst der Weg, auf dem der Mönch, oft irrend und an der Wahrheit vorbeitappend, zu den klassischen Schätzen zu dringen versuchte. Eine Fülle herzerquickender Schnitzer läuft wohl unter. Wenn der Lateiner mit chordis die Saiten meinte, so klang dem Dolmetsch etwa cordis im Ohr und frischweg schrieb er herzin hin. Statt filis, den Fäden, verstand er filiis und verdeutschte es mit kindum. Späterer und darum reicherer Zeit gehören die alamannischen Glossen an. Einem praktischen Ziel strebte der Schreiber zu, dem Klosterbruder, der im lateinischen Sattel minder sicher saß, die grundlegenden Bücher des geistigen Lebens zugänglich zu machen. So entstand in St. Gallen, von Schülern ausgeführt, die Interlinearversion zur Benediktinerregel, die deutschen Wörter zwischen die Zeilen des lateinischen Textes geschrieben, in Reichenau die Verdeutschung der 26 ambrosianischen Hymnen und die Interlinearversion der Psalmen.

Baiern war die Landschaft, wo wie in Sachsen immer noch altes Gut im Wirbel der neuen Strömungen trieb. Nur flüchtig und äußerlich hafteten die christlichen Vorstellungen in der Seele. In einer Handschrift, die in bunter Fülle die ganze Gelehrsamkeit der Zeit zusammenfaßte, wie sie damals in baierische Klöster drang, steht das Wessobrunner Gebet:

„Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas noh ûfhimil,
noh paum noh pereg ni uuas,
ni noh heinig, noh sunna ni scein,
noh mâno ni liuhta noh der mâreo sêo.
Dô dâr ni uuiht ni uuas enteo ni uuenteo,
enti dô uuas der eino almahtico cot,
manno miltisto. enti dâr uuârun auh manake mit inan
cootlîhhe geistâ, enti cot heilac . . .“

„Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wunder größtes, daß die Erde nicht war, noch der Himmel darüber, noch irgend ein Baum noch Berg vorhanden war, noch die Sonne schien, noch der Mond leuchtete, noch das herrliche Meer: als da nichts war von Enden und Grenzen, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester und viele gute Geister mit ihm. Und der heilige Gott...“ Die christliche Auffassung von der Weltschöpfung aus dem Nichts hat also bereits die altgermanische verdrängt. Zeile für Zeile folgt das Gedicht der Bibel. Urklänge tönen in der Sprache fort, die in alliterierende Langzeilen gefaßt die ältesten poetischen Formeln überliefert.

Auf den Rändern einer kostbaren Handschrift, die Adalram, Erzbischof von Salzburg, Ludwig dem Deutschen widmete, ist das Bruchstück Muspilli eingezeichnet. Die ältere Vorlage war ähnlich wie beim Hildebrandslied aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Aus ihr haben unsere Schreiber geschöpft. Herüberleitend vom Kampf der Engel und Teufel um eine Seele schildert der Dichter den Streit zwischen Elias und dem Antichrist. Und wenn des Propheten Blut zur Erde träufelt, dann entfacht sich der Weltbrand. Der Himmel schwillt in Glut, es fällt der Mond, kein Stein bleibt auf dem andern. Nun fährt der Tag des Gerichts ins Land und alles Irdische schwindet. In Scharen kommen die Toten herbei und jedes Glied muß seine Sünde bekennen. Unendlich reizvoll ist es, wie hier die baierische und die sächsische Fantasie an demselben Stoffe so verschieden erglühte. Der Dichter des Heliand hat dieselbe Stelle in seinem Epos gestaltet. Die grandiose Anschauung der Apokalypse riß den Germanen, in dem gleiche Mythen eben zu Ende klangen, mit fort. Die Urform freilich ist erstarrt. Wer konnte sie wohl in dieser Zeit noch liebend in seiner Seele hegen! In hilflosem Suchen greift der Sänger nach

De poeta.

Dat ᚸ fregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuas. noh ufhimil. noh paum
noh pereg ni uuas. ni nohheinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareo seo.
Do dar niuuiht ni uuas enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. manno miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
inan. cootlihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot almahtico du
himil ⁊ erda ᚸ uuorahtos.

⁊ du mannun so manac coot
for✱pi· for gipmir indino
ganada rehta galaupa·
⁊ cotan uuilleon· uuistom
enti spahida· ⁊ craft· tiuflun
za uuidar stantanne· ⁊ arc
zapi uuisanne· ⁊ dinan uuil
leon za ✱ uurchanne·

Das Wessobrunner Gebet.

Übersetzung und Transskription steht im Texte S. 32.



Bildern für seinen unfaßbaren Stoff; aber was er findet, ist matt und lahm. Bloß reimende Verse sind da und dort eingefügt. Der Name ist dunkel und noch ohne Deutung. Um 821 muß das Gedicht entstanden sein; in diesem Jahre wurde Adalram Erzbischof.

In die Form der Leisen gehört der Bittgesang an den heiligen Petrus. Vielleicht sang ein Vorbeter die deutschen Verse, während die Menge mit dem Refrain einfiel: Kyrie eleison. So war es bis ins 12. Jahrhundert üblich. Ein Denkmal von hoher Schönheit ist die Bearbeitung des Verses 138. Um 950 wird sie entstanden sein. Die Reime sind unrein. Im Versbau folgte der Dichter Otfried. Im Anschluß an das Sancte sator, suffragator entstand in Tegernsee Anfang des 9. Jahrhunderts in alliterierenden Versen das Carmen ad Deum. Ein Werk des vielgereisten Otloh aus St. Emmeran ist das Gebet, das in seiner eigenen Handschrift erhalten und nach 1076 entstanden ist.

Natürlich fehlen unter der baierischen Prosa auch die üblichen pastoralen Behelfe nicht; Gebete, Beichtformeln sind überliefert. Der exhortatio ad plebem christianam kommt sogar amtlicher Charakter zu; „Unsere Regierung“ habe befohlen, die Pfarrer müßten die Gläubigen im deutschen Glaubensbekenntnis und Vaterunser belehren, damit sie Taufpaten stehen könnten.

In Baiern ist der erste Roman geschrieben worden, in lateinischen Hexametern, ganz am Ende der Zeit, die sich so mit Leib und Seele der antiken Kultur ergeben hatte. Ein Mönch, aus guter Familie und darum in Hofdingen sehr bewandert, ist der Verfasser; Froumund von Tegernsee nennen ihn fälschlich alle Überlieferungen. Nur spärliche Bruchstücke sind von baierischen und österreichischen Bucheinbänden abgelöst worden. Der Held, der für treue Dienste keinen Lohn gefunden, tritt in den Sold eines andern Königs. Als nach einem siegreichen Kriege Ruodlieb mit einer Gesandtschaft zu dem geschlagenen König gezogen, besiegt er ihn im Schachspiel. Zurückgekehrt findet er einen Brief seines alten Herrn, der ihn nun lohnen möchte, und beigefügt ein Nachwort der Mutter. Dem traut er. Zwei reich gefüllte silberne Gefäße gibt ihm der König zum Abschied und als Lohn zwölf Ratschläge. Drei davon heißen, keinem Rotkopf trauen, nie von der Straße abweichen und nur dort Einkehr halten, wo ein junger Mann eine alte Frau habe. Auf dem Heimweg trifft Ruodlieb einen Rotkopf, der stiehlt ihm seinen Reisemantel. Der Dieb reitet ins Getreide und wird von den Bauern geprügelt. Ruodlieb kehrt bei einem jungen Manne zu, der eine alte Witwe geheiratet, der Rote aber in einem Bauernhaus, wo ein junges Weib und ein alter Mann leben. Da tötet er im Streit den Gatten und verfällt dem Henker. — Hier klafft eine Lücke. — Ruodlieb kommt mit dem Neffen, den er getroffen, ins Schloß einer ritter-

lichen Dame und es stellt sich heraus, daß seine Mutter das Mädchen aus der Taufe gehoben. Der Neffe und das Fräulein verloben sich. Nun kehrt er heim. Auf hohem Kirschbaum sitzt ein Knabe, der nach ihm ausspäht und als Reiter kommen, ausruft: — wieder stört eine Lücke. — Das Friedensmahl wird nun gefeiert und ein weiteres Bruchstück führt in die Vorbereitungen zur Hochzeit des Neffens und des Fräuleins. Auch Ruodlieb soll heiraten, aber die Dame, die ihm die Verwandten empfohlen, prüft und bestraft er. Ein reizender Frühklang aus der Minnelyrik ist in den Versen des Fräuleins erhalten:

„Sag ihm von mir aus treuem Herzen,
Des Guten soviel, wie das Laub am Baum,
Der Liebe soviel, wie die Vögel fliegen,
Der Ehren soviel, wie da Gräser sprießen."

Nach neuen Lücken folgen Elemente aus der Heldensage. Die Quelle für die Ratschläge bildet ein Märchen; der Dichter wollte wohl alle zwölf in Novellen darstellen, das erste Beispiel für die Rahmenerzählungen später Zeiten, für den Abenteuer- und Liebesroman, für die freie Gestaltung der Heldensage und Verschmelzung uralter volkstümlicher Elemente in die Kunstdichtung. Ein Werk, das so helles Licht über die folgenden Jahrhunderte wirft, daß man nur die Form bedauert, die es in der folgenden Neublüte deutschen Wesens zu Bucheinbänden verurteilte. Bewundernswert ist die Treue und Sicherheit, mit der bis ins kleinste das Leben der Zeit erfaßt ist. Rührend sind die alten guten deutschen Worte im Gewande lateinischer Lautformen, hierin Vermittler der Vagantenpoesie und lateinisch-deutscher Mischdichtungen. Der Roman liegt hart an der Grenze des neuen literarischen Reiches, das nach 1050 auf viel tiefern Fundamenten, als die Renaissance ruhte, aufgerichtet wurde.

Die Heldensage muß in Baiern liebevolle Pflege gefunden haben. Die „Klage" berichtet, Bischof Pilegrim von Passau (971 bis 991) habe die Nibelungensage lateinisch aufzeichnen lassen. Sein Grab wurde 1150 geöffnet unter Wundererscheinungen. Tatsache ist, daß die Grenzen des Bistums, wie sie das Nibelungenlied angibt, nur von 950 bis 980 bestanden haben. Es lebten also in Baiern die gleichen Bestrebungen wie in Alamannien.

4.

Die Alamannen.

In gleichen Schwingungen wie in Baiern lebte sich auch in Alamannien der Trieb nach literarischem Schaffen aus. Zwei Klöster — Reichenau

und St. Gallen — wurden zum Herd des stetig genährten reinen Feuers; zwei Mönche stehn an Anfang und Ende der zwei Jahrhunderte und durchsonnen das geistige Leben der Landschaft: Walahfrid Strabo, Abt von Reichenau, der klassische Dichter von Epigrammen und Idyllen, der Hüter der karlingischen Frührenaissance, und Notker Labeo, den seine Zeit in dankbarer Huldigung Teutonicus nannte, für dessen Arbeit der Stamm zu klein geworden, der sein Volk werktätig geliebt wie keiner in diesen fremden Jahrzehnten. Als er 1022 an der Pest starb, besaß das deutsche Volk eine Prosa, besaß in unfaßbarer Fülle reicher Pergamentbände die Summe des Wissens, die Notker mit genialer, echt alamannischer Schmiegsamkeit aus dem Leben der klassischen Vorwelt gezogen hatte. Er übersetzte und kommentierte und schuf aus dem Vollen; immer ein Lehrer unter Schülern, im Gedanken Weisheit und Schönheit verrauschter Zeiten und im Herzen sein Volk, den Stamm und die Landschaft der nächsten Zukunft. Er machte die Sprache geschmeidig und fügsam, helles Kristall für das blendende Licht geschliffener Gedanken, weiches Wachs für den Hauch der Stimmung. Aus dem unerschöpflichen Quell der Volkspoesie schöpfte er Verse, Beispiele, Sprichwörter und deutete an ihnen erläuternd die Gesetze der Schönheit. In seinen Händen ruhte die alte und die neue Welt.

Noch war Alamannien arm an poetischen Schöpfungen; manches mag freilich verloren sein, haben wir doch vielleicht das Beste nur in einer lateinischen Übersetzung: den Lobgesang von Ratpert auf St. Gallus. Eine Einleitung versichert, die Melodie des deutschen Gedichts sei so schön gewesen, daß sich der Übersetzer bemühen wolle, — es war Ekkehard der Vierte, der Überarbeiter des Waltharius — sich möglichst eng ans Original zu schließen. Mündliche Klosterüberlieferungen und Strabos vita St. Galli dienten als Quellen. Überraschend mutet in dieser Zeit ein frisches Genrebildchen an, Christus und die Samaritanerin. Fragment ist auch diese reizende Dichtung. Fein ist beobachtet worden, wie die Frau die Anrede wechselt; zunächst ist ihr der Heiland nur ein Guotmann, herablassend, wie man einen Bettler grüßte. Als er ihr aber vom geistigen Wasser spricht, da kommt sie ins Staunen, nun ist er ihr Herro. Zwei- und dreizeilige Strophen sind gemischt, im übrigen folgen die Verse Otfrieds Gesetzen. Er behandelte dieselbe Szene, doch von seinem trockenen Pathos hebt sich das Lied lebhaft ab. Nach 900 ist es entstanden.

Nun kam in Alamannien, stärker noch als in Baiern, zum Ausdruck, was als verschwiegenes Leben im Volke blühte, und was künstlich an den Höfen und in den Klöstern lebte. In einer alamannischen Abtei kam die wundersame Verbindung zusammen: die westgotische Waltharisage im tönenden Gewande lateinischer Hexameter. Aus der Stilübung eines Klosterschülers erwuchs die merkwürdige Dichtung. Gerardus, Lehrer zu St. Gallen,

trug seinem Schüler Ekkehard auf — um 930 — das Leben des Waltharius in Versen zu beschreiben. Hundert Jahre später legte Ekkehard der Vierte auf Befehl Aribos, Erzbischofs von Mainz, die letzte Feile an das Epos. In dieser Gestalt ist es auf uns gekommen. Kurze Darstellungen in knapper Form, wie die Sage eben damals unter den Alamannen ging, werden dem Dichter vorgelegen haben, eine größere Dichtung in Stabreimen keinesfalls. Attila läßt sich Geiseln stellen als Pfand für die Treue seiner Vasallen: Gibich von Franken stellt den Hagen, der Burgunde Herrich seine Tochter Hildegunde, König Alphar seinen Sohn Waltharius. Am Hunnenhofe kommen sie zu hohen Ehren; Hagen und Waltharius werden ruhmreiche Heerführer, Hildegunde waltet der königlichen Schatzkammer. Da bringt eines Tages die Kunde zu Hagen, daß der neue Frankenkönig Gunther den Frieden gebrochen, und er entflieht. Waltharius soll einer hunnischen Jungfrau vermählt werden; doch bei einem Gastmahl macht er den König und seine Mannen trunken und entflieht mit Hildegunde, reiche Schätze davonführend. Nach vierzig Tagen kommen die Flüchtlinge an den Rhein und bezahlen die Überfahrt mit Fischen, die der Held in der Donau gefangen. Sie werden auf des Königs Tisch gebracht, der ahnt, wer die Flüchtigen sind und setzt ihnen, ihre Schätze zu gewinnen, mit zwölf Helden nach. Vor einer Höhle, in der das Paar geruht, erschlägt Waltharius in heißem Kampfe seine Gegner alle, nur Gunther und Hagen, noch unbeteiligt an dem Gemetzel, locken Waltharius listig ins Freie; es kommt zu neuem Streit, bei dem sie furchtbare Wunden erleiden und sich zu einer Blutsfreundschaft versöhnen. Seit dem 7. Jahrhundert hatte sich die Sage nach drei Richtungen entwickelt. In der Heimat Alamannien muß Walther um Braut und Schätze gegen Gunther und die Burgunden kämpfen. Als der Norden aus fränkischen Händen den Stoff empfing, waren seine Gegner die Hunnen. Die mittelhochdeutsche Überlieferung folgte denselben Spuren. In einer polnischen Chronik des 14. Jahrhunderts entführt der Held das Mädchen, muß am Rhein mit einem alamannischen Nebenbuhler kämpfen und bringt sie glücklich auf sein Schloß Tynecz bei Krakau. In Vergil und Prudentius war der Dichter wohl belesen. In Wort und Anschauung römischer Epik schildert er Reiterschlacht und Festgelage. Doch der deutsche Sprachgeist hat diese Einwirkungen seltsam gebrochen. Viel Volkstümliches hat sich nicht erhalten. Aber mit glücklicher Hand weiß er bunte Fülle und Abwechslung in die ermüdenden Einzelkämpfe vor der Schlucht zu bringen.

5.

Die Sachsen.

Der Zwiespalt, der durch die deutsche Seele ging, klaffte am tiefsten in Sachsen. So spät dem Reich und so hart dem Christentum gewonnen, setzte der Sachse unter seinem eigenen Fürstenhause den Ausbau seines Stammes fort. Nordöstlich der Elbe brach Graf Hermann Billung und in Brandenburg der nordthüringische Graf Gero die slavischen Stämme nieder. Um 950 waren die Völker zwischen Elbe und Oder unterworfen. Zwingburgen brachen der Einwanderung überall Bahn. Magdeburg, seit 968 Erzbistum, und Bremen schienen zu Trägern der nordischen Kirche zu werden. Nun schnellte die ungebändigte Ausdehnungskraft des sächsischen Volkes, die im Süden notgedrungen zum Stillstand kommen mußte, im Nordosten in ungemessene Weiten. Doch nach dem jähen Tode Ottos des Zweiten brach die slavische Flut fessellos über die Dämme; Hamburg wurde berannt, die Elbe war kein sicherer Graben mehr. Jahrzehntelang flackerte das Feuer fort auf den Trümmern kaiserlicher und kirchlicher Macht. Als dann mit dem Tode des letzten Ottonen die Reichsmacht von Sachsen auf Baiern überging, riß sich der sächsische Eigenwille mehr und mehr von der großen deutschen Entwicklung los. Das schimmernde Spiel von tausend widerstrebenden Kräften, alte völkische Sonderlust und Weltmonarchie, Christentum und Renaissance, an der Nordgrenze nationale Kraftentfaltung und enge Sonderbestrebungen im Süden ist auch in der sächsischen Literatur dieser zwei Jahrhunderte zum Ausdruck gekommen.

An praktischen Denkmälern ist kein Mangel. Beichten und Psalmenkommentare, in Allerheiligen die gute Übersetzung einer Homilie Bedas (nach 835) aus Essen, die Freckenhorster und Essener Heberolle, die uns die Naturalienkünste des Klosters, bestimmt für die Essener Brauknechte, aufzählt, steht obenan.

Ein Sachse schuf die einzige wirkliche große Dichtung dieses langen Zeitraumes. Der Heliand hat das äußere Schicksal aller Epen erlitten, die wie eine Wunderschöpfung aus dem Nichts treten. Mythe und Sage haben sich um seinen Dichter gesponnen. Flacius Illyricus druckte 1562 die einzigen Zeugnisse ab, Dichtung und Wahrheit, die wir über den Dichter besitzen. Bedas Erzählung von jenem sagenhaften Kaedmon, der sich, des Sanges unkundig, einst hinwegschleichen mußte, da die Harfe umging, im Traume aber zum Dichter geweiht wurde, ist auf den Verfasser des Heliand übertragen. Was weiter folgt, ist historische Wahrheit; Ludwig der Fromme trug einem bekannten sächsischen Sänger auf, das Alte und Neue Testament ins Deutsche zu übersetzen. Da ihm das Werk gewidmet war, muß es zwischen 825 und 835 entstanden sein. Dunkel wie Name und Herkunft ist auch die engere Heimat.

Die Dichtung ist auf der Evangelienharmonie des Syrers Tatian aufgebaut; für die eingeflochtenen Erläuterungen ist aus den Kommentaren des Beda und Hrabanus Maurus sowie aus Alkuin geschöpft. Eine Fülle von Vorstellungen strömt aus uns unbekannten Quellen. Klösterliche Erziehung wird sie dem Sänger vermittelt haben: er war wohl wie Otfried ein Geistlicher. Doch klar und deutlich wie wenig Namenlose steht sein Bild vor uns. Feinfühlig und taktvoll wählte er den Stoff aus, ein tiefer Kenner der sächsischen Seele. Episoden rein historischen Interesses, ausschließlich jüdische Elemente und was die frohe Botschaft bei seinen Hörern mindern könnte, läßt er klugen Sinnes weg. Daß der Heiland auf einer Eselin in die Stadt reitet und das hohe Wort von der Feindesliebe — auch der Franke war darin eingeschlossen — mußte dem Sachsen armselig dünken und unerträglich. Schönheit war ihm einer der Leitsterne. Getrenntes rückt er zusammen und meidet Wiederholungen. Am tiefsten enthüllt sich seine Kunst in der ganzen Auffassung des Stoffes. Das tiefe Wort vom Menschen als Maß aller Dinge war ihm Gesetz. Hüllten doch auch die irischen und angelsächsischen Mönche dem aufhorchenden Germanen die frohe Kunde in irdische Gewande. So malte der Dichter seinen göttlichen Helden in den Farben seiner Heimat. Die Sprache war freilich stark genug, die Vorstellungen in solche Richtung zu tragen. Noch lebte der Sachse ja ganz in den Formeln seiner alten Heldenpoesie. Die altgermanische Festlust tönt durch die Verse, die weit über den sachlichen Bericht der Bibel strömen:

„Da ward in dem Festsaal
Eine mächtige Menge der Mannen versammelt
Und der Herzoge im Hause, wo der Herr saß
Auf dem Königsstuhle. Da kamen in Menge
Die Juden in den Gastsaal und wurden guter Dinge
Und froh zufrieden, da sie ihres Festgebers
Wonne gewahrten. Man trug Wein in die Halle,
Schieren, in Schalen; Schenken schwärmten umher
Aus Goldgefäßen gießend. Da ward Jubel laut
Erhoben in der Halle, Da die Helden tranken."

Oder der Nachklang aus des Dichters meerumrauschter Heimat:

„Die Segel hißten
Wetterweise Männer und ließen vom Winde sich
über den Meerstrom treiben bis in die Mitte kam
Der Göttliche mit den Jüngern. Da begann des Wetters Kraft:
Im Wirbelwinde stiegen die Wogen,
Nacht schwang sich schwarz herab, Die See kam in Aufruhr,

Aus der Münchner Handschrift des Heliand.

Tho ward thiu tid cuman, that thar gitald habdun wisa man mid
Da war die Zeit gekommen, die da gezählt hatten weise Männer mit

wordun, that scolda thana wih godes Zacharias bisehan. Tho
Worten, daß sollte den Tempel Gottes Zacharias besorgen. Da

ward thar gisamnod filu thar te Hierusalem Judeono liudio werodes
ward dort versammelt viel dort zu Jerusalem von Juden Leuten, (des) Volkes

te them wiha, thar sie waldand god swido theolico thiggean scoldun,
in dem Tempel, wo sie (den) waltenden Gott sehr demütig bitten sollten,

herron is huldi, that sie hevan cuning ledes aleti. Thea liudi stodun
(den) Herrn um dessen Huld, daß sie der Himmelskönig (der) Sünde erledigte. Die Leute standen

umbi that helaga hus endi geng im the giherodo man an thana wih
um das heilige Haus und (es) ging ihm der vornehme Mann in den Tempel

innan. that werod othar bed umbi thana alah utan Ebreoliudi,
hinein. Das Volk andere wartete um den Tempel außen (die) Hebräerleute,

hwan er the frodo man gifrumid habdi waldander willeon.
bis er der weise Mann vollbracht hätte des Waltenden Willen.

So he tho thana wiroc drog, ald aftar them alaha endi umbi thana
Als er da den Weihrauch trug, (der) Alte durch den Tempel und um den

altari geng mid is rocfatun rikiun thionon fremida ferhtlico
Altar ging mit seinen Rauchfässern (den) Mächtigen (zu) dienen tat (er) fromm

fraon sines godes iungarskepi gerno swido mid hluttru hugi
Herren seines Gottes Jüngerschaft gern sehr mit lauterem Herzen

Wind und Wasser kämpften. Angst erwuchs den Leuten,
Da das Meer so mutig ward. Der Männer versah sich keiner
Längeres Leben."

Der leuchtenden Sonne fehlt auch hier der bescheidene Abglanz nicht. Ein Nachahmer suchte bald darauf in der Genesis das Alte Testament in Alliterationsverse zu gießen. Aber die Kräfte reichten nicht ganz für die große Aufgabe.

Der Heliand ist der letzte große Versuch, die stürzende Welt durch die neuen Kräfte zu stützen. Noch lebten die Erben der alten scope als wandernde Sänger weiter. Ihre Kunst war gesunken, ihr Adel dahin, ein Volk der Dörfer und Landstraßen suchten sie sich als Spaßmacher zu erwerben, was ihnen ihr Lied allein nicht mehr bringen konnte. Land auf und ab spürten sie unter den hohen Herren die kleinen Züge des Lebens aus und nützten ihre Komik zu lustigen Schwänken und Geschichten. Der lothringische Graf Immo, der seinem Gegner listig die Schweine wegtrieb und Graf Konrad von Niederlahnstein, genannt Kurzibold, waren dem wandernden Volke lebendige Quelle für seine Lieder. Und wie der alte edle Sänger dichtend den Völkerschicksalen folgte, so trugen sie politische Zeitung von Land zu Land, von Hattos Verrat an Adalbert von Bamberg, von der Schlacht bei Eresburg; sächsische Bosheit war es, da sie sangen, wo denn eine so große Hölle sei für all die erschlagenen Franken? Glücksritter gab es unter ihnen, die sich an Höfe emporsangen. Sie fügten nun ihre Stoffe in klingende lateinische Verse für Adel und Fürsten. Ihre Kunst war kirchlichen Ursprungs. Das Alleluja wurde in den Kirchen mit wechselnder Modulation gesungen; zunächst legten Mönche und Priester den Rhythmen Texte unter, Sequenzen, dann gingen die Weisen auf weltliche Stoffe über. Politischer Witz steckt in den meisten dieser modi. Mit Vorliebe machten sie den Schwaben zum Helden einer Geschichte, übertrugen sogar alte Stoffe auf ihn. Auch hier übte der Sachse seinen Hohn; Königsschwaben war ein spöttisches Schimpfwort für den alamannischen Adel in der Umgebung der ersten Salier. Die Spielleute trugen dieser Stimmung Rechnung.

Zwar ohne sichtbaren Erfolg, doch für die Zeit bedeutsam ist die Nonne Hrotsvith von Gandersheim, dem Kaiserhause eng verwandt, die seltsamste Blüte der ottonischen Renaissance, Höhepunkt und Abschluß. Um 930 ist sie geboren; Gerberg, Nichte Ottos I., war ihre Lehrerin. Ihre Seele ist ein unlösbares Rätsel. Mit frommer züchtiger Scheu gleitet sie errötend über die Mysterien der Marienlegende, und in ihren Dramen rührt sie an die schwülsten erotischen Probleme, gestaltet sie oft mit seltenem Geschick, um ihnen wieder in Naivität und fassungslos zu erliegen. Legenden hat sie in Distichen und leoninischen Hexametern behandelt; in der Passion des heiligen Pelagius wird ihr die unmittelbarste Vergangenheit lebendig; Cordoba, die Blume

maurischer Poesie, ist glanzvoll geschildert. Die älteste dichterische Gestaltung des Faustmotivs gehört ihr an. In historischen Gedichten feiert sie die Taten Ottos I. und besingt die Geschichte ihres Klosters Gandersheim. Dann ist sie wieder die erste seit dem Zusammenbruch der antiken Welt, die sich in dramatischen Bahnen bewegt. Ohne Akt und Szeneneinteilung, doch mit feinem Gefühl für das Wesen des Dialogs dramatisiert sie Legenden aller Himmelsstriche und spinnt in ihnen Liebesgeschichten zu Ende, die bis auf den französischen Naturalismus herauf nicht ihresgleichen haben. Von einer Aufführung hatte sie überhaupt keine klare Vorstellung. Mit den mittelalterlichen Mysterien teilt sie eine Reihe gemeinsamer Züge. Stil und Sprache schimmern in echter Weiblichkeit. Ein hoher Zweck hat sie geleitet: sie wollte die heidnischen Komödien des Terenz verdrängen und durch christliche Stoffe ersetzen, ohne die Gesellschaft beliebte Motive missen zu lassen. Heliand und Hrotsvith, beide kaum ein Jahrhundert entfernt, der Mann, der mit der ganzen Glut Neubekehrter seine Heimat, ihre Vergangenheit und Zukunft im Namen des Heilandes verbindet, und das Weib, die weltlichste und kirchlichste Dichterin ihrer Zeit und ihres Volkes, die, eine Meisterin klassischer Formen, das Menschlichste und Heiligste verknüpfte. Verbinden, vermitteln, verschmelzen, das war ja der Stamm, der sich einst aus Volkstrümmern aufgebaut und der als Pforte zwischen Norden und Süden, Osten und Westen stand.

Die deutsche Literatur flutete zu allen Zeiten zwischen zwei Polen auf und nieder: Otfried und der Helianddichter, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, Wieland und Klopstock, Goethe und Schiller. Der metaphysische Dualismus des deutschen Volkes, der in der Heldensage als Siegfried und Dietrich von Bern zutage tritt, bewegte schon die älteste literarische Welt. Sie spiegelt sich so klar in der Seele der deutschen Stämme. Der Sachse, im Reich und im Glauben ein Spätling, als Bürger der klassischen Welt ein verlorener Vorposten, hörte noch seine alte Zeit verklingen und genoß bereits die hohe Freude des rinascimento. Vergangenheit und Zukunft drängen sich auf der scharfen Scheide eines Menschenalters. Der Franke, der echte Sprosse s e i n e r Ahnen und s e i n e r Landschaft, hat die geistige Arbeit, die ihm zukam, einheitlich und durchdringend schon vor der Zeit geleistet. Nun hat er seinen neuen Dichtertypus und wartet, bis das neue Spiel anhebt. Baiern und Alamannen harren auf ihre Kaisergeschlechter, Salier und Staufer, um als Führer den Reigen zu eröffnen. Sie haben alles, Heldensage und Heldenromane; nur deckt sie noch das Kleid der Zeit, der lateinische Hexameter. Aber mit dem Tode des letzten Ottonen neigt sich die Renaissance zu Ende.



Hrotswiths „Abraham“ nach der Ausgabe von Celtis 1501. Abraham führt

Textprobe aus der Münchner Handschrift von Hrotswiths „Abraham“.

Ephrem: Abraham, Abraham, quid pateris? cur plus licito contristaris? numquam fuit fas heremicolae conturbari secularium more.

Abraham: Incomparabilis luctus mihi contigit, intolerabilis dolor me afficit.

Ephrem: Ne fatiga me longa verborum circuitione, sed quid patiaris expone.

Abraham: Maria mis optiva filia, quam pro bis bina lustra summa diligentia nutrivi, summa solertia instruxi . . .

Ephrem: Quid illa?

Abraham: Ei, mihi periit!

Ephrem: Qualiter?

Abraham: Miserabiliter; deinde evasit latenter.

Ephrem: Quibus insidiis circumvenit eam fraus antiqui serpentis?

Ephrem: Abraham, Abraham, was fehlt dir? Warum ſo betrübt, mehr als ſich gehört? Niemals durften Einſiedler ſich verwirren laſſen wie die Kinder dieſer Welt.

Abraham: Mein Jammer iſt unerhört, mein Schmerz unerträglich.

Ephrem: Nicht viele Worte! Sag mir's, was dir fehlt!

Abraham: Maria, meine liebe Pflegetochter, die ich zwanzig Jahre ſo ſorgſam aufzog, ſo emſig belehrte . .

Ephrem: Was iſt's mit ihr?

Abraham: Ach, die iſt verloren!

Ephrem: Wie?

Abraham: Erbarmenswert; dann entlief ſie heimlich.

Ephrem: Wie konnte ſie nur die betrügeriſche alte Schlange umſtricken?

III. Kapitel.

Das deutsche Wiedererwachen.

1.

Grundlagen.

Der erste Salier und der erste Staufer stehen als scharfumrissene Silhouetten am Horizont dieser seltsamen Zeit: Konrad II., Sohn eines fränkischen Grafen, Urenkel eines lothringischen Großen, und der Schwabe, Friedrich der Rotbart. Es ist, als ob sich die Geschichte selber, da dem neuen deutschen Menschentypus alles zur Allegorie und zum Symbol wurde, in mystischen Deutungen gefiele. Das Fürstenhaus der Salier, von der Stammutter her mit einem starken Tropfen sächsischen Blutes gesättigt, in Franken als Stammesherzoge zu Macht und Eigenart gediehen, verankerte den Schwerpunkt des Reiches zunächst in Baiern. Die flüssige völkische Art des Wesens strömte in den massiven Charakter der östlichen Berglandschaften über. Der Eroberungszug fränkischen Wesens, vor drei Jahrhunderten nur im Schatten des Karlingischen Heerbanns geborgen, gewann sich die Seele des ostmärkischen Baiern und aus der wundersamen Verbindung entspringt die Wurzel der neuen Literatur. Mit dem letzten Ottonen männlicher Abfolge sank die sächsische Universalmonarchie dahin, mit dem ersten Salier wuchs das deutsche Volk in seine schicksalsvolle Staatsform hinein: das heilige römische Reich deutscher Nation tritt faßbar deutlich ins Bewußtsein der Völker. Deutschland, Burgund, Ober- und Mittelitalien werden fürderhin die Säulen der neuen Macht. Der sächsische Stamm schied zunächst aus der Gesamtentwicklung aus, schmerzvoll freilich für den großen Einheitstraum, doch wertvoll für die Gestaltung des Augenblicks. Seine überschüssige Kraft wurde durch das großpolnische Reich und später durch die Germanisierung der Nordküste gebunden, ähnlich wie fünfhundert Jahre später der ostmärkische Baier im Donautal.

Jetzt erst, auf der Mittagshöhe des Lebens, wurde die Seele des deutschen Volkes von der innersten Glaubensmacht des Christentums ergriffen. In Frankreich trieben die großen Klosterreformen bisher gebundene religiöse Kräfte an die flutende Oberfläche des kirchlichen Lebens. Von Lothringen und Schwaben her, Landschaften wie geschaffen für aufblühendes Leben, wehte der neue Geist über den Süden des Reiches. Nun wurde es ernst mit Lehre und Satzung. In strenger Selbstzucht, in Kasteiung und Askese bereitete frommer Eifer das neue Erdreich für Glauben und Glaubensleben. Kontemplatives stilles Betrachten und visionäres mystisches Empfinden trank in gleicher Weise den Inhalt des Christentums in die Seele des Deutschen. Eine wundersame Innigkeit und weltverschlossene Innerlichkeit kam über den Menschen. Memento mori wird zur Grundstimmung, die den Laien fast mehr noch als den Mönch und Weltpriester ergreift. Die helle Glaubensbegeisterung loderte in dem reinen, aber sich selbst verzehrenden Feuer der Kreuzzüge zu Ende. Bischöfe und Geistliche, bisher fast nur als Reichsbeamte geachtet, traten nun frei ins staatliche Leben. Ihr soziales Niveau erhob sich, sie werden zu den eigentlichen Trägern der literarischen Bewegung. Zwei Kirchenfürsten werden, ähnlich wie zur Zeit der Renaissance zwei Mönche, zum Hort der sieghaften Größe Bernhards von Clairvaux: Erzbischof Norbert von Magdeburg und mitten im Herzen der baierischen Landschaften Konrad von Salzburg.

Die Stämme und Gaue, die Schöpfer des literarischen Lebens, beginnen sich jetzt in sich zu differenzieren. Aus der schweren, selbstbehinderten Masse wird die anregende lebendige Vielheit im Ganzen, Kraft und Schöne in stetem Ringen. Noch lag der Mensch als einzelner mit Gedanken und Herzen im Banne der Menge, aber in der Einheit der Teilstämme werden die neuen Menschen zu Individuen. Aus dem fränkischen Verbande tritt der Hesse noch zögernd in die Literatur, der Lothringer regt sich, und der Rheinländer wird der engere Stammesgenosse der ersten großen Dichter; der Ostfranke trägt seine Seele in die Stämme der baierischen Berge. Erzogen und gewandelt von der vielfach gegliederten heimischen Landschaft scheidet sich im alamannischen Volke Verwandtes und Gleiches vom minder Ähnlichen: der Neckarschwabe, der städtefrohe Elsässer und im Gebirge der Schweizer, jeder das leuchtende Zeichen kommender Größe bereits in der Seele. In Baiern ist es, als ob das reine fränkische Blut in heilsamer Zersetzung die Glieder zu freier Entfaltung löse. Neben den Altbaiern auf den Vorbergen tritt der Ostmärker des Donautales, der Kärtner und der Steier; nur der Tiroler beginnt ein paar Jahrzehnte später zu erwachen. Dem Altbaiern leuchtet zum erstenmal sein eigentlicher Beruf auf: die Künstler und Dichter des weiten Volkes an glücklichen Stätten zu sammeln. Der Vorfrühling verspricht einen Sommer von unfaßbarer Pracht und Fruchtbarkeit.

Und wie die Stämme, so die Landschaft. Die Burgen, die auf den Höhen emporgewachsen, die Dome, die Klöster, die kleinern Fürstenhöfe, die festumschirmten Städte, die sich nun zu lauter Regsamkeit zusammenschließen, geben jeder Landschaft feste, führende äußere Linien, werden zu Trägern individuellen Lebens, zu Grenzscheiden fremden Wesens, zu Schwerpunkten heimischer Kräfte. Die Gaue erhalten durch Steinmetz und Baumeister das äußere Gepräge des Menschen, der mit ihm zusammengewachsen; der Mensch und seine Erde durchdringen sich und eins prägt das andere. Die Residenzen, Städte und Klöster werden zu Brennpunkten geistigen Lebens, das jetzt in allen Nuancen so die Farbentöne jeder Landschaft und jedes Teilstammes widerspiegelt.

Tausend neu erwachende Kräfte. Zum erstenmal ringen sich, da so aus der Masse eine Vielheit geworden, literarische Strömungen aus der Seele des Volkes los, streben gegeneinander, fördern und nähren sich: ein steter arbeitsfroher Rhythmus spielender Kräfte bewegt die Stämme, bedeutet Atmen und gesundes Leben. Die Grundbegriffe literarischer Wirksamkeit, schon unter den Karlingen und Ottonen in langsamem Wechsel und Wandel, erhalten die letzte, die neue Prägung. An Stelle der altgermanischen Anschauung von Stoff und Form, Dichter und Dichten, Überlieferung und Publikum treten nun die modernen, die während der Renaissance sich unter griechisch-römischem Einfluß herauszubilden begonnen hatten. Stoff und Form fallen auseinander und müssen im einzelnen wiedergefunden und wiederverknüpft werden, in stetem Wechsel, nach Begabung und Wahl und oft nur nach bloßer Laune. Dichten heißt nun, aus einem Stoffe, der erst zu finden ist, etwas machen; nun war er kein Gemeingut mehr; das Finden und Gestalten macht ihn zum Eigentum eines einzelnen. Und wie in der Vorzeit Grund und Boden jedem gehörte und keinem, und wie jetzt die Erde verteilt ist, so wird aus dem freien Reich der Dichtung Privatbesitz, literarisches Eigentum. Und statt der einzigen Form, in die vor Zeiten der einzige Stoff zu gießen war, hat sich nun die Hülle poetischer Formen entwickelt oder war im Werden. Denn nun war der Dichter nicht mehr von vornherein des Beifalls seines Kreises sicher; er mußte sichs etwas kosten lassen, wenn er ein bestimmtes Publikum fesseln wollte, falls er es nicht vorzog, statt der mühevollern Form des Emporziehens zur Menge hinabzusteigen, deren begrenzten Geschmack er kannte. Die Nation ist in verschiedene Schichten zerfallen, der Dichter muß sich einer einzelnen anbequemen oder sich eben eine neue schaffen, wenn er stolz ist und stark und seiner Sache sicher. Mit dem Schreiben und Gelesenwerden ist eine neue Leidenschaft erwacht, die Sehnsucht nach literarischem Nachruhm, nach dem monumentum aere perennius. In der Vorzeit war der Held und seine Taten das Ewiglebende, das wollte der Sänger kommenden Zeiten zur

Lust erhalten; er selber versank, wie das Lied verklungen; ihm flocht die Nachwelt keine Kränze, er war nur Hüter und Vermittler. Nun wird der literarische Ehrgeiz rege. Die Dichtung, zierlich auf Pergament geschrieben, erhält dauernde Form und Bedeutung. Die Stimme klingt über Jahrhunderte hin; der Wunsch, sein Werk zu erhalten, überwiegt das Interesse, die selbstlose Liebe und Freude am Stoffe. Neben die Dichtung tritt der Dichter, neben den Titel der Name des Eigentümers. Sein Werk war zu einem Besitz geworden, der sich vererbte, der verkauft und verschenkt wurde, und die kostbaren Bilder in den Handschriften sind ein Symbol dafür: Freude am Besitz. Und mit ihr wächst eine neue Lust empor, die Lust des Erwerbens. Fand früher das Gedicht nur einen gelegentlichen Platz auf leeren Rändern und freien Blättern, jetzt legt man kostbare Sammelhandschriften an, eine Dichtung tritt neben die andere, sie wird zur bestimmten Individualität, reizt zum Vergleich, das ist der Anfang literarischer Kritik. So zum Besitz geworden erhält die Dichtung materiellen Wert, es dauert nicht lange mehr und er wird an einem festen Preise gemessen. Dichten wird ein Beruf und zum Erwerb. Und nun tritt zum erstenmal das Werk aus dem engern Kreise, in dem es entstand, wird Gegenstand und Mittel geistigen Austausches, überschreitet als begehrtes Gut die Grenzen der heimischen Landschaft und wird in fremder heimisch. Das Buch beginnt zu wandern, zunächst als Begleiter des Mönches, den der Abt als Hüter des neuen geistlichen Lebens in reformierte oder neugegründete Klöster schickt. Als kostbare Ausstattung bekommt er einen Schatz von Büchern mit, Samen für neues Leben in fremden Gauen. Der geschriebene Buchstabe hat die Dichtung zu einer realen Macht geschaffen, die in späterer Folge Welten stürzte und Welten schuf.

2.

Die österreichischen Landschaften.

Ein typischer Zug unseres literarischen Lebens löste neue Bewegungen stets an den Grenzen des deutschen Volkes aus, wo fremdes Wesen und eigenes Leben zusammenflossen oder in stetem Kampfe brandeten, auf erobertem Boden, und wo sich Glieder aller Stämme zu gemeinsamer Arbeit einigten. Jetzt sind es die österreichischen Lande: Kärnten und Steiermark, das Donautal, Oberösterreich. Die westlichen Stämme haben sich früh dem Baier zugesellt, das erweisen die Ortsnamen. Doch was die Bewegung vor allem förderte, war der starke ostfränkische Einschlag. Bamberg wurde zur treibenden Kraft. Dort stand die Burg der Neubabenberger, die als Fürsten ins Donau-

tal kamen, von dorther erhielten Kärnten und Steiermark ihr neues Klosterleben. Schon früh konnte sich in diesen Landschaften ein eigener politischer Herzschlag rühren, der die Gaue zu Eigenart und frischer Tätigkeit anregte. Der Karlinge Arnulf besaß Kärnten als eigenes Herzogtum, 976 verband es Otto II. mit Istrien und Friaul; Steiermark löste sich 1035 als karantanische Mark zu eigenem Leben los. Ottokar, Markgraf von Steier (1056 bis 1088) erweiterte und zivilisierte sie. Die Ostmark erhielt der erste Babenberger Luitpold 976. Wien wurde freilich erst 1142 Residenz.

Der Ausgangpunkt der neuen Bewegung für die jüngern baierischen Landschaften ist Kärnten, die Klöster, ganz im Banne des jungen Glaubenslebens, waren ihre Träger. St. Georgen, Gurk, seit 1102 Bistum, Millstatt, Ossiach, Benediktinerstift vor 1028 gegründet, St. Paul waren im Herzogtum die Zentren. Doch nur die pastorale Literatur, Predigten und Sündenklagen, können den weltfremden Mönchen der Stifte zugeschrieben werden. Die Dichter biblischer Stoffe und mystischer Allegorien, bestimmt Laien und Geistliche zu erbauen, zu sinniger Betrachtung zu leiten, dem neuen Gottesleben Herz und Seele zu öffnen, waren feingebildete und belesene Weltpriester. Seit der Blüte karlingischen Geistes waren fast zweihundert Jahre verflossen und eine neue Welt hatte das deutsche Volk emporgehoben. Aber noch immer setzten die Dichter nur fort, was damals angeknüpft worden. Neben dem fränkischen Ezzoliede steht als erste Dichtung an der Schwelle der Zeit die Genesis, die späte Schwester der altsächsischen Weltschöpfung. Um 1078 ist sie entstanden. Das erste Buch Mosis bot den Stoff: den Sündenfall, Kain und Abel, Noe, Abraham, Isaak und seine Söhne, den Aufenthalt in Ägypten. Noch hängt der Dichter hilflos an seiner Quelle; fließt sie spärlich und trüb oder hell und lebhaft, der Gang seiner Erzählung erlahmt oder schreitet rüstig. Die Spielleute sollten aus dem Interesse des Volkes verdrängt werden, so sucht er denn mit ihren Mitteln zu wirken und zu fesseln; Hochzeit und Jagd sind ihm erwünschte Gelegenheiten, dem Spielmann den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die brennenden Fragen des Tages werden berührt, das lockt den Zuhörer und er lauscht eifriger. In Abschnitten sollte das Werk vorgelesen werden. Doch der Spielmann fand kunstgeübte Bundesgenossen. In der Exodus wird der Wettlauf um die Gunst des Publikums offenkundig. Ohne Gelehrsamkeit und Tendenz hat hier ein Laie, der an den Vortrag dachte, im Gegensatz zur Technik der Geistlichen einen biblischen Stoff sich angeeignet. Wohlvertraut mit Spielmannswort und fürstlichen Neigungen enthüllt er Seele und Stimmung seiner Gestalten; das erste Mal, daß einer mutig der Wirklichkeit zu Leibe rückt. Am ritterlichen Kostüm hat er Freude, das 12. Jahrhundert stand ja bereits hoch am Horizonte. Im Stile klingen die großen Dichtungen des Rheinlandes an. Ganz im Banne des Genesis-

dichters, als Abschluß der Bibelepen und Brücke zu der mystischen Allegorie steht das Reimwerk Anegenge; altes und neues Testament sind zu einer großen Geschichte des Heils verbunden; die Weltschöpfung leitet es ein, Christi Himmelfahrt schließt Sünde und Erlösung ab. All diese Dichter dienten der Anschauung, wollten unterhalten und dem Volke bieten, was ihnen aus den Händen des Spielmanns schädlich dünkte, wie etwa die Dichter des frühen 18. Jahrhunderts nützlich ergötzen wollten.

Dem grübelnden Sinne der Zeit kamen die andern entgegen; sie wandten sich ans Herz und lockten die Stimmung, für die sich noch keine Form gefunden, in mystische Irrgänge. Und wenn sich die Seele zu allen Zeiten Symbole und Bilder suchte für das, was sie im Innersten bewegte, sie suchten sich eine Seele für Formeln und Symbole, sie sind die Romantiker dieser Zeit, die nach ihrer Welt im Spiegel haschten und vergaßen, daß sie doch ringsum blühte und duftete. Die babylonische Gefangenschaft wurde ausgedeutet und was der Dichter herausgelesen, das sollte in einer Bußpredigt am Schlusse den erquälten Gedanken zu Stimmung machen. Die erschütternde Macht der Apokalypse spiegelt sich in den seltsamen Lichtern, die der Dichter des himmlischen Jerusalem aus den mystischen Edelsteinen lockt. Freilich fanden sich Männer, die nüchterner dachten und Gefühl und Stimmung aus ihren symbolischen Fesseln lösten. In unmittelbarer Lebendigkeit nimmt sich ein Dichter im Recht um 1125 des dienenden Standes an, und richtet zeitgemäße Forderungen an den Adel. Mitten zwischen den beiden Richtungen, die im greifbar Irdischen lebte und die es nach mystischen Unendlichkeiten zog, schwebt das Reimwerk die Hochzeit; im Gedankenbanne des hohen Liedes ist Liebe und Ehe auf die Vereinigung des heiligen Geistes mit der christlichen Seele gedeutet. Werbung und Hochzeit sind so lebendig und anschaulich geschildert, daß die Dichtung wohl einen guten Tropfen mystischer Überschwenglichkeit vertrug.

In diesen Jahrhunderten hatten Bücher vor allem ihre Geschichte. In Alexandrien wurde in hellenistischer Zeit eine Zoologie zusammengestellt. Sie drang in den Orient, kam ins Abendland und wurde hier ins Lateinische übersetzt. Aus solcher Quelle übertrugen sie zwei Alamannen und dann ein Österreicher ins Deutsche. Auf der Wiener Bearbeitung dieses Physiologus fußte das Millstätter Reimwerk, in so verwilderten Versen und so entsetzlicher Wortstellung, daß es selbst in dieser formlosen Zeit auffällt. Hirsauer Mönche haben die Kenntnis des Stoffes vermittelt. In diesem Buch ist der seltsame Geist der Zeit lebendig geworden. Die realistische oft fabelhafte Schilderung der Tiere läuft in symbolische Deutungen aus. So wurde bezeichnend für Stamm und Landschaft im Osten das Tier zur mystischen Allegorie, im Südwesten zum Helden epischer Dichtungen, zum Träger der Fabel.

Wenn unsere Überlieferung den Tatsachen entspricht, dann trennt eine feine Linie die Markgrafschaft Steiermark von Kärnten. Zwei Klöster, Vorau seit 1163 und St. Lambrecht, stehn im Mittelpunkt. Die Heimat der steirischen Bibeldichtung war Vorau. Hier wurde die jüngere Genesis gearbeitet, Teile aus der Exodus, dem Buch Numeri und aus Josua wurden angeschlossen. Eigenartig muß das literarische Leben in St. Lambrecht gewesen sein. Hier entstand eine Psalmenübersetzung, reiche Spruchweisheit ist überliefert. Regeln für Monate wurden erdacht; hier lösten die Nonnen zum erstenmal fromme Stimmungen in kleine Liedergrüße an Maria und Christus auf, hier leuchten uns in den Wechselreden lateinischer Oster- und Weihnachtsspiele die ersten Spuren dramatischer Wirksamkeit. Hier war Gemüt, Unmittelbarkeit, volkstümliches Leben.

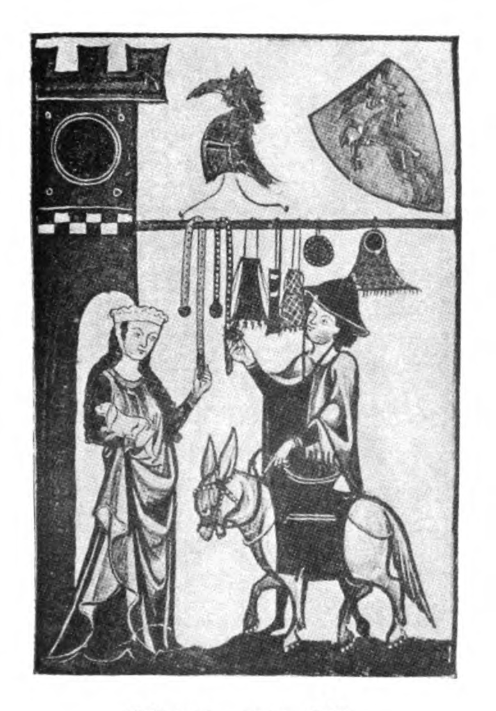
Jenseits des Semmerings, im Donautale, durchflutet vom Treiben der großen Orientstraße, tost eine ganz verwandelte Welt. Schon walten die ostfränkischen Babenberge der Mark, Wien liegt noch im Dunkel. Klöster sammeln die Ströme geistigen Lebens und leiten sie weiter, Melk, seit 1089 von Hirsauer Mönchen aus Lambach bevölkert und die Königin des Tales, Klosterneuburg. Wie seltsam, daß nun auf einmal in dieser offenen stromdurchflossenen Landschaft die Dichtung Blut und Leben gewinnt, Persönlichkeit, charakterprägende Namen. Trieb es hier, wo sich so mannigfach deutsche Stämme drängten, den Einzelnen lockender und gewaltsam aus dem grauen Einerlei der Menge? Schied sich der Mensch hier stärker vom Menschen, weil er an Franken und Alamannen sah, wie verschieden die Sprache klingt und wie die Stämme sich so verschieden regen? Im Donautal, diesseits und jenseits der Enns treten die ersten Dichter mit Persönlichkeit und Namen in historisches Licht. Hier wagen sie zum erstenmal freischaffend wirklich zu dichten und frisch das Leben zu packen; hier nehmen sie's ernster, hadern bitterer, zeichnen greller und verstehn es Stimmung aus der Seele loszureißen. Zum erstenmal leuchtet ein Scheltgedicht erbarmungslos über Zeit und Leben hin.

Heinrich, Laienbruder zu Melk, dem aus seinem Weltleben kaum etwas Menschliches fremd geblieben, hat die ersten Satiren unserer Literatur gedichtet. Um 1160 wirkte und lebte er. Die Erinnerung an den Tod gilt jedem Stande. Über weltfrohe Ritter und putzsüchtige Frauen fährt seine Geißel, Himmel und Hölle rollt er auf. Er öffnet die Gräber und führt den Sohn an den verwesenden Leichnam seines Vaters und die Frau vor ihren toten Gatten. Ein unerhörter Realismus scheucht die Gefühle auf, mit grimmigem Behagen beobachtet er Wirkung und Eindruck. Eine besondere Satire widmet er dem Priesterleben seiner Zeit, die an Schonungslosigkeit und Härte nur der Literatur des frühen 16. Jahrhunderts verglichen werden kann. Eine Klausnerin bei Melk Ava, älter als Heinrich — sie starb 1127 — ist die

erste Frau, die deutsche Verse baute. Mit ihrer vollen Persönlichkeit steht sie neben ihrem Gedichte, Stoff und Stimmung habe sie von ihren zwei Söhnen empfangen. In großen Zügen, oft trocken, dann wieder in rührender Teilnahme und Innigkeit schildert sie das große Heilswerk, Christi Leben und Wunder, die Wirkungen des heiligen Geistes und den Schlußakt des Dramas, Antichrist und Weltgericht. Die weibliche Seele bricht nicht bloß in den Stimmungen durch, sie vergißt es nicht beim Weltende anzumerken, daß auch der goldene Schmuck zugrunde geht. Ihr Gedicht war wohl für gebildete Laien bestimmt. Im Anschluß an das Lukasevangelium schrieb ein Österreicher Adelbrecht einen Johann Baptista, vor 1130, der seine Wirkungen auf das Rolandslied ausstrahlte, und ein Priester Arnold machte noch 1150 die geheimnisvolle Zahl Sieben dem Lobe des heiligen Geistes dienstbar. Doch beide Gedichte vermitteln nur die Übergänge zur biblischen und mystischen Literatur des Südens und Ostfrankens. Frau Ava und Heinrich von Melk geben der Landschaft ihr Gepräge. Überall blüht neues Leben auf; religiöse Stimmungen regen sich und wollen Reim und Rhythmus werden. In vierzehn sechszeiligen Strophen reiht der Melker Marienleich in kunstvoller Form das Geschmeide schmückender Beiwörter auf. Er sollte dem Chorgesang dienen. Wie St. Lambrecht so hat auch Klosterneuburg sein Osterspiel.

Eingebettet zwischen Alpen und Böhmerwald ist Oberösterreich das kleinere Abbild der altbaierischen Landschaft. Der steigende Verkehr des Donautals ist ohne sonderliche Wirkungen über die Landschaft hingerauscht. Ein Volk der Fluren und Äcker heute wie damals hat sich der Stamm altbaierische Überlieferungen am längsten und treuesten erhalten; die Enns, vormals der Grenzfluß gegen Osten, schloß ihn mehr von der Mark ab als der Inn vom Westen. Und während die herrschende Macht neu geordneter oder gegründeter Klöster in dem abgelegenen, weltfremden Kärnten und Steiermark den Menschen zu heimlicher Betrachtung sammelte und in Niederösterreich der bunte Wechsel der Welt leidenschaftlichen Widerspruch bei entsagenden Seelen weckte und den Einzelnen aus der Menge hob, wurden im Lande ob der Enns im Gegensatz zu Vergangenheit und Gegenwart die ersten Töne der menschlichsten und stärksten Stimmung laut: der Liebe. Es ist zum ersten Male, daß große Gegensätze frische Bewegung in Dichten und Denken bringen, das erste Zeichen, wie stark sich selbst verwandte Landschaften und Teilstämme zu individualisieren begannen.

Das baierische Volk aller Gaue hat sich im vierzeiligen Volkslied den ureigensten Ausdruck für seine Seele geschaffen: Trotz und Energie, fröhliche Kampflust und derbwitzige Zwiesprache, Tanz und Lied und Gebärde sind in einem Rhythmus beisammen. In diesem Lichte erscheint das Liebeslied, das der baierische Ruodlieb überliefert. Die Form ist freilich in lateinischer



Dietmar von Eist.

(Heidelberger Handschrift.)



Der von Kürnberg.

(Heidelberger Handschrift.)



Der Burggraf von Regensburg.

(Heidelberger Handschrift.)



Spervogel.

(Heidelberger Handschrift.)

Fassung etwas zerdrückt, aber seltsam, daß die vier deutschen Worte wie abgerissene Klänge den Rhythmus des Tanzliedes im Ohre wecken:

Tandundem **liebes**, veniat quantum modo **loubes**,
et volucrum **wunna** quot sint, tot dic sibi **minna**.

Liebesgrüße hat noch Eichendorff im Rhythmus des vierzeiligen Tanzliedes gedichtet. Diese Poesie, die ursprünglichste Lyrik aller Völker liegt dem Liede der oberösterreichischen Minnesänger zweifellos voraus, nicht einzig und allein, es liefen wohl auch in andern Formen Volkslieder erotischen Inhaltes im Lande um. Unendlich viel hat sich in den lateinischen Liedern der Vaganten, der fahrenden Schüler erhalten, in den Spott- und Liebesgedichten, in ihren Wandergesängen und Frühlingsliedern. Und wieder ist es ein bairisches Kloster, Benediktbeuren, das in seiner Sammlung aus dem 13. und 14. Jahrhundert diese wundersamen, lebendig frischen, anmutigen carmina burana gerettet hat. Dieses köstliche Erbe des baierischen Stammes trug in Oberösterreich die ersten süßen Früchte.

Dietmar von Eist, zwischen 1139 und 1161 bezeugt, und seine Lieder scheinen das Ergebnis langer Entwicklung. Neben Strophen ältester Form mit reiner Assonanz findet sich moderneres Gut, tadellose Reime. Sinnvoll träumend, das ist der Grundzug seiner Stimmung, zart und leise entsagend, der Aufbau der Verse feingedrehte und ziselierte Arbeit, einfach, doch sorgsam.

Es stand eine Frau alleine
Und blickte über die Heide,
Blickt' aus nach ihrem Lieben,
Einen Falken sah sie fliegen:
„Wie glücklich, Falke, du doch bist!
Du fliegst, wohin dir's lieb ist,
Du erwählest in dem Walde
Einen Baum dir nach Gefallen.
Also hab auch ich getan,
Ich selbst erwählte mir den Mann,
Der wohlgefiel den Augen.
Das neiden andre Frauen.
Ach ließen sie mir doch mein Lieb,
Da mich zu ihrem Trauten nie Verlangen trieb!"

In diesem Liede, vielleicht das älteste, das wir haben, ist alles beschlossen. Das Volkslied wirkt fort, ein epischer Klang leitet es ein. Und doch ist Dietmar das Wesen lyrischer Kunst aufgegangen. Zwei feste Punkte stützen das Gefüge: die einsame Frau auf der Heide und der einsame Falke in der Luft, zwei Anschauungen, von jeder Umgebung isoliert, durch einsamen Gegensatz in gleichem Gewichte schwebend. Zwischen beiden weben nun die goldenen Fäden der Stimmung auf und nieder, noch reine Stimmung, ein bloßes Wellenschlagen, bis sie gegen Schluß Farbe und Inhalt gewinnt. Dies Doppelprinzip der Technik kehrt bei Dietmar gerne wieder, so in dem Liede „Auf der Linde oben . . ." Da klingt die Stimmung der Frau um das Vöglein auf

dem Aste und die Rose unten. Er ist der erste, der ein Taglied dichtete; das Leid der Liebenden am Morgen wurde nun rasch zur lyrischen Formel.

Der Kürnberger ist in allem Dietmars Gegenspiel; die überlegene, weiberfahrene Reife, einfacher in den Mitteln, und dennoch reicher, stärker in den Wirkungen, knapper und dunkel. Er liebt den Botengruß und ist dramatisch wo Dietmar episch ist; Weib und Mann drängen sich in stetem Widerstreit. Er ist der geborene Lyriker, dem jede Strophe aus einem eigenen individuellen Erlebnis wuchs; er ist der Dichter der Situation; jedes Gedicht setzt nur diese eine voraus. Der Kürnberger ist der Realist. Er hat Erfahrung und stellt mit Vorliebe eine unumstößliche Spruchzeile voraus: vil lieber friunde fremden daz ist schedelich ....; wip unde vederspil die werdent lihte zam ... und nun folgt ein verstecktes Personenspiel. Der Rhythmus setzt stets mit einem kräftigen Auftakt ein, die Anschauung immer voraus und einmal mutet seine Technik des Bildes überraschend modern an: der t u n k e l st e r n e, sich, der birget sich, das ist etwa Gothes Vers: „An vollen B ü s c h e l z w e i g e n, Geliebte sieh . ." Seine Erotik ist sinnlich und streift gelegentlich einmal fast am Zynischen hin. Mit reizender Sicherheit zeichnet er die Frauen, die ihm zum Schicksal wurden, der erste, der seine Herrinnen individuell voneinander scheidet; das gibt eine amüsante Bildersammlung: die eine lieb und hold und sehnend, — die Frauenstrophen — und er fliehend und ablehnend. Die andere begehrlich und launisch und spöttisch. „Ich stand an deinem Bette und wagte dich nicht zu wecken," bekennt ihr der Dichter. „Gott soll dich strafen" gibt sie enttäuscht und mit lockendem Spotte zurück; „Ich war doch kein wilder Eber"; und die Landesherrin, unverhüllt werbend, in ihrer Niederlage voll Rache und der Kürnberger kurz entschlossen nach seinem Rosse rufend um ihr trotzig das Land zu räumen. Nur einmal setzt er reine Handlung in Stimmung um:

„Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr.
Da er nach meinem Wunsche nun gezähmet war
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde schön umwand,
Hoch stieg er in die Lüfte und flog dahin in fremdes Land.
Doch jetzt hab ich ihn wieder in stolzem Flug erblickt,
Es hielt die seidne Fessel ihm noch den Fuß umstrickt,
Ich sah wie am Gefieder rotgoldner Schmuck ihm scheint.
Gott sende die zusammen, die in Liebe wären gern vereint."

Dietmar und Kürnberger sind Produkte der deutschen Überfülle, die sich stets zwei Männer schuf als Ausdruck neuen Willens und Lebens. Eichendorff und Heine spiegeln in so später Zeit Bedeutung und Stellung der beiden Oberösterreicher überraschend wieder. Beide Paare gingen als Vorläufer

neuer Zeiten vom Volksliede aus, fast gleichzeitig und nutzten ihr Erbe zu verschiedenen Zielen.

3.

Alamannen und Schwaben.

Zur Zeit der Renaissance rückten gemeinsame Grundzüge in der Entwicklung Baiern und Alamannien aneinander. Jetzt hat sich das baierische Stammesgebiet gespalten; die östlichen Landschaften und das nordöstliche Alamannien bilden eine Gruppe mit gleichen Tendenzen und gleichen Ergebnissen; Franken und Altbaiern, geistig eng verbunden, werden die Träger der neuen Epik.

Um 1050 baute sich Herr Friedrich von Büren auf dem Hohenstaufen eine Burg. Dreißig Jahre später wurden die Staufer Herzöge von Schwaben und Elsaß, verschwägert mit der herrschenden Dynastie. Die Blüte des alamannischen Volkes hebt an. Die alten Klosterüberlieferungen dauerten ungeschwächt fort. Alamannien wurde zuerst von der cluniacensischen Reform erfaßt, Laien und Geistliche ließen sie auf sich wirken, St. Gallen und Weißenburg öffneten ihr die Tore, das Kloster Hirsau an der Nagold wurde Stützpunkt der neuen Kirchenmacht, die sich nun den ganzen Süden eroberte. Hirsauer Mönche durchsetzen das geistige Leben der Alpenlandschaften, Träger des reinsten Eifers, strengster Askese, tiefer religiöser Stimmungen. Bamberg, Melk, Millstatt, Hirsau, durch diesen weiten Bogen kreiste das neue Leben, das in Ostfranken, Niederösterreich, Kärnten und Alamannien so verwandte Reflexe auslöste im Gegensatz zu den übrigen deutschen Landschaften. Nokers Memento mori wurde zum Grundton der neuen Stimmungen, die sich besonders um Melk so kräftig äußerten. Der Tod beherrscht Gedanke und Seele, in seinen Dämmerschein ist das Leben gerückt; der Kampf gegen den Einzigen und sein Eigentum, gegen die Käuflichkeit des Rechts und die trennenden Schranken der Stände sind die Leitmotive dieser erschütternden Predigt. Nirgends haben die kommunistischen Ideen der Zeit so mächtigen Ausdruck gefunden. Derber und wohl hundert Jahre jünger ist der Skopf von dem Lohne. Ohne Quellen und literarischen Ehrgeiz zeichnet der Dichter zwei Frauentypen, in scharfen Kontrasten werden die böse und die gute Ehe gegenübergestellt. Formlos schweift die Fantasie weiter und rastet erst bei den Gestirnen und all den Schöpfungswundern. In Alamannien wurden ebenso treu wie in Kärnten und Steiermark die pastoralen Bemühungen der karlingischen Zeit fortgesetzt. So deutet ein Gedicht, durch sinnlose Überlieferung verstümmelt, die Kleidung des Priesters und die Meßgebräuche

symbolisch aus, ein anderes rollt die Zukunft nach dem Tode auf — wenn es wirklich in Alamannien entstand — und gibt in einer Vision des Apostels Paulus ein Bild der Hölle.

Der Schwabe ist der geschaffene Lyriker, seine Landschaft löst sich aus Alamannien in gleicher Weise heraus wie Oberösterreich aus dem Ostbaierischen. Dieses hatte die glücklichsten volkstümlichen Grundlagen, er das Temperament. Freiheitsliebe und Lust an ungebundener Selbstbestimmung mußten ihn zu jener poetischen Form drängen, die am freiesten ist, am persönlichsten, die sich am wenigsten unter lange Selbstzucht und fortgesetzte Arbeit beugen muß, zur Lyrik. Man hat ihn einen Träumer genannt; zurückhaltend gegen Fremde und der Öffentlichkeit so gerne verschlossen besitzt er die herrlichste Anlage Gedanken und Stimmungen zu glockenheller Reinheit austönen zu lassen. So ist der Lyriker der schwäbischen Landschaft Meinloh von Sevelingen ein treues Spiegelbild seines engern Stammes. Die Familie besaß das Truchsessenamt bei den Grafen von Dillingen und ein Sohn oder Enkel des Dichters ist 1240 nachweisbar. Seine kunstvolleren mehrzeiligen Strophen tönen im Tonfall und Wortwendung später Volkslieder. Vil wolgefallet si mir — vom Herzen gefallet sie mir; ich bin holt einer frouwen: ich weiz vil wol umbe waz; gegen dirre summerzit, eine Lieblingsfügung älterer Lieder aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Naturbilder leuchten ihm nur ganz spärlich auf, der Mensch steht ihm näher. Das träumerische Versunkensein in die Augen der Geliebten, das ihn zum erstenmal überkommt, ist einer seiner persönlichsten Züge; minniglich verschämte Vereinigung prägt am tiefsten die Seele des Schwaben aus, der so an Heimlichkeiten hängt, und die Furcht vor Lauschern und dem Raunen der Leute, zur lyrischen Formel später geworden, durchzittert bei ihm noch persönlich und wirksam die Grundstimmung. Und wenn der liebeserfahrene Kürnberger mit Schärfe und überlegener Sicherheit die Frauengestalten — charakteristisch jede —, um die er warb und litt zu zeichnen weiß, Meinloh hat nur einen Typus mit herzlicher Treue erfaßt, das holde scheue Schwabenmädchen, noch goldener als ihr Ruf (do ich dich loben horte), dem es ein entweihtes Geheimnis ist, daß es jetzt alle wissen: ich bin seine Freundin.

Soweit deckt sich Alamannien—Schwaben Zug um Zug mit den österreichischen Landschaften. Nur die religiöse Stimmung, das Marienlied, freilich auch dort nicht fremd, ist hier viel reicher gestaltet. Die Sequenz aus Muri folgt der Melodie des Ave praeclara, und ein Marienlob, das um 1160 entstand, schöpft spärlicher als in andern Gauen aus dem Schatze Marianischer Schmuckwörter. Hart an der schwäbisch-bairischen Stammesgrenze erhob sich Augsburg zu einer Art literarischen Mittelpunkt. Hier schuf Bruder Wernher in seinem Marienleben eine der reinsten und schönsten reli-

giöser Dichtungen des Mittelalters. Die lateinische Literatur war reich und der Dichter konnte manche überlieferte Schönheit in seine Reime verflechten. Ein apokryphes Evangelium lag ihm als unmittelbare Quelle vor. Lebendig erfaßt er den Zauber seiner heiligen Gestalten; ohne zu stocken und ohne zu eilen erzählt er, von der Geburt und Kindheit Marias, von ihrer Vermählung, von Bethlehem. Mit all der Liebe und Innigkeit schwäbischen Anschmiegens ist Maria als Ideal und Vorbild der Mutter und Jungfrau erfaßt. Die süße Schwärmerei der spätern Ritterdichtung, doch ohne die mystische Erotik der folgenden Jahrhunderte, leitet das heilige Frauenbild allgemach und unmerklich hinüber zu höfischer Weiblichkeit; sie ist der Inbegriff feiner Sitte und kunstvollen Fleißes. Mit reicher Anmut hüllt der Dichter liebe trauliche Namen um die Gestalten, geht dann ruhig wandelnd wieder den Weg seiner Erzählung, rastet wohl auch und träumt in freundlichen Stimmungen. Viel weniger Kunst und Sorgfalt mühte sich um die Servatiuslegende, die gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts in Augsburg entstand, so sehr sie an das Marienleben anklingt.

4.

Ost- und Mittelfranken.

Auf jungfräulichem Boden wie in den Alpen und in Schwaben hatte es der Geistliche leicht; er zwang dem Publikum seinen Geschmack auf, der Kampf mit dem Spielmann wurde sonder große Mühe gewonnen ohne Zugeständnisse an die Technik oder gar an den Stoff. Die biblische Dichtung bewegte sich vielfach noch in altgermanischen Bahnen. Aber am Rhein! Hier war uraltes Kulturland, da hatte noch spät römische Literatur geblüht, der Franke war leichter, beweglicher, weltfroher. Und in Frankreich gestaltete sich eben aus verschmolzenen romanischen und germanischen Elementen ein neues Kulturideal. Das Rittertum trat blühend ins Leben und in der Provence wuchs eben das Rittergedicht empor. Die Frühlingsluft wehte über den Rhein; noch hielt der Geistliche seine Stoffe fest, aber der kecke gewandte Spielmann zwang ihn in den Morgen hinaus; wenn er Zuhörer und Leser finden wollte, mußte er grell und lebhaft, frisch und lebendig schildern wie sein wandernder Kunstgenosse.

In Strophen, ohne Künstelei, in knapp geschlossener Darstellung folgte zunächst das Loblied auf Salomo den frischen Spuren, ein hübsches Meisterstück. Der Tempelbau und der Besuch der Königin von Saba waren für die Kunst des Dichters verlockend. Eine Episode erzählt — sie ist freilich eingeschoben — wie ein Drache alle Brunnen leertrinkt. Man füllt sie aber

mit Wein und so wird er trunken gefangen. Die Jünglinge im Feuerofen, Judith und Holofernes, schon als reine Motive ein Zeugnis für das künstlerische Gefühl des Dichters, schließen sich stilvoll an das Loblied an. Sie sind leise in den Lichtkreis deutscher Anschauung gerückt. Selbst theologische Grundrisse wurden in Strophen gebracht. Die asketische eifervolle Unterströmung fehlte auch in Franken nicht. Noch um 1150 brach sie in einer Dichtung von unbarmherziger Schärfe und Härte hervor. Das Nizänische Glaubensbekenntnis, Magnifikat und Beichte bot einem Laienbruder Hartmann den Rahmen zu seiner Rede vom Glauben (Credo). Legenden sind eingeflochten. Die Sprache steht ihm in unerschöpflicher Fülle zu Gebote, die Reime sind rein wie selten in der Zeit. Mit den Gedichten Heinrichs von Melk und Nokers Memento mori bildet diese Dichtung das entschiedenste Lebensbekenntnis der Zeit, die mit sich und mit der Welt fertig war, für jene Laien und Geistlichen, verzehrt von der neuen Ewigkeitssehnsucht. Vernichtend fegt Hartmanns Zorn über die Güter der Erde, Wissenschaft, Ehre und Ehe, alles dünkt ihm verwerflich, nur ein Gewicht für den Flug zum Himmel. Eines nur ist notwendig, heilsam und nützlich, ein weltentsagendes Klausnertum.

In Hessen, Ost- und Mittelfranken hat sich diese literarische Bewegung landschaftlich scharf differenziert. Hessen nahm mit dem Friedberger Christ und Antichrist daran teil. In Stoff und Form ist die Pilatuslegende reizvoll und interessant. Sie gibt die seltsame Verbindung wieder, die eine alte Prosafassung aus Motiven der Karlssage und der Legende geschaffen hatte. In Ostfranken wurde Bamberg, Bistum seit 1007, der bindende Mittelpunkt, unter Bischof Gunther ein Hort strengen kirchlichen Lebens. Von Bamberg strömten diese Wirkungen über Niederbaiern, Salzburg bis nach Kärnten, und so dehnt sich das Reich der asketischen Literatur in weitem Halbkreis von der Mosel bis an die südöstliche Sprachgrenze. Um 1050 entstand in der Bischofstadt das Ezzolied, neben der Kärntner Genesis das älteste Denkmal der Zeit. Der Dichter war Domherr und folgte einem unmittelbaren Befehl seines Kirchenfürsten. Für den Chorgesang hat er nicht gearbeitet, er wandte sich an vornehme Kreise. Christus, das Licht der Welt, dieses großartige Symbol des Johannisevangeliums, beherrscht den ersten Teil; dann sammelt Gottes Allmacht wieder Ideen und Stimmungen. Die mystische Zeiteinteilung dieser Jahrhunderte liegt dem Aufbau zugrunde. Fünf Weltalter und die Hälfte des sechsten laufen ab, da wird das göttliche Kind geboren. Knapp umrissen ziehen nun wie Schattenbilder die Symbole des Kreuzestodes vorüber: Abels Opfer, das Paschalamm. Die Seele des Dichters fängt Feuer, anbetend feiert er das Kreuz und schließt mit einem kurzen Glaubensbekenntnis die herrliche Hymne ab. Der Grundriß ist scharf gegliedert, wie Säulen und Zinnen steigen die Glieder der

Dichtung empor. Der Ruhm des Liedes war ungeheuer. Um 1085 entstand in Würzburg das ostfränkische Gegenstück zum Kärntner Physiologus, Merigarto. Ein Bruchstück zweifellos aus einer gereimten Geographie. Der Dichter fabelt viel von den seltsamsten Eigenschaften der Meere. In Utrecht hat ihm ein Priester von Island erzählt, da sei das Eis so hart, daß man es in den Ofen stecken und heizen könne. Die ältesten geographischen Nachrichten spuken durch das Werk, Kunden, die etwa Pytheas von Massilia über das nördliche Lebermeer nach dem Süden brachte. In der Hauptsache folgt er aber Isidor von Sevilla. Der ostfränkische Aegidius leitet zur eigentlichen Dichtung Mittelfrankens, zur Legende über.

Voll Ehrgeiz ein Gegenstück zur Kaiserchronik zu schaffen, hat um 1120 ein Dichter im mittelfränkischen Legendar eine Fülle von Heiligendichtungen zusammengestellt. Die uralte Legende: Domine quo vadis? leitet das Werk ein. In dem Streit zwischen Petrus und Paulus und zwischen Simon Magus lebt der alte Gegensatz fort von Judenchristen und Heidenchristen; das Hinscheiden Marias, Schicksal und Tod der Apostel, die Zerstörung Jerusalems, Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung, all das müht sich durch unbeholfene Worte und Verse. Der Stoffkreis ließ die Landschaft nicht los. Von neuem wurde die Morgendämmerung christlicher Frühzeit Gegenstand poetischer Bearbeitung. Ein Dichter mit dem seltsamen Namen der wilde Mann erzählte um 1150 von Veronica, wie ihr der Maler Lucas Christi Antlitz auf ihr Tuch malen muß und wie es dann vor dem Heilande verlischt, doch durch ein Wunder wieder hineingeprägt wird. Tief und sinnig wie einst die Heldensage rückt jetzt die Legende Ursache und Wirkung der Weltgeschichte gläubigen Sinns aneinander. Vespasianus, von Wespen geplagt, die ihm das Haupt zerfressen, will an Christus glauben, wenn er ihn rette; Titus zieht nach Jerusalem, da findet er ihn getötet. Veronica gibt ihm das wunderbare Tuch, Vespasianus wird geheilt, Titus aber zerstört aus Rache für den Heiland Jerusalem. Dreißig Juden werden um einen Pfennig verkauft. Zwei Predigten hat der Dichter außer diesen Legenden geschrieben.

Wohl blüht die Heiligendichtung auch in der Mosellandschaft und am Rhein, aber Mittelfranken war die engere Heimat. Im Rheinland schritt ein ganz anderes Leben über diese kleinern Dichtungen hinweg

---

5.

Rheinfranken.

Zur Wiege der neuen Dichtung wurde das Rheintal. Schon im fünften Jahrhundert hatte der Franke in seiner Heldensage, in scharfer Scheidung von

allen andern Stämmen, sein Innerstes enthüllt: uralte Mythen hatte er historisiert und vermenschlicht, mit seiner neuen Heimat verschmolzen, fremde Schätze und geschichtliche Wirklichkeit in ihr gestaltet. Der Sachse mischte und komponierte die verschiedensten Kräfte, der Alamanne verschmolz die Güter der Fremde auf heimischem Boden. Der Franke aber baute Schritt für Schritt und wie er ethnographisch eine natürliche Einheit bildete, so pfropfte er Zweig auf Zweig in den alten Stamm, wenn die frühern erst Früchte trugen. Überraschend ist es, wie die Grundfäden des Gewebes immer die gleichen bleiben.

Die kleine ost- und mittelfränkische Legende, die ohne innere Beziehung zu Landschaft und Gegenwart stand, ein Produkt heimatlosen Denkens und Empfindens, wurde am Rhein zu einer großen epischen Dichtung, in dieser Landschaft erwachsen, nur in dieser Zeit lebend, nach allen Seiten motiviert und begründet, eine individuelle, einheitlich und eindeutig bestimmte Schöpfung, das Annolied. Nur ein Wunder hat es uns gerettet, die Handschriften sind verloren, der Druck von 1639, den wir Opitz verdanken, ist die einzige Quelle. Das Kloster Siegburg bei Bonn, wo es um 1077 entstand, ist seine Heimat und der Dichter wohl sicher ein Franke. Mit weit ausholender Geste führt er uns in die Vorgeschichte ein. Daniels Traum von den vier Weltreichen, Alexanders Asienfahrt und Caesars siegreiche Schlachten am Rhein und bei Pharsalus, die Gründung Kölns, all das liegt als breites Fundament zu Grunde. Nun tritt er endlich in medias res. Die uralten Stammsagen der deutschen Völker, in fantastischer Verbrämung, sind ihm bekannt: Die Baiern stammen aus Armenien, die Sachsen waren einst Dienstmannen Alexanders und überfielen dann die Thüringer mit Messern, daher ihr Name; die Franken kamen aus dem brennenden Troja. Leben und Lob Annos von Köln und seine Wunder blühen in lebhafter Spielmannsart auf. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst, der eben die deutsche Seele so tief zerriß, flackert über die Dichtung. So politisch gibt sich keine mehr bis in späte Jahrzehnte. Verwirrend fast sind die literarischen Grundlagen. Zum erstenmal steht ein deutsches Gedicht voll im Bannkreis klassischer Literatur. Epiker wie Lukan und Vergil leuchten ihm vor, Horaz wird zitiert, die Geschichtschreiber der deutschen Stämme sind dankbar gelesen. Trotz der Fülle politischer und kirchlicher Tendenzen kommt die Dichtung vom Herzen und strömt in die Seele. Die Verse, Anschauung und Technik sind gehärtet im Feuer volkstümlichen Stiles. Aktuell wie das Annolied ist die rheinische Tundaluslegende, die 1149 die Vision eines irischen Ritters in deutsche Reime brachte.

Wie der Rheinfranke nun auf klassischen Wegen zu einer größern deutschen Dichtung schreitet, so vermittelt er zum erstenmal Poesie und Kultur des eben entstandenen französischen Volkes, in einem Epos zunächst, in dem die

Stämme alle ihre blühenden Wipfel zusammenneigen, die in Griechenland, im Orient und in Frankreich so wunderkräftig emporgewachsen. Vor 1150 erzählte der Pfaffe Lamprecht Alexanders, des Makedonierfürsten, märchenhaftes Leben bis zum Tode des Perserkönigs, getreu der Überlieferung nach. Nun steigen die seltsamen Wunder auf. In fabelhafte Länder dringen die Griechen vor. Da finden sie Bäume, die im Morgenlichte emporsprießen und im Abendrot wieder versinken. In Wäldern, die voll süßer Melodien sind, neigen sich wundersame Mädchen aus bunten Blumen und die müden Helden genießen einen Sommer von Liebesglück. Doch wie er verlischt und der Herbst ins Land zieht, müssen die Mädchenblumen sterben. Sie erreichen den Palast der Sonne und kommen ins Land der Amazonen und den König erfaßt die seltsame Gier, auch von den Engeln Zins zu erheben. Aber das Tor des Paradieses will sich nicht öffnen. Ein Greis gibt dem Fürsten einen wunderbaren Stein und mahnt ihn, das Heil seiner Seele zu bedenken. Da zeigt ihm endlich ein Jude die geheimnisvollen Kräfte. Auf leichter Wage trägt der Stein das Gold in die Höhe, doch die Schwere einer Flaumfeder, eines Stückchens Erde drückt ihn hoch empor. Vanitas vanitatum! Da wird der König tief ergriffen, läßt Gier und Kampflust fahren und waltet noch zwölf Jahre seines Landes fromm und friedlich. Ein Grab wie den ärmsten Knecht seines Heeres, nimmt ihn im Tode auf. So wundersam tief und poetisch erfaßte die Seele des Franken, was der Kärntner und Steirer stammelnd in seine Bibel legte, was dem Alamannen und Donaubaiern das Herz mit heiligem Zorn erfüllte. Das Alexanderlied hat einen guten Tropfen weltmüden und entsagenden Blutes aufgenommen. Aber sonnig verklären, was die Zeit am tiefsten bewegte, war das Glück des Franken bis auf Goethe. Sie hafteten alle am Einzelnen und Beschränkten des täglichen Lebens, am Rhein wurde es auf die Höhen der Völker und Fürsten gehoben, dank dem französischen Volke, das soviel fränkisches Wesen an sich gezogen. Gleich den Schöpfern der alten Nibelungensage, ist hier Vorzeit und helle Gegenwart zusammenfabuliert. Da trieb es die Völker, die nun lebendig das Evangelium erfaßt hatten, voll mystischer Sehnsucht an das Grab des Erlösers. Staunend traten sie in die Rätsel und Märchen und Wunder des Orients; die Wiege der Menschheit stand ihnen faßbar nahe, sie fühlten sich an den Toren des Paradieses, des verschlossenen Kinderglücks verlorener Menschenjugend. Nichts schien unmöglich, geschahen doch Wunder an Siegen um und um. Das setzte die Fantasie in helle Flammen, das unmittelbarste Erleben wurde wie einst in den Tagen der großen Wanderung Sage und Dichtung. In Alexanders Taten spiegelte sich jeder Kreuzfahrer und fand seine eigenen Mühen und Erfolge wieder. Die Früchte so wundersam genährter Fantasie brachte der Dichter in deutsche Verse, indem er naiv und neidlos nachempfand,

was der ungleich regsamere Provenzale zusammengesponnen hatte. Schon im dritten Jahrhundert war in der Stadt des großen Makedoniers, in Alexandrien, sein Heldenleben romanhaft ausgestaltet worden. Morgenland und Abendland wurde das Werk in gleicher Weise vertraut. Nur wenige Verse sind aus Lamprechts unmittelbarer Quelle, vom Aubri von Besançon, erhalten; die Umarbeitungen später Nordfranzosen geben kein klares Bild von der Stellung des Deutschen zum Franzosen. Rasch fand die Dichtung Liebe und setzte die Federn rühriger Abschreiber in Bewegung. Ein Vorauer brach den Schluß barbarisch ab, ein Baseler griff störend in den Text ein, ein Straßburger erzählte die orientalischen Märchen und Wunder.

Den Franken treibt es immer außer Land, sobald seine Seele Großes bewegt. Jetzt, am Anfang und um die Mitte des Jahrhunderts ziehn die fränkischen Dichter nach Regensburg, und gegen Ende nach Eisenach. Im Lande gab es keinen festen Punkt, der die schwingenden Kräfte gebunden hätte. Die politischen Mächte, die Kirchenfürsten des Rheintales, rieben sich in Italien auf. So scheint gering, was in der Heimat entstand; aber vieles ist sicher verloren gegangen. Doch die Quellen für alle großen Dichtungen der Zeit liegen am Rhein, und wie rheinische Spielleute die Sage von Salomon und Morolf, die Legenden für Orendel und Oswald gestalteten, so folgten ihnen die Dichter Mittel- und Süddeutschlands auf solchen Wegen, deren sichern Verlauf wir freilich nicht mehr bestimmen können.

6.

Altbaiern.

Baiern, in der ersten Salierzeit mit dem Herzogtum Franken in der Hand des Königs vereinigt, rückte auch politisch näher an den beglücktern Stamm. In keiner Landschaft wurden die Blüten rheinischer Fantasie sorgsamer gehegt als hier, und da der Baier selbsttätig schaffend in die Literatur trat, ließ er sich willig von fränkischem Einfluß lenken. Regensburg wurde ein Mittelpunkt. Einst Residenz der ostfränkischen Könige, sah die alte Stadt nunmehr wieder die liutpoldingischen und sächsischen Herzoge regierend und waltend in ihren Mauern; erst gegen Ende unserer Zeit nahm ihr München diese bevorzugte Stellung ab.

Baiern, Träger der Reichsidee und Reichsgewalt, ist die Heimat der Kaiserchronik, der weltlichen Genesis. Die Legitimität war die lebendigste Kraft im politischen Leben des Germanen. Hier ist sie unmittelbarster Ausdruck geworden. Der Baier stellte die Ahnentafel des heiligen

römischen Reiches auf. Das Buch ist arm an poetischen Schätzen, doch es ist ein Stammbaum vieler Motive, die bis zur Romantik die deutsche Fantasie beschäftigten, das erste Denkmal, das die Grundelemente unserer Kultur, Klassik, Christus und Volkstum historisch verbindet. Nicht die Schöpfung der Welt, Roms Gründung leitet es ein, Caesar und Augustus stehn an der Schwelle der Dichtung, die Atlanten, die das Reich trugen. In langer Reihe ziehn die römischen und deutschen Kaiser vorüber, die Kämpfe zwischen Heidentum und Christus bewegen die Welt; ihre Früchte sind in den Legenden symbolisiert, die gewissermaßen Text und Deutung bilden zu den welthistorischen Gemälden. Es ist das Buch der Könige und Päpste, der Heiligen und Märtyrer. Mit den Vorbereitungen zum zweiten Kreuzzuge — ein sinnreicher Zufall — bricht die Dichtung ab. Das Annolied ist benützt, die Kolmarer Kreszentia, der Trierer Silvester, das mittelfränkische Legendar deuten auf Beziehungen zur rheinischen Legendendichtung. Partien aus dem Rolandslied sind herübergenommen, baierische Sagen gehn organisch im Ganzen auf. Wie wundersam ist die Welt, die hier durcheinanderspielt, das Entfernteste und Nächste, Abendland und Morgenland, Himmel und Erde! Das Genofevaschicksal in der Kreszentialegende weist auf die einzige Dichtung aus später Zeit, auf Tiecks Oktavianus, die wieder aus verbindungslosen Trümmern ein höheres Reich der Poesie und Wirklichkeit aufrichtete. So steht verwandt beisammen, was in den entferntesten Zeiten Wurzeln schlug. Regensburg ist die Heimat des Werkes, so kräftig hat der Dichter die engere Landschaft mit den unbedeutendsten Orten und Klöstern hineingezeichnet. Die Nachwirkung war ungeheuer, in Baiern zunächst, Österreich und Mitteldeutschland; später auch in Alamannien. Selbst die Ritterdichtung verschmähte es nicht, sich zu diesen Versen zu bekennen.

Der Vorfrühling der höfischen Epik blühte im Rolandslied des Pfaffen Konrad auf. Die Fülle der Zeit strömt hier zusammen: fränkische Sagen, das christliche Ritterideal, Orient und Kreuzzugsidee, der feine Glanz der neuen ritterlichen Gesellschaft. Der Dichter war ein Franke; es ist das erste Mal, daß ein fremder Dichter in der baierischen Landschaft festwächst. Zu König Marsilies von Saragossa muß Karl der Große einen furchtlosen Boten senden — zwei hat der Maurenkönig schon getötet. Da schlägt Roland seinen Stiefvater Genelun vor. Überzeugt, in den Tod gesendet zu werden, schwört dieser seinem Sohne Rache und beschließt mit Marsilies das Verderben des fränkischen Heeres. Karl zieht heim, nur Roland bleibt auf Geneluns Rat mit einer Schar als Nachhut zurück. Nun überfallen die Sarazenen die christlichen Ritter, nach furchtbarem Kampfe bleibt nur Roland am Leben, doch als Sieger. Sterbend stößt er in Todesnot noch in sein Hüfthorn Olifant, zum Kaiser dringt der furchtbare Schall, er kehrt zurück, nimmt an den Sara-

zenen furchtbare Rache und läßt zu Aachen den Verräter Genelun von wilden Rossen zerreißen. Auf Baiern deutet der Dichter bei jeder Gelegenheit. Ein Regensburger Schmied fertigt im Liede gute Waffen. Heinrich der Stolze verschaffte ihm die französische Handschrift; zwischen 1127 und 1133 muß das Werk wohl gedichtet sein, wahrscheinlich in Regensburg. Es wurde zuerst ins Lateinische übertragen und dann in deutsche Reime gebracht. Konrad schaltete mit seiner Vorlage viel schöpferischer und freier als der Dichter des Alexanderliedes. Sie ist erweitert, um in den Kampfschilderungen abzuwechseln, um die Handlung auszudehnen und in das Licht geistlicher Anschauung zu rücken. Klang im französischen Gedicht die nationale Begeisterung der Sarazenenkämpfe nach, so hat Konrad seinen Helden zu einem Kämpfer fürs Kreuz gemacht und über das Ganze den feinen Adel höfischer Sitte gebreitet.

Doch warum wurde dieser Stoff gerade in dieser Landschaft lebendig? Von allen deutschen Stämmen hat nur der Baier die Grenznot der Karlingerzeit bis auf die Neige gekostet. Avaren und Ungarn fluteten durch Jahrhunderte, wie im Norden die Sturzwellen der See, über seine Marken; er trug die Lasten der Reichsverteidigung, ihm war ein Stoff wie die Sage von Roland ein eigenes Erlebnis, ein freundlicher Spiegel für glücklich bezwungene und gebannte Gefahren. Auch für die Kreuzzugsstimmung des Gedichtes war keinem der Stämme die Seele so festlich erregt wie dem Baiern. Donauabwärts zogen die Scharen, einzeln oder in festen Verbänden, von Regensburg brach später der herrliche Heerbann Friedrichs des Rotbarts auf, der Osten war ja das Ziel, nach dem seit Jahrhunderten der Stamm sich entfaltet hatte. Alle Dichtungen dieser Zeit, durch die die Sehnsucht nach dem Orient zittert, sind auf baierischem Boden entstanden. An der baierischen Südmark nun, an der Etsch, waren die Langobarden in romanischem Wesen aufgegangen. Ehen und verwandte Schicksale hatten schon vor der Zeit der Karlinge die Fürsten beider germanischen Stämme einander näher gebracht. So wurde nun Baiern die Heimat jener Dichtung, durch die ein matter Glanz der alten langobardischen Herrlichkeit leuchtet, des Königs Rother. Der rheinische Spielmann, der ihn um 1150 dichtete, war auf den alten Grund der Heldensage geraten. Die Brautwerbung des Langobardenkönigs Authari um die baierische Prinzessin Theudelind wurde noch in Oberitalien auf den König Rothari (614 bis 650) übertragen. Langobardisches Gut sind die Riesen, die grotesken Spiegelbilder der echt langobardischen Berserker. Dem König, der in Bari waltet, hat es die schöne Tochter des Griechenkaisers Konstantin angetan. Die Söhne Berchters von Meran müssen die gefährliche Werbung ausrichten; der Kaiser aber läßt sie in den Turm werfen. Da zieht Rother selber aus, als Dietrich dringt er zur Prinzessin und schiebt ihr einen

Marsilie antwirt im des. ia du
chunc Cenubiles. chot mir rolanten gewin
nen. so han ich allen minin willen. un ne
gefristet nieman daz leben. des han ich
mine truwe gegebin. ane urist laze ich



in gesunt. karl vergiltet mir die stunt. swaz er
des mines da hin fůret. swa er sich růmet. daz
er scadin unt laster hat. vil gůt ist der din rat.
machmet sterke din ere. ich ne getruwe niemen
so verre. nu underwinde dich der scar daz
her fůre du dar. unt haltet iz mit sinnen.
unt enlaz unchristenen hunnen. ich gibe daz

Aus dem Rolandsliede.

Übertragung des Textes.

Marsilie antwirt im des:
„ja du chunc[1] Cenubiles,
chor[2] mir Rolanten gewinnen,
so han ich allen minin willen.
im ne gefristet[3] nieman daz leben:
des han ich mine truwe[4] gegebin —
aine vrist laze ich in gesunt.
Karl virgiltet[5] mir drie[6] stunt[6],
swaz er des[7] mines[7] da hin fûret,
swa[8] er sich rûmet,

daz er scadin[9] unt lastir[10] hat.
vil gût ist der din rat.
Machmet spar[11] din ere:
ich ne getruwe niemen so verre.
nu unterwinde dich der scar:
daz her fûre du dar
unt hantel iz mit sinnen
unt enlaz ir nehainen hinnen[12]
ich gibe dirz, lop unt die ere
unt lone dir sin[13] iemir mere.

---

[1] König, [2] versuche, [3] rettet, [4] Wort, [5] rechnet an, [6] dreimal, [7] von meinem Eigentum, [8] wo immer, [9] Schaden, [10] Schande, [11] erhalte, [12] laß ihrer keinen von hinnen, [13] dafür.

goldenen Schuh an den Fuß, der auf seinem Schoße ruht. Sie liebt ihn wohl ein wenig, doch lieber möchte sie jenen Rother. Da bekennt er ihr: Deine Füße stehn in Rothers Schoße. Dem Kaiser ein Bundesgenosse schlägt er nun dessen Feinde, befreit seine Dienstmannen und entführt die Jungfrau. Noch einmal wird ihm die Gattin geraubt, doch listigen Sinns und kühnen Mutes holt er sie wieder zurück. Wie tief lag dem Germanen doch die schönste Tugend des Helden im Sinn: Vasallentreue und Fürstentreue geben auch hier der Dichtung Innigkeit und Wärme und deuten auf die herrlichste Gestalt der baierischen Fantasie voraus, auf den getreuen Rüdiger von Bechelaren. Und wie im baierischen Kudrunliede, so klangen auch im Rother halbverschollen die Wikingerfahrten der Vorzeit nach. Jetzt geht die Sehnsucht freilich nach dem Orient, die Kreuzzüge bestimmten Ziel und Richtung neuer Abenteuer. Erinnerungen an den Kaiser Alexius Comnenus beeinflußten die Zeichnung des Griechenkaisers und ein eigenes baierisches Erlebnis, die Kreuzfahrt des Herzogs Welf 1101, gab dem Gedichte landschaftliches Interesse. Und wenn am Schluß des Gedichtes ein Held mit Thüringen, Sachsen und Pleißnerland belehnt wird, so mag der Dichter politische Sorgen der führenden Kreise in Baiern wiedergegeben haben. Denn auf solchen Grundlagen vollzog sich eben damals die Bildung der Thüringer Hausmacht. In Baiern fand es seine eigentliche tiefe Wirkung.

Die späte Sagenbildung der oberdeutschen Landschaften erhielt an der Donau die ersten poetischen Formen. Ein Ripware dichtete den Herzog Ernst, zum Lesen bestimmt, dem Alexanderliede verwandt in seltsamen Abenteuern, in der Märchenlust der Kreuzfahrer, doch unabhängig von Hellenismus und französischer Vorarbeit wie der Rother. Zwei schwäbische Herzöge, Ludolf, Ottos I. Sohn, und das Stiefkind Konrads II., Ernst II., beide Empörer gegen Kaiser und Reich, verschmolz die Volkssage in eine Gestalt. Ernst von Schwaben kam mit seinem Freunde Werner von Kiburg um, der der Preis seiner Versöhnung sein sollte. Diese ergreifende Freundestreue öffnete dem Helden die Verklärungen der Sage. Herzog Ernst, des Kampfes mit seinem Vater müde, nimmt das Kreuz und zieht ins Morgenland. Da erschließen sich ihm dieselben Wunder wie dem Griechen Alexander. Völker mit Menschenleibern und Kranichköpfen; Leute mit einem Auge mitten auf der Stirn, die Kyklopen; Plattfüße mit Schwanenfüßen; Menschen, die sich in ihre Ohren hüllen können; Zwerge und Riesen trifft und bekämpft er. Nachdem er am heiligen Grabe gebetet, findet er zurückgekehrt die Verzeihung seines Vaters. Die älteste Form dieser Dichtung, die soviel Liebe fand, entstand um 1175; sie wandte sich an ritterliche Kreise und hielt sich von der Technik des Spielmanns und des Geistlichen in gleicher Weise frei. In Baiern, wo die Sage entstand und sich auslebte, war sie vor allem verbreitet.

So ist der Platz für das fröhliche Turnei nun abgesteckt: am Rhein die französisch beeinflußte Ritterdichtung, aus antiken Quellen schöpfend; in Baiern das höfisch geglättete Volksepos und Spielmannslied, das tief erfaßte christliche Ritterideal. Die Dichter beider Welten sind Franken. Überraschend genau erstand in Thüringen dann auf solchem Grundriß die neue Dichtung: der Niederfranke Heinrich von Veldecke mit seiner französisch-antiken Eneide und der Ostfranke, der „Baier“ Wolfram von Eschenbach mit seinem Parzifal. Herzog Ernst und Rother aber waren nur spärliche Frühboten des Lenzes ohnegleichen, der in den ostbairischen Landschaften dem Volksepos erblühte.

Die Lyriker der Landschaft spiegeln nun die Seele des Stammes viel heller wieder als es den Dichtern der großen Epen gelang. Der Burggraf von Regensburg steht dem Weibe nicht mit der zarten schwäbischen Innigkeit gegenüber, die sich in leiser Scheu der Öffentlichkeit verschließt; in sinnlich frohem Genuß ist er dem stammesgleichen Kürnberger verwandter. Das Frauenbild, das er zeichnet, trägt dieselben Züge: unbefangen und selbstbewußt, trutzig vor aller Welt ihre Neigung bekennend. Nu heizent si mich miden einen ritter; ine mac. Diese zwei tiefen Verseinschnitte mit der doppelten leidenschaftlichen Senkung nach dem ersten und das hart herausgestoßene: „ich mag nicht“ sind wunderbar charakteristisch. Die Stimmung ist in den wenigen Strophen zusammengepreßt und wortkarg. Blumen und Sommerfreude enthüllen symbolisch die liebende Vereinigung nach langem Geschiedensein. Die Regensburger Grafen stammten aus dem Geschlecht der Rietenburger. Ein Heinrich von Stevening und Rietenburg waltete 1161 bis 1176 seines Amtes in der Residenz.

So strömte in Regensburg, an der Grenze deutscher und slavischer Volksart, das geistige Leben des Stammes zusammen. Selbst vom Rhein her schlugen frische Wellen herüber und hoben viel kostbares Gut ans Licht. Eben gingen die slavischen Völker an der Regnitz und Redwitz im deutschen Volke auf. Es ist, als ob alles Blut nach außen strömte und sich dort sammelte, wo sich die Kräfte am stärksten verbrauchten und die innere Glut des Lebens so viel zu ersetzen hatte.

Hier fand nun auch der fahrende Dichter der ältern Sprüche Spervogels, gleichviel ob er Baier oder Alamanne war, vorübergehend Heimat und Rast. Seine Dichtungen sind die persönlichsten Bekenntnisse der Zeit. Schon die Lyriker taten zum erstenmal den großen Schritt und ließen sich in die Seele blicken. Doch dieser Fahrende gibt die innersten Verhältnisse seines Lebens preis nicht um Schönheit und Liebe sondern um Belehrung und Warnung. Uralte Schätze führen auch seine Sprüche mit, Bilder und Fabeln, die sicher Gemeingut waren, die er persönlich deutete, an der Schwelle dieser lyrischen Zeit die ersten Anfänge einer neuen Gattung, des Lehr- und Rüge-

gedichts. Und wenn in wenig Jahrzehnten der große Lyriker des bairischen Stammes, Walther von der Vogelweide, die neue Form zu Glanz und Vollendung bringt, so äußern sich in solchem Zusammenhang wieder die eigentlichen Mächte gemeinsamer Abstammung.

Das persönliche Einwirken, der lebhafte Austausch von Sprecher und Zuhörer bestimmte die eigentliche Entwicklung aller literarischen Gattungen des bairischen Volkes; so bildete es vor allen Stämmen das Schnadahüpfel aus, so fand der politische Spruch gerade bei einem Baiern klassische Formen, so stammen aus bairischen Klöstern die wichtigsten Reste der Predigt, die ja die aktuellen Bedürfnisse des Tages, dieser Gemeinde, dieses Festes mit dem Gottesdienste verbündet, die die unmittelbarsten Beziehungen anknüpft zwischen der Kanzel, dem horchenden Volke und den Handlungen am Altare. Aus der Wessobrunner Benediktinerabtei, gegründet zwischen 739 und 770, sind neben den Monseefragmenten die ältesten Bruchstücke deutscher Predigten erhalten. In der Sammlung des oberbairischen Klosters Benediktbeuern, das 740 gegründet und 1031 von Tegernsee neu besiedelt wurde, spiegeln sich zum letzten Male die literarischen Beziehungen, die zur Zeit der Karlinge und Ottonen Baiern und Alamannen verknüpften.

Das geistige Bild des Stammes trägt zum ersten Male deutlich die bleibenden Züge der spätern Zeit. Fruchtbar ist wenig eigenes geworden. Aber die neue rheinfränkische Bewegung konnte sich auf dem Boden der Landschaft unter einer glücklichen Sonne auswirken. In der Epik ist die historische Stellung des Stammes zum Ausdruck gekommen, der nach Süden und Osten in gleicher Weise abzuwehren hatte, an der Tiroler Grenze dem Abbröckeln germanischer Eigenart, an der Ostmark dem Eindringen barbarischer Zerstörungslust; in der Entwicklung der Lyrik, des Spruches und der Predigt treten ganz eigenartige heimatliche Gesetze zu Tage.

7.

Elsaß.

Der Tierwelt stand der Germane mit einer gewissen Befangenheit gegenüber. Sie dünkte ihm groß und geheimnisvoll genug, um sie in der Weltsage zur Trägerin des Götterschicksals zu machen, zur Bringerin des Unheils. Tiere stellte er neben die Götter als Attribute und Symbole; die elementaren Naturgewalten nahmen in seiner erschreckten Phantasie groteske Tiergestalten an. Doch dasselbe Gesetz, das seine uralten Mythen in der neuen Heimat historisierte und vermenschlichte, brachte ihm auch die Tiere näher. Sie wur-

den, da er mit seiner Scholle verwuchs, Genossen seines Lebens, seiner Arbeit, seiner Kämpfe und Siege. Mit der gleichen Stetigkeit und Liebe, mit der er in der Natur neue heimlichere Mythen, Märchen und Sagen suchte und fand, beobachtete er nun auch die Tiere der Flur und des Waldes, lebte sich in sie ein, erlauschte ihre List und Klugheit und fand, daß ihr Treiben dem seinen wohl gleiche. Da er nun sein festes Gehöfte hatte, war ihm Bär und Wolf nicht mehr schreckhaft; er zähmte sich Tiere und wie er im Norden mit Kunst und stetem Kampf etwa die See vom Lande abwehrte, so wurde er nun Herr über die Geschöpfe in Wald und Feld. Diese sichere Überlegenheit ist der psychologische Grund, warum Witz und Humor immer die Grundnote bilden aller Tierfabeln und Tiersagen. So dichtete sich das Volk eine Menge Märlein, die im Lande umliefen.

Ein Elsässer tat nun den mutigen Schritt und gestaltete diese Welt gestützt auf klassische Traditionen zu einem wundersamen Epos. Die alamanischen Landschaften hatten sich in ganz gleicher Weise gespalten wie die bairischen: im Osten und Süden asketische Dichtung und Lyrik, im Westen das Epos. Als die Staufer 1079 Herzoge von Schwaben und Elsaß wurden, gewann sich die Landschaft doch sofort eine Sonderstellung. Im Elsaß walteten Landgrafen im Namen des Kaisers in den unmittelbaren Gebieten des Rechts, im Niederland die Grafen von Öttingen; im Oberland gehörten den Habsburgern eine Reihe von Eigengütern, Vogteien von Klöstern und Grafschaftsrechte zu. Die kecke Überlegenheit, die sich im Innersten im satirischen Geiste jeder Tierdichtung ausprägt, lag im Wesen des Elsässers, der im 16. Jahrhundert die Satire fast zur herrschenden Gattung erhob. In der Tat war die Landschaft neben dem Mittel- und Unterrhein die Heimat betriebsamer, stolzer und selbstbewußter Städte: Straßburg, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Kaisershag, jede ein Mittelpunkt geweckten und emsigen Geistes.

Heinrich der Glichezare besaß glückliche Vorläufer. Am Hofe Karls des Großen hatte Paulus Diaconus bereits die äsopische Fabel in lateinische Verse gekleidet, die zur stofflichen Grundlage der ganzen Dichtung wurde. Dann kam ein Mönch des Klosters St. Evre von Toul darüber, dem die strengen Klosterreformen wenig behagten. Unter dem Bilde eines Kalbes, das aus dem Stalle flüchtet und nach herben Erfahrungen reuig zurückkehrt, stellte er 936 seine eigene Geschichte dar: Ecbasis cuiusdam captivi. Die Einlage nun ist unsere Fabel. Aus Rache rät der Fuchs dem kranken Löwen sich zur Heilung in den Balg des Wolfes hüllen zu lassen, der den listigen Gesellen beim Könige angeschwärzt. Das allgemeine Menschliche kommt in der Dichtung nicht zum Ausdruck, denn die Tiere sind fratres und confratres, der Löwe der pater, es sind Mönche in jeder Bewegung. Die Satire kam noch schärfer in dem Distichenwerk des Genter Magister Nivardus zur Geltung

in Isengrinus (1151 bis 1152). Wie im Märchen sind Fuchs und Wolf und Löwe bereits zu typischen festumrissenen Figuren geworden. Verkörperungen menschlicher Torheiten und Schwächen. Spielleute woben in Frankreich aus solchen Stoffen ihre Tierschwänke zusammen, aus denen Heinrichs Vorlage erwuchs, der Roman de Renart. Eine Reihe von Streichen leiten zunächst die Dichtung ein, ehe es zur eigentlichen Handlung kommt, zur Krankheit und Heilung des Löwen. Der König, von einer Ameise im Ohr geplagt, beruft einen großen Gerichtstag ein, weil er meint es sei die Strafe für lang vernachlässigtes Recht. Da klagen nun alle Tiere wider Reinhart. Der Fuchs wird vorgeladen und nach mehrern Schlichen erscheint er mit der Kunde, er habe von Salerno ein Mittel für den König mitgebracht. Bär und Wolf müssen ihr Fell opfern, daß sich der Löwe hineinwickeln kann und wirklich kriecht die Ameise endlich aus dem Ohr. Der unverbesserliche Reinhart aber, bei Hofe nun so wohl gelitten, treibt seine tollen Streiche weiter und vergiftet gar den König.

Es ist die früheste epische Form der deutschen Satire und enthüllt ihr innerstes Wesen. Travestie, Verkleidung, fremdes Kostüm, ohne diese sind tiefe Wirkungen undenkbar. Was der Mensch überlegen und herzhaft belachen soll, muß er aus sich herausstellen, sich fremd machen, gewissermaßen eine andere Welt, in der er sich spiegeln kann, über der er schwebt, Objekt und Subjekt getrennt. Er muß übertreiben und die Torheit auf einem Haufen zusammentragen, daß er übersehn und vergleichen kann. Die Einzelheit genügt nicht. Sie bauen sich alle eine ganze Welt auf, die großen Satiriker der Folgezeit. Hier ist es ein Tierreich, dann wird es ein Narrenschiff, ein groteskes Reich von Riesen, eine Stadt von Schildbürgern. Immer ist es ein großes Ganzes. Denn nur im Ganzen gibt es Verhältnisse, Folgen und Wirkungen. Und der letzte Grund, es muß eine ganze Welt sein, denn schließlich ist nicht das Einzelne Objekt der Satire, sondern das System, die wirkliche Welt, die Schöpfung. All diese Dichtungen sind innerlich ein ebenbürtiges Gegenstück zur Heldensage und Göttermythe. Die Götterwelt spiegelt die idealen Verhältnisse, ihre Vollkommenheit wieder, die Heldensage zieht die verworrenen Linien von Welt und Leben klar und deutlich nach, die Satire kräuselt sie noch verworrener, um das Unzulängliche grell vor die Augen zu rücken; sie folgt dem Schöpfer wie der Narr dem Könige.



Zweites Buch.

Gesamtleben und Einzelstämme.



I. Kapitel.

Die Elbelandschaften.

1.

Grundlagen.

„Die Nation nahm, müde der kirchlichen und religiösen Fragen, deren Durchkämpfung ihr soviel Herzeleid gebracht hatte, je länger, je mehr die Wendung auf Entwicklung eines laienhaften Geisteslebens im Rittertum, auf den Kultus der Frou Werlt: Dieser Kultus bezeichnet das staufische Zeitalter." Vorausgegangen ist dieser Wendung ein grundstürzender Wandel aller sozialen und politischen Mächte.

Literatur ist Luxus, ein Überschuß realer Bedürfnisse und arbeitender Kräfte. Sie schreitet in den Wegspuren sozialer Umwälzungen. Vom achten bis zum elften Jahrhundert spielte sich der soziale Rhythmus zwischen zwei Polen ab: Großgrundbesitz und Grundholden. Der Meier saß auf seinem Fronhof und hatte dem Grundherrn ursprünglich zu leisten, was er forderte. Im Wandel der Zeit nahm diese Forderung allmählich feste Formen an und war schließlich nicht mehr als ein bloßer Pachtzins. Die Fülle des Bodens floß in die Scheuer des Meiers. So war um 1200 ein neuer sozialer Typus der Scholle entwachsen, der Dienstmann, das Grundelement der neuen Rittergesellschaft. Er wurde zum kleinritterlichen Grundherrn, dem der Fronhof erblich wurde, der Hufe an Hufe reihte in freiem Erwerb und im Zinsbauern seinerseits seinen Grundholden sah.

Den Unfreien führte ein anderer Weg in den hellen Tag ritterlicher Ehre und niedern Adels. Als Ministeriale nahm er Hof- und Kriegsdienst in der Umgebung der Fürsten und Herren, beim Reich, bei Stiften und Abteien. Noch war er ohne Landbesitz, doch seine Verwendbarkeit in der Hand des Königs zumal am staufischen Oberrhein und im staufischen Schwaben hob ihn rasch auf soziale Höhen; erbliche Lehen wurden ihm zuteil und seit sich selbst

Freie und Edle in seinen Stand drängten, verschmolz der ritterliche Grundherr mit dem neuen Optimaten auf dem Boden der Gesellschaft.

Im 9. Jahrhundert handelten bereits friesische Kaufleute in Worms und italienische drangen über die Alpenstraßen bis an den Oberrhein. Wenn auch zur Zeit, da König Arnulf in Regensburg residierte, der Donauverkehr noch lebhafter war, der Strom, der von den Schweizer Bergen bis zu den zukunftsreichen Niederfranken führte, wurde bald die betriebsamste Straße des Reiches. Rheinaufwärts begann der Handel zu ziehen, feste Gilden verbanden die Kaufleute, Märkte entstanden vor den Städten, geschützt durch ganz besondere königliche Fürsorge. So blühten die Städte empor und in ihnen ein Leben, das in ungeahnter Fülle tausend neue Kräfte ans Licht drängte. Und wieder trat ein sozialer Typus selbstbewußt und kräftig in die Gesellschaft, der Bürger, und mit ihm gewann die Geldwirtschaft Macht über Reich und Leben. 1254 schloß sich der rheinische Städtebund zusammen und drohte die politische Gewalt an sich zu reißen. Drei Stände tragen nun die neue Ordnung: Bauer, Ritter und Bürger.

So drängten mit elementarer Gewalt tiefere soziale Schichten an den Tag und neue entstanden; der Blutumlauf der Nation wurde rascher, verzehrte mehr Kräfte und ersetzte sie lebhafter. Aus denselben Umwälzungen, die das innere Verhältnis des Menschen zur Landschaft erfuhr, lösten sich nun auch die neuen Mächte, die für Stamm und Gau, für ihre Beziehungen zueinander, ihre weitere Differenzierung von ungemessener Bedeutung wurden. Aus der Großgrundherrschaft wurde ein Landesherr. Die alten Grafenrechte, einst ein Ausfluß der Königsgewalt, gingen mehr und mehr durch Erbe, Heirat und Kauf an den Grundherrn über. So kamen nun auch Freie in die Gewalt des wachsenden Landesherrn. Er baut sich systematisch Burgen zum Schutze seiner Interessen. „Herzog Friedrich (von Schwaben) schleift immer am Schweife seines Rosses eine Burg mit," sagte man am Rhein. Sein Besitz, der willkürlich Teile aus den alten Stämmen schnitt, wurde zu einem geordneten, einheitlich regierten politischen Ganzen. Damit kam ein ganz neues Element in die Stammesentwicklung. Der bindende Einfluß gemeinsamer Abstammung wurde zerrissen, ein persönlicher Wille, der historische Trieb eines Geschlechtes, fügte in langsamer, oft gewaltsamer Folge zum alten einheitlichen Kerne fremde Stammesabkömmlinge, die sich nun angleichen mußten oder den alten Teil beeinflußten. Glieder desselben Volkes wurden erst nach Unterbrechungen zu einem politischen Ganzen verbunden und die Neuen fanden die Alten auf ganz anderen Punkten der Entwicklung. So schwanden ethnographische Gegensätze dahin und neue landschaftliche taten sich auf. Wirtschaftliche, soziale, politische Interessen bildeten den Volkscharakter weiter, wenn auch die Stimme gemeinsamen Blutes nicht zu ersticken war. Die volle

Ausbildung des Lehensrechtes unter den Staufern trieb die Nation, Stämme und Landschaften, vollends in die neue Richtung. Scharf heben sich schon um 1180 die werdenden Einheiten aus dem Chaos: Baiern, Schwaben, Sachsen, Lothringen, Brabant, Kärnten, Steier, die Rheinpfalz, Pfalz Sachsen, Brandenburg, Meißen, Lausitz, Thüringen, Anhalt waren die bedeutenden Lehen, die der König noch unmittelbar zu vergeben hatte.

Es ist ein wunderbarer Rhythmus in diesem Wandeln und Wachsen. Während im Innern des Reiches die ethnographischen Grundlagen verblaßten, griffen die Stämme im Nordosten und Norden zu neuen ungeahnten Eroberungen aus, doch im vollen Gleichklang mit der Entwicklung der Nation. Unter den Karlingen und Ottonen hatte jeder Stamm auf eigene Faust kolonisiert, und was er erwarb zu Baiern, Sachsen, Franken gemacht; jetzt gehn die Völker Hand in Hand. Nun verdeutschen sie und je nach der Mischung entstehen auf slavischem Neuland frische ethnographische Einheiten, die sofort in die politische Gliederung des Mutterlandes hineinwachsen. Die Elemente, die alles Land zwischen Ostsee, Elbe und Böhmerwald durchsetzten, waren Sachsen, Niederfranken, Ostfranken und swebische Thüringer.

Zunächst floß ein breiter Strom niederrheinischer Kolonisten über die sächsischen Lande. Schon 1106 kamen Siedler aus dem Utrechtischen, aus Brabant und Flandern und machten das Sumpfland bei Bremen urbar; nach 1150 entstanden holländische Kolonien diesseits der Elbe unterhalb Hamburg und im Lande Hadeln. Um Eutin hatten sich schon ein Jahrzehnt früher Franken vom Niederrhein festgesetzt. Gleichzeitig drangen die Sachsen allein über die Elbe vor, die ihnen durch mehrere Menschenalter der slavische Anprall abgesperrt hatte. 1140 wird das östliche Holstein kolonisiert, zwanzig Jahre später das westliche Mecklenburg. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurde ganz Pommern und Mecklenburg, Usedom, Rügen und Ostpreußen dem sächsischen Volke gewonnen. Niederfranken vor allem und herrschend, mit Sachsen vereint, besiedelten die östliche Altmark und Brandenburg; in Anhalt gewannen die Fläminger fast die Oberhand, zumal um Dessau und Bitterfeld, zwischen Burg, Acken, Wittenberg, Luckau, Baruth. In der Uckermark herrschte das sächsische Element. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde das Oderufer gewonnen; an der untern Weichsel erstritt sich der deutsche Orden Scholle um Scholle. Mehr als dreißig Städte wurden noch um diese Zeit gegründet. Die Küste war sächsisch, die Bauern des Ordenslandes waren überwiegend Mitteldeutsche.

Ansbacher Ostfranken verdeutschen das Vogtland. Im Verein mit den Thüringern drangen sie südlich der Linie Halle—Torgau—Frankfurt vor, über das Erzgebirge und Riesengebirge bis ins schlesische Flachland. Teile der Oberpfälzer rückten im Egertal vor, Niederbaiern drangen in Südböhmen

ein und fanden hier überall jungfräulichen Boden. Hier gab es nichts zu germanisieren; der Urwald wurde niedergelegt und fruchtbares Land gewonnen, auf den Vorbergen wenigstens. Erst nach den Verwüstungen der Hussitenstürme und des dreißigjährigen Krieges setzte die Verdeutschung ein. An der Linie Schüttenhofen—Eisenstein kam die baierische Bewegung zunächst zum Stehen. Im Unterland entfalteten die Zisterzienser von Hohenfurt aus seit 1250 und vom Kloster Goldenkron seit 1263 eine eifrige Besiedlungstätigkeit. Das Oberland wurde viel früher, im 11. bis 13. Jahrhundert, durch die Grafen von Bogen kolonisiert.

Das war die neue Welt. So widerspruchsvoll es klingen mag, demokratische Mächte hoben das Alte aus den Angeln. Grund und Boden wurde nun tausenden eine Heimat, die früher wie Sklaven an ihm gefesselt waren. Handel und Städte bezeichnen den Übergang zur Geldwirtschaft. Ungeheure Ackergründe wurden neu gewonnen. Wie wuchs die Seele in diesen neuen Körper hinein? Die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umwälzungen wurden nun fruchtbar und glücklich genossen; der Mensch rang nach neuen Ausdrucksformen, nach einer neuen Gesellschaft; Mann und Frau gewannen sich Ideale, in denen sich verfeinert und verklärt die frisch gewonnenen Werte spiegelten, zu denen sie emporgestiegen waren. Das Rittertum faßte sie alle zusammen. Zwei Bewegungen sind in ihm zusammengeflossen: die soziale, die so viele Grundholden aus der Abhängigkeit löste, und eine militärische. Schon der altgermanische Edle, dessen Ruf besonders lockend war, besaß seine Gefolgschaft. Sie wuchs sich zu der Reiterei des 10. Jahrhunderts aus, die die entscheidenden Schlachten schlug gegen Reitervölker wie Ungarn oder Sarazenen. Wie ursprünglich nur der Grundherr edel und ritterlich war und seine Hintersassen führte, so wurde nun auch der Dienstmann reisig. Doch erst seit den Kreuzzügen, als der Deutsche neben dem Franzosen litt, kämpfte und siegte, gingen die feinen Formen des französischen Rittertums auch auf ihn über. Feste Regeln, Rechte und Pflichten gaben der neuen Gesellschaft ein widerstandsfähiges Gefüge. Der Ritter war lehensfähig, hatte Anspruch auf Zweikampf und Führung ritterlicher Waffen. Sitte und Sprache, Jagd und Kampfspiele, Erziehung und Konversation, alles wurde dem beneideten und bewunderten französischen Vorbild abgesehen, nur die Formen, denn der Inhalt war dem Deutschen ja eben so eigen wie dem Wälschen.

Und die Frau, an der Schwelle der neuen Zeit noch Eigentum eines Barbaren, trat nun in den Mittelpunkt der Gesellschaft, zunächst nur die Verheiratete. Sie wurde Genossin des Mannes und in weiterer Folge seine Herrin. Sie kann sich jetzt entfalten, wird Trägerin des gesellschaftlichen Lebens, lernt Lesen und selbst Latein; die Freude an literarischer Unterhaltung wird ihr eigentlicher Beruf. Das Verhältnis von Mann und Frau,



Heinrich von Veldeke.

(Weingartner Handschrift.)



Wolfram von Eschenbach.

(Heidelberger Handschrift.)



Heinrich von Morungen.

(Weingartner Handschrift.)



Wartburg-Krieg.

(Heidelberger Handschrift.)

die Minne, wird in hundert Nuancen vom unverschleierten erotischen Bedürfnis bis zur wesenlosen idealen Verehrung der neue und einzige Lebensinhalt der neuen Gesellschaft.

Die Elemente des literarischen Lebens werden für das Bedürfnis dieser Gesellschaft zugeschliffen. Schroff, wie sich diese Emporkömmlinge abschlossen, wurde die Dichtung aus dem Herzen der Nation gerissen, wurde Mode und exklusives Eigentum des ritterlichen Standes. Dichten hieß nicht mehr frei schaffen, Dichten hieß aneignen, übersetzen und umbilden, was der Franzose gestaltet hatte; es war der erste Schritt zur Weltliteratur. Dichten wurde zur gesellschaftlichen Fertigkeit wie Schachspielen oder Konversieren. Nur der baierische Osten und die obern Mainfranken wahrten sich engen Zusammenhang mit den köstlichen Traditionen des Volkes. Rheinaufwärts und in Schwaben wurde die Dichtung zu reiner Standespoesie. Da gab es nun freilich auch kein literarisches Eigentum mehr. Ja es galt für fein und anziehend, fremde Blumen zu einem neuen Strauße zu binden, und der Dichter des „wälschen Gasts“ erklärt ganz unverhohlen:

„daz ist untugende niht,
ob ouch mir lihte geschiht,
daz ich in mînes getihtes want
ein holz daz ein ander hant
gemeistert habe lege mit list,
daz ez gelîh den andern ist.“

2.

Die Thüringer Schule.

Am kräftigsten wehte der neue Geist in Thüringen. Im Norden und Süden von welfischem Besitz umklammert, zählte die Landschaft in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts kaum mit. Seit aber Ludwig der Eiserne (1140 bis 1172) Landgraf war, gewann das Ländchen rasch an Bedeutung. Über Hessen dehnten sich die Besitzungen des Fürsten, und als die Welfenmacht zusammenbrach und der Stamm nun Luft und Licht gewann, vereinigte Hermann I. (1190 bis 1217) zum erstenmal die Landgrafschaft von Thüringen mit der Pfalzgrafenwürde in Sachsen und wurde in der unheilvollen Verwirrung um die Wende des Jahrhunderts einer der umworbensten deutschen Fürsten. Trümmer dreier deutscher Stämme sind das erstemal zu einer politischen Einheit verbunden: fränkische Hessen, swebische Thüringer und Sachsen. Eisenach wird zu einem Vorort der großen literarischen Mächte. Vom Nieder-

rhein und von Ostfranken kommen die Schöpfer neuen Lebens auf der Mittagshöhe ihrer Kraft ins Land, finden Hörer und Gönner und stehen im schärfsten Gegensatz zur Literatur des Elsaß und trotz mannigfacher Beziehungen scheidet sie auch von der Dichtung Schwabens eine scharfe Linie.

Thüringen hing an den fränkischen Landschaften. Sein Fürstengeschlecht war fränkisch, Salier, Hessen ein Teil der Hausmacht, und hier erfolgten die heftigen Zusammenstöße mit dem rheinischen Kirchenreich, dem Erzbistum Mainz, das in Hessen und selbst in Thüringen begütert war. An den Unterrhein, die Heimat Veldekes, lief eine Fülle verbindender Fäden. Ludwig III. (1172 bis 1190) hatte hier Besitzungen übernommen, seine Frau war Margaretha von Cleve. Erfurt, der geistige Mittelpunkt des Landes, deren Vogtei der Graf zu vergeben hatte, stand durch seine Wollindustrie in lebhaftem Verkehr mit den Niederlanden; von Gent nannte sich eine angesehene Erfurter Familie. Einer der größten Söhne des Volkes, der Thüringer Christian I., Erzbischof von Mainz, Reichskanzler des Rotbarts, war Propst der Reichspropstei St. Servaes bei Mastricht, der Heimat Veldekes, deren Heiligen der Dichter verherrlichte. Mit Ostfranken verknüpften die Landschaft reiche Grafen wie die Henneberger oder die Beichlinger, die Stammfamilie Christians von Mainz mütterlicherseits, die in Ostfranken begütert war. Thüringer und Ostfranken teilten sich in den Erwerb des nordwestlichen Böhmens und Schlesiens. Das drängte die Völker eng aneinander.

Doch warum gerade auf diesem Fleck Erde so reiche Blüte antik-klassischer Stoffe, während ganz Südwestdeutschland französisches Leben atmete und der baierische Osten die uralten Träume des Volkes gestaltete? Thüringen war unter den Ottonen mit Sachsen vereinigt, die sächsische Renaissance war Stammestradition, niederdeutsche Große ließen sich noch die Dichtungen Hartmanns etwa in lateinische Verse gießen, um ihrer froh zu werden. Und geht es den Völkern nicht wie dem Einzelnen? Große Gedanken erfassen sie erst, wenn der Mensch für sie reif geworden. Die freudige Aufnahme der Antike setzte Ende des 12. Jahrhunderts ebenso wie im 15. einen neuen Männertypus voraus. Im Süden wuchs unter dem Einfluß des Kaiserhauses das staufische Ritterideal heran; die ersten Renaissancemenschen aber wurzelten in der Thüringer Landschaft. Christian von Mainz, der erste Feldherr und Staatsmann des Rotbarts, der vielbewunderte und gefürchtete Beherrscher Italiens, trägt die deutlichen Züge der Großen aus dem Cinquecento. Landgraf Hermann, dem der Mönch von Heisterbach Flüche ins Grab nachsandte, brutal und treulos und zynisch — dem rettungsuchenden Meißner bot er seine bucklige Tochter als Bedingung der Hilfe — schönheitsfroh und baulustig, ein eifriger Förderer antiker Literatur, gleicht den oberitalienischen Fürsten und Condottieri aufs Haar. Seit er mit seinem Bruder Lud-

wig in Paris geweilt, trifft man Thüringer an der Seine und in Bologna, klassischem Studium hingegeben.

Erfurt war antiker Boden. Hier blüht am Ausgange des Jahrhunderts die Vorläuferin der späteren Hochschule. Tausend Scholaren sollen die Schulen besucht haben. Unsere Kenntnisse sind unzulänglich; doch ein so wunderbarer Aufschwung setzt verheißungsvolle Anfänge schon um die Wende des Jahrhunderts voraus. In Erfurt schrieb in den Jahren 1281 bis 1283 Nicolaus de Bibera sein carmen satyricum, der erste humanistische Dichtertypus unseres Volkes mit allen verächtlichen Mängeln und Vorzügen, ein Pasquillant und Satiriker mit all den raffinierten Mitteln des frühen 16. Jahrhunderts. Sein einstiger Stubengenosse in Bologna, Heinrich von Kirchberg, der juristische Führer im Kampf gegen Mainz 1279, hat schon als Knabe die Klassiker beherrscht. Das führt ins Jahr 1240 oder mit Höfler gar bis 1220 herunter, ein Zeugnis für die antiken Tendenzen der kleinen Landschaft. Und neben dem Tristan des Hildesheimers Eilhard von Oberge und dem Grafen Rudolf, beweist die Freundschaftssage von Athis und Prophilias mit ihren Beziehungen zum spätgriechischen Roman, wie fruchtbar der Boden für die kommende Generation war. Das Zusammenströmen fränkischer Dichter, der Zug nach antiken Stoffen war kein Zufall. Die Landschaft forderte diese Künstler und solche Motive.

Das neue französische Leben stieg von der Rheinmündung, ihrer breiten Grundlage auf deutschem Boden, stromaufwärts bis in die Schweizer Berge. Das Dorf Veldeke bei Mastricht, von dem jetzt nur noch eine Mühle steht, war die Heimat Heinrichs, des Führers im Reigen, der in Thüringen seine eigentliche engere Schule fand. Am Niederrhein schrieb er die Legende vom heiligen Servatius, des Schutzpatrons der Mastrichter Reichspropstei, nach einer lateinischen Quelle. Sein Gedicht von Salomo und der Minne ist verloren. Das Hauptwerk aber, vor dem sich bewundernd und dankbar die Dichter der Folgezeit neigten, ist die Eneide. Der französische Roman d'Enéas des Benoit von St. More war seine Vorlage. Das Buch hatte seine Schicksale. Als es zum größten Teil vollendet war, wurde ihm die Handschrift bei der Hochzeit Ludwigs III. mit Margarethe von Cleve gestohlen. Erst nach neun Jahren erhielt er sie in Thüringen zurück, wo er sein Werk nunmehr vollendete. Der Stoff ist wundersam der neuen Gesellschaft angeglichen. Äneas und seine Helden sind Ritter, wie Turniere werden die Schlachten geschlagen, in feiner maßvoller Zurückhaltung wägt Heinrich Stimmung und Wirkung ab. Vergils Göttermotive sind rationalistisch getilgt und an ihre Stelle tritt tiefere psychologische Begründung. Die Seele der Frau ist ihm ein offenes Buch, in dem er die seltsamsten Runen entziffert. Humorvoll wie Wolfram etwa tritt er neben seine Helden und belächelt ihre

Fehler und Schwächen. Zum ersten Male klingen die Verse in reine Reime aus; doch im Innern weiß er durch den Gleichklang der Mitlaute noch zu wirken. Aber mit den Sätzen ringt er zuweilen schwer; breit und oft hilflos strömt die Rede dahin. Ein prächtiger Aristokrat, niederländisch schwerer als die Pfälzer und Schwaben, und aus härterem Holze. Da entschlüpft ihm einmal ein seltsames Wort: wenn man Schildknechte beklagen sollte, so wäre da ein großer Jammer geworden, schließt er eine blutige Kampfszene. Die Bildung der Zeit hatte er, wie wenige, aufgenommen: Französisch und Latein ist ihm vertraut, Vergil wirkt unmittelbar auf ihn, Ovids Metamorphosen sind ihm bekannt; er weiß die berühmten Schwerter der Heldensage zu benennen. Das rheinische Alexanderlied, das zum erstenmal die französisch-antike Welt erschloß, war ihm zu einem Erlebnis geworden. Keine Dichtung hat so Gewalt über ihn gewonnen. Sein Leben ist dunkel. Den märchenhaften Hoftag des Rotbarts zu Pfingsten 1184 im fränkischen Mainz hat er wie so viele Dichter mitgemacht. Da mag er wohl schon aus seiner Eneide vorgelesen haben. Der Zauber der mitteldeutschen Landschaft hat es ihm angetan. Den Harz, den er gesehen hat, schildert er mit kurzen, aber seltsam weichen Worten. Vor 1190 muß sein Gedicht vollendet sein. Er ist der erste Poet, der das sichtbarste Zeichen des Volkstums, seinen heimischen Dialekt in dem Gewirr der Mundarten am Thüringer Hofe abschliff. Seine Wirkung läßt sich nach Art und Folge nur mit der von Klopstocks Messias vergleichen. Beide die ersten Former einer neuen Zeit, beide bewundert mehr als nachgeahmt; denn wie der Quedlinburger so fand auch dieser Niederfranke nur eine beschränkte Schule. Jeder erkannte seine Bedeutung an, doch gingen sie alle andere Wege.

Veldekes eigentlicher Schüler im Reiche Hermanns ist ein Hesse, Herbort von Fritzlar; das Münzregal der Stadt gewannen sich die Landgrafen von Mainz ab. Seine Dichtung ist das ahnenreiche Lied von Troja. Ein Graf von Leiningen gab Hermann die französische Vorlage, und der Fürst forderte Herbort auf, sie in deutsche Verse zu bringen. Der Sohn des einzigen deutschen Stammes, der unentwegt auf seiner Scholle saß, hat einen Schatz volkstümlicher Sprichwörter in seine Dichtung gerettet: Steter Tropfen höhlt den Stein und das fünfte Rad am Wagen sind hübsch glossiert. Er folgt den gleichen Gesetzen wie Veldeke, entlehnt ihm sogar niederfränkische Reime und wenn sein Stil auch so breit ist wie der seines Meisters, an Reiz und Schönheit steht er zweifellos über ihm. Bewußt oder unbewußt setzt er wie Wolfram nach homerischer Technik Gestalt und Schmuck in Handlung um, Schönheit in Bewegung, wie Lessing es forderte. Jason ist gelandet und Medea schmückt sich für ihn. Aus elfenbeinerner Lade nimmt sie ihre Kostbarkeiten, flicht ihr seidenfarbenes Haar zu Zöpfen, zieht ein Band mit Karfunkel hinein, wirft ein Hemd über und legt das golddurchwirkte Gewand an. Und wie der



Miniatur aus der „Eneide". 1. Da speist man Eneas in seinem Schiffe. 2. Eneas nimmt Abschied von Dido. 3. Dido sieht dem abfahrenden Eneas nach. 4. Eneas fährt dahin. 5. Da ersticht sich Dido und verbrennt sich. 6. Da steht Didos Schwester Anna.

Dichter mit klugen Augen seinem Helden in die Seele schaut! Jason und Medea sind zusammen. Er müßte sie wohl lieben, so schön war ihr Gewand; doch wäre sie auch arm, er begehrte sie, weil sie so schön ist. Aber wenn sie weder Kleid noch Schöne hätte? Er müßte sie minnen, ist sie doch so weise. Ja hätte sie all die drei Gaben nicht, ihre Gebärde ist so hold, daß er sie lieb hätte. Möchte ihr auch alles fehlen, von so edlem Geschlechte ist sie, daß sie ihm recht wäre. Wo geht ein Dichter so wunderbar vom Äußerlichsten über das Sinnliche und rein Persönliche zum Allgemeinsten und Letzten hinauf, was sich diese aristokratische Zeit denken konnte, zum edlen Geschlecht, zur reinen, sorgsam gepflegten Rasse. Und so ist denn auch Herborts Frauenideal die feine leuchtende Schönheit der Zeit. Wie modern dünkt uns die impressionistische Art, mit der er Helenas Reize in Einzeleindrücke auflöst und jeden Sinn an ihrer Pracht teilnehmen läßt; die roten Wangen, den süßen Atem, den glatten Teint prüft er kritischen Auges bis auf die polierten Fingernägel. An Flüchtigkeiten fehlt es freilich nicht. Bei Hercules weist er einfach auf die Charakteristik Jasons zurück, die Stelle wirkt fast wie die verblüffende Selbstironie der Romantiker. Die Verse sind anmutig und schließen sich in Helenas Totenklage zu vierzeiligen Strophen zusammen. Reich an volkstümlichem Element ist sein Lied wie die Werke der ganzen Gruppe. Elfen huschen hin und wieder; in den Kampfschilderungen liebt er die Formeln der Volksepik. Die feine französische Art drang diesem Hessen nicht tief durch die Haut. Schimpfwörter tummeln sich lustig durch das Gedicht bis zum „Bösen As". Herbort war Geistlicher, vertraut mit klassischer Literatur. Die Achilleis hat er benutzt und, bezeichnend für die Renaissancetendenzen, denen sich selbst die Thüringer Geistlichen nicht entziehen konnten, Ovids ars amandi.

Gewiß! Der dekadente Römer, dessen Poesie ihren pikantesten Reiz aus dem Zerfall einer großen Gesellschaft zog, gehörte in diese Landschaft. Die Kultur absterbender Völker übt einen magischen Zauber aus auf die gesunden späten Erben oder Nachbarn, die eben über die Mittagshöhe zu schreiten beginnen. Von Erfurt erzählen Dichter und Chronisten wenig Erbauliches, und so mag Landgraf Hermann, der die Frauenfreude seiner Ahnen geerbt hatte, sich wohl mehr versprochen haben, als er dem ehrlichen biedern Albrecht von Halberstadt die Verdeutschung von Ovids Metamorphosen auftrug. Ein paar Bruchstücke des Originals werden durch die spätere Arbeit Jörg Wickrams leider nur mangelhaft ergänzt. Wie steht der Deutsche so arm und hilflos vor Ovids raffinierter Kunst und Wortpracht. Seine Lautmalerei klingt nicht in die deutschen Verse hinüber, wenn Albrecht sie überhaupt im Ohr erfaßt hat. Die wundervollen knappen Bildchen des Römers zerfließen in epischer Breite. Die Kunst des 13. Jahrhunderts war so wenig namenfroh, daß es kein Wunder ist, wenn der Deutsche an Ovids

Namenpoesie vorübergeht. Arm an Beiwörtern und Farben klammert er sich oft genug an die Vorlage. Doch die Persönlichkeit des Übersetzers ist herzerquickend. Die antike Blasiertheit erfrischt er mit innerlicher Teilnahme und leiser Sentimentalität. Für den Witz des Römers, leuchtend, doch kühl, läßt der Deutsche seinen wundersamen etwas altfränkischen Humor warm und erfreulich dahinströmen, den göttlichen unnachahmlichen deutschen Schulhumor:

Neptunus aus dem Wasser bodt
Dreimalen seinen Kopf im Zorn
Ließ ihn aber nit lang hie vorn.

In solchen Szenen wird er anschaulich:

Zu Stundt wardt Hercules eyn Gott.
Inn solchem Augenblick Atlas
Brüfft, das der Himmel schwerer was.

Doch seltsame Mischung! Keiner aus der Schule Veldekes stand so dankbar an den reinsten Quellen des Volkstums. Die heimische Landschaft duftet durch sein Gedicht; sie ist ihm wert und lockt ihm lyrische Töne ab. Leise spiegeln sich deutsche Rechtsverhältnisse. Er ist der einzige in diesem Milieu, der sich an ein Volkslied anlehnt, das wohl auch in Thüringen gesungen wurde.

O ir edlen Waltfogel kleyn
Kompt, helfft klagen der Liebsten mein.
Du Wald sampt Deinem Laub und Graß
Ach loß Dich auch erbarmen das.

Wie sich Veldeke und Herbort leicht der deutschen Mythologie beugten, so macht auch Albrecht aus Najaden Waldfrauen und aus Satyren Waldmännlein. Märchenmotive sind ihm durch den Sinn gegangen, ja einmal ist es, als ob sich jenes „Es war einmal“ auf seine Lippen drängen wollte.

Noch reicher als Herbort hat er gelehrte Kenntnisse gesammelt. Veldeke ist sein Meister; aus der Eneide sind ihm viele Erinnerungen entschlüpft. Auch zum Liede von Troja scheint er Beziehungen zu haben: die Prologe sind hier wie dort ähnlich gebaut.

In einer Landschaft mit so reichem literarischen Leben, das sich im Banne zweier großen Dichter — Veldeke und Wolfram — abspielte, muß es Übergänge geben. Und wie die Träger der großen Literatur in Thüringen Franken aller Nuancen sind, so steht auch ein Franke vermittelnd zwischen ihnen, Otto, der Dichter des Eraclius aus der Wetterau oder aus Oberhessen, wohl ein fahrender Kleriker, der Krieg und Lager, Frauen und Höfe, das bunte Treiben der Städte kannte. Seine Quelle war der Eracle l'empereour des Gautier von Arras, Stofftendenzen also, die auf Veldeke und seine engere

Gruppe weisen. Von der Eneide ist er beeinflußt, die stichischen Verse lehnen sich eng an sie. Viel stärker drängt der Eraclius aber zu Wolfram, ja gerade diese Dichtung ist es, die Veldekes Kunst und Eschenbachs Art in der Landschaft verband und innerlich ausglich. So ist sie historisch von ungemessenem Werte. Die Alliteration, die Veldeke liebt, die aber bei Wolfram ein bewußtes, wundersam reiches Kunstmittel ist, gibt Ottos feinen glatten Versen ihr eigentümliches Gepräge. Gelehrte Zusätze, bei aller Wahrhaftigkeit des Schilderns ein Hang zum Grübeln, Vorliebe für seltsame Wundersteine, alles ist Wolframs Art. Die ersten sechs Bücher des Parzival haben das merkwürdige Gedicht beeinflußt, das um 1204 entstanden sein muß. Eraclius ist das langerflehte Kind ungesegneter Ehe. Da die Mutter nach dem Tode des Vaters ihr Gut verschenkt, wird er nach Römersitte, um ihn vor Not zu schützen, an den Kaiser Focas verhandelt, bewährt sich beim Kauf eines Zaubersteines, eines Wunderpferdes und bei der Brautwahl für den Herrscher als übernatürlich weiser Jüngling, wird selber Kaiser und erwirbt das heilige Kreuz. Es gibt in der deutschen Literatur bis auf die Romantik keine zweite Dichtung mehr, die stoffgeschichtlich so wertvoll ist, weil sie Motive entgegengesetzter Art, wie es Arnim oder Brentano liebte, zu einer Einheit verschmilzt. Ein Märchenstoff, eine Spielmannsnovelle und eine Legende sind die drei wunderlichen Elemente. Das fast hoffnungslos ersehnte, durch ein Wunder gewährte Kind, die dreimalige Probe vor dem Kaiser mit ihrer unbefangenen Sicherheit ist tiefste Märchenpsychologie, gleichviel, woher die Motive zuletzt stammen. Die Novelle, die Liebe der jungen Kaiserin Athanais zu einem Jüngling, die alte Kupplerin, die Begegnung der Liebenden bei einem großen Feste ist wohl das Modernste der ganzen mittelalterlichen Poesie und erinnert überraschend an E. T. A. Hoffmanns „Doge und Dogaressa“. Wie doch das Entfernteste zeitlos und unvergänglich beisammensteht! So tief ist das Volkstümliche in die Dichtung hineingewachsen. In Wort und Satz prägt Otto die Münzen volkstümlichen Stiles um; die Nibelungen klingen an; erfreuende Spielmannsrealistik hebt überall wertvolles Gut aus dem Leben. So sind Ritterlichkeit, Märchenstimmung, herzhafte religiöse Gedanken in eins verschmolzen. Die hellen Farbentöne der ritterlich-antiken Poesie bei Veldeke, Herbort und Albrecht werden bei Otto immer voller — Wolfram steht mit seinem Parzival bereits im Vordergrunde —, um in der Seele des Ostfranken endlich ins dunkle gesättigte Violett überzugehn.

Keiner hat sich so stark zu Veldeke bekannt als Wolfram, nicht als Schüler, sondern als Verwandter, vielleicht unter dem unbewußten Drange der Stammesgleichheit. Von dem französisch leichtblütigen bürgerlichen Elsässer trennte ihn eine Welt und selbst der elegante Schwabe war ihm schwerlich mehr als der achtungsvoll oft zitierte Kunstgenosse.

Ein geheimnisvolles Gesetz will es, daß zu allen Zeiten, da Großes heranreift, neben dem vielgeliebten, allverstandenen Schilderer dieses Lebens und dieser Erde der Seher steht, dunkel und unbegriffen, ein Prüfstein der Nation, ein Dichter, der aus der Ferne kommt und in die Ferne schaut, dem selbst die Sprache ein Problem wird, das er grübelnd löst, während dem andern die Verse süß auf den Lippen zerfließen. Neben Veldeke, dem gefälligen Former eines neuen Inhalts, ist Wolfram der erste Deutsche, der die größten Gedanken in Versen bändigte, der Sprecher für die biedern, im Süden leise belächelten mitteldeutschen Stämme und die führerlosen, schweren, rätselvollen Niedersachsen, für die überreiche süddeutsche Heiterkeit und Leichtigkeit der Anker, der das deutsche Geistesleben über unergründlichen Tiefen festhielt. Ein armer, kleiner, unfreier Ritter aus dem Ansbachischen, der später auf einer windigen Burg hauste; nach Liebesstürmen, mannhaft durchgekämpft mit dem naiven Ernst seines Stammes, sich herzlich an Weib und Kind erfreuend; der weit herumkam, bis nach Steiermark; ein Ritter, dem sein Schildamt wie ein Gottesdienst war; an Hermanns Hofe Gast und Freund des ersten Liedersängers der Nation: so löst sein Bild sich aus den Hieroglyphen seiner Werke.

Wolfram schrieb das Gedicht des Menschen, der Irrtum und Reue bis auf die Neige verkostet und geläutert und entsühnt in seine Verklärung eingeht. Gahmuret hat seine erste Gattin, die Mohrenkönigin Belakane, verlassen und erringt sich Herzeloide, die Erbin von Waleis und Norgals und fällt nach kurzem Glück im Morgenlande. Da kommt Parzival zur Welt. Die geängstigte Mutter hütet ihn in menschenferner Einsamkeit. Doch das Leben findet den Jüngling und da er in die Welt eilt, entläßt ihn Herzeloide mit guten Lehren, in Narrenkleidern, daß er des Spottes überdrüssig heimkehre. Unter Narrheiten, die er in allzuwörtlichem Gehorsam begeht, und unter Heldentaten, die ihm fast wider Willen gelingen, kommt er an Artus Hof — seiner Mutter hat es das Herz gebrochen, als er sie verlassen — und auf die Burg des alten Gurnemanz, der ihm die erste Rittererziehung und weise Ratschläge gibt. In Pelrapeire erkämpft er sich die wunderliebliche Kondwiramur. Doch die Sehnsucht treibt ihn weiter. Ahnungslos, aber vorbestimmt reitet er in die Gralburg ein. Eine Frage nach dem Leiden des Anfortas erschlösse ihm das höchste Glück, doch in wörtlichem Gehorsam, nicht viel zu fragen, verscherzt er sich das Gralkönigtum. Zu Artus kehrt er wieder, wird Mitglied der Tafelrunde. Die Gralbotin aber, die erschreckend häßliche Kundrie, macht seine Schuld offenbar. Da jagt ihn die Verzweiflung durch die Welt. „Was ist Gott“ ist nun die furchtbar peinigende Frage, in der die ganze Qual seiner Seele zusammenströmt. Nun taucht er in der Dichtung in die Schleier geheimnisvoller Ferne, Gawans weltliches Rittertum schreitet leuchtend über

den Vordergrund. Endlich tritt Parzival wieder ins helle Licht der Erzählung. In der Klause des Trevrizent findet der bejammernswerte Gottentfremdete, der selbst den Todestag des Erlösers vergaß, Verzeihung und scheidet getröstet von ihm. Nach siegreichem Kampf mit Gawan kehrt Parzival zum dritten Male in die Artusrunde zurück, trifft seinen Halbbruder Feirefis, den Sohn der Belakane, reitet wieder auf die Gralburg, wird Gralkönig und da ihm Kondwiramur seine beiden Söhnchen bringt, feiern sie beselígt ihre dauernde Vereinigung.

So hat Wolfram in dieser keltischen Stammsage, die in der Seele des Franzosen erweitert und vertieft wurde, zunächst die Kultur seiner ganzen Zeit gestaltet, weltliches und geistliches Rittertum, Frauendienst und Abenteuer, höfisches Leben, feine Sitte. Doch das höbe ihn nicht hinaus über den Gesichtskreis Hartmanns oder Gottfrieds. Wo alle unter dem mächtigen Einfluß einer festgegründeten Gesellschaft nur das Konventionelle am Einzelnen zeichneten, ist Wolfram der erste und einzige seiner Zeit, der in seinem Helden nicht den Typus des täglichen Lebens, sondern den Menschen erfaßte mit seiner Schuld, Sühne und Verklärung, den Menschen schlechthin, vielleicht ein wenig zu stark in das Licht des deutschen Charakters, seines Stammes getaucht, der erste, der das Christentum ahnungsvoll mit dem menschlichen Inhalt kommender Jahrhunderte erfüllte. Und wenn die Großen der Thüringer Landschaft die äußerlichen Züge des Cinquecento vorwegnahmen, Wolfram erlebte seine Gedanken voraus. Nicht jener Kinderglaube des Evangeliums führt seinen Helden zum leicht errungenen Ziele. Eben daran scheitert Parzival. Nach einer versäumten Frage, durch Versöhnung und reuevolles demütiges Suchen kommt er zum Gral. Ergreifend tief, ein Rätsel in dieser Zeit, liegt die Frage, der Quell alles Wissens und alles Glückes, als Schlüssel zum Heile, nicht der Zweifel, die Frage, mutvolles Erkennen, befriedigtes Wissen. So sehr wohl Faust und Parzival Brüder scheinen, der enttäuschte unstillbare Zweifel und die hoffnungsvolle Frage scheidet sie: denn Parzival steht diesseits der Renaissance, die mit Erkenntnis den Himmel stürmen wollte, und Faust jenseits; hinter ihm lagen ergebnislos durchmessene Gründe. Und was sie weiter scheidet, das ist das Weib. Ist es nicht wie ein Mysterium, daß Wolframs Zeit, so unbeschränkt von der Frau beherrscht, die großen Rätsel des Lebens löste ohne Beatrice und Gretchen, während Faust, einem frauenfeindlichen Jahrhundert erwachsen, durch das ewig Weibliche hinangezogen wird?

So gehört Wolfram in die tiefsten Zusammenhänge der Thüringer Schule. Trug der eine die Gegenwart in die Antike, mühte sich ein anderer ab ihre leuchtenden Spuren in deutscher Sprache nachzubilden, so hat Wolfram das Innere erfaßt: die Persönlichkeit, die kaum ein Jahrhundert später aus den langgehegten und unfruchtbar verschlossenen klassischen Schätzen Waffen

suchte, um sich fragend und wissend Welt und Leben zu erstreiten. Ihm ist es freilich nur ein Ahnen, doch überraschend klar und sicher. Keinem Romanen und, außer Herbort vielleicht, keinem Deutschen ist es in den Sinn gekommen die Grundsätze antiker Technik, Beschreibung in Handlung aufzulösen. Wolfram übt die schwere Kunst, aus den tiefsten Quellen des Schönen schöpfend.

Diese aristokratische Gesellschaft hatte ein unendlich feines Gefühl für das Beglückende oder Belastende der Abstammung, für die geheimnisvollen Kräfte, die im Sohne die Schuld des Vaters rächen oder verborgene Keime zum Blühen bringen. Wie fein hängt Wolframs Kunst in solchen Motiven mit der Stimmung der Zeit zusammen. Im „Titurel" betont er ausdrücklich:

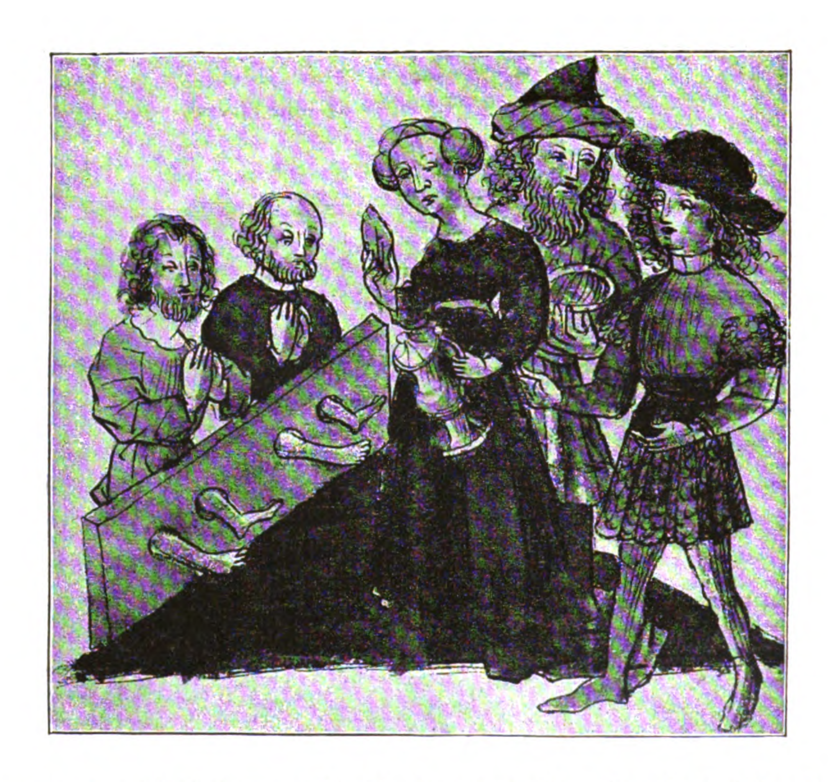
„Verschämte Zucht und ihres
Geschlechts ererbte Weise
(Aus lautrer Liebe stammten sie)
Hielt sie in dem angebornen Gleise."

Parzival ist das Kind eines Vaters, der zwischen zwei Frauen stand: Schwanken und Zweifel liegen ihm im Blute. Er ist das Kind einer Schmerzensmutter, unter seelischer Qual geboren, zum Schmerz bestimmt. Ohne Vater wächst er in Einsamkeit auf. Wolfram weist wieder sehr entschieden auf die Quellen, aus denen dem jungen Helden alle Leiden flossen. Hat einer dieser Dichter so tief die Wurzeln des Lebens bloßgelegt? So ist ihm das leise Keimen, die schmerzvolle Sehnsucht und Ungeduld, mit der die Mutter des Kindes harrt, ein heiliges Mysterium. Keiner griff weiter hinaus über das rein Gesellschaftliche und Konventionelle der Minne. Diesem schweren grübelnden Ostfranken ist sie Quelle des fortwirkenden Lebens; er faßt sie mit heiligem Ernste ein, daß kein Sandkorn sie trübe. Süßer und frauenhaft verschämter hat keiner mehr in deutscher Zunge dieses Geheimnis zart verhüllt. Vorbedeutend zeichnet er sorgsam die Stimmungen, unter denen das junge Leben wird. Ahnungsvolle Träume der Heldenmütter leiten in der ganzen Weltliteratur die führenden Gestalten aller großen Dichtungen ein. Die Pilatuslegende hatte zum erstenmal Himmel und Erde feierlich abgestimmt auf den großen Augenblick. Noch Armin fand in „Isabella von Ägypten" kein tieferes Symbol für künftige Größe.

Die Ringer mit Welt und Leben, die Dichter, schieden sich von je in Besiegte und Sieger. Die einen sahen nur Ursachen und unerbittlich folgende Wirkungen, Glied um Glied zur eisernen Kette geschmiedet; das sind die Tragiker, die Besiegten. Den andern zerfällt das Weltbild in Kontraste und Gegensätze, in überraschende Analogien zwischen dem Entferntesten, in wunderlichen Zwiespalt zwischen Verwandtem und Gleichem. Das sind die Humo-



Aus der Heidelberger Parzivalhandschrift. Parzival entfernt sich mit Ring und Halsschmuck der Jeschute.



Aus der Heidelberger Parzivalhandschrift. Parzival läßt die Gefangenen aus Klamides Heer verpflegen (IV, 208).

risten, die Sieger. Das ist Wolfram, s e i n e Welt, sein Gedicht, seine Helden, sein Stil, sein Vers. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die seltsamen Widersprüche seiner Sprache Bedeutung und Einheit. Die Grundidee des Gedichts bis zur entscheidenden Wendung ist im Innersten humordurchsonnt. Der weltfremde Jüngling, der im Narrenkleide sorglos sicher im Leben reitet, den Rat seiner Mutter und die Lehren seines Erziehers wörtlich befolgt und so um sein höchstes Gut kommt, das ist bei aller Tragik der Folge doch unvergleichlicher Humor, jener Welthumor, der bei Jean Paul oder Wilhelm Raabe etwa das Erschütterndste vergoldet und verklärt. Gerade auf diese Motive baute das Volk in Schwank und Märchen seine köstlichsten Wirkungen. Als die Knappen in Gurnemanz' Burg dem Jüngling die kostbare Rüstung abnehmen, finden sie darunter das lustige Torenkleid, in diesem Kontrast ein wunderbares Symbol für Wolframs ganze Art, die unter dem scheinbar so dunkel Ergrübelten herzerfreuende Klarheit birgt. So strömt es wohlig durch das ganze Gedicht. Unter Parzivals furchtbaren Streichen meint Klamide, man werfe aus der Stadt mit Steinen auf ihn, wieder eine der humorvollen Täuschungen, die das Riesenmärchen so liebt. Und so ist es recht eigentlich die Situationskomik, die im Ganzen die fröhlichsten Wirkungen auslöst. Gawan wird sein herrliches Roß gestohlen und nun muß er auf dem Klepper eines Knappen als anderer Don Quixote für seine Dame kämpfen. Gawan, der unvergleichliche Held, der Ritter ohne Furcht und Tadel! Er wird in einem Turm belagert, da reißt er den eisernen Riegel aus der Mauer, nimmt ein Schachbrett als Schild und drischt auf die Feinde ein, Waffen und Kampfesart, die höchstens das Volksepos erlaubte, die nach Rittersitte streng verpönt waren. Und die herzerfreuende Szene im Wunderschloß, das rollende Bett, ein Lager für Ruhe und Rast bestimmt und Gawan fährt darin im Zimmer auf und ab und kann nicht schlafen. Gutmütig spottet Wolfram über seine Armut, seine Burg, sein anfechtbares Französisch. Wie ein Vorklang romantischer Ironie ist es, wenn er sich unterbricht: wie ich's doch verstehe, den werten Berteneis vor seinen Gegner zu legen! Oder wenn er auf der Gralburg gewissenhaft die nach und nach eingetretenen Jungfrauen zusammenrechnet: ich glaube, jetzt werden es achtzehn sein. Immer sind es Gegensätze, zwischen denen wie aus elektrischen Polen der Humor hin- und herspielt. Der Charakter so gestimmter Seelen färbt mit all seinen Widersprüchen und Wunderlichkeiten auf Stil und Sprache ab. Neben dem persönlichsten Verkehr zwischen Dichter und Publikum unpersönliche Ausdrucksweise, unpersönliche Passivkonstruktionen, die er weit über das Maß der Zeit pflegt, abstrakte Substantiva, ein wundersames Ringen zwischen dem Ungreifbaren des Gedankens und der sinnlichen Anschauung. Neben der dunkelsten Knappheit überströmende Fülle. Vier Substantiva preßt er in einen Vers, um sich einen Satz zu sparen, und im nächsten folgen „große

Freuden ohne Leid". Das enggegürtete schmückende Beiwort scheint ihm verhaßt, er löst ihm die Bande und läßt es in einen ganzen Satz zerflattern oder wandelt es in ein Substantiv: das Zelt, das zeigte Reichtum. Und das lebenswarme Zeitwort, in dem er statt Ruhe mit Vorliebe Bewegung, energische Bewegung betont — da waren Kerzen auf die Leuchter gestoßen — versteinert er wieder zum starren Substantiv: von Knappen war um ihn ein Ring; sie führen Raubes eine Magd. In allen Bildern pulsiert das gleiche Leben: Rittertum, Kampf, Wunden, Sieg, Niederlage.

Die großen Welthumoristen unserer beiden klassischen Zeiten, Wolfram und Jean Paul, stammen aus derselben Landschaft. Beide drücken das Höchste und Heiligste, den tiefsten Schmerz, die stillste Qual durch sieghaften Humor aus. Beide die absonderlichsten Stilkünstler ihrer Generation, beide formlos im Einzelnen und doch unbeschränkte Herrscher ihrer wunderlichen Welt; beide voll krauser Gelehrsamkeit ohne eigentlich gelernt zu haben, vom Nächsten zum Entferntesten springend, beide die Dichter des scheinbar Naiven und Einfältigen, in dem unfaßbare Größe schlummert; beide unerschöpflich in Anspielungen und Beziehungen, mit ihrem Publikum im innigsten Verkehr, gegenseitig erzählend und horchend. Sie lieben die Kinder und die Jugend im Menschen.

Das absonderlich Mystische und doch so geheimnisvoll Wirksame scheint ein Grundzug des ostfränkischen Stammes. In Bamberg entstand das Ezzolied mit seiner suggestiven Wirkung und in Würzburg der grotesk gelehrte Merigarto.

Die eingeborenen Hessen und Thüringer waren viel zu stark im Banne ihres vor allem andern so bodenständigen Stammestums, als daß sich nicht eine Menge völkischer Elemente hätten durchsetzen sollen. Die Ostfranken wieder hatten am frühesten und erfolgreichsten slavische Stämme aufzusaugen begonnen, und so ist es gerade Wolfram, in dem am stärksten völkische Kräfte der engern Landschaft und des weitern Volkes zum Durchbruch kamen. Er spottet über die Kaufmannsweiber zu Dollnstein an der Altmühl und ihre Frauenturniere; die Nördlinger Flachsschwingen müssen ihm besonders große Schwerter versinnbilden. Regensburger Stoffe gelten ihm vor allem kostbar. Den Kampf der Streitkolben vergleicht er dem Hütewalken der Beratzhauser Hutmacher. Natürlich spiegeln sich auch die Rechtsverhältnisse der Zeit im Parzival. Uralte Rechtssymbole sind gestaltet. Der rote Ritter bedient sich der Weinverschüttung als Form seines rechtlichen Anspruchs anstatt des gleichfalls gültigen, freilich weniger reinlichen Anbrennens eines Strohwisches. Kinderspiele werden erwähnt, so das Topf- oder Kreiselspiel. Bauerregeln scheinen ihm bekannt: Saturn pflegt sich mit großem Frost einzustellen. Und kundig wirksamer Volksmedizin läßt er Gawan über einen wunden Ritter

einen Blutsegen sprechen. Leider gibt er den Text nicht. Im Hessischen sind Blutsegen noch heute bekannt.

Uralt germanisches Gut sind die Waldmysterien Wolframs, die er wie kein anderer verehrt. Die heilige Ehrfurcht vor den Bäumen war in Oberhessen wohl am stärksten ausgeprägt. Wolframs Vorliebe für Waldbrüder könnte durch zeitgenössische Klausner in Hessen geweckt oder genährt worden sein. Zwischen Marburg und Frauenburg gab es einen Einsiedlergrund und unter Elisabeth hatte sich Graf Heinrich III. von Ziegenhain in das Bruderhäuschen am Lahnberge zurückgezogen. Das Glück des Zufalls illustriert er mit einem Sprichwort: Wer irre reitet, wird wohl den Schlegel (der Axt) finden, und spielt dabei in seiner Art auf die Bedeutung an, die Schlegel in manchen Gegenden hat: gefällter Baumstamm.

Wolfram kannte deutsche Volksmärchen. Auf eines deutet er, das bei Grimm zitiert ist.

> Man hätt' ihn wohl nach dem Fasan
> Geworfen in ein Dornicht.
> Wer ihn zu suchen wär' erpicht,
> Der fänd' ihn wieder an dem hellen
> Klang der läutenden Schellen.

„Ein auf Leben und Tod gefangener Zauberer hat einen nie fehlenden Pfeil und schießt damit einen Falken aus hoher Luft, der in Sumpf und Dornen fällt. Die Häscher sollen ihn darin suchen; er hebt nun den Schwabentanz zu pfeifen an und sie müssen tanzen und danach tanzt das ganze Gericht." So innerlich hängt der Ostfranke mit der Thüringer Gruppe zusammen. Die grundlegenden Elemente des Parzival tragen den Charakter der Märchenpsychologie. Das wörtliche Befolgen eines Auftrages oder Rates ist wohl eines der verbreitetsten Märchenmotive, gewiß aber volkstümlich, denn keinem der Volksbücher vom Eulenspiegel an fehlt es. Und so ist die Urquelle wirklich ein keltisches Dümmlingsmärchen; doch gibt es auch eine ganze Reihe deutscher. Erlösung und Entzauberung durch innige Teilnahme, bald symbolisiert durch eine Frage, bald durch einen Kuß, bildet in den meisten Märchen die entscheidende Wendung. Daß ein Held diese Aufgabe das erstemal nicht erfaßt, dafür leiden muß, sie aber ein zweitesmal glücklich durchführt, ist nicht minder verbreitet. Und die ganze Szene auf der Gralburg, der grasbewachsene Schloßhof, die spannungsvolle Erwartung der Gralleute, Parzivals unglückliches Schweigen, die geisterhafte Stille und Feierlichkeit und am Morgen die öde Leere, das ist zumal in den mythenreichen niedersächsischen Märchen einer der Hauptzüge. Das Motiv vom Tischleindeckdich und vom verhexten Schlosse und hundert Einzelheiten gehören dem seligen Reiche des

Kinderwunders an. In ihrer Psychologie gleichen sich die Märchen aller Völker und Zeiten. Er kannte deutsche Märchen und lebte in ihrem Duftkreis.

So ist er nun der Einzige, der fruchtbare Beziehungen zum Volksepos der Donaulandschaften suchte. Das Nibelungenlied kannte er, Helden aus andern Dichtungen sind ihm geläufig; trotz des leisen Spottes auf ihre Übertreibungen sind Elemente des volksmäßigen Stils auch in seine Gedichte gedrungen. Der Spielmann liebte es, Wirkungen zu überspannen, um das horchende Volk zu sättigen, das für feinere Effekte keinen Sinn hatte. Wenn viele Speere zerbrochen werden, so wird bei Wolfram „der Wald verschwendet“. Parzival reitet so schnell und weit, daß ein Vogel Arbeit hätte, wollte er's erfliehen. Der Held ist ergrimmt:

Da zwang er so zur Faust die Hand,
Daß den Nägeln Blut entschoß
Und ihm den Ärmel übergoß.

Einmal entschuldigt er sich recht launig, daß Parzival eigentlich im Vergleich zu jenen Helden so wenig Stärke habe. Und wie kein anderer Dichter mehr, läßt er die alte Alliteration in seinen Versen klingen. Kunstvoll verknüpft er Anfang und Ende des Verses, Satzverwandtes; überschlagend bindet er die ungereimten Verse; selbst zweifacher Gleichklang der Mitlaute findet sich, und wie im alten Heldenepos sind die Namen der Ritter gelegentlich alliterierend zusammengedrängt. Hier ist Wolfram wohl am konservativsten; denn aus dem zerbröckelnden Alliterationsvers war ja die epische Form des 11. und 12. Jahrhunderts erwachsen.

Langsam rang sich sein Gedicht aus der Seele los. Das dritte Buch entstand nach Hartmanns „Erek“, das fünfte nach seinem „Iwein“, das siebente 1203, das elfte nach 1204.

Landgraf Hermann verschaffte dem Dichter die französische Vorlage für sein zweites großes Epos W i l l e h a l m v o n O r a n j e. Es schildert die beiden großen Schlachten bei Alischanz (793), wo Wilhelm der Heilige, Graf von Toulouse, erst ein Besiegter, dann ein Sieger, die Sarazenen vernichtete. Am Thüringer Hofe in dieser klassischen Luft hat sich Wolframs Herbheit gemildert. Versöhnend erfaßt er die Gegensätze zwischen Christen und Heiden. In den leider unvollendeten wunderbar gebauten Strophen des T i t u r e l hat Wolfram mit aller höfischen Formtradition gebrochen. Statt der Reimpaare die zarten Gebilde lyrischer Verskunst, vielleicht eine geniale Fortbildung der Kudrunstrophe. Und wie er schon im Parzival durch ständige Beziehungen seinen Stoff nur als Ausschnitt einer großen Einheit hatte ahnen lassen, so löste er jetzt aus dem früheren Ganzen eine Episode und hob sie zu eigener Gestaltung heraus. Das ist die Art des Volksepos. Die Ge-

In dem aberellen so die blůmen springen.
so lôbent die linden. vñ grůnen die bůchen. so singent
die vogele vñ heben iren willen. wan siu minne vinden
al da si sůchen. an ir gnos. wan ir blideschaft ist gros.
der mich nie verdros. wan siu swigen al den wint' stille.
Si ist so schone vñ ist so gůt. die ich nu lange han ge
lobet. solt ich ze rome tragen die krone. ich saste es uf
ir hǒbet. maniger spreche sehent er tǒbet. got gebe
das si mir lone. wan ich tete ich wais wol wie. lebt
si noch als ich si lie. so ist si dort vñ ich bin hie.

Zwei Strophen von Heinrich von Veldeke.

Aus der Weingartner Liederhandschrift.

In dem aberellen [1],
so die blůmen springen
so loubent [2] die linden
und grůnen die bůchen,
so singent die vogele,
unde heben iren willen,
wan siu minne vinden,
al da si sůchen
an ir gnos [3],
wan [4] ir blideschaft [5] ist gros,
der mich nie verdros,
wan siu swigen al den winter stille.

Si ist so schone [6] unde ist so gůt,
die ich nu lange han gelobet.
Solt ich ze Rome tragen die krone,
ich saste [7] es uf ir houbet.
maniger spraeche: „sehent, er toubet [8]“.
got gebe, das si mir lone,
wan ich taete ich wais wol wie,
lebt si noch, als ich si lie [9],
so ist si dort unde ich bin hie.

---

[1] April, [2] belauben sich, [3] Genossen, [4] denn, [5] Fröhlichkeit, [6] schön, [7] setzte, [8] tobet, [9] ließ.



schichte einer Kinderliebe! Wolfram hat hier einen Charakterzug des mitteldeutschen Lebens erfaßt. Zwölfjährig reichte 1186 die heilige Hedwig aus dem ostfränkischen Hause der Meranier dem Herzog von Breslau ihre Hand; 1212 kam ihre Schwestertochter Elisabeth vierjährig als erklärte Braut Ludwigs IV. nach Thüringen, 1221 war die Hochzeit. Diese beiden Kinderehen mußten ihm, dem Ostfranken und Gast des Eisenacher Landgrafen, bekannt sein. Vielleicht hat er die tiefe Tragik dieses Kinderbundes vorausgeahnt. All die Zartheit und naive Leidenschaft zwischen Sigune und Schionatulander ist in die unvergleichlichen Strophen gegossen. Sigune antwortet dem Knaben:

Wer solche Minne hat, daß er
Durch Minne gefährde
So lieben Freund, wie du mir bist,
Mir der liebste Freund auf der Erde,
Solch gefährlich Ding ist mir nicht Minne.
Gott weiß wohl, ich wußte
Nie von der Minne Verlust noch Gewinne.

Minne, ist das ein Er?
Kannst du Minne beschreiben?
Ist es ein Sie? Und kommt mir
Minne, wo soll ich mit ihr bleiben?
Soll ich sie verwahren bei der Docken?
Fliegt sie uns auf die Hand,
Oder ist sie wild? Ich kann ihr wohl locken?

Wem hat sich wohl die Kinderseele so süß geöffnet? Sein eigenes Töchterlein mag ihm vorgeschwebt haben, und das verlobte Ungarprinzeßchen wird er wohl in ihrer fremden Welt beobachtet haben; ihre Hochzeit hat er noch erlebt.

Wie sich um 1800 auf Thüringer Boden die zweite Blütezeit unserer Literatur wesentlich in epischen und dramatischen Dichtungen ausreifte, das Lied sich aber abseits des großen Mittelpunktes ausbildete, im pfälzischen Heidelberg und in Schwaben, überraschend genau bewegte sich die Literatur um 1200 in den gleichen Landschaften. So ist die Lyrik der beiden großen fränkischen Epiker minder bedeutungsvoll, wenn auch Wolframs Einfluß auf die führenden Rheinfranken in der Pfalz nicht unterschätzt werden kann. Veldeke war nur im epischen Gedicht Erwecker und Förderer der neuen Zeit. Seine Lieder waren an einen engern Kreis gerichtet; hier brauchte er die heimatlichen Lautformen weniger streng zu unterdrücken. Mit seinem tiefern Sinn war Wolfram kaum geschaffen, die konventionelle Liedform zu pflegen. Begabung besaß er in hohem Grade. Seine sieben Gedichte — zwei andere sind unecht — sind zumeist Tageweisen. Da strömt seine ganze Leidenschaft aus. Bezeichnend genug für seinen Charakter klingt sein Liederfrühling in eine dankbare Feier ehelicher Liebe aus:

Wem es so wohl gelingt,
Daß er ein Lieb umschlingt,
Den Spähern unverborgen,
Der braucht nicht vor dem Morgen

Hinweg zu streben.
Er harrt des Tags gelassen,
Muß nicht bewachen lassen
Sein armes Leben:
Ein offenkundig süß Gemahl kann solche Minne geben.

Um 1225 ist Wolfram gestorben. Seine Wirkung drang über Böhmen nach Schlesien, über Thüringen nach Niedersachsen, über Ostfranken, Baiern bis Kärnten. Der Klang seiner Lieder floß mainabwärts und fand in Rheinfranken ein glückliches Echo.

So reich das Leben der Landschaft war, sie hat einen einzigen Lyriker von Bedeutung hervorgebracht, Heinrich von Morungen. Seine Burg stand bei Sangerhausen, zwischen 1213 bis 1221 ist er urkundlich bezeugt. Sein Bild stimmt wunderbar in den Charakter des Gaues. Er kennt die Antiken, packt das Leben tief und leidenschaftlich ohne die Verschwommenheit und den Idealismus der Mode. Seine Lieder haben etwas traumhaft Schauendes. Die Frauenschönheit ist ihm strahlend, sieghaft bezwingend: er hat etwas von dem neuen Renaissancemenschen. Und wenn die Legende in Mitteldeutschland blühte, die Mariendichtung bietet ihm köstliche Bilder. Es ist bezeichnend, daß er unter dem Einfluß der Rheinlandschaften steht. Seine Meister sind der Franke Hausen und der Elsässer Reinmar. Nach Sitte der Provenzalen ließ er seine Lieder von andern vortragen. Er hat die Zeit ergriffen, denn die Sage verklärte und Volkslieder besangen ihn. In Thüringen fand er eine glückliche Schule.

Ganz einzig ist die Entwicklung dieser kleinen Landschaft. Während die beiden großen Franken den Stamm durchdrangen und Wolfram von hier aus das ganze nordöstliche Kolonistengebiet ergriff, bildete sich mitten im Lande eine stille Insel, zu der die lebendigen Fluten nicht reichten. Erfurt wehrte sich mit Erfolg gegen die Souveränitätsgelüste der Landgrafen und der politische Gegensatz, diese Sonderstellung mitten im Lande, mag sich in der Literatur widerspiegeln. In Erfurt dichtete Ebernand, Bürger und Ratsherr, 1212 und 1217 bezeugt, sein Werk „Kaiser und Kaiserin“, angeregt durch die Heiligsprechungsfeier Kunigundens 1201 in Bamberg. In ihm lebt das Stammeselement am stärksten, er wehrt sich gegen die Nivellierung der Mundarten und erklärt kurzweg jeden für einen Affen, der fremde Sprache ohne Verständnis nachbilde. Von keinem unserer Dichter ist er beeinflußt, und so mag sein Meister jener Biterolf sein, dessen Alexanderlied verloren ist und der immerhin ein Erfurter gewesen sein kann. Das alte Motiv von der Zähmung der Widerspenstigen behandelte sein Landsmann Sibote, Mitglied der Hofkapelle König Manfreds, in seiner Dichtung „Frauenzucht“.

Das Bewußtsein zweier fester Mittelpunkte, in denen verschiedenste und entgegengesetzte Kräfte zusammenschossen, liegt dem Wartburgkrieg zu Grunde; Eisenach und Wien, der Landgraf und der Herzog von Österreich werden in Streitgedichten gefeiert, wohl zunächst ein Festspiel zu höfischer Gelegenheit. Dann wurde alles Mögliche in die Dichtung verbaut, Wolfram von Eschenbach wurde zur Mythe und schon die nächste Generation um 1300 nahm das Gedicht als historische Quelle.

Mit dem Tode des Landgrafen Hermann war die Thüringer Renaissance zu Ende. Mit Ludwig IV. und der heiligen Elisabeth zog ein anderes Leben in Eisenach ein. Wie eine Vorahnung ihres Schicksals klingt das ergreifende Herzeloideleben im Parzival. Mit dieser Frau voll reinster Poesie wurde die Legende Leben und Wirklichkeit, und die Blüte der frommen Dichtung in Thüringen mag von ihr geweckt worden sein. Schon 1297 wurde in Hessen ihr Leben gedichtet. Und nun schilderte das „Buch der Väter“ die Wirksamkeit der ersten Mönche, das „Passionale“, aus der legenda aurea schöpfend gestaltete Leiden und Wunder Christi und Marias, die Schicksale der Apostel, Evangelisten und Heiligen nach dem Kirchenjahr. Bis nach Meißen gingen die Wirkungen der neuen Legende.

3.

Neuland.

Der Chronist Böhmens, Cosmas, rühmt es von seiner Heimat: kein Fluß, der außerhalb des Landes entspringe, berühre seinen Boden. Ein tiefer Sinn liegt in dem stolzen Worte. Von den natürlichen Straßen, die die Völker in ihrer Jugend ziehen, führt keine in das wallumgürtete Becken. Und hinaus leitet nur eine große Pforte, die sich die Elbe in das rotgelbe Gestein gebrochen. Da konnten von Niedersachsen die Güter ins Land kommen, die gerne stromentlang wandern: Handel, Bürgertum, Stadtrechte, und von Magdeburg stand die Straße offen für das Rechtsleben des Bürgers, wie es nach Meißen und Schlesien floß.

Die deutsche Literatur fand andere Wege ins Land. Der Böhmerwald, mit deutschen und slavischen Grenzhütern besetzt, durchtobt von ewigen Fehden zwischen bairischen und tschechischen Großen, ein schreckhaftes Schlachtfeld kaiserlicher Heerhaufen, war der Riegel, der Böhmen von der Kultur des Südens abschloß. Und in späterer Zeit waren die Grafen von Bogen bis Prag gefürchtet. Durch Verhaue und Feldwachen dringt keine Literatur und die einzige Straße, der goldene Steig, diente dem Salzhandel. Doch durch die

westliche Ecke des Landes führte ein vielbeschrittener Weg an den Obermain in den Gau der Ostfranken. Hier waren slavische Jungvölker an die Redwitz und Regnitz vorgebrochen, hier drangen die siegreichen Franken ein. Elbogen trotzte als Wegfeste über dem Tale. Über das Erzgebirge nach Thüringen und Meißen führten immer sorgsamer gepflegte Pässe, zumal an Kulm vorbei. Mittelpunkt des nördlichen Straßennetzes war Zittau, über Glatz gingen uralte Pfade. Das Land war das Schicksal seines Volkes. Den Altbaier, zu keiner Zeit Erwecker der großen literarischen Bewegungen, trieb es nach Osten, nicht nach Norden. Ostfranken und Thüringern aber mit dem gleichen Drange nach Sonnenaufgang, im Besitze reicher literarischer Schätze, war der Zugang durchs obere Maintal und über das Erzgebirge offen bis Schlesien und sie brachen sich im Norden des Landes eine breite Bahn. So trat Böhmen in den mitteldeutschen Kulturkreis ein und seine Literatur enthält die Thüringer Elemente in charakteristischer Mischung: Wolframs Geist, die Legende und den starken antiken Einschlag. Die geographische Lage und der historische Trieb seiner Nachbarn haben sie begründet.

Das Thüringer Grafengeschlecht war mit den Fürsten von Böhmen verschwägert und bis zur rheinfränkischen Stauferpfalz war Böhmen um 1200 eine gesuchte Allianz. Verbindungen, die noch einmal im 17. Jahrhundert, das dieser Zeit so verwandt war, die deutsche Geschichte erschütterten. Landgraf Hermann hielt auf gute Beziehungen, die seinen Völkern freilich weniger frommten. Wiederholt überfluteten die östlichen Hilfsscharen weithin das arme Land, als die Kämpfe um Erfurt tobten. Es schien als sollte Böhmen viel rascher wie Schlesien und die nördlichen Landschaften in deutschem Wesen aufgehn. Die Fürsten schufen sich mit deutschem Blut einen Bürgerstand, deutsch wurde die Hofsprache, deutsche Prinzessinnen zogen in Prag ein, ein ostfränkischer Kirchenfürst lenkte unter Wenzel II. die Schicksale des Reiches. Die mitteldeutsche Dichtung blühte in Prag und auf den Burgen der Großen ein zweites Leben und nach dem tragischen Stauferlos der letzten Przemisliden kam ein deutsches Geschlecht auf den Thron.

Der Grundzug der Literatur drängte wie in Thüringen auf das Epos. Die Liedersänger der ersten Zeit sind zugewandert, verließen das Land bald wieder und der Ruhm der Fürsten, den sie sangen, war das einzige Band, das sie verknüpfte. So floß unter Wenzel I. 1230 bis 1253 das neue Leben wirkungslos ab. Reinmar von Zweter bekennt es selber, daß er Böhmen mehr des Herrn als des Landes wegen erkoren. 1241 verließ er es wieder nach sechsjährigem Aufenthalt. Der oberdeutsche Meister Sigeher und der Pustertaler Ritter Friedrich von Sonnenburg, die Wenzel I. und Ottokar II. feierten, gingen flüchtig vorüber. Der Tannhäuser, dessen spukhafte Gestalt bis Schlesien wetterleuchtet, und Frauenlob hielten nur kurze Rast.

Unter Ottokar II. nahm die Entwicklung ihre entscheidende Wendung. Der Fürst hatte vom Norden her die Wege des bairischen Volkes gekreuzt, die Alpenländer an sein ererbtes Reich gekettet. So will es ein merkwürdiger Zufall, der dem Gesetz der mitteldeutschen Durchdringung zu widersprechen scheint, daß ein Kärnter aus Sankt Veit, Ulrich von dem Türlin, der Erwecker der deutschen Literatur in Böhmen wird. Aber gerade er, der Ostbaier, steht so stark im Banne der fränkisch-thüringischen Literatur, ein Beweis, daß die Bewegung den Menschen machte. Der Mann und sein Werk sind ein Rätsel. Sie arbeiteten alle nach Vorlagen; er ist der erste, der aus den spärlichen Andeutungen in Wolframs Willehalm sein Gedicht gleichen Namens freischaffend aufbaute. Er ist ein wirklicher Schüler des Ostfranken, kein bloßer Nachahmer. Der seltsame Stil des Grüblers ist in seiner Seele ein zweites Leben geworden. Er übernimmt nicht äußerlich Worte und Wendungen, er hat den Geist erfaßt und in sein Blut aufgenommen. Und Wolframs Landsmann und Schüler Wirnt von Grafenberg beeinflußt ihn in gleicher Weise. Auch die „Krone" seines Kärntner Namensvetters Heinrich hat er gekannt. Das Volksepos fesselt ihn; die sinnlichen Derbheiten seines Wesens mögen bairischer Einschlag sein, ein Erbe der Dorfpoesie. Die erste Fassung seines Gedichtes fällt noch vor 1269; die Bearbeitung widmete er Ottokar II. Das Buch hatte einen wunderbaren Erfolg. Noch dreimal wurde es von fremder Hand überarbeitet — einmal für die Weltchronik — und sogar in Prosa aufgelöst.

In seinem Schüler, den er vielleicht persönlich kannte, in Ulrich von Eschenbach, erhielt die Dichtung in Böhmen das typische Thüringer Gepräge. Eschenbach verknüpft die großen Tage Ottokars, deren Glanz und Fall er miterlebte, mit den stillern Zeiten Wenzels II. Er ist der erste deutsche Dichter des Landes, von dem wir wissen, und seine Wiege mag nicht allzu fern von der freundlichen grauen Elbestadt Leitmeritz oder dem alten Bergnest Ossegg gestanden haben, ein Mitteldeutscher also, kein Baier. Die antiken Tendenzen Thüringens sind in seiner Persönlichkeit fast einseitig entwickelt. Er kann Latein, schlecht und recht wie die ganze Zeit, aber kein Französisch. War die Dichtung in Eisenach ausschließlich fürstliches Interesse geworden, so ist er der typische Hofpoet später Jahrhunderte, mit dem König in persönlicher Fühlung, der ihm selbst gelegentlich eine Episode aus Alexanders Leben erzählte. Liebten die kommenden Generationen bis spät ins 17. Jahrhundert den Schlüsselroman, so ist er der erste, der in seinen Dichtungen das Leben der fürstlichen Gönner Ottokars II. und Wenzels II. unter dem durchsichtigen Schleier seiner Helden darstellt. Siebzehn Jahre arbeitete er an seinem Alexanderlied von 1270 bis 1287. Seine Quelle, den lateinischen Alexander des Gualtherus a Castellione, erhielt er durch mehrfache Vermittlung aus Salzburg vom Erzbischof Friedrich II. von Walhen. Ottokar ist der große

Held, den er feiert, und erst nach der Tragik des Marchfeldes drängte er seine Erinnerungen zurück. Er kennt die Klassiker wie Hessen und Thüringer und wie etwa Veldeke für die Götter psychische Motive einführte, so setzt er an Stelle der antiken Mythologie das, was sie symbolisierte, für Bacchus die Trunkenheit. Albrecht von Halberstadt hatte das römisch-griechische Glaubensleben verdeutscht, ihm ist der Styx die Hölle. Drückt ihn im Alexanderlied Wolframs Einfluß förmlich nieder, so ist sein Wilhelm von Wenden der reinste Abglanz des Ostfranken und mag selbst zum Eraclius in Beziehungen stehn. Aus dem Guillaume d'Engleterre des Chrestien de Troies macht er einen Slavenfürsten. Es ist die Legende von Placidus, die Herder in seinen „wiedergefundenen Söhnen" ergriff, die er noch im „Geretteten Jüngling" streifte, die süße romantische Poesie von Tiecks „Oktavianus". Ein hohes Lied auf König Wenzel und seine Gattin Guta, die Tochter Rudolfs von Habsburg. Wolframs Welt ist in dieser Dichtung gar wundersam festgehalten. Den Namen Bene aus dem Parzival im Ohre übersetzt er Guta mit Frau Bene. Wilhelm von Wenden, der Heide, hört einmal den Namen Christus, das ergreift ihn so mächtig, daß er ihn suchen will und alles verläßt. Die beiden Söhne, die ihm seine Gattin im Walde gebiert, verkauft er, da er glaubt, die Mutter könne die Kinder nicht nähren; er verläßt auch sie, sucht Christus im heiligen Lande, wird getauft, mit Weib und Söhnen vereinigt und nun bekehrt er sein Volk. Dieser Grundzug der Komposition, wie der Held von einem fremden Wort ergriffen wird, wie ihn der Zwang der neuen Vorstellung durch die Welt treibt, dieses Suchen nach dem Inhalt des Gedankens ist Geist vom Geiste des Parzival. Und wie ihn der Name erfaßt! Alle Sinne regt er auf, den Ohren ist er süßes Saitenspiel, wie eine edle Wurzel riecht er ihm im Munde. Die irenischen Züge mögen aus Wolframs Willehalm geflossen sein. Im Grunde schildert er die anima naturaliter christiana.

Ulrich ist ein echtes Kind seines Landes und so zart und fest hängt keiner mehr an seiner Heimat. Wunderbar naiv deutet er Beheim als be (beatus) und heim als Wohnung, als das selige Haus und König Wenzel als Fürsten vom seligen Lande. Noch aus der Ferne gedenkt er guter Freunde, glücklicher Stunden und einer traulichen Taverne in Leitmeritz, als er die Qualen des Durstes schildert:

ûf der dürre vür ir golt
einen Keller ich mir kiesen wolt
ze Lûtmeritz in der stat,
den mîn lieber friunt dâ hât.
(von Mîsne heizt er her Conrât)
dâ fund ich trinkens allen rât:

bringet manz in den helmen niht,
man treit ez in glasen, die sîn lieht.

In Prag, der guten Stadt, will er lieber sein, da stirbt man Durstes nicht. Die slavische Volksseele gab manch hellere Farbe an den Charakter der Dichtung ab. Die Überschwenglichkeit und Weichheit, das Süße, Schmeichelnde in den Beiwörtern und Diminutiven, die er so liebt, die das Eigenartigste des tschechischen Liedes und der tschechischen Namengebung sind, ist aus dieser Quelle geflossen. In Schlesien läßt sich der gleiche Einfluß der polnischen Eigennamen in ihren Koseformen zu dieser Zeit urkundlich erweisen. Ulrich schildert ein Fest wie Otto in seinem „Eraclius“. Aber wo der Hesse Farben, Gestalten, Stimmungen liebt, da gibt er das Laute und Grelle der Musik, das Lärmende, das die tschechische Festfreude so auszeichnet. Und in der Weisheit der Frau Bene hat man Anklänge gefühlt an die zukunftsfreudige, sagenhafte Stammesmutter der Przemisliden, an Libuscha. Der Mann steht fest und sicher auf dem Boden seiner Heimat.

Die tiefe und weite Wirkung dieses Dichtertypus der thüringisch-ostfränkischen Schule ging von zwei Punkten aus. Im mitteldeutschen Nordwesten, auf der Riesenburg seines Gönners Borso fand er um 1300 eine letzte Heimstätte; hier dichtete er für den Adeligen noch ein 11. Buch zu seinem Alexanderlied. Doch die eigentlichen Erfolge verdankte er dem tatenscheuen doch dichtungfrohen Ulrich II. von Neuhaus aus dem Geschlecht der Wittigonen, der den schlesischen Dichter der „Kreuzfahrt“ förderte. Die Familie soll mit den Habsburgern verwandt gewesen und so ursprünglich deutsch gewesen sein. Ulrich ließ durch einen Schreiber Friedrich vom Alexanderlied Eschenbachs eine prachtvolle Abschrift fertigen und so nahm das Gedicht von Neuhaus weg in bairischer Lautgebung seinen Weg. Und wie der Sohn, so schenkte auch Ulrichs Mutter der deutschen Dichtung Liebe und Förderung.

Beziehungen zu Neuhaus hatte Heinrich der Klausner, Dichter einer so süßen Marienlegende und Schülergeschichte, voll Einfalt und Poesie, wie nur Brentano je eine geschrieben. Ein armer Schüler darf im Chor nicht singen, weil er keine Schuhe hat. Da fleht er vor einem Marienbilde darum, allein vergebens. Doch nun will er die Mutter Gottes bekleiden, hundert Ave spricht er für die Schuhe, hundert für Rock, Überkleid und Mantel, für Schleier und Krone. Maria erscheint ihm und auf ihrem Kleide sind die sechshundert Grüße in Gold gestickt. Sie läßt ihn wählen, ob er dreißig Jahre Bischof sein oder nach drei Tagen sterben und bei ihr im Himmel sein will. „Wie, ein Paar Schuhe hast du mir nicht gegeben und nun versprichst du mir die Seligkeit?“ Doch er wählt sie sich und so geschieht es. Kerners „Geiger von Gmünd“ erinnert an die liebliche Geschichte. Die Quelle erhielt der Dichter vom Guardian zu Görlitz.

So war nun auch in die Burgen des tschechischen Adels der neue Geist gedrungen. Heinrich von Freiberg hat hier reiche Gunst genossen. Seine bürgerliche Familie stammt aus Obersachsen, sein Vater war es wohl, der einen Stollen in den reichen Silbergruben der Lichtenberger erhielt. In Böhmen geboren oder in jungen Jahren eingewandert vermittelt er sprachlich zwischen dem Hochdeutschen und der Mundart Mitteldeutschlands. In zwei Jugendwerken feiert er die Ritterfahrt Johannes' von Michelsberg nach Frankreich um 1303 und das heilige Kreuz und dichtete den köstlichen Schwank: Schrätel und Wasserbär. Raimund von Lichtenberg, der jüngste doch bedeutendste neben drei Brüdern, auf dessen Gütern viele Deutsche saßen, trug ihm die Vollendung von Gottfrieds Tristan auf. Sie wurde um 1310 gedichtet, das beste Werk der ganzen Zeit. Auch Heinrich ist ein glänzender Schüler Wolframs. Die Grundlagen seines Stiles sind vorzüglich weiter gebildet, im Einzelnen hielt er sich an Gottfried und so stellt er, der letzte der großen mitteldeutschen Literaturbewegung, einen Ausgleich dar zwischen den einst unversöhnlichen Gegensätzen: Ostfranken und Elsaß. Es ist ein typischer Drang der Epigonen; wenige Jahre später wurde der Parzival in Straßburg heimisch. Die Technik des Beiwortes ist ganz in Gottfrieds Art durchgebildet: Situation und Stimmung färben es in stetem Wechsel um. Wenn das schmeichelnde Kosewort Ulrichs Einfluß des slavischen Volkstums ist, so äußert er sich bei Heinrich noch weit stärker.

Das Geistesleben der mitteldeutschen Stämme, all das seltsam Gemischte, die klassischen Tendenzen, Askese neben Frauenfreude, das spiegelt der Fürst des Landes wieder, der selber ein Dichter zum letzten Male die Herrlichkeit dieses Kulturkreises zusammenfaßte, König Wenzel II. Jugend hatte er keine genossen, das erklärt die zerrissenen Widersprüche seiner Seele. Er lernte so gut Latein, nach dumpfen Kinderjahren, daß er die Briefe seiner Notare korrigierte. Renaissanceträume in der Seele, erwog er hundert Jahre voraus den Plan der ersten deutschen Universität in Prag. Der ostfränkische Bischof Arnold von Bamberg war sein Berater. In Prag gab es Prunk und unerhörten Glanz. Mit Hoftheologen disputierte er über die heilige Schrift, mit Physikern über Arznei und Krankheit, mit Hofjuristen über Criminalia. Und selbst das Liebesleben des Mannes ist wundersam zwiespältig. Mit acht Jahren einem achtjährigen Kinde angetraut, den Frauen nicht abhold, vollzog er die Ehe mit seiner zweiten Gattin Elisabeth von Polen erst 1303. Diese Grundstimmungen seines Lebens sprechen die drei Liebeslieder aus, die uns erhalten sind. Ein süßes Auf- und Abwiegen zwischen scheuem, freiwilligem Entsagen und ein zartes Tagelied voll Jubel und Innigkeit. So ist auch das herzige Naturbild:

Reht als ein rôse, die sich ûz ir klôsen lât,
swenn sie des süezen touwes gert,
sus bôt sie mir ir zukersüezen roten munt.

Während die mitteldeutsche Kulturwelle in Böhmen langsam zusammenbrach, erreichte sie die östlichste Landschaft Schlesien etwas später und schon schwächer, aber sie hob noch kostbare Schätze vom Grunde. Der Ring ist geschlossen. Ethnographisch empfing Schlesien seinen Stamm unmittelbar aus Ostfranken und Thüringen. Politisch kam es 1355 mittelbar durch die Krone Böhmens in den großen Zusammenhang.

„Das alte Land Schlesien reicht von dem untern Bober und dem Queiß bis an die Przemsa und die oberste Weichsel. Es liegt zwischen Böhmen und Polen und ist die deutsche Hand, welche sich um den vorgestreckten tschechischen Nacken legt." Bis ins 12. Jahrhundert Provinz des großpolnischen Reiches wurde die Landschaft 1202 selbständig. Dem Stamm ist die glücklichste Mischung zugeflossen. Augustinermönche aus Arrovaise in der Grafschaft Artois siedelten sich zunächst am Zobten an und kamen Ende des 12. Jahrhunderts nach Breslau. Aus dem romanischen Flandern riefen sie Kaufleute, Bauern, Gewerbetreibende ins Land. Und wenn der wallonische Einschlag auch nicht stark ist, um Ohlau ist er vorhanden. Während des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts schob sich nun langsam die niederfränkische und ripuarische Einwanderung heran. Reste dieses Lebens haben sich im Wortschatz erhalten, und im Leobschützer Kreise zündet man allein in ganz Schlesien Osterfeuer, keine Johannisfeuer an. Doch die im Land zerstreuten romanischen und niederdeutschen Elemente konnten sich vor der mitteldeutschen Flut nicht halten und wurden aufgesogen. Pleißnerland, Meißen und Thüringen gaben die Grundlagen für den Aufbau des Stammes. Die gleichen Lebensströme kamen von Ostfranken. Wiprecht von Groitzsch warb 1104 in der Lengefelder Gegend; die heilige Hedwig (1174 bis 1243), Tochter des ostfränkischen Meraniers Bertholds III., Gattin Heinrichs I. von Breslau, Tante der Thüringer Landgräfin, der heiligen Elisabeth, war die Führerin, die in diesem friedlichen Kampf der Elemente das mitteldeutsche Blut zum Siege brachte. So sehr sie dem Jenseits zugewandt war, von ihr strömte der Segen dieses Lebens über das Land. Ihrem Geschlechte war mehr Zukunft und Glanz beschieden als den Kindern ihrer Nichte. Im ostfränkischen Benediktinerkloster zu Kitzingen bei Würzburg erzogen, wurde sie zwölfjährig Herzog Heinrich dem Bärtigen angetraut 1186. Aus ihrer Heimat rief sie Nonnen ins Land in Spitäler und Klöster. Ihr ist es zu danken, wenn die mitteldeutsche Kultur in Schlesien so rasch fruchtbar wurde. Das materielle Leben floß aus Niederdeutschland, Magdeburg war seine Quelle. Wie Lübeck, Prag und Krakau sind auch die schlesischen Städte als echte Kolonistengründungen nach festen Bau-

grundrissen angelegt. Breslau nahm 1266 zuerst die Magdeburger Verfassung an; die Bürgerschaft wuchs vielversprechend empor. Wie spricht es für das zähe Leben der mitteldeutschen Stämme, daß ihre Mundart nachweisbar den niederdeutschen Einschlag verwischte, und so stark ihre Volkssitte von der niedersächsischen absteht, der Sachsenspiegel war für das ganze Kolonistengebiet das naturnotwendige Recht wie für Osterland, Meißen und Thüringen. Und doch! Die Magdeburger Schöffen verfaßten ihre für Schlesien bestimmten Rechtsbelehrungen hochdeutsch wie für die mitteldeutschen Landschaften. So stark war der Geist, der von Thüringen kam.

In den höfischen Kreisen war schon seit 1150 deutsche Sitte und Sprache heimisch. So wurde das Land vom Pulsschlag des literarischen Lebens getroffen. Der Enkel der heiligen Hedwig, Heinrich III., wird vom Tannhäuser gefeiert und Heinrich IV. (gestorben 1290), dieses glänzende Ritterideal, hat die schönsten Lieder der Zeit gedichtet. Bis Steiermark drang sein Ruhm, und Frauenlob fand begeisterte Worte. Seine zwei Lieder, in jugendlichem Alter gedichtet, virtuos geformt wie eben die Schöpfungen Spätgeborener, sind gerade darum gewiß nur Bruchstücke eines reicheren Schaffens. Der Dialekt des Landes schlägt nur leise durch. Das erste Lied in drei Strophen hebt mit stiller Freude an, einfach und schlicht, rein subjektiver Ausdruck des Empfindens. Das zweite ist wohl das reizendste und modernste der ganzen Epigonenzeit:

Dir klag' ich Mai, dir klag' ich Sommerwonne,
Dir klag' ich bunte Heide breit,
Dir klag' ich Aug erfreunder Klee,
Dir auch, du grüner Wald, und dir o Sonne,
Dir klag' ich, Venus, Schmerz und Leid,
Daß mir die Liebe tut so weh.

Sie versprechen ihm alle, sein Leid an der Geliebten zu rächen: Der Mai will Rosen und Lilien gebieten, sich vor ihr zu schließen und den kleinen Vögeln, daß sie vor ihr schweigen; die Heide will sie fangen, wenn sie nach den Schimmerblumen greift, der Klee sie so grell anscheinen, daß sie mit den Augen blinzeln muß; der Wald will seine Blätter abschütteln, die Sonne sie brennen, daß ihr kein Sommerhut hilft; Frau Venus aber:

Ich Venus will ihr alles das verleiden,
Was lieb und gut geschaffen ist,
Folgt sie nicht süßer Gnade Rat.

Doch er: Nein, nein!

Laßt mich nur sterben, leben sie!

König Wenzel deutete ein Naturelement leise zu märchenhaften Zügen um, wie etwa Eichendorff die Rose aus grüner Klause gehn läßt. Herzog Heinrich

hat ein ganz süßes Märchen daraus gemacht, ein echtes Märchen, zu dem sich viele verwandte Züge finden ließen. Frau Venus tritt so stark hervor. War die Tannhäusersage schon in voller Bildung?

Und so geht bis in die feinsten Züge das Thüringer Leben durch die Landschaft. Dietrich von Glatz gestaltete einen Stoff der Weltliteratur, die sinnlich glühende Versnovelle: Der Borte, die Geschichte von Kephalos und Prokris, den Stoff Ovids und später Ariosts im „Rasenden Roland". Ein arabisches Märchen dichtet ihn um und so wurde auch Ariosts Novelle von Anselmo und Argia aus dem großen Epos im Toskanischen zum Volksmärchen.

Ist Herzog Heinrich IV. von Breslau der herrliche Spätglanz sinkender Tage, so war ein anderer Dichterfreund Bolko II. von Schlesien-Münsterberg (gestorben 1341) ein lustiger Herr gleich dem Habsburger Otto, dessen schwankhafte Gestalt bereits ins 16. Jahrhundert leitet. Es stimmt zu den wenigen Zügen seines Charakterbildes, wenn er 1337 Frankenstein, die Heimat des Priesters Johannes, an den König von Böhmen verpfändete. Er wird als trefflicher Fürst gerühmt, stets aufgelegt zu fröhlichen Streichen. So soll er einmal auf dem Neumarkt in Breslau alle Milch aufgekauft haben, und als die Händlerinnen Bezahlung heischten, ließ er sie in ein Faß schütten und ihnen bedeuten, da solle sich jede die ihre nehmen. So spielte die Fantasie kommender Zeiten bereits schwankbildend voraus, wie sie sich auch um die Gestalt des letzten Zähringers rankte. Eulenspiegel führt denselben Streich gar ergötzlich auf, und so hat dem guten Fürsten wohl sein Volk den eigenen Übermut angedichtet. Fürst Bolko hat die merkwürdige Reimhistorie angeregt, die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Der Dichter war ein Geistlicher aus Troppau oder Umgebung, und so faßt das Werk, zwar öde, verworren und trocken, stammesgeschichtlich noch einmal die ganze Bewegung zusammen. Der Dichter war ein Schlesier, zu Böhmen hatte er Beziehungen, der Held war ein Thüringer, Ludwig III., und das Muster der Ostfranke Wolfram. Die Dichtung schildert die Belagerung Akkons. Der Geistliche kann Latein und hat eine schriftliche Vorlage, in die er alles einschiebt, was ihm einfällt, ein Kompilator, der nach schriftlichen Quellen und mündlichen Erzählungen arbeitet. Was er nur irgend über Belagerungen im Morgenland hörte, übertrug er auf Akkon. Mit Thüringer Rittern, die sich in Schlesien angesiedelt, war er bekannt. Neben dem Landgrafen treten besonders stark die ostfränkischen Großen hervor, der Bischof von Würzburg, die Beichlinger und Henneberger, das Gedicht ist eine Verherrlichung der ostfränkisch-thüringischen Allianz und wäre ein wundervolles hohes Lied auf den Geist, der sich Böhmen und Schlesien erobert, wenn der Verfasser ein Dichter wäre.

So hatte sich Wolfram von Eschenbach seine breite Bahn gebrochen durchs obere Maintal nach Böhmen und Schlesien. Die andere führt über Ostfranken nach Niederbaiern und Kärnten, — denselben Weg, den im 11. Jahrhundert die geistliche Dichtung machte — und die dritte über Thüringen nach Niedersachsen. Hier fuhr ein Epiker, Berthold von Bolle, mit seinen Gedichten Demantin und Crane ganz in Wolframs Spuren. Motive aus dem „Iwein“ und den Volksepen sind daneben verwertet. Im zweiten Gedicht meidet er niederdeutsche Reime weit sorgfältiger als in seinem Erstlingswerke. Im Oldenburgischen schuf Wernher von Elmendorf, Burgkaplan, aus einer Unmenge klassischer Werke seine Tugendlehre, eine Art Ritterspiegel. Der Propst des Martinstiftes in Heiligenstadt Dietrich stellte ihm die Schriften zur Verfügung. Und wie sein Gedicht unter dem Einfluß des fränkischen Rittertums steht, so atmet es im Grundgedanken die irenischen Tendenzen des Eisenacher Milieus. Abälards Lehre vom sittlichen Inhalt der heidnischen Klassiker war mittelbar oder unmittelbar sein Leitstern.

Den niederdeutschen Landschaften fehlte um diese Zeit die große anregende, fortreißende Bewegung, der Führer zu Erfolgen und Wirkungen. Die wenigen Lyriker stehn vereinzelt in der großen Leere. Markgraf Heinrich III. von Meißen, Gatte der Babenbergerin Konstanze, dann Schwiegersohn Wenzels I., hielt prachtvolle Turniere, dichtete und komponierte. Markgraf Otto IV. von Brandenburg opferte dem Drange der Zeit. Schärfer hebt sich nur der vielgewanderte Sachse Rumzlant ab, erfüllt von Haß gegen seinen schwäbischen Konkurrenten, den Marner. Fantasielos und öde, ist er doch ein prächtiger Autodidakt, der überall herumhorcht. Formlose Sprüche sind sein eigentliches Feld. Er ist der typische, gabeheischende Fahrende, der mit Lobgedichten lohnte.

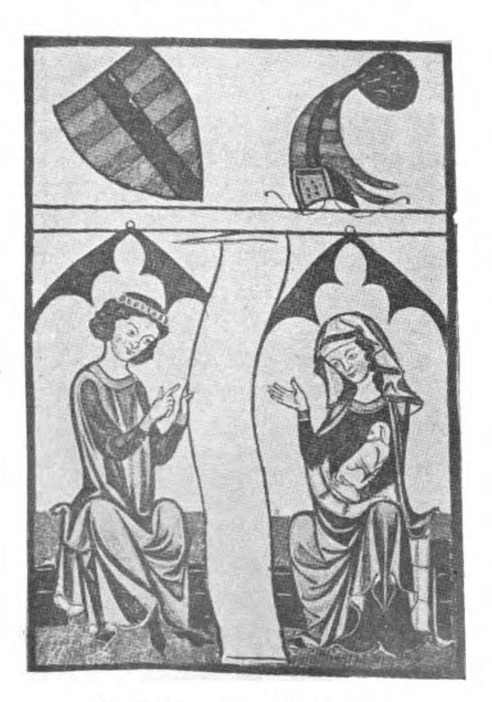
Die Wellen, die von Thüringen und Ostfranken aus Mitteldeutschland so machtvoll erfaßten, sind in Schlesien und Niedersachsen müde zur Ruhe gekommen. Vom Niederrhein und vom obern Main war ein weiter Weg, die dreifache Spaltung mußte sie schwächen, sie hatten soviel Neuland zu überströmen, zu viel Inseln aus der Tiefe zu heben. Doch diese Flut war die mächtigste und trug die stolzesten Fahrzeuge, schwer und etwas unbehilflich, aber gefüllt mit unvergänglichen Schätzen. Rheinaufwärts fuhren weit schmuckere und leichtere Fregatten, die stilleres Fahrwasser hatten, aber in der Enge der alamannischen Berge rascher auf Sand gerieten.



Friedrich von Hausen.
(Heidelberger Handschrift.)



Friedrich von Hausen.
(Weingartner Handschrift.)



Reinmar von Hagenau.
(Heidelberger Handschrift).



Walther von der Vogelweide.
(Heidelberger Handschrift.)

II. Kapitel.

Die Rheinlandschaften.

1.

Rheinpfalz und Westalamannen.

Ein Jugenderlebnis weiht oft den Jüngling zum Dichter. Völker und Stämme sind wie der Einzelne, nur packt sie die Stimmung viel stärker, weil sie aus tausend Quellen fließt. Das große Erlebnis des späten 12. Jahrhunderts, das dem deutschen Volke rheinaufwärts die Seele löste, war das kaiserliche Pfingstfest zu Mainz 1184. Der Rotbart schlug auf der Höhe von Macht und Glanz seine beiden Söhne zu Rittern. 70,000 Reisige sollen den Tag gefeiert haben. Französische und deutsche Dichter, die Besten ihrer Zeit, nahmen Teil, und der Franzose war noch feuriger im Lob dieser märchenhaften Stunden. Ein nationales Erlebnis ohnegleichen! Wie der Vorhang plötzlich vom Bilde rollt, und ein einziger Blick überschaut und erfaßt, was sich ihm während der ganzen Arbeit nie enthüllt hätte, so stand die Nation vor der vollendeten Schöpfung der neuen Kultur; da war nun alles anschaulich und sinnlich, greifbar, was so langsam gewachsen war, nun aber als klare Vollendung im Bewußtsein des Volkes stand. Dieses Pfingsten zu Mainz war das große Erlebnis, das die deutsche Seele zum Schwingen brachte, der Inhalt des neuen Liederfrühlings.

Was so plötzlich lebte, war langsam geworden. Längst war in den Rheinlanden, wo nacheinander Kelten, Römer und Germanen ein blühendes Leben der Kultur gelebt hatten, die neue französische Gesellschaftsform, Sitte und Mode eingedrungen. Fremde Tracht in Bart und Haar, Kleidung und Waffen war heimisch geworden. Cortesia wurde zum Inbegriff aller Bildung. Die verheiratete Frau, im Vordergrund der Gesellschaft, aufgewachsen in reicher Bildung klösterlicher Zucht, begehrt und begehrenswert, erfüllte Leben und Sinnen des Mannes. Doch die rohe Zuneigung wurde gemildert

durch feste Formen; strenge Gesetze walteten über Körperhaltung und Kleidung, über Reden und Handeln. Der Begriff des Schicklichen, die gemessene Bildung des Gemütes, die „Maße“ wurde Leitstern des neuen Geschlechts. Das steigerte den Genuß süßer Stimmungen; man wollte nicht empfinden, man wollte die Empfindung genießen, sie wurde künstlich erregt, gesteigert, künstlich modifiziert; Empfinden wurde bei den Großen zur Kunst, bei den kleinen Nachahmern zur Fertigkeit. Doch die Seele gab nicht Nuancen genug her, man suchte nach neuen Stimmungsgenüssen und tauschte die Werte: Lust wurde zur süßen Qual, der Schmerz zu einer begehrten prickelnden Freude. Sechshundert Jahre später ging die Romantik denselben Weg, nur zwang sie viel raffinierter selbst die Sinne unter die Macht des innern Erlebens und steigerte die Wonne des Schmerzes zur Todeserotik. Die rheinische Lyrik und die Frühromantik sind die gleichen Herzschläge eines neuen Menschen, eines Edelmenschen, der auf dem Instrument der Seele, die ganzen Geschlechtern kunstlos natürlich geklungen, mit virtuoser Vollendung spielte. Solch eine Kunst fordert eine Gesellschaft gleichartiger Menschen. Man sitzt nicht allein an überreicher Tafel, und Lyrik ist Mitteilen und Verstehen. Die Frühromantiker waren ein natürlicher Typus, ein Wunder der Natur, ein Kreis von Menschen, zur selben Stunde herangewachsen, im Innersten gleich organisiert und doch Kinder verschiedener Landschaften, sozialer Schichten, Blüten, deren Keim ein Rätsel bleibt. Der neue Stimmungsmensch des sinkenden 12. Jahrhunderts war ein Kunstprodukt, das Ergebnis langer adeliger Zucht, Söhne derselben Landschaft, desselben Stammes, derselben Gesellschaft und politischen Umgebung.

Die Träger der neuen Stimmungskunst waren vier Rheinfranken, Pfälzer, Freiherrn edelsten Blutes, aus der Landschaft, die ein merkwürdiges Geschick für jedes Jahrhundert zum geistigen Sammelpunkt bestimmt hat, von der Neckarmündung, von Heidelberg. Diese vier Aristokraten sind in dieser Zeit sozialer Neubildungen das Gegengewicht, die Legitimität gegenüber den Tausenden von Dienstleuten, die langsam die Höhen der Nobilität erstiegen. In der Rheinpfalz herrschte die Persönlichkeit. So mächtig die staufische Pfalz war, ihr Besitztum zerflatterte, es fehlte ein Schwerpunkt wie in Mitteldeutschland. Die herrschenden Großen der weitern Landschaft waren Kirchenfürsten ohne Ahnen und Erben, persönliche Herrscher, und so ist nicht der staufische Pfalzgraf Konrad, sondern der herrliche Mainzer Erzbischof Christian I. der Mittelpunkt der Dichtergeneration.

Friedrich von Hausen und Ulrich von Gutenburg, die prächtigsten Erscheinungen seines Kreises, miteinander gut befreundet, wenn nicht alles täuscht, leiteten die Bewegung ein. Bei Kreuznach stand die Burg der Hausen, ein altes Geschlecht, Lehensträger des Wormser Bistums, reich und mächtig.

Friedrichs Vater Walther, in der engsten Umgebung des Rotbarts, war ein Freund und Förderer wandernder Dichter. Schon 1171 ist Friedrich im Gefolge des Mainzers, mit ihm erlebt er die glänzenden Erfolge auf italienischem Boden mit, dann am Mittelmeer, 1186 bei König Heinrich, im folgenden Jahre wieder in Deutschland und Zeuge welthistorischer Verhandlungen bricht er 1189 mit dem Rotbart von Regensburg auf nach dem Orient. Am 6. Mai 1190 jagt er bei Philomelium flüchtenden Sarazenen nach, das Roß stürzt und begräbt ihn im Falle. Die Deutschen unterbrechen die Schlacht und bestatten ihn mit lautem Wehklagen in einem schattigen Obsthain. Dem Freund der Staufer wurde das Stauferschicksal zu teil. Trotz seines kurzen Lebens hatte Hausen der Gesellschaft viel zu bieten.

In Frankreich war die Provence, was die Rheinpfalz in Deutschland war, der älteste Kulturboden des Landes, und dort wurden die ersten Minnelieder gesungen. Um 1150 blühte die Kunst der Troubadour, und Hausen führte sie in die deutsche Lyrik ein, nach Veldekes vorbereitenden Schritten. Etwas überraschend Neues! Zum erstenmal wagt es ein Deutscher, sein kompliziertes Seelenleben ohne Symbol und Bild in die tadellose Folge einiger Strophen zu bannen, sein Herz zu behorchen, und was er erlauscht, anmutig und kunstvoll wiederzugeben. Zum erstenmal lehrt er die Gesellschaft die Kunst zu genießen, sich Stimmungen zu schaffen, sie pikant zu schlürfen. Er schlägt eine neue Klangfarbe aus seiner Seele, das trûren, nicht Sentimentalität und Weltschmerz, nur eine Nuance der Lust, aristokratische Stimmungskühle. Sein zweites Lied weckt den Eindruck prachtvoll rauschender moderner Stanzen. Zum erstenmal regt sich in einem deutschen Liede die Sehnsucht nach dem Rhein. Ein feiner Humor gibt seinem Bilde intime Reize. In den Kreuzliedern übt er als erster die Kunst, ringende Stimmungen zu erfassen und aufzulösen. Herz und Leib wollen sich scheiden, der Leib will gegen die Heiden fechten, die Seele zieht dem Weibe nach. Ergreifend, wie nur Eichendorff in seinen Traumstimmungen, schildert er knapp, schmucklos, episch, wie ihm die Geliebte im Schlummer nahe ist.

Ulrich von Gutenburg war einen Ton kühler und nüchterner, doch Hausens Schüler. Er stammt aus Bergzabern, oder wenn er doch im Elsaß geboren ist, sein Geschlecht war rheinfränkisch. Gutenburg und Hausen sind unzertrennlich. 1172 ist er in Italien beim Mainzer und feiert 1186 die glanzvolle Hochzeit zwischen Heinrich und Konstanze in Mailand mit. Heinrich VI. nennt ihn seinen Getreuen. Auch er starb früh um 1200. Er ist der erste, der den durchkomponierten Leich, bisher nur Ausdruck religiöser Stimmungen, für die Liebeslyrik erschließt. Dieses Gedicht mit seinen wechselnden Formen, wunderbar leichtflüssige einfache Vierzeiler, zweimal die Rhythmen des dies irae, dann Verse in der Art der Stanze erinnern überraschend an die Strophen-

spiele der Frühromantik und an die Vokal- und Reimkunst Tiecks. Er ist der Erste, dem Wert und Bedeutung des einheitlichen Bildes aufgegangen ist, nach ihm ist Burkart von Hohenfels der einzige. Sie ist meine Sommerwonne, sie sät Blumen und Klee in meines Herzens Anger; ihr Gruß, ihr milder Segen träufelt mir wie Maienregen ins Herz. — Ich war ein wilder Junge, meint er, aber ihre Augen waren die Rute, die mich bezwang. Hausen gab ihm das Bild scherzend zurück: die Gute bläut mich ohne Ruten. Gutenburg hat gelehrte Bildung, er prunkt mit ihr und freut sich seiner gehäuften Darstellungsmittel.

Oberhalb Heidelberg am Neckar stand die Burg Bliggers von Steinach. Aus seinem Geschlechte gingen Kirchenfürsten hervor, von der Wormser Kirche hatten auch sie Güter zu Lehen. 1194 machte er Heinrichs VI. zweiten Römerzug mit und blieb auch in Deutschland in seiner Nähe. Bald nach 1209 ist er wohl sechzigjährig gestorben. Seine Sammlung „Umbehang", die vielleicht unter dem Bilde eines Wandteppichs klassische Novellen zusammenreihte, von den Zeitgenossen begeistert gelobt, ist verloren. Die wenigen Lieder zeigen eine Eigenart: überraschende Eingänge. Ihm ist die Natur nichts, seine Liebe gilt ihm mehr als Laub und Klee, wie er leicht spottet. Das war bei ihm neu, kehrt nun aber oft wieder. Zum erstenmal gestaltet er das Bild vom Werben um Städte: er liebt seine Dame wie Sultan Saladin sein Damaskus.

Beziehungen zum mitteldeutschen Kulturkreis vermittelt Graf Friedrich von Leiningen. Mitglieder seiner Familie gewannen sich Bistümer, so in Ostfranken, und 1190 zog der Graf mit dem Thüringer Ludwig III. vor Akkon, auffallend für seine staufische Gesinnung; denn das Unternehmen des Landgrafen war ein Affront gegen den Rotbart. Sie nannten sich nach dem Dorfe Leiningen in der Pfalz und auch ihre Güter lagen im Wormsgau; bis in die Römerzeit führten sie ihren Stammbaum zurück. 1191 ist er wieder in Deutschland, 1205 in der Umgebung König Philipps, dem er 1209 nach Italien folgt. Vier Kaisern diente er, zuletzt noch Friedrich II. 1220 wurde er als letzter seines Stammes im Kloster Hemmingen begraben. Sein einziges Lied klingt an ältere Zeiten an. Er ist sentimentaler als die andern. Neu ist sein Bild, wie herrlich der Mai sein Ingesinde kleidet. Mit dem Schluß des Liedes, das in einen Reisesegen austönt, leitet er eine ganze Motivgruppe ein.

Die Landschaft war unerschöpflich. Als die erste Pfälzer Strömung im Elsaß, im Breisgau und in Schwaben eine andere Richtung genommen, blühte um 1250 in Rheinfranken die zweite Generation, sozial, landschaftlich, literarisch ganz das gleiche Gefüge der ältern Gruppe. Ein seltsam wildes Freiherrngeschlecht waren die von Wissenlo; ihre Heimat war Wiesloch, südlich von Heidelberg. Der Dichter blühte um 1250. Seine Ahnen praßten ihre

Klöster arm, das Geschlecht verdarb und verlor seine Stammburg. So wenig von ihm erhalten ist — vier Tagelieder — er ist einer der Begabtesten. Vom alten, kühlen, feinen Geiste Hausens oder Leiningens ist ihm nicht viel geblieben. Volkstümliche Elemente drängen sich in seinen wenigen Versen. Der Held gemeit, der kühne Degen stammen aus dem Volksepos. Den Reisesegen verknüpft er mit dem Tageliede. Er ist der Epiker unter den Lyrikern und wunderbar plastisch leuchtet die weiße Hand der Dame aus dem Morgendämmern, wie sie dem Geliebten Scheidegrüße nachwinkt. Die Stimmung des Morgenlichts erfaßt er ganz unvergleichlich, und nach alter Art dichtet er ein episches Wächterlied:

ein ritter hâte sînem lîp
gewâget dur eine schône wîp,
bî der er slief vil tougen.
diu naht diu dûhte in niht ze lanc,
diu reine süeze in zu zir twanc,
er was ir in den ougen
und in dem herzen nicht ein dorn.
Seht an der Zinne blies inz horn
der wahter, dâ von si erschrac,
dâ si dâ lac
an liebes arme :si wânte ez waere tac.

dâ si dâ lac: ganz wunderbar ist mit den einfachsten Mitteln der weckende, aufscheuchende Hornruf, seine Stimmung und Melodie gezeichnet: trarih trarah!

Das einzige Lied Konrads II. von Bickenbach überliefert im Dialekt des 16. Jahrhunderts die Zimmerische Chronik. Das Geschlecht, Lehensmannen von Mainz, Freiherrn, ging vom Schloß Bickenbach aus, mit seinen wuchtigen Rundtürmen am Malchenberge südlich von Darmstadt. Der Dichter blühte um 1250 und starb 1275.

Mit Hausens engerem Landsmanne, dem Freiherrn Wilhelm von Heinzenberg, tönt die rheinfränkische Lyrik zu Ende. Er ist 1263—1281 bezeugt auf seiner Burg an der Nahe bei Kreuznach. Literarische Einflüsse wirren sich nun schon durcheinander: der Thüringer Heinrich von Morungen und der Elsässer Reinmar von Hagenau. Seine Frau ist unpersönlich konventionell, und von der Kunst, aus leiser Wehmut herbe Freuden zu lösen, ist ihm nichts geblieben. Etwas philisterhaft äußert sich sein trûren in einem umständlichen gütigen Zureden an seine Geliebte. Sie sagen, nun ratet mir, so spreche aber ich, Elemente altfränkischer Erzählungsart, die nichts mehr mit Lyrik zu tun haben.

Die ganze Gruppe muß als Einheit genommen werden. Eine Generation wie diese, die meisten bedeutend, keiner wertlos, die idealen Aristokraten der Zeit, alle typische Rheinfranken und mittelrheinische Lehensträger, ist kein zweitesmal mehr aus dem deutschen Volke gewachsen. Sie waren eine geschlossene Gesellschaft, kein einziger Ministeriale war darunter; in keiner Landschaft hat sich das um 1200 wiederholt. Auf solchen sozialen Grundlagen

ist selbst ihre stets variierte Grundstimmung eigenartig und bedeutungsvoll. Es ist die Stimmung aller Geschlechter, die Großes vollendend und Großes planend eben die sonnige Höhe überschreiten, die sich an Schönheit und Liebe sattgetrunken. Ihre aristokratische Stimmungskultur war aber doch auch ihr Erlebnis; sie waren nie zu Hause, fielen im Orient, starben in Italien und sandten Liebesgrüße über Meer und Alpen. Manier wird das Persönlichste, wenn es über den Schöpfer hinauswächst, wenn es Menschen mit andern Augen, anderm Herzen, andern Vätern und Heimstätten erben. Das war das Schicksal ihrer Lieder auf alamannischem Boden, im Elsaß, im Breisgau.

Cives argentinenses nannten sich die Straßburger mit Stolz. Ihre Stadt war die Heimat des bischöflichen Beamtenadels, und nach der blutigen Schlacht bei Hausbergen 1262, in der die Macht des Bischofs gebrochen wurde, kamen die bürgerlichen Geschlechter völlig ans Ruder. Selbständiges Stadtregiment, Unabhängigkeit von fremden Gerichten war ihr Ideal. Und wie in Straßburg stand es in der ganzen Landschaft. Hagenau wurde schon 1164 Reichsstadt. Für die Wunder des staufischen Menschen hatte diese Gesellschaft keinen Sinn und es ist bezeichnend genug, daß der Bürgerkönig Rudolf I., der die Dichter karg von sich wies oder wie jenen Walther von Klingen nur nach der finanziellen Leistungsfähigkeit schätzte, gerade in Straßburg unverbrüchliche Freunde fand und fast nur hier. Die staufischen Landschaften waren ihm nicht hold. Und auf diesem Boden praktischer Enge, jung emporgekommener Dienstmannen, heranwachsender Geschlechter ohne Tradition kam das Pfälzer Erbe. Nun wurde ihre Stimmung Manier und Mode, nicht weil ein Dutzend Dichter mehr an denselben Saiten riß, sondern weil der kleine Ministeriale, der rector puerorum, der Stadtschreiber Gedanken und Gefühle wiederholte, die ihm leer klangen, weil die Fülle der Gesellschaft nicht in ihnen war.

Wäre Hausens Lyrik in die Hände eines unbedeutenden Dichters gefallen, die Wirkung wäre gering und die folgende Entwicklung ohne Schaden geblieben. Aber Reinmar von Hagenau war ein Talent ersten Ranges. Ritterlich war er, aber der kleine Ministeriale eines Freiherrn oder gar eines Ministerialen. In seiner Jugend verklärte er, vielleicht in Straßburg, ein natürliches, glückliches Liebesverhältnis in einer Reihe sinnlich froher ansprechender Strophen. Das wäre der eigene fruchtbare Boden der Landschaft gewesen. Nun folgte aber bald die entscheidende Wendung zum höfischen Liede mit all seiner abgeblaßten Weichheit und Sentimentalität; sie ist in Dunkel gehüllt. Früh kam er nach Österreich an den Hof; hier bot sich der rechte Hintergrund für seine neue Persönlichkeit, die nach ihrer ganzen Art im Elsaß keinen Platz finden konnte. Als Lehrer Walthers, als Dichter des Wiener Hofes gehört sein Bild in einen anderen Rahmen. Der junge Reinmar war der einzige Anteil, den Elsaß an der großen Lyrik um 1190 nahm. Die zweite Be-

wegung, die um 1250 alle Landschaften ebenso gleichzeitig erfaßte wie die erste, sprach sich schon stärker aus. Ministeriale und Stadtadel sind ihre Träger. Gösli von Ehenheim — seine Geburtsstätte lag am Fuße des Odilienberges südlich von Straßburg — war Lehensmann der Bischöfe, in deren Diensten er wohl auch stand. Bezeugt ist er 1242—1276. Eigenart hat er wenig. Verstechnisch pflegt er den Binnenrein, Natureingänge kennt er, beseelt sogar tiefer und Burkart von Hohenfels, der einzige, der das einheitliche Bild vollkommen ausbaute, hat ihn vielleicht beeinflußt. Jünger ist Hawart, aus einem Geschlechte Straßburger Stadtadels, eine Persönlichkeit, ein Talent, der die Modestimmung in seiner Art mit neuem Inhalte füllt. Auch ihm ist das trûren süß und wert, doch deutet er die aristokratische Stimmung auf die Trauer der Christenheit um, über das ewig verlorene heilige Grab. Die Kreuzzugslyrik tönt wirkungsvoll nach, Bibel und Marienlied sind ihm fruchtbar. In einem Liebesliede huldigt er der Manier, die Minne zu definieren, und nur ganz selten schlägt ein sentimentaler Ton durch. Sein Zeitgenosse war der Püller, wohl der begabteste Elsässer — Reinmar schlug ja im Osten Wurzeln. Die Stammburg seiner Familie, der Hohenburger, stand im Unterelsaß hart an der Pfälzer Grenze. Ursprünglich staufische Ministerialen, rückten sie langsam in den höheren Adel ein. Der Dichter, Konrad, sang im Heerlager Rudolfs von Habsburg in Österreich, damals ein Mittelpunkt alamannischer Lyriker, und focht wohl auch auf dem Marchfelde mit. Nach 1315 starb er, etwa siebzigjährig. Die schwäbische Art, besonders Neifen, mit ihren Natureingängen, ihrer volkstümlichen Weise ist ihm vertrauter als die Pfälzer Klassik. Die Modestimmung klingt ihm viel persönlicher. In Österreich ist gut sein, doch lieber wäre er wieder am Rheine und nun leitet er zur alten Form des Liebesgrußes zurück. Er ist einer der ersten Alamannen, die mit den Habsburgern an die Donau kamen und so zwischen österreichischem und schwäbischem Wesen die folgende dauernde literarische Allianz schlossen.

Zwischen den beiden Nachbarlandschaften, dem demokratisch-bürgerlichen Elsaß und Schwaben mit seinen mächtigen Reichsministerialen, ist der Breisgau voller sozialer und politischer Gegensätze: Beherrscher der Landschaft ein kraftvolles Fürstengeschlecht, die Zähringer, und im Mittelpunkte eine emporstrebende Stadt, Freiburg, die aus einem Weiler von Bergmannshütten rasch zu einem Gliede der rheinischen Städte wurde. So wogte der Kampf zwischen dem übermütigen Zähringer Soldatenadel und der Bürgerschaft hin und her und nichts zeichnet den sozialen Zustand der Landschaft besser als jenes Gesetz im Verfassungsbriefe der Stadt, nach dem Zähringer Dienstmannen nur mit Bewilligung aller Bürger im Stadtgebiet wohnen und Rechte erwerben durften. Die letzten Zähringer waren mit Geiz erblich belastet. Berchtold V. verkaufte selbst die angebotene Kaiserkrone, und sterbend soll er seine Schätze

haben zusammenschmelzen lassen, sich im voraus am Blutvergießen der streitenden Erben freuend. Mit ihm starben 1218 die Zähringer aus, die Grafen von Urach erbten die Landschaft. Hier fehlte alles zur Entwicklung der Lyrik im Sinne des Pfälzer Großadels: die Gesellschaft, der starke, freie Zug, ein förderndes Herrschergeschlecht. Vom Norden, Osten und Westen her kreuzten sich die Einflüsse, und so zerriß die Bewegung im Lande. Was im Elsaß und in Schwaben fehlte, findet sich im Breisgau: ein echter Freiherr aus altem Hause, und er vertritt um 1220 die höfische Lyrik des Gaues. Aber er steht allein, ohne Anschluß, ein beredtes Schweigen über die sozialen Tendenzen seiner Heimat. Der Dichter Bruno nannte sich von der Burg Hornberg bei Triberg, wo heute die Grenzen dreier alamannischer Mundarten zusammenlaufen. 1219 ist er mit seinem Bruder bezeugt. Eines ist anziehend an ihm, die einfachen Strophenformen; eine erinnert an das Stabat mater. Doch sonst ist er in seinem Schmerz recht hilflos. Er zieht Gott in seine Liebeshändel; „der grüne Klee ist mir ein Schnee", ein Gedanke pfälzischer Naturverachtung, ist bei ihm bereits lyrische Formel. Vierhebige Verse liebt er, reizend ist sein Tagelied; da hat er wirklich überraschend eine neue Stimmungsnuance eingefangen. Allen ist das helle Morgenlicht Gefühlskeim; er drückt mit seinem grauen Lichte wunderbar die ernüchterte übernächtige Stimmung aus; eine kleine Wendung, aber neu und charakteristisch. Der von Buchheim auf der Tiefburg in der March, Dienstmann der Grafen von Freiburg, sang konventionelle Mailieder. Ein Typus für das Breisgauer Leben ist Braunwart von Augheim, Ritter im Stadtdienst, zuerst 1272 Schultheiß in Neuenburg am Rhein, später Rat in Freiburg, so ist seine soziale Stellung charakteristisch für die Landschaft. Bald nach 1303 ist er gestorben. Seine vierhebigen Verse und einfachen Strophen sind fließend. Die Modestimmung macht ihm nicht viel Schmerzen, Natureingänge vergißt er nie, wie alle seit Neifen. Er war der letzte. Nach ihm oder neben ihm stand schon ein Bürgerlicher, der Schulmeister Walther von Breisach. Er war Geistlicher, hatte sich eine bedeutende Stellung erobert, streitende Mächte riefen ihn als Vermittler an. Seit 1256 ist er bezeugt, 1271 in Freiburg, nach 1303 starb er. Diese Gestalt trägt das Siegel der sinkenden Zeit. Er dichtet Tagelieder und geistliche Strophen und kramt wunderliche Astronomenweisheit aus. Alle absonderlichen Modetorheiten macht er mit; er spielt mit den Wörtern und allen erdenklichen Ableituungen. Ein Mariengedicht erinnert an Kirchenlieder und fügt litaneiartig die Ruhmestitel aneinander.

Wo eine Gesellschaftsliteratur blühen soll, muß es eine Gesellschaft geben. Von dem wunderbar gleichartigen Kreise der Pfälzer Aristokraten ging die Bewegung aus und wurde im Elsaß von einem kleinen Ritter aufgenommen und nach dem Osten getragen. In den beiden alamannischen Land-



Gottfried von Neifen.

(Heidelberger Handschrift.)



König Konradin.

(Heidelberger Handschrift.)



Der Marner.

(Heidelberger Handschrift.)



Johannes Hadlaub.

Der Dichter heftet seiner Dame ein Brieflein an.

(Heidelberger Handschrift.)

schaften selbst kräuselte sie sich kaum zu leichten Wellen. In Schwaben, am Bodensee traf sie auf gleichgerichtete Ströme, wurde hier mehr verstärkt und mit fortgetragen als daß sie hinriß.

2.

Schwaben.

Der schwäbische Nationalismus wollte seine Ritterschaft als die erste im Reiche anerkannt sehen. Auf die kleine Landschaft fiel das volle Licht staufischer Herrlichkeit. In den Pfalzen zu Ulm und Eßlingen hielt das Kaisergeschlecht gern Hof; die staufischen Prinzen walteten auf den Burgen als Regenten Deutschlands. Gewiß waren der Mittelrhein und Schwaben die festen, die einzigen Stützen des Hauses. Aber die Großen der Pfalz und der rheinischen Bistümer waren Bundesgenossen, Freunde, Ratgeber; die Schwaben waren ihre Beamten, Gefolgsmannen; so hoch sie stiegen, sie kamen darüber nie hinaus. Die Kaiser hatten keinen Grund, den Hochadel, ständige Rivalen, zu fördern, ja nach Schwaben verpflanzten sie fremde Geschlechter, um die großen Herren niederzuhalten. Ihre Sonne leuchtete nur den Reichsministerialen des Stammesherzogtums, den treuesten Mannen, die bis ans bittre Ende bei ihnen aushielten. Das war das Gepräge der schwäbischen Adelsgesellschaft: unter ihren Dichtern ist kein einziger Freiherr, lauter Ministerialen. Ehemals Unfreie, Beamte des Reiches, die durch die Krone in unlösbare Beziehungen zum herrschenden Hause gekommen, die emporstiegen, Lehen gewannen, Macht und Einfluß sich schufen, eine Welt, innerlich so gleichartig wie die Pfälzer, doch aus andern sozialen und politischen Bedingungen geschaffen. Diese beiden Gesellschaftskreise, die Rheinfranken und die Schwaben, allenfalls die Bodenseegruppe, sind die Träger der echten ritterlichen Lyrik, doch jede in anderer Form. Die Schwaben sind zumeist Burgmannen, bleiben im Lande, sind Ritter vor allem und etwas landschaftlich beschränkt in allem, was sie wollen und wünschen; die Pfälzer sind Aristokraten, für sie ist das Rittertum nur eine Form, ein Ausdruck, nicht Quell und Bedingung der Nobilität wie bei den Schwaben; sie sind, Anhänger der staufischen Weltmonarchie, international, und wie ihren Kaisern ist die Fremde ihre Heimat. So trennt sie eine breite Kluft vom Volke. Der schwäbische Beamtenadel kam von unten herauf, trieb und förderte die landschaftlich begrenzte Politik staufischer Prinzen, ihr Lied führt daher viel Volkstümliches mit, ja der eine oder andere eroberte sich sogar die Gasse. Der Pfälzer pflegte die exklusive feine Gesellschaftsstimmung, der Schwabe ließ das Gemüt mitschwingen und folgte der Stimme des reinen Menschen.

Die lyrische Bewegung setzte in Schwaben zum Teil selbständig ein, empfing Anregungen unmittelbar aus der Pfalz und mittelbar aus dem Elsaß. Das ist der Grundzug der schwäbischen Klassik und offenbart sich schon im ältesten und vornehmsten Lyriker der Landschaft, in Heinrich VI., der sicherlich noch als Kronprinz seine Lieder sang, denn nach 1190 wich Freude und Sonne aus seinem Herzen. Das längere Gedicht huldigt der neuen Art, zwei kurze Lieder sind Klänge aus älterer Zeit. So reich wie in der Pfalz ist die erste Schule nicht vertreten, doch an Bedeutung steht sie nicht nach. Die Grafen von Ruck, gleichen Ursprungs wie die Hohenberg und Zollern, die Fürstenberg und Helfenstein, besaßen ihre Stammburg bei Blaubeuren im Aachtale. Auf die Feste Ruck hatten sie ein Dienstmannengeschlecht gesetzt als Truchsessen und Vögte von Blaubeuren, die sich Herren von Rugge nannten, die Familie des Dichters Heinrich von Rugge. Zwischen 1175 und 1191 ist er bezeugt. Er ist ein liebenswürdiger Geselle, halb noch im Banne der alten Zeit. Er war wohl zu nüchtern, um viel zu schmachten. Sein größtes Gedicht ist der Kreuzleich. Frisch und lebensfroh nimmt er den Wechsel der Liebe hin. Wie alle Schwaben gefällt er sich in lehrhaftem Tone. Er neigt zum volkstümlichen Sprichwort: seine heuchlerischen Neider nennt er Hunde, die den beißen, der ihnen nichts getan. Ein freundlicher Humor wohnt seinem ganzen Wesen inne: wenn Gott mit mir Erbarmen gehabt hätte, so hätte er nicht dieses Weib geschaffen. Wie sich zu Reinmar manche Beziehungen ergeben, so tritt er nahe an dessen großen Schüler Walther, mit dem er den ernsten Sinn für die politischen und religiösen Fragen der Zeit teilt. Er fand hohe Achtung und Anerkennung.

Bedeutender mag Hiltpolt von Schwangau sein, wenn die Auswahl der Lieder den tatsächlichen Verhältnissen entspricht. Sein Name ist mit der märchenhaften Welfenveste Hohenschwangau, die 1180 in staufischen Besitz überging, am Lech südlich von Schongau verknüpft. Die Familie waren Burgmannen wie die von Rugge. Urkundlich ist der Dichter vielleicht schon 1179 bezeugt, sicher 1221. Seine Formen weisen auf ältere Zeiten. Er hat noch eine Reihe einzelner Strophen, liebt daktylischen Rhythmus, übt den Refrain und baut das eine oder anderemal etwas wie hübsche Stanzen. An Bedeutung gehört er nahe zu Hausen und Hohenfels. Überraschend ist es, wie jedes Bild Ausfluß einer inhaltlich ganz individuellen Stimmung ist; was wir heute Erlebnis nennen, ist das unzerstörbar Lebendige an seiner Kunst. Einmal spricht er die herzliche Freude aus, daß man seine Geliebte lobt, dann wieder läßt er die feinsten Schattierungen des Empfindens durcheinanderglänzen: ich glaubte alle Sorgen los zu sein, wenn sie mich nur umfinge. Nun hat sie ihn umschlossen und ihre Liebe, ihre Sehnsucht macht ihm jetzt Kummer, wenn ihre Neigung etwa so schmerzlich tief wäre wie die seine. Ganz

Minnelied König Konradins.
Aus der Heidelberger Liederhandschrift.

Ich froewe mich maniger blûmen rot
die uns der meie bringen wil.
die stûnden ê in grosser not,
der winter tet in leides vil.
der meie wils uns ergetzen wol
mit manigem wunneklichen tage,
des ist diu welt gar froeiden vol.

Was hilfet mich diu sumerzit
unde die vil liehten langen tage,
min trost an einer frowen lit[1],
von der ich grossen kumber trage.
wil si mir geben hohen mût,
da tût si tugentlichen[2] an,
und daz min froeide wirdet gût.

Swanne ich mich von der lieben scheide,
so mûs min froeide ein ende han.
o we, so stirbe ich lihte von leide,
daz ich es ie mit ir began.
ich enweis niht frowe, waz minne sint,
mich lat diu liebe sere engelten[3]
daz ich der iare bin ein kint.

---

[1] liegt, [2] tugendhaft, [3] entgelten.

leise wird wohl auch Wehmut laut, aber seine Grundstimmung deutet immer auf das wirkliche tiefe Erlebnis. Was seine Verse immer durchscheint, ist die Seligkeit, sich gefunden zu haben. Dieses Sichfinden ist eine typische Schwabenstimmung.

Das unglückliche Stauferkind Konradin sang als Knabe noch ein halbes Jahrhundert später, doch seine Lieder gehören nicht in die Zeit Neifens, sie sind der idealste und reinste Abglanz dieses kurzen schwäbischen Frühlings. Ein weiches wehmütiges Gedicht des Trauerns und ein Mailied, mehr war ihm nicht gegönnt. Ergreifend klingt die Poesie seines jäh verlöschten Lebens aus:

Ichn weiz niht, frouwe, waz minne sint:
mich lât diu liebe sêre engelten
daz ich der jâre bin ein kint.

Wie in allen Landschaften liegen auch in Schwaben zwischen dem Frühling des Blühens und dem Herbst der Frucht und Überreife fünfzig Jahre: am Anfang und Ende eine Liederfülle, dazwischen Verstummen und Rasten, ausgefüllt durch die entscheidende Entwicklung der Lyrik auf baierischem Boden. In Schwaben hat es tiefere Gründe. Der Beginn des 13. Jahrhunderts war erfüllt mit verzehrenden Kämpfen, bis sich die Staufer mit Friedrich II. noch einmal emporrangen. In den zwanziger und dreißiger Jahren, während Friedrich den Traum seiner sizilianischen Herrlichkeit lebte, waltete auf den schwäbischen Burgen Heinrich, sein Sohn, deutscher König, des Reiches. Seit der Ermordung Erzbischofs Engelbrecht von Köln 1225 und Herzog Ludwigs von Baiern auf der Kehlheimer Brücke warf sich der junge Fürst völlig der schwäbischen Ritterschaft in die Arme. Ihr Einfluß stieg, je entschiedener er in den Aufruhr gegen seinen Vater trieb. Schwankend zwischen „halsbrechenden Entschlüssen und unsittlichen Mitteln“ ist er der eigentliche Décadent des staufischen Hauses. Er hielt lustigen Hof, „die Maße“ war ein unangenehmer Zwang für die tolle Jugend. Sie wollten realere Genüsse, so schossen naturgemäß in seiner Umgebung die aufgelösten Elemente der alten vornehmen freiherrlichen Poesie zusammen. Er wurde der Mittelpunkt der zweiten schwäbischen Schule. Das Gute lag so nahe. Eben hatte im stammverwandten benachbarten Baiern ein kleiner Ritter Neidhart von Reuental die höfische Poesie in das Narrenkleid des bäuerlichen Gernegroß gesteckt. Ein herzhaftes Lachen löste die feine Gesellschaft aus ihren konventionellen Fesseln, ein Lachen über das eigene verzerrte Bild im Spiegel der Bauerseele, ein Lachen über den vornehm grotesken Landmann, zu dem nun das alte so überaus köstliche Erbe herabgeglitten war. Da war ja das, was die übermütige Gesellschaft König Heinrichs suchte. Neidhart fand in Schwaben, fast nur hier, seine eigentliche Schule.

Eines der vornehmsten und treuesten Geschlechter Schwabens waren die von Neifen. Über Nürtingen ragte ihre Stammburg auf. Sie waren mit den Grafen von Freiburg verwandt und die eigentlichen Führer in den Kämpfen Heinrichs gegen den Kaiser. Bis zu seinem schmachvollen Schicksal, das ihn 1235 nach Heidelberg in harte Haft und dann nach Apulien in den Tod führte, hielten sie bei ihm aus. Als jüngerer Sohn war Gottfried, der Dichter, nicht übermäßig reich, doch wohlhabend. Kurz vor 1210 ist er geboren, zwischen 1234 und 1255 bezeugt. Wesen und Bedeutung dieses seltenen Mannes hat seine Zeit gar nicht erfaßt. Zwiespältig wie alle Epigonen, die zu stark für das Überkommene sind und nicht tief genug, um Neues zu schaffen, verknüpft er die reine höfische Lyrik, das reale Erlebnis, die Zote des Volksliedes unbedenklich in seiner Seele. Er hat Sinn für Naturstimmung, sogar ein feines Ohr für die Melodie des Vogelgesanges, leitet fast jedes Gedicht mit dem Bild einer Jahreszeit ein und doch überliefert er die lyrische Formel: um ihre Gunst gäb' ich den ganzen Frühling. Ein einheitliches Bild sorgsam auszuführen, dazu hat er weder Ruhe noch Zeit. Er ist immer in Bewegung, nie sinnend, grübelnd, immer wortreich; er ist der einzige ausgesprochene Rhetoriker im Liede wie Gottfried von Straßburg in der Erzählung. Stets rechtet er mit sich, führt immer eine Sache verteidigend oder im Angriff, stets spricht er jemanden an, zu seiner Geliebten, zu ihrem Mund, ihren Augen, zu Frau Minne. Ein Meister, dem Wort und Vers wie silberne Tropfen durch die Finger gleiten. Bis zur Romantik hat seit dem Straßburger keiner wieder die Melodie der Vokale so erlauscht:

Süeze Minne, maht du binden
die von der ich bin gebunden,
die mîn sendez herze bant?

Lât sie mich genâde vinden,
die ich doch hân selten funden,
sît ichs in dem herzen vand
alse rehte minneclîchen?

Zum ersten Male haben sich einem Lyriker die Schätze des Volksliedes erschlossen. Er dichtet das erste Lied vom Mädchen am Brunnen, von Wasserschöpfen und Liebesgeplauder. Auf Neidharts Spuren gelingt ihm das prächtige Lied vom Flachsschwingen mit seinem Refrain:

wan sie dahs
wan sie dahs, sie dahs, sie dahs.

Und das entzückende Wiegenlied:

Sol ich diesen sumer lanc
bekumert sîn mit kinden,
sô waer ich vil lieber tôt.
des ist mir mîn fröide kranc.
sol ich niht zen linden

reien, owê dirre nôt!
wigen wagen, gigen gagen,
wenne wil ez tagen?
minne minne, trûte minne, swîc ich
wil dich wagen.

Amme, nim daz kindelîn,
daz ez niht enweine,
alse liep als ich dir sî.
Ringe mir die swaere mîn:
du maht mich aleine
mîner sorgen machen frî.
wigen wagen, gigen gagen,
wenne wil ez tagen?
minne minne, trûte minne, swîc ich
wil dich wagen.

Auch ein Tagelied!

Die Neifen und Winterstetten waren die politischen Führer der Landschaft; ihre Dichter waren es auch im Liede. Neidharts eigentlicher Schüler, Neifens Schwesterkind, ist Schenk Ulrich von Winterstetten aus einer der mächtigsten Reichsbeamtenfamilien. Ihr Stammschloß stand bei Waldsee im württembergischen Donaukreise. Das Hofschenkenamt war im Geschlechte erblich. Konrad von Winterstetten war seit 1221 Erzieher und getreuer Eckart König Heinrichs. Sein Sohn, der Dichter, ist 1239—1280 bezeugt. Er ist der eigentliche Virtuos der schwäbischen Schule und bildet Reuentals Tanzlied nach. Seine Poesie ist fast nur gereimte Konversation, die freilich durch unerschöpflichen Formenreichtum bestochen hat. Der einzige rührende Ton seiner Dichtung ist die Elegie, die den Tod des Bruders, den Verfall des höfischen Liedes und seine spröde Geliebte beklagt.

Nur durch seinen Vater noch steht Hug von Werbenwag mit Heinrichs Kreis in Verbindung. Er stammt wie Winterstetten aus dem Donaugebiet. Die Burg stand bei Langenbrunn oberhalb Beuron. Seit 1258 ist er urkundlich. Er oder sein Bruder raubte 1267 das Kloster St. Georgen aus, vielleicht ist er der büßende Mönch, dem man 1292 im Kloster Salem begegnet. Er liebt Binnenreime und droht seiner Geliebten mit einem Prozeß vor König, Kaiser und Papst. Diese jüngern Dichter der zweiten Schule entwickeln oft überraschend reine Formen des Liedes. Wahsmut von Mülnhausen, Ministeriale des Freiherrn Berthold von Mühlhausen pflegt eine wundersam behagliche Stimmung. Nicht die Krone von Rom nähme er um die Geliebte. Er schildert sie individuell und anschaulich. Sie hat krauses blondes Haar; doch die Formen waren im Sinken: sie klagt nur noch über die huote von Vater und Mutter.

Ostfränkischer Herkunft ist die Familie des Schenken von Limburg, die 1230 von König Heinrich an den Kocher verpflanzt wurde, um die Anhänger Friedrichs II., die Hohenlohe, niederzuhalten. Das Geschlecht hing den Staufern in rührender Treue an. Der Dichter Konrad und sein Bruder Walther II. zogen mit Konradin nach Italien 1267 und machten wohl auch im folgenden Jahre die verhängnisvolle Schlacht von Tagliacozzo mit. Seitdem ist Konrad aus den Urkunden verschwunden. Seine Kunst ist das lebhafte frische Einsetzen. Er personifiziert in der Art des Volksliedes, und seine Wehmut ist

nicht Manier, sondern Erlebnis. Über die Berge grüßt er die Geliebte, die sein Herz in der Hand hat, und kann sie vor Bergen nicht sehen. Diese sinnliche Auffassung der Stimmung findet sich überraschend bei seinem Zeitgenossen von Buwenburg wieder: Greift her, mein Herz will sich nach ihr zerstoßen; Weib, schließe dein Gemüt auf! Immer heller wird es und fast scheint es, als ginge es einer neuen Entwicklung entgegen, genau dieselbe Erscheinung wie zur selben Zeit zwei Lyriker der Nordschweiz. Welch ein Abstand zwischen Neifens Naturstaffage und der Sinnlichkeit dieser zwei Schwaben. Buwenburg spürt die Sonne. Wie modern spricht er vom Schaffen der Natur. Ist das schon das 16. Jahrhundert? Die Auflösung ritterlicher Formen, das Hinüberschreiten zum unbedingten Menschlichen geht bei ihm noch weiter. Es ist doch unerhört, daß er seiner Dame ins Gesicht sagt: Tut ihr meinen Willen nicht, so sag' ich euch ein Wörtchen, daran Seufzen und Weinen hängt. Die Buwenburg stammten von der Baumburg bei Hundersingen. Mitglieder des Geschlechts waren Mönche in Reichenau und St. Gallen. Auch sie waren wie alle Ministerialen. Von Stammheim, Dienstmann des Pfalzgrafen von Tübingen, 1259—1292 bezeugt, hat ein einziges Lied im Stile Neidharts hinterlassen. Vom Volkslied ist auch er beeinflußt.

Wohin er immer gehören mag, Freidank war der erste kraftvolle Vertreter bürgerlicher, volkstümlicher Art. 1229 entstand, zum Teil in Syrien, wohin er mit Friedrich II. gekommen war, seine Spruchsammlung Bescheidenheit, die eines der gelesensten Bücher noch im 13. Jahrhundert in lateinische Hexameter übertragen wurde als Fridangi discretio. Einsicht, verständnisvoller, kläräugig unterscheidender Überblick über alle Beziehungen des Lebens war der Sinn des Titels. In den bequemen fast naturwüchsigen Bau des Buches ist die Spruchweisheit des Volkes und der zeitgenössischen Dichter verarbeitet. Der Mann war nicht gebunden, nach keiner Seite, horchte weder nach oben noch nach unten, vertrat den Fürsten gegenüber die Reichsidee, vorm Kaiser das allgemein Menschliche, beinahe die Rechte der Massen im Sinne der folgenden Generationen. Gott war ihm der Anfang aller Weisheit, Gottvertrauen die stärkste Kraft des Lebens. Mit Walther von der Vogelweide ging er fast in allen seinen Gedanken. Sozial tiefer stand schon der schwäbische Vagant, der Marner, ein „verunglückter Kleriker", gabenheischend, ein Dichter in lateinischer und deutscher Sprache, 1230—1267 bezeugt, der unter Mörderhänden endete. Aber ritterlicher Geburt! Walther nennt er seinen Meister. Gelehrt und in den hundert Fächerchen, die sein Wissen bargen, wohl bewandert, stieß er überall auf Widersprüche, vor allem am Rhein.

Das war das Ende. Nun ging es über Lyriker bürgerlichen Standes rasch zum Meistergesang hinüber. Der Kanzler, der kunstreich und selbst-

Von minne und von gewinnen.

Uf minne und uf gewinne
stant[1] al der werlte sinne;
Noch sûzer sint gewinne
danne keiner slahte[2] minne.
Vil liep sint wip und kint,
gewinne michels[3] lieber sint.
So der man ie me gewinnet,
so er daz gut ie serer[4] minnet.
Dez mannes sin
ist sin gewin.
Swar[5] ie des mannes herze stat,
daz ist sin hort, den er hat.
Nieman wolte sinen mût,
gerne wechselen umb gût.
Swer richet[6] anme gûte,
der armet[7] an dem mûte.
Daz gût mac wol heizen gut,
da man mite rehte tût.
Nieman der ze herren zimt[8],
der sin gut ze herren nimt.
Swelch man ist des gutes knet[9],
der hat iemmer schalkez[10] reht,
Nach gûte wirbet manic man,
und wirt dem, dem ers ubel gan[11].
Sanfte[12] gewinnen gut
machet uberigen mût[13].
Daz gut sich niht verheln kan,
ez sprichet ofte uz dem man,
der tugent noch ere nie gewan.
Man eret ouch leider richen knet,
vor armen herren ane reht.
Man vraget cleine an dirre zit[14],
wie manz gut gewinne, ob manz git[15].
Maniger rechent des andern gût,
der selten wol mit sinem tût.
Nieman rietter wesen mac
drizzec iar und einen tac,
im gebreste[16] e gutes,
libes oder mûtes.
Der man ist ellende ane gut,
swaz er kan oder tut.
Ne keines gutes ist ze viel,
mit dem man gut tun wil.
Swer gut mit not gewunen hat,
deist[17] wunder, ob ers sanfte lat[18].
Ze gûte maniger witze[19] hat,
der sich ze eren niht verstat.
Man sol nach gûte werben,
sam[20] nieman sol ersterben,
und sol ez danne mit volle[21] gebn,
sam nieman solle eine woche lebn.

---

[1] stehen, [2] jeder Art, [3] um vieles, [4] mehr, [5] wohin, [6] reich wird, [7] wird arm, [8] paßt, [9] Knecht, [10] Diener, [11] gönnt, [12] mühelos, [13] Übermut, [14] dieser Zeit, [15] gibt, [16] mangelte, [17] das ist, [18] gern läßt, [19] Verstand, [20] als ob, [21] Fülle.

Von mine vñ von gewinnen.

Vs minne vñ vs gewinne
stant al d' werlte sinne
Noch süzer sint gewinne
Danne keinslahte minne
Vil liep sint wip vñ kint
Gewinne michels lieb sint
So d' man ie me gewinnet
So er daz guot ie serer minnet
Dez mānes sin ist sin gewin
Swar ie des mannes herze stat
Daz ist sin hort den er da hat
Nieman wolte sinen muot
Gerne wehselen umb guot
Sus richet an me güte
D' armet an dem müte
Daz guot mac wol heizen guot
Da man mite rehte tuot
Nieman d' ze hêren zimt
D' sin guot ze herren nimt
Swelch man ist des guotes kneht

D' hat iemer schalkes reht
Nach güte wirbet manic man
Vñ wirt dem dem ers übel gan
Sanfte gewinnen guot
Machet übrigen muot
Daz guot sich niht hehln kan
Ez sprichet ofte uz dem man
Man eret daz guot an manigē mā
D' tugent noch ere nie gewan
Man eret ouch leider richen kneht
Vor armen hêren ane reht
Man vraget deine an durre zit
Wie manz guot gewinne ob mā z git
Maniger rechent des andern guot
D' selten wol mit sinem tuot
Nieman richt'z wesen mac
D' ritzet iar vñ einen tac
Im gebreste e. guotes libes od' muotes
D' man ist ellende ane guot
Swaz er kan od' tuot
Ne keines guotes ist ze vil
Mir dem man guot tun wil
Sw guot mit not gewunnen hat
Deist wnd' ob ers sanfte lat
Ze güte maniger witze hat
D' sich ze eren niht verstat
Man sol nach güte werben
Sam nieman sol ersterben
Vñ sol ez danne mit volle gebn
Sam niemā solle eine woche lebn

Textprobe aus Freidanks „Bescheidenheit“.
Aus der Heidelberger Handschrift.

bewußt eine scharfe Linie zwischen sich und den andern Fahrenden gezogen wissen will, schlägt manch neuen Gedanken an. Doch der Schulmeister von Eßlingen, urkundlich 1279—1281, lüstern und schmähsüchtig, ist eine unangenehme Erscheinung. Er häufte unerhörte Beschimpfungen auf König Rudolf. Ein hübscher Nachklang ist die Lyrik des Stadtschreibers von Augsburg, Rudolf, der 1280—1289, vielleicht noch 1312 bezeugt ist.

3.

Die Bodenseelandschaften.

Die Pfälzer und die alamannischen Landschaften Elsaß, Breisgau, Schwaben standen völlig unter dem Einfluß sozialer Mächte, die über die Träger der Lyrik, über Wandel und Wachsen entschieden. Geographisch gab es in keinem dieser Gaue einen Punkt, der mit zwingender Gewalt Fantasie und Herz ergriffen, die Einzelnen zusammengefaßt hätte. Der Bodensee, zur Zeit der Karlinge und Ottonen ein Ausgangspunkt jeder geistigen Bewegung, ist der Spiegel des alamannischen Wesens. Hier treffen die Wege aller swebischen Teilstämme zusammen, auf denen sie einst zu so verschiedenen Zielen sozialer, politischer, geistiger Entfaltung auseinandergingen. Generationen, die ihr Auge der Außenwelt so hartnäckig verschlossen, brauchten ein machtvolles Erlebnis, wie es diese wunderbaren Fluten sind, um sich gezogen und willig sinkend dem Eindruck der Landschaft hinzugeben. So reifte am Bodensee ein Geschlecht heran, das wie kein anderes an seiner Landschaft hing. Die Ministerialen des Nordufers bilden eine leisumgrenzte Gruppe für sich; doch das Kloster St. Gallen und die Bischofsstadt Konstanz hielten sie mit den Dichtern des Südufers und des Thurgaues zu einer gewissen Einheit zusammen. Die erste Welle nach 1190 hielt am Nordufer an, die zweite strömte auch zum Süden über.

In der weitern Umgebung südlich von Stühlingen war Bernger von Horheim zu Hause, aus einem kleinen aber edlen Ministerialengeschlecht. Hausen und Gutenburg im Innersten verwandt, hat dieser keusche, verschwiegene Mann ihr Erbe wohl am köstlichsten verwaltet. Er teilte ihr äußeres Schicksal, war 1194 und 1196 mit Heinrich VI. und in der Umgebung Philipps in Italien und starb noch 1196 den frühen Tod der Götterlieblinge. Was bei allen raffinierter Genuß der Stimmung ist, das liegt als Schwermut in seiner Seele. Eine ganze Tonleiter hat er sich für seinen Schmerz geschaffen. Naturgefühl ringt sich nur in einem Liede durch und eine geschlossene Situation erfaßt er kaum. Aber das wirkliche Erlebnis beherrscht ihn immer. Mit

einem Bilde seines Ritterlebens ergibt er sich der Dame auf Gnade und Ungnade. Vor seiner Heerfahrt nimmt er rührenden Abschied und hier ist es, wo jenes echt romantische „fern und nahe", dieses Symbol des frühromantischen Schmerzes ihn ergreift. Wie Hausen lockt es seine Gedanken über die Alpen in die Heimat, die deutschen Wälder vermißt er, und wenn auch seine Stimmung echt ist, es packt ihn doch die Heinesche Zerstörung jedes wirklichen Gefühls. In jeder Strophe vernichtet die Schlußzeile den Akkord, den er eben erst angeschlagen.

Ein alter Römerturm ragte ob Sipplingen am Überlinger See auf. Hier bauten sich die von Hohenfels eine Burg. Sie lag wundervoll. „Vom andern Ufer des blauen Sees herüber grüßten Altbodman, Frauenberg, Kargeck und Burghof, zu Füßen ist das liebliche Sipplingen gelagert und darüber hinaus schweift der Blick südostwärts in die ungemessene Weite des Obersees bis zu den Alpenhöhen Vorarlbergs." Das war die Heimat Burkarts von Hohenfels, neben Reinmar des größten Lyrikers des alamannischen Volkes bis ins 18. Jahrhundert. Nur hatte er eben keinen Walther zum Schüler. Er ist einer der wenigen, in denen historische Beziehungen schier unübersehbar zusammenfließen. Als Ministeriale des Konstanzer Bistums ist er mit dem Süden verknüpft. Er gehörte zu König Heinrichs Freundeskreise, den er aber wahrscheinlich vor dem Falle verließ. Wolfram, die Rheinfranken, Neidhart, alles hat er lebendig aufgenommen. Vielleicht ist er der Held der Sage, die von einem Ritter von Hohenfels erzählt, der nachts über den See schwamm zu seiner Geliebten Fortunata von Kargeck und in den Fluten ertrank. Er ist ein Brennpunkt der Zeit wie wenige. Von 1216 bis 1228, vielleicht bis 1242 ist er bezeugt. Was ihn über alle hinaushebt, ist die Einheit des Bildes in jedem Gedicht, das einheitliche Lebenselement all seiner Bilder und die engste Heimat als Quell seiner Poesie. Gartenbau, der alte Turm seines Schlosses, die Schiffahrt und Fischerei des Sees bieten ihm unerschöpflich die Elemente seiner Anschauung. Die Modestimmung ist in jedem Liede in eine andere Situation, in ein anderes beherrschendes Bild gefaßt oder jede Strophe wird von den gleichen sinnlichen Eindrücken ausgefüllt. Die Filigranarbeit, mit der er alles durchgeht, erinnert an Gutenburg. Er ist der Erste, der dem 17. Jahrhundert vorauseilend vielleicht unter Einfluß des Volksliedes die Liebe als Jagd sieht, der Erste, der das großartige Bild, an alte Mythen gemahnend, prägte: die Erde — Mutter vom Sonnenfeuer der Luft, daraus die folgenden Jahrhunderte in stets erneuter Umwandlung die lyrische Formel schufen vom Brautstand der Erde im Lenz. Er ist der Erste, der den Rhythmus des Schnadahüpfels auf die ernste Lyrik übertrug. Volkstümliche Bräuche sind ihm bekannt. In allem: er ist der große Meister, der in dieser naturfremden Zeit Seele, Erde und Himmel zusammenzustimmen verstand.

Ein kühner Jäger und Schwimmer, ist er der Natur so nahe gekommen wie keiner. Wäre er weniger kühn in Anschauung und Wortbildung, süßer, traumhafter, niemandem ließe er sich nach Art und historischer Stellung im Minnegesang besser vergleichen als Eichendorff innerhalb der romantischen Lyrik. So bildet er Neidhart nach:

Aus der Stube trieb uns Hitze,
Unters Dach jagt uns der Regen,
Und wir flohn beim Schein der Blitze
Nach der Scheuer nah gelegen.
Da war alle Not verschwunden,
Alle Sorge mußt entweichen,
Freude hat uns all umwunden,
Als erging zum Tanz das Zeichen.
Freier Sinn und froher Mut
Kommen aller Welt zu gut.

Kaum erklang die süße Weise,
Huben all' sich an zu schwenken,
Erst gar sachtiglich und leise.
Jegliches begann zu denken,
Welches ihm am liebsten wäre.
Wer sich da kann Antwort geben,
Den verläßt des Herzens Schwere,
Denn Erwartung würzt das Leben.
Freier Sinn und froher Mut
Kommen aller Welt zugut.

Blick und Worte heimlich tauschten
Da die Paare gar herzinnig.
Wie die zarten Mägdlein lauschten,
Züchtiglich und schlau und minnig.
Frohmut mit dem Pfeifenschalle
Zeigte laut sich im Vereine.
Wunderschön sie waren alle,
Doch am schönsten war die meine.
Freier Sinn und froher Mut
Kommen aller Welt zugut.

Jenseits des Überlinger Sees bei Wallhausen saßen die von Tettingen, Dienstmannen von Reichenau und Konstanz, der Dichter Heinrich, urkundlich vielleicht schon 1267, sicher 1295 verknüpft die Lyrik des Nordufers mit dem bischöflichen Hofe von Konstanz. Der Mittelpunkt des Kreises Heinrich von Klingenberg trug zwar nicht die Züge der staufischen Kirchenfürsten, aber er war viel gewandt und für die sinkende Zeit eine Säule, an die sich vieles lehnte. Seine Stammburg stand auf dem Bergzuge zwischen Bodensee und Thur, und er eröffnet und führt die Reihe bedeutender Menschen, die sich um diese Zeit aus dem Thurgau drängten. Seine Mutter stammte aus Zürich; er wurde Kanonikus in Konstanz, Dompropst am Münster zu Zürich, dann Kanzler König Rudolfs und 1293 Bischof von Konstanz. 1306 ist er gestorben. Er sammelte in seiner Stadt einen angeregten Kreis um sich; die adeligen Männer und Frauen der Landschaft, Stiftsgeistliche und Stadtoptimaten, vor allem die Züricher Fürstäbtissin Elisabeth von Wezikon, sie fanden sich um ihn

zusammen, dichteten, sangen, musizierten, pflegten Wissenschaft und dunkle magische Künste. Klingenberg galt als gewiegter Nekromant, war Dichter und Komponist. Erhalten hat sich aus seiner Umgebung freilich nicht viel.

Da herrschte in Sankt Gallen, dem andern Mittelpunkt am Südufer, ein weit fruchtbareres Leben. Die Abtei war schon im 9. und 10. Jahrhundert Heimstätte berühmter Tonkünstler. Abt Berthold von Falkenstein hielt prächtigen Hof, Abt Wilhelm 1281—1301 soll die schönsten Tagelieder gedichtet haben. Aus Sängerfamilien stammten wieder andere, so Abt Heinrich von Klingen und Ulrich VI. 1204—1220 aus dem Hause der Sax. Die Gesellschaft, die sich fast durch das ganze Jahrhundert hier zusammenfand, bestand vor allem aus der Masse Sankt Gallischer Dienstleute; vereinzelt schlossen sich Grafen und Freiherrn an, ein überraschender Gegensatz zu allen andern deutschen Landschaften. Unter Walthers Einfluß steht der älteste Dichter der Gruppe Ulrich von Singenberg aus einem Thurgauer Ministerialengeschlecht, dessen Burg am rechten Ufer der Sitter ob Bischofszell stand. Sein Vater war Truchseß von Sankt Gallen, bezeugt ist der Dichter 1209—1228, zwei Jahre später ist er frühestens gestorben. Seine Grundstimmung ist elegisch. Neidhart steht ihm nahe, Sprichwörter kennt er in Menge, wie ihm Moralisieren überhaupt vor allem liegt. Bedeutung erhielt die Sankt Gallener Schule erst 1250—1270. Zwei Lyriker von wirklicher Begabung beginnen und schließen die Zeit. Graf Kraft II. von Toggenburg stammte aus einem romantisch wilden Geschlecht des Thurgaus; bezeugt ist er 1260. Wundervoll poetisch ist sein erstes Lied, sichtlich vom Volksmärchen beeinflußt: Rosen blühn aus dem Munde der Geliebten; da bricht er ihrer so viele, doch sie lacht immer neue, tausendmal schönere. Glanz und Licht hat es ihm ganz seltsam angetan, wie dem jungen Arnim etwa. Wie fast alle Lyriker seit 1250 pflegt er stets den Natureingang. Der von Wengen, ein Thurgauer Freiherr, dessen Familie verarmt in den Dienst der Toggenburger und später der Äbte trat, dichtete um 1246 ein Mariengedicht, ein Preislied auf Walther von Klingen und politische Verse. Konrad von Altstetten der Jüngere, ein Kleriker vom Oberrhein, dessen Geschlecht das Meieramt in Sankt Gallen besaß, sang unter Neifens Einfluß. Einer der drei Lyriker im Wiener Feldlager Rudolfs von Habsburg war Konrad von Landegg, Schenk von Sankt Gallen, aus dem Thurgau zwischen Ramsau und Bubenthal in der Grafschaft Toggenburg, zu deren Beamtenschaft die Ritter zählten. Bezeugt ist er 1271—1306. Individuelle Züge trägt dieser Schüler Neifens und Winterstettens nicht. Die gleiche Stellung wie der von Buwenburg unter den Schwaben, Steinmar unter den Baslern, Hadlaub unter den Zürichern nimmt der Taler, ein Sankt Gallischer Dienstmann, unter der Gruppe der Abtei ein: er bezeichnet die volle Auflösung der ritterlichen Stimmungen. Er pflegt die Tanzweise, und die ersten

zwei Lieder sind prächtige Parodien. Seine Geliebte hat nichts anzuziehen; er spottet über die unsinnigen Launen solcher Herzensköniginnen, denen sich die Edlen zu fügen hatten. Sie verlangt, er solle ein Jahr lang sein Lederkoller auf bloßem Leibe tragen; Wein und Wasser sind ihm verboten. Mit Hadlaub teilt er die Liebe zum Genrebildchen. Wundernett zeichnet er die Szene, wie er einen Liebesboten sucht; Kunzlein und Heinzchen aber wollen sich unter allerlei Ausflüchten der Sendung nicht unterziehen.

Reicher und bedeutender ist die Baseler Gruppe. Der Thurgauer Freiherr Walther III. von Klingen aus der Burg Altenklingen bei Marstetten am Ottenberg, Freund und freigebiger Helfer Rudolfs von Habsburg ist mit seinen reichen Beziehungen ein ähnlicher Mittelpunkt wie die Bischöfe von Konstanz und die Äbte von Sankt Gallen. Er ist es, der den Thurgauer Kreis mit Basel verbindet, wo er 1286 starb. Sein Dienstmann war Berthold Steinmar von Klingenau. Walther kennt Heinrich von Tettingen, den Schenken Ulrich von Winterstetten, Heinrich Teschler und den von Gliers, persönliche Wirksamkeit nach allen Seiten. Selbst ragt er kaum über das Mittelmaß. Ohne jede Originalität ringt er fast rührend unbehilflich mit der Sprache. Doch war er ein Mann von eigener Romantik. Seiner Tochter gab er den Namen Herzelaude, und Rudolfs Wahl zum König träumte er voraus. In seiner Umgebung herrschte Neidhart unumschränkt. Goeli aus Baseler Stadtadel, vielleicht der Vogt Egino III. von Freiburg, ist urkundlich zwischen 1273 und 1289 bezeugt. Seine Leute sind die üppigen händelsüchtigen Bauern und sein trûren ist das Leid, das sie ihm antun.

Alle Widersprüche der vollen Auflösung spiegeln sich in der wirklichen Kunst Berthold Steinmars von Klingenau. Seit 1251 bezeugt, zog er mit Rudolfs Heer vor Wien, erscheint 1288 wieder in Urkunden. Sein einfach schöner Frauenpreis läßt sich dem Besten der Blütezeit an die Seite stellen. Und doch zerrt er die süßen höfischen Stimmungen ins Gemeine herab. Tagelieder dichtet er auf Knecht und Stalldirne, der Hirt ist der Wächter. Rohe Bilder und unverhüllte Sinnlichkeit zerstören tiefere Wirkungen. Ulrich von Lichtenstein, dessen Poesie er wohl in Österreich kennen lernte, war es, in dem er die aristokratische Lyrik zu Tode spotten wollte. Ein helles Schlaglicht aus dem 16. Jahrhundert fällt auf seine Gestalt. Er hat das erste Schlemmerlied gedichtet, so übermütig, keck und weinduftig, daß es in Fischarts Trunkenlitanei prächtig figurieren würde. So treffen nur die spätern Volkslieder den ausgelassensten Schlemmerton. Naturstimmung fließt weich und wohlig aus seinen reinen Versen. Das hebt ihn historisch bis auf die Höhe des frühen 19. Jahrhunderts. Ihm ist es zum erstenmal unvergleichlich gut gelungen, worum sich die Romantiker und ihre Erben mühten, die tiefe Einfühlung auf Grund sinnlichen Empfindens: ich will grünen mit der Saat, die so wonnig-

lich steht, ich will mit den Blumen blühen und mit den Vögeln singen; erhöre mich, so mag ich fröhlich in die Lüfte fahren. Von Brentano, Eichendorff und Novalis ließen sich überraschende Verse daneben stellen. Gutenburgs einfaches einheitliches Naturbild, Burkart von Hohenfels und sein heimatlich frisches Erfassen der Außenwelt, Steinmars lebendige sinnliche Einfühlung, das ist die innere Linie, auf der die wirksamsten Kräfte der Lyrik noch vorwärts drängten. Ein wunderlicher Kriegsheld, Graf Wernher von Honberg, der sich in halb Europa mit beispielloser Tapferkeit herumschlug, endet die Gruppe mit leisen volksliedmäßigen Tönen. Seine Burg stand über dem Dorfe Wegenstetten im Fricktale. Er lebte 1284—1320.

Wie die Thurgauer wegen ihrer geographischen Lage mit Sankt Gallen, Basel und Konstanz Beziehungen unterhielten, so ist auch Zürich mit dem Konstanzer Bischof Heinrich von Klingenberg verbunden. Aus Zürich stammte seine Mutter, hier war er Dompropst, und der Züricher Rüdiger Manesse und sein Sohn Johannes standen seinem Hofe nahe. Daß man in Zürich die reiche Liederliteratur zu sammeln begann, davon haben wir sichere Kunde, ein beredtes Zeichen, daß diese Welt dem Untergange geweiht war. Die Lyrik der Stadt ist im wesentlichen bürgerlich und die reichen Patrizier hatten sich leicht in diese vornehme Stimmung eingelebt. 1843 wurden beim Umbau eines Hauses sechs Liebesbrieflein und zwei Minnelieder aus dem Ende des 13. Jahrhunderts gefunden; Hadlaubs Abenteuer stimmen trefflich dazu, ein reizender Einblick in die verliebte Welt dieser Stadt. Wernher von Teufen, seßhaft zwischen Rhein und Töß am Westabhang der Irschel in der alten Grafschaft Kiburg, bezeugt 1219—1223, steht stark unter romanischem Einfluß. Der Meister Heinrich Teschler um 1286 zeigt mit seinem epischen Tageliede, seinen langen Versen, großen Strophen, umfangreichen Gedichten wenig Eigenart.

Der weitaus bedeutendste Lyriker steht auch in Zürich am Ausgang der Zeit, Meister Johannes Hadlaub, urkundlich 1302, Gast am Konstanzer Hofe. Steinmar, dem er die besten Wirkungen seiner Lieder verdankt, kann er sich nach Begabung und Wert vergleichen, nur ist er weicher und sentimentaler und hängt viel stärker an der Tradition. Weist Steinmar mit seinem Naturgefühl weit voraus auf kommende Generationen, so ist Hadlaub der früheste Vertreter der zweiten Grundform moderner Liedertechnik, des epischen Tones, des Genrebildes. Er ist ein Virtuos der lyrischen Situation. Sie hebt sich bei ihm immer haarscharf ab, wie ein heller Ton in nächtlicher Stille. Seine Liebe hat etwas von Scholarenromantik. Der Geliebten hängt er, da sie aus der Mette kommt, mit einer Angel ein Brieflein an: das trägt die Stimmung des Liedchens. Ach ich sach si truten wol ein kindelin, wieder als epische Situation Rahmen der Stimmung. Hûssorge tuot sô wê, das ist nun plastisch

und stark realistisch in einer Familienszene geschildert. Eine hübsche Bauernepisode, ein Schlemmerlied, Erntelieder, alles vollendet und meisterhaft. Daneben das konventionellste schalste Zeug. Die letzten Schwaben, Bodenseealamannen, Thurgauer, Baseler, Züricher waren hochbegabte Lyriker eines neuen Stiles. Doch sie wurden erdrückt durch Manier und eine Tradition, für die ihnen alle sozialen Voraussetzungen fehlten.

Drei bedeutendere Schweizer sangen ohne nachweisbaren Zusammenhang mit einem der großen Zentren zerstreut in der Landschaft. Graf Rudolf II. von Neuenburg ist einer der ältesten Lyriker der Zeit, das ist sein einziger Wert. Die Stammburg war Fenis, zwischen Neuenburger und Bieler See. Bezeugt ist er 1158—1192. Im Jahre 1196 ist er bereits tot. Seine Lieder sind ein Mosaik fremder romanischer Strophen. Er ist ein Grübler und „knetet die Gedanken förmlich durch". Zierlich und neckisch ist die ganze Art Heinrichs III. von Stretlingen, bezeugt 1258—1294 auf seiner Burg am Thuner See. Das Geschlecht führte ein flottes Leben und verarmte. Nachtigall, meiner Frau sollst du ins Ohr singen! Zu diesem hübschen Verhältnis zur Natur stimmt der Refrain, der wohl die Stimme der Nachtigall nachahmen soll: deilidurei felediranmurei, lidundei faladaritturei! Die Poeten des 17. Jahrhunderts sündigten in gleicher Weise wie die Sänger dieser späten Zeit. Einem rhätischen Geschlecht im Rheintal bei Feldkirch entstammte Heinrich von Sax, 1235—1258 urkundlich. Einer seiner Familie, Johann Philipp, besaß im 16. Jahrhundert die große Pariser Liederhandschrift. Er liebt grammatische Reime in der Art Neifens, und das einzige Gute und Schlechte, das man ihm nachsagen kann, ist, daß er das Bild vom Liebesbande in allen Formen von der Fessel bis zum Strick fast in keinem Liede los wird.

Eines war der ganzen westdeutschen Lyrik von Hausen bis Hadlaub eigentümlich: die höfische Stimmung wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Seele der kleinen Ministerialen und Bürgerlichen in jeder Landschaft zur leeren Form, und alle, bei denen dieser Prozeß der Erstarrung und parodistischen Auflösung am weitesten vorgeschritten, eröffneten die verheißungsvollsten Ausblicke aufs 16. Jahrhundert und weiter hinauf. Daß sich nicht schon an ihre Zeit eine neue Blüte schloß, lag in andern Gründen. Die Literatur als Ausdruck des Lebens hängt mit den sozialen, politischen und religiösen Formen einer jeden Zeit zusammen. Sie mußten alle erst niedergebrochen und neu wieder aufgebaut werden, ehe das geistige Schaffen zu neuem Wandel schreiten konnte.

Auf die kommende Entwicklung vorausgedeutet zu haben, das ist der Wert Buwenburgs in Schwaben, Talers in Sankt Gallen, Steinmars unter den Baslern und Hadlaubs in Zürich. Sie waren alle Zeitgenossen und schlossen im wesentlichen in den vier alamannischen Landschaften die Lyrik ab.

4.

Der alamannische Roman.

Was die Lyrik des alamannischen Volkes in überreicher Fülle ausspricht, bestätigt das Epos: im Elsaß und in Schwaben steht es in Zusammenhang mit der eigentümlichen sozialen Gestaltung jeder Landschaft. Wie Hartmann von Aue annähernd auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe der schwäbischen Lyriker steht, so stimmt sein ganzes Wesen im Grundriß mit seinen Landsleuten überein. Jeder von ihnen stellt im Gegensatz zu den Pfälzern nicht die Tiefe, sondern die Fülle dar, das Nebeneinander verschiedenster Elemente sozialer und literarischer Herkunft; Hartmanns Seele umspannt eine ganze Welt streitender Stimmungen. Sein Charakterbild ist das linienreichste, entwicklungsvollste, menschlichste, das wir aus diesen zwei Jahrhunderten kennen.

Sein Werdegang mag ein Typus sein für alle, die in klösterlicher Einsamkeit gebildet und herangezogen das Leben nur von ferne läuten hörten, und plötzlich in den hellen Tag hinausgetreten sich seinem Zauber willig hingeben, dann aber enttäuscht sind, weil sie es abgeschieden mit der Fantasie vorausgenossen und von Zweifel und Reue gemartert werden, da ihre Seele in Weltflucht wurzelt, und endlich gereifter und etwas müde zu den frommen Stimmungen früher Jugend zurückkehren. Aus einer ritterlichen Ministerialenfamilie stammend und zwischen 1165 und 1170 geboren war Hartmann glücklicher als Wolfram. Ihm wurde in einer größern Klosterschule mühelos die reiche Bildung zuteil, tiefe Kenntnis der Antike und kirchlicher Anschauungen, all des Wissenswerten, das die Zeit zu vermitteln hatte, während der Dichter des Parzival auf krausen Wegen nur in die Nähe der ersehnten Gärten kam. Wohl fünfzehnjährig ins Leben entlassen, weihte er bald im Sinne der neuen Gesellschaftskultur einer Dame seine jungen Dienste, dichtete aus solchen Stimmungen heraus sein erstes Büchlein und eine Reihe Lieder gleichen Klanges, schrieb seinen Jugendroman „Erec", wurde Ritter und nahm unter dem frischen Eindruck des Todes seines Dienstherren das Kreuz für die Orientfahrt des Rotbarts. Als er seine Heimat wieder erreichte, dichtete er den „Iwein" und machte sein großes Erlebnis durch mit einer Frau der Gesellschaft. Das zweite Büchlein und einige Lieder sind der Abglanz seiner tiefen Neigung. Ruhiger, stiller und reifer geworden, lenkte er zurück zu den Eilanden seiner glücklichen Jugend — sie war es nach seinem eigenen Bekenntnis — und nun suchte er zu sühnen, was er an seiner frühen Kunst für weltlich und sündig gehalten. Die Legenden „Gregorius" und „der arme Heinrich" sind die Frucht dieses geistigen Wandels. Um 1220 ist er etwa fünfzigjährig gestorben.



Hartmann von Aue.

(Weingartner Handschrift.)



Gottfried von Straßburg.

(Heidelberger Handschrift.)



Konrad von Würzburg.

(Heidelberger Handschrift.)



Wappenschild Frauenlobs.

(Heidelberger Handschrift.)

Die beiden Romane „Erec" und „Iwein", in denen die neue Gesellschaft Form gewonnen, bilden eine strenge Einheit nach Idee und literarischen Grundlagen. Aus Mythen und historischen Erinnerungen an die Kämpfe der Kelten mit den Germanen im 5. Jahrhundert hatte sich in Wales um Artus als Mittelpunkt ein ganzer Sagenkreis gebildet. Die Nordfranzosen gestalteten diese Stoffe zu großen Romanen, der neuen Ritterschaft zu Liebe und Vorbild. Chrestien de Troyes schrieb eine ganze Reihe, sein „Erec" und „der Chevalier au lion" sind Hartmanns Quellen. In der führenden Idee beider Dichtungen hat der Schwabe die beiden Elementarkräfte des ritterlichen Lebens Ehre und Liebe zu Konflikten zusammengedrängt und in wohltuender Entspannung wieder gelöst. Im „Erec" vergißt der Held an der Seite der jungen Gattin seine gesellschaftlichen Pflichten, wird von ihr daran erinnert und geht nun zürnend auf neue Abenteuer. Zur Strafe muß ihm Enite schweigend wie ein Schildknappe voranreiten. Dreimal übertritt sie, den Gatten zu warnen, das strenge Gebot und wird hart gestraft. Die Brutalität des altgermanischen Verhältnisses zur Frau stört noch einmal die feinen Kreise. Doch in rührender Selbstvergessenheit erweist sie sich als das treue lautere Weib und nun versöhnt sich Erec wieder mit ihr. Im „Iwein" dagegen vergißt der Held über den Pflichten des Rittertums leichtsinnig seines Weibes und kann sich das Glück seiner Häuslichkeit erst nach vielen Kämpfen wieder erringen.

Immer enger sucht sich Hartmann in wachsender Reife äußerlich an das bewährte französische Vorbild anzuschließen. Doch in seiner Seele sind Idee und Stoff zu eigenem Leben erwacht. Mit nüchternem Realismus suchte er an Stelle des Wunderbaren die strenge Abfolge von Ursache und Wirkung zu setzen. Im „Erec" klang ihm die Mundart der Landschaft noch stärker, banden ihn volkstümliche Traditionen noch fester. Wie Veldeke noch reihte er nun nicht mehr Handlung an Handlung und Episode zu Episode. Er suchte zu vertiefen, die Seele seiner Leute in das Gewebe der Taten und Abenteuer aufzulösen. So steht er mitten zwischen Gottfried und Wolfram.

Das leidenschaftliche Miterleben des Ostfranken war ihm versagt. Probleme waren ja seine frühen Dichtungen keine. Die gingen ihm jetzt erst auf, als er nahezu das Schwabenalter erreicht hatte. Er mochte ausgestürmt haben, die glänzende Äußerlichkeit der Gesellschaft, die ihm in die Klosterschule so verlockend geschienen, bot seinen Gedanken keine Formen mehr. Die tiefe Bildung, die Erlebnisse der Kreuzfahrt öffneten seiner Seele die Rätsel des Lebens. Hartmann muß in enger Beziehung zur Rechtspflege gestanden haben, sie wird die Hauptaufgabe seines Dienstverhältnisses gewesen sein. Und wenn auch ein gewisses Maß rechtlicher Beziehungen in diesen Zeiten jedem vertraut war, warum gerade bei ihm so genaue

Kenntnis, warum bei Gottfried nicht, dem Straßburger Stadtdiplomaten? Überraschend beherrschte er in allen Werken die Fachausdrücke des alten Rechtes, ja sein erstes Büchlein ist der genaue Verlauf eines Prozesses. Das unterscheidet ihn von Wolfram, neben den er mit seinen großen Problemdichtungen trat. Dem Ostfranken schoß all das Peinigende, Beängstigende des Lebens in eine große Frage zusammen: Was ist Gott; ein Suchen nach dem Heile war ihm der Sinn des Daseins. So sah dieser Autodidakt die Welt, der nach verlorener Jugend die heiße Sehnsucht des Erkennens verkostet haben mochte. Hartmann quälte das Leben ganz anders. Die sittliche Ordnung, Schuld und Sühne, war ihm das Verhältnis von diesseits und jenseits, ihm dem Juristen. Mit einer gewissen Hartnäckigkeit, mit der sein Landsmann Uhland etwa für das gute alte Recht stritt, ging er den sittlichen Rechtsverletzungen bis in die letzten Ursachen und Folgen nach. Wolfram und Hartmann, beiden war die Sünde das Vernichtende, das Zerwühlende im Menschen, doch dem Ostfranken die Sünde als Nichtwissen und Vergessen, dem Schwaben lag die Schuld auf der feinen Wage des Rechts und so sühnt Wolframs Held und wird gerettet durch Erkennen und Belehrung, Hartmanns Menschen durch Buße, durch Vergütung des Rechtsschadens. Ist Hartmann nicht ein Landsmann Schillers?

„Gregorius" und „der arme Heinrich", beides waren Stoffe der Weltliteratur. Diese Legende von doppelter Blutschande floß in ihren letzten Quellen aus der griechischen Ödipussage, die in den späthellenischen Fassungen Hartmanns Gedicht recht nahe steht. In romanischen Händen wurde das Motiv gewandelt und geläutert. Die Legende von Albinus, die wundervoll slavischen Lieder vom Findling Simon und ein italienisches Märchen entstammen demselben Stoffkreis. Seine unmittelbare Vorlage war eine französische Fassung. Den ganzen Vorstellungsinhalt von Schuld und Buße der katholischen Kirche hat Hartmann erschöpfend und verständnisvoll erfaßt. Historisch gesättigt ist auch der Stoff des „armen Heinrich". Im Mittelpunkt dieser aus Sagenelementen zur Legende gewordenen Dichtung steht die Heilung vom Aussatz durch das Blut einer reinen Jungfrau. Ein Ritter von Gott zur Strafe für allzu große Weltliebe mit dem Aussatz geschlagen, kann nur durch das Blut eines Mädchens geheilt werden. Das Töchterlein seines Meiers will sich selbstlos und aus Sehnsucht nach der Himmelskrone für ihn opfern. Da überwindet er Leben und Liebe in gläubigem Verzicht auf seine Heilung und findet nun Gesundung und Gnade. Das Mägdlein nimmt er zur Gattin. Wie im „Gregorius" ist das Leitmotiv ethisch. Es lag ja im Stoffkreis, wie er durch die Freundessage von Amicus und Amelius und durch die Legende von Konstantin dargestellt ist. Aber eben die Stoffwahl ist das Entscheidende. Dieser grandiose Realismus, der Schuld und Sünde in so abschreckender körper-

licher Häßlichkeit sah, wies die alamannische Erzählungskunst nach vorwärts, Konrad von Würzburg ist ihm gefolgt. Unnachahmlich hat Hartmann Einfalt und Schlichtheit der Legende getroffen, das kindliche Lallen einer Himmelssehnsucht, die in Ostfranken und Mitteldeutschland nur wenige Jahre später ganze Familien und Stämme erfaßte. Wie seltsam, daß dem Dichter des Erlebnisses, Goethe, diese Legende physischen Ekel erregte. Sie sprach ja nur hoffnungsvoll verklärend aus, was der Zeit schreckhafte Wirklichkeit war.

Als Lyriker ist der Dichter minder bedeutend wie all diese großen Epiker. Sein erstes Büchlein und die Lieder, die aus seinem Jugenderlebnis flossen, sind Übungen im Sinne der neuen Gesellschaftskultur. Das zweite Büchlein strömt die ganze Glut und Sinnlichkeit echter Empfindung aus. So steht der Schwabe Hartmann als Typus der Ritterschaft seines Landes in der Zeit. Ohne überflutende Leidenschaft, maßvoll und ausgeglichen, hob er die Erzählungskunst weit über seine Vorgänger hinaus. Die Anmut seines Stils und seines Verses hat die Zeit dankbar empfunden. Er ist der Einzige im Süden, der den tiefen innern Wandel durchmachte und zu Stimmungen sich durchrang, die in Ostfranken und Baiern um 1220 das geistige Leben des hohen Adels läuternd durchglühten. Er ist der große Überwinder der aristokratischen Außenkultur, neben Wolfram und Walther der einzige, dem sich Welt und Leben, Diesseits und Jenseits in all ihren Höhen und Tiefen erschlossen. Wurde seine Jugend dem Elsaß fruchtbar, der reife Mann erstieg die Höhen, auf denen die Großen Ostfrankens mit leisem Schauer, unter sich die wunderbare Vergänglichkeit der Erde, verzichtend und entsagend nach den Herrlichkeiten des Himmels griffen. Nur einmal noch wurde ein Schwabe, Hölderlin, in ähnlicher Weise Mittelpunkt, verbindende Fuge all der Kräfte, die unsere Literatur um 1800 trugen.

Hartmanns Schule in Schwaben, tätig und fruchtbar, ist historisch minder bedeutend, weil sie keinen neuen Zug bot für das literarische Bild der Landschaft. Wolframs Nachfolger in Mitteldeutschland sind ungleich wichtiger. Sie drangen über die Grenzen, ergriffen Land um Land und prägten ihm das Siegel des Meisters auf. Ulrich von Türheim, 1236—1246 in der Augsburger Gegend bezeugt, setzte Gottfrieds „Tristan“ und Wolframs „Willehalm“ fort und verband so auf schwäbischem Boden die widerstrebenden Richtungen wie Heinrich von Freiberg in Böhmen. Konrad von Stoffeln, vielleicht aus Gönningen, dichtete nach 1250 einen „Gauriel von Montabel“. Die Legende wurde nicht eigentlich im Sinne Hartmanns gepflegt. Schon um 1180 schuf Konrad von Heimesfurt seine Werke „Urstende“ und „Von unserer Frau Hinfahrt“, von weltlicher Dichtung beeinflußt. Die Ewigkeitsstimmungen des reifen Hartmanns gewannen spät erst in Schwaben den Einfluß auf Leben und Handeln wie in Ostfranken. Der Hegauer Hugo von Langen-

stein trat 1282 mit Vater und Bruder in den deutschen Orden und gestaltete die elf Martern der heiligen Martina in einer umfangreichen Legende von 33 000 Versen.

Das Elsaß um 1200 in seinem gesellschaftlichen Leben, seiner bürgerlichen Kultur, mit seinem Rationalismus und seiner Erotik, das ist Gottfried von Straßburg, in allem der schärfste Widerspruch dessen, was man an Rhein und Main, an der Donau, in Eisenach und bis Schlesien für die höchsten Werte des Lebens hielt, das flackernde Irrlicht über den wehmütig stillen Gründen, in einer Welt überreicher Gemütskultur der klarste Verstand, neben Aristokraten, Großgrundherren und Rittern der elegante Stadtjunker und Weltmann, der etwas zynisch beim Namen nannte und paradox übertrieb, was die feine Gesellschaft im Grunde doch nur schwärmte, empfand und dachte.

Als Gottfried geboren wurde, nahmen die Straßburger Ministerialen, trotzdem sie zur Bürgerschaft gerechnet wurden, noch eine bevorzugte Stellung ein; als er in den Dienst der Stadt trat, begannen sie unter den Bürgern eben zu verschwinden. Der Dichter ist die erste Blüte dieses sozialen Wandels. Straßburg, schon damals eine Stadt von 10 000 Einwohnern, erhielt um 1200 seinen Rat; die Handwerker begannen frei zu werden. Gewerbe und Handel schufen die Landgemeinde zu einer der führenden Geldstädte um. Als Sekretär materiell unabhängig, mit vorzüglicher humanistischer Bildung und gewiß Sprößling einer der herrschenden Familien war er in alle Staatsgeschäfte eingeweiht. „Eine gewisse Ader juristischer Dialektik“ ist ihm eigen. Dem Adel nicht wohlgesinnt, hielt er selbst mit feinen Ausfällen auf die ritterliche Gesellschaft nicht zurück. Sein diplomatisches Amt hat ihm die Menschen durchschauen gelehrt, ihm, für einen Bürgerlichen unerhört, die hohe Gesellschaft geöffnet; ihm vornehme Damen nahe gebracht. Er ist die glänzendste Erscheinung dieser stolzen bürgerlichen Stadt der Patrizier und Kaufleute. Die Gefühlskultur der mittelrheinischen Aristokraten, die unergründlichen Weltträume des Ostfranken, die feine sittige Ritterlichkeit der Schwaben fanden in solcher Seele keinen Raum. Er hat ihre Stoffe und Stimmungen entritterlicht und in die Formen einer Gesellschaft gegossen, die international und ohne bestimmte soziale Auslese zusammenfaßte, was sich nach Bildung, Empfinden und feinen Manieren verwandt fühlte. Unerschrocken schälte er den Kern der ritterlichen Kultur, der unter der Hülle von tausend Formeln lag, für sich heraus. Ihm wurde es eine neue Heilslehre: Liebe ist der einzige Quell von Tugend und Ehre, Liebe die einzige Moral; Neigung und Pflicht, ein ungleicher Kampf, in dem der Liebe von vornherein ein leichter Sieg zufällt. Das ist unverfälschte Straßburger Stimmung. 1212 kam in der Stadt der berühmte Prozeß zum Abschluß gegen eine Sekte erotischer Revolutionäre, die jede Beschränkung des Geschlechtsgenusses für übel hielt und die Emanzipation



Aus der Münchner Tristanhandschrift.

Rivalin in den Banden von Blancheflur, Markes Schwester, wie ein auf der Leimrute gefangener Vogel.

Der Knabe Tristan harft und singt vor König Marke von Cornwallis.

des Fleisches weit folgenschwerer zu vertreten hatte als etwa das junge Deutschland. Gottfried ist der Franzose unter den Deutschen. Schon im 13. Jahrhundert hatte sich der Zusammenhang der Stadt mit der Reichsregierung tatsächlich gelöst. Die Landschaft zog es weit stärker nach Westen als nach Osten. So ist der Dichter die reinste Form der sozialen und ethischen Kräfte seiner Heimat, Vertreter jenes Stadtjunkertums, „das halb an die ländliche Ritterschaft angelehnt das Rauf- und Turnierwesen als Lebensaufgabe betrachtete, halb aus den schnell reich gewordenen Geldwechslern und Großhändlern sich ergänzend nur die Interessen eines kurzsichtigen Geldadels kannte; es war eine Nobilität, die viel Rechte und viel Genuß forderte bei wenig Pflichten".

Urmotive der Weltliteratur, das ist einer der schärfsten Charakterzüge der alamannischen Epiker, die stofflichen Grundlagen von Gottfrieds Liebesroman „Tristan und Isolde". Aus einem Märchen von der Jungfrau mit den goldenen Haaren, dem sich andere Novellenzüge und Märchenmotive zugesellten, ist diese wundersame Liebessage bei den wälschen anglonormannischen Conteurs und in der Bretagne entstanden. Die Bretonen vermittelten sie den Nordfranzosen. Gottfrieds Meister ist Hartmann. Mit ihm teilte er die Grundlagen seines Wesens, den Sinn für die Didaktik, das Spielen mit dem Gedanken, die Vorliebe für Antithesen, den Realismus, die raffinierte Seelenkenntnis. Neue Gedankenquellen in diesem Stoff zu erschließen, dazu fehlt ihm die Ausdauer hoffnungsvollen Suchens. Ihm ist der Gedanke kein harter Block, aus dem der Künstler mit unermüdlichen Schlägen das Leben meißelt, ihm ist er ein Spielball geistreicher Laune. Form ist ihm alles; die Verse zerfließen wie süße Beeren auf den Lippen; Stimmung und Leidenschaft, die ganze Kultur seiner Kreise, alles klingt gedämpft, gemeistert, zierlich. Nur darum verhüllt er dezent und feinfühlig die letzten Mysterien, weil er das Brutale und Rohe haßt, weil ihm die gefällige Form das unentbehrliche feine Gewürz des Genusses ist.

Über diese tiefe Kluft zwischen den Geheimnissen des Ostfranken und den Stimmungen des Elsässers führte keine Brücke. Es mag sie auch Persönliches getrennt haben; ein vollgerütteltes Maß von Haß und Verachtung haben sie sich zugemessen. Wie selten in unserer Entwicklung entluden sich in den beiden Großen die zwei Pole des deutschen Antagonismus. Wolframs Seele war auf Humor abgestimmt, Gottfrieds Gabe ist Esprit. Der Geist des Elsässers ist ein kühles, tausendfach wechselndes Irisieren; der Ostfranke durchsonnt und wärmt. Gottfried hatte Schüler, doch keine Schule, weil er nur Formen zu vermitteln hatte und keinen Inhalt, der eine große geistige Familie umfängt, atemspendend wie die Luft, lebenweckend wie die Sonne. Der Ostfranke besaß eine Schule, doch kaum den einen oder andern Schüler. Sie

lebten alle in seinem Geiste, doch seine Lebensform war so individuell, reich an verwirrenden Fugen und Linien, daß kaum einer in ihre Rätsel eindrang. Lag die Schuld bei Gottfried am Meister, bei Wolfram lag sie in den Nachfolgern.

Um diese beiden Säulen der alamannischen Epik Hartmann und Gottfried rankte sich eine üppige wuchernde Pracht. Ulrich von Zatzikhofen, der Dichter des „Lanzelet“, ist der älteste und trockenste, ein Mitglied doch kein Gefolgsmann. Seine Heimat war Zezikon am Immenberge im Thurgau; 1214 ist er als Kaplan bezeugt in der Umgebung der Toggenburger. Handlung ist ihm alles und so erzählt er dahin, in reichem Maße aus der Volksdichtung schöpfend ohne zu beseelen, ohne zu idealisieren nach einer verlorenen französischen Quelle. Von Hartmann ist er nicht beeinflußt. Sein Gedicht entstand um 1195. Mit tiefster Seelenkenntnis wob Gottfrieds begabtester Schüler Konrad Flek aus einer Märchennovelle von der Blume und Weißblume um 1220 sein Gedicht von „Flore und Blancheflore“ zusammen. Eine ergreifende Kinderliebe wie Wolframs „Titurel“ und Hartmanns „Armer Heinrich“, ein Motiv aus der Weltliteratur, wie alles Große dieser alamannischen Dichter. Eine unheimliche Fruchtbarkeit wucherte auf. Die Formen aufs feinste ausgebildet, waren zum bequemen Werkzeug geworden. Geschäftig und vielseitig, ohne Charakter in Stoffwahl und Gedankenwelt gestalteten diese bürgerlichen Dichter, was ihnen unter die Hände geriet. Für den großen Roman fehlte ihnen Kraft und Zucht und so schufen sie die zierliche Versnovelle, mit vollen Händen aus dem Strom der Stoffe schöpfend, die vom Morgenland über den Osten flossen.

Rudolf von Ems, südlich bei Chur, Dienstmann derer von Montfort, blühte vor 1250. Er pflegte die Legende. Ein Rudolf von Steinach regte seinen „guten Gerhard“ an, der Abt Wido von Kappel verschaffte ihm die lateinische Quelle zu seinem „Josaphat“, der im Grunde nur in durchsichtiger christlicher Gewandung eine indische Budhalegende erzählt. Sein „Eustachius“ ist verloren. Dann trat er in die Wegspuren des Abenteuerromans. Konrad von Winterstetten regte den „Wilhelm von Orlens“ an, wieder eine Kinderliebe gleich „Flore und Blancheflore“, Sigune und Schionatulander. Der fränkisch-mitteldeutsche Lieblingsstoff, der „Alexander“, den er mehr als Historiker denn als Dichter schuf, ist nur unvollständig erhalten; hier hatte er wohl seinen eigentlichen Beruf entdeckt, der ihn in die Nähe der Kaiserchronik führte und die Reihe gereimter Geschichtsbücher einleitete. Seine Weltchronik brach er aber freilich nach Salomon ab. Doch fand das Werk eine weite Verbreitung und wurde von Heinrich von München fortgesetzt und mit andern Büchern verschmolzen.

Die Epigonenzeit des Wanderns und Ausgleichens stand bereits hoch am Horizonte. Rheinfranken, Elsässer, Ostfranken, die nach Anlage oder sozialer Herkunft in das Literaturmilieu ihrer Landschaft nicht paßten, verließen sie und wuchsen in der Fremde unter günstigen Bedingungen zu Bedeutung heran. Der bürgerliche Ostfranke Konrad von Würzburg fand in Basel seine zweite Heimat. Vielleicht wurde er erst in dieser Umgebung zum literarischen Typus der Landschaft, vielleicht zog er mit Bewußtsein in eine Stadt, die seiner Richtung entsprach, wer kann das heute entscheiden! Sein Bild ist in seinen stofflichen Zügen Rudolf von Ems zum verwechseln ähnlich. Die Kunst ist ihm Lebensberuf, es steckt etwas von einem modernen Schriftsteller in ihm. Gelehrt, doch spät erst in die französischen Sprachgeheimnisse eingeweiht, sah er seit 1242 seinen Ruf in ständigem Wachsen. 1287 starb er gleichzeitig mit Frau und Tochter. Es ist schier unfaßbar nach den Begriffen der Zeit, was er alles zusammenschrieb. Für einen Basler Domherrn arbeitete er in strengem Anschluß an die lateinische Quelle seinen „Silvester", die Legende von Konstantins Aussatz und Heilung. „Alexius" und „Pantaleon" folgten. „Die goldene Schmiede" fügt aus den köstlichsten Mariensymbolen und Beiwörtern ein prächtiges Geschmeide zusammen, wohl noch ein Jugendwerk, das aber viel Nachahmung fand. Versnovellen gelangen ihm, so in Straßburg „Kaiser Otto mit dem Barte" und die wundersam poetische „Herzmäre", ein indisches Motiv. Ein Ritter stirbt auf seiner Kreuzfahrt den Tod der Sehnsucht um seine Dame. Er läßt ihr sein Herz in einem Schreine bringen, doch der Gatte der Geliebten setzt es der Ahnungslosen vor, und als sie alles erfährt, bricht auch ihr das Herz. Eine Reihe von Dichtern begannen damals in die Verklärungen der Volkssage einzugehen. Der Ostfranke von Brennenberg wurde früh schon Träger des Stoffes dieser Herzmäre. So spricht sich Konrads Zusammenhang mit der Heimat entschieden in der Stoffwahl aus. Einen zweiten Dichter des obern Mainlandes, eine glänzende Rittererscheinung, Wirnt von Grafenberg, machte er noch zum Helden eines Gedichtes, in dem in merkwürdiger Weise ostfränkische Stimmungen und religiöse Gedanken, neben Ergebnissen aus Hartmanns Leben beschlossen sind: „Der Lohn der Welt". Der Ritter von Grafenberg sitzt in seiner Kemenate vertieft in einen modernen Roman. Da tritt eine Frau ein, spricht ihn als Geliebten an und will ihm nun für treue Dienste lohnen. Und sie nennt sich ihm: Frau Welt. Da sie ihm aber den Rücken zuwendet, sieht er ihn von Schlangen und Würmern bedeckt. Das erschüttert ihn, er nimmt das Kreuz und büßt. Das ist die Tendenz des „armen Heinrich", sein Ethos, sein moralischer Realismus, es ist die Lebensstimmung des Grafen von Botenlauben, eines Hennebergers, dessen Bruder an seinem Hofe den Grafenberger förderte und schützte. Wesentlich ostfränkische Stimmungen sind so von einem Ostfranken auf einen Lands-

mann übertragen. „Der arme Heinrich“ spiegelt sich auch in der Freundschaftsdichtung von „Engelhard und Engeltrud“, die uns nur aus einem Druck des 16. Jahrhunderts bekannt ist. Beziehungen zum Nibelungenliede sind deutlich. Im „Partonopier“, um 1277 gedichtet, versenkte er sich noch tiefer in Stoffe der Weltliteratur. Doch setzte er an Stelle der politischen Tendenzen seiner französischen Vorlage soziale, bürgerliche. Der mitteldeutsche Lieblingsstoff, „der Trojanerkrieg“, lag ihm als Ostfranken so nahe. Um 1280 begann er das Werk, ein Fortsetzer beschloß es. „Das Turnier von Nantes“ vertritt in seiner Grundidee nationale Gedanken, den Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen. Und wie Hartmann sein erstes Büchlein, so kleidete er „die Klage der Kunst“ in die Form einer Gerichtsverhandlung. Der verhängnisvolle Weg, der in Öde und Sandwüsten führte, war betreten; die Allegorien nahmen nun überhand, ein untrügliches Zeichen, daß die Zeit gedankenmüde und kraftlos geworden war. Das Fragment vom „Schwanenritter“ ist unabhängig von Wolfram.

Die ungemeine Leichtigkeit, mit der Konrad schrieb, verführte ihn in seiner Lyrik zu Künsteleien geschmacklosester Art. Neben dem Tagelied und der Tanzweise pflegte er vor allem den Spruch. Rudolf von Habsburg mußte sich eine politische Allegorie gefallen lassen. Er ist der ausgesprochenste Schüler Gottfrieds, ein glänzender Stilist, ein Virtuos der Form und Seelenkunst, ein Epigone typischesten Gepräges. In seiner ostfränkischen Heimat wäre er nie zu solch großen Wirkungen herangediehen. Basel hob ihn. Hier hatten sich Traditionen erhalten und Stadt und Dichter konnten stolz aufeinander sein.

Es schlossen sich Schüler des Schülers an, der bürgerliche Dichter des „Reinfried von Braunschweig“ um 1300 und Walther von Rheinau, der Übersetzer einer umfangreichen Mariendichtung. Wer mag wohl der begnadete Dichter der herzigen süßen Legende vom zwölfjährigen Mönchlein gewesen sein, das sich vor Sehnsucht nach dem Jesukinde verzehrt? Wie es dann in seine Klause tritt, der Knabe aber es lustig hascht und in seinem Ärmel birgt. Gleich jenem Scholaren Heinrichs des Klausners stirbt das Mönchlein den frühen Tod der Gnade. Frauen und Kinder dünkten der Frühromantik wie Blumen dieses Lebens. Keine Zeit ließ ihre Stimmungen so vom Weibe beherrschen und lebte sich so tief in die Seele des Kindes ein, wie das 13. Jahrhundert, wie Novalis und Brentano. So rauschen immer wieder die alten Quellen auf, wenn die Geschlechter müde geworden sind.

III. Kapitel.

Die Donaulandschaften.

1.

Ostfranken und Altbaiern.

„Siehe, es kommt der ewige Herr und Gott, der die Grenzen des Erdkreises gründete; er ruft uns mit der Stimme des Erzengels und mit der jüngsten Posaune zu jener allgemeinen Versammlung, auf daß er allen den Lohn erteile, den sie verdienen. Glücklich daher und vielfach gesegnet die, welche sorgen, Gutes zu säen in der Gegenwart, um in der Zukunft zu ernten.“ Mit diesem Testament gab Graf Otto II. von Botenlauben, der romantisch-mystische Henneberger, kostbare Güter seines Geschlechtes zum Frommen der Kirche hin. Wie kein anderer hat dieser Mann voll Wunder und Glanz des Orients das Abenteuerlich-romantische, das Mystisch-religiöse Ostfranken-Thüringens um 1220 ausgedrückt. Diese Worte sind kein erschöpfendes Symbol für die Literatur vom obern Main bis an die österreichische Gemarkung, aber sie sind der orientierende Hornruf, der die Geister immer wieder zu leiten suchte, ein Grundton, der stets mitschwang, doch nur zu Zeiten deutlich vernehmbar.

Wie die Rheinpfalz war Ostfranken die Landschaft des herrschenden Grundadels. Die Ahnen der Henneberger waren die alten Grafen des Grabfeldgaues und ein Poppo war Herzog von Thüringen. Otto II., der Sohn Poppos VI., nannte sich von seiner Burg bei Kissingen. An der Seite Heinrichs VI. war er 1197 in Sizilien — auch hierin den Rheinfranken verwandt —, er machte vielleicht den Kreuzzug mit, denn 1208 ist er in Syrien, wo sich sein Schicksal erfüllte. Die wunderschöne Erbtochter Beatrix von Edessa aus dem Hause Courtenay gab sich dem fränkischen Grafen zu eigen, der sich nun jahrelang im Morgenlande herumschlug. Erst 1220 kehrte er dauernd in die Heimat zurück. Mit dieser Frau kam eine unfaßbare mystische Himmelssehnsucht,

Erdenferne und Askese in das Geschlecht, in dem all die Elemente schwärmerischen Gottesglaubens zusammenflossen, die damals die Geister Ostfrankens und Mitteldeutschlands erregten. Ottos Mutter war eine Meranierin, eine nahe Verwandte der heiligen Hedwig und Elisabeth. Der Sohn dieses fränkisch-orientalischen Paares und seine junge Gattin trennten sich freiwillig und gingen, ihr Heil zu verdienen, in den Orden. Otto selber gründete das Kloster Frauenrode, um das dieselbe Schleiersage schwebt wie um die Stiftung des ostfränkischen Babenbergers Leopolds des Heiligen. Mit jenem Testament schied er aus dem Leben. Wie dem Dichter des Parzival war ihm die eigene Gattin Quell der Lieder; eine etwas mystische Erotik glüht aus ihnen. Unabhängig vom Westen schuf er wie fast alle Lyriker des baierischen Ostens seine Lieder aus persönlichsten Erlebnissen, aus der Tradition seiner Landschaft heraus. Einzelne Strophen noch in so später Zeit und Frauenverse geben seinen Gedichten eine gewisse Patina. Er schuf eines der originellsten Tagelieder, entzückend, süß! Unmittelbar aus den Wurzeln seines sozialen Lebens sproßten ihm die gleichen Stimmungen wie Hausen. „Süßer Kummer" ist einer seiner Grundtöne. Die mystische Symbolik des Karfunkels in einer Strophe beleuchtet nur grell und augenfällig, was sich aus seinem ganzen Wesen ergibt, eine innige Seelenverwandtschaft mit Wolfram und mit einem aus späten Jahrhunderten: Novalis.

Botenlauben gehört an den Anfang, nicht als Führer, sondern als Stimmung. Er ist das fleischgewordene heilige Rittertum Eschenbachs. Wo ist noch einmal das Leben so hart der Dichtung auf dem Fuße gefolgt?

Gleich gestimmt, vielleicht etwas älter, ist Albrecht von Johansdorf, ein ritterlicher Ministeriale des Bischofs von Passau, 1185—1209 bezeugt. Seine Heimat war wohl Niederbaiern. Ihm sind romanische Werte noch unmittelbar zugekommen. Volksweise und Sprichwort schöpft er aus. Frei von aller Grübelei trägt er die Züge tiefen religiösen Ernstes. Seine Liebe hat etwas gottesdienstlich Feierliches. Über den Ostfranken Engelhard von Adelnburg, der um 1200 blühte auf seinem Schloß zwischen Nürnberg und Regensburg, und über Hartwig von Raute nähert sich die Tonleiter ziemlich stark den österreichischen Stimmungen. Hartwig war Ministeriale der Grafen von Wasserburg, ein leidenschaftlicher Lyriker, dem Liebe über alles steht, über Kreuz und Glaube. Reinmar von Brennenberg nun schreitet rüstig in Walthers Fußspuren und gleicht auffallend seiner Tiroler Schule. Die Familie des Dichters besaß das Truchsessenamt des Bistums Regensburg; bezeugt ist er 1238. Die Städter erschlugen ihn, wofür seinem Bruder Buße wurde. Neu ist ein langes Gedicht — zwölf sonettartige Strophen —, das im Rhythmus an die Litanei anklingt und ihr auch Titel und Beiwörter entlehnt. Das

Spiel mit dem geteilten Ich kehrt bei Walther von Metz wieder, der es zu einem Lieblingsmotiv ausbaute.

Nur für Ostfranken bietet das Lied erkennbare Züge. Was das bai-rische Volk empfand, lachte und tanzte, floß aus der Seele des Donaudeutschen. Aber Wolframs Mysterien fanden in Ostfranken und Altbaiern ihre Heimat. Ein vielgewandter Empfänger, dem stets durch den Kopf ging, was er eben gelesen, pflegte das Erbe Eschenbachs am treuesten: Wirnt von Grafenberg. Er war ritterlich und gehörte — ein Ostfranke! — dem Stande der Freien an. Nahe am Nürnberger Sand lag seine Heimat. Ein echter Ritter! Er lernte

birsen, beizen unde jagen,
schâchzabel unde seitenspil,

verstand Französisch und war wohlbelesen. Latein machte ihm kein Kopf-zerbrechen, die fremden Formen gingen ihm leicht aus der Feder, und so liegt auch auf ihm ein Schimmer der Thüringer Klassik. Ovids leichtgeschürzte Amores sind ihm vertraut. Noch war „Parzival" und „Tristan" nicht er-schienen, als er begann, doch Hartmann beleuchtete ihm den Weg weit voraus. Wirnt ist ein Dichter vom Schlage Konrads von Würzburg. Am Hofe der Henneberger, dieses herrlichen Dynastengeschlechts des Maingaues, fand er Schutz, Zuhörer und Anregung; da blieben die Wasser in steter Bewegung, rein und lebendig. Mit Poppo VII., dem Bruder Ottos von Botenlauben, nahm er 1217 das Kreuz. Frisch und fröhlich wie ein Anfänger unserer Tage, machte er sich über sein Werk, den „Wigalois", den typischen Artusroman, dessen französische Quelle uns verloren ist. Wie in all diesen Geschichten er-zählt er von den Eltern des Helden, von seiner Aufnahme am Artushof zu Karidol, von seinen Abenteuern. Da erschienen mitten in seiner Arbeit die ersten sechs Bücher des „Parzival", spätestens im März 1204 wird er sie kennen gelernt haben, bei den engen Beziehungen des Henneberger Hofes zu Thürin-gen. Wolfram wurde ihm jetzt zum Meister, Hartmanns Stil wirkte fort, so wurde sein Werk der seltsamste Ausgleich dieser zwei Welten. Grafenberg muß seiner Zeit das glänzende Bild der Ritterlichkeit gewesen sein, daß ihn Konrad zum Helden einer Novelle machen konnte, zum Geliebten der Frau Welt. Etwas handwerksmäßig und schwankend zwischen Stolz und Klein-mut hat er immer Erinnerungen im Kopf, ohne es zu wissen; kein Nach-schreiber wie hundert andere, nur ein etwas oberflächlicher Nachempfinder, der viel zu wenig stürmisch erlebte, dessen Fantasie zu frostig war, um die reichen Früchte seiner Lektüre ins eigene Blut aufzulösen, der Fertigkeit mit Kunst verwechselte und Gefälligkeit mit Schönheit. Johann von Würzburg lebte in Eßlingen und dichtete einen Abenteuerroman „Wilhelm von Österreich".

Je höher das 13. Jahrhundert heraufzieht, desto lauter melden sich die Vorboten einer Zeit, die sich Magistern und Scholarchen ergab. Ein armer

Schulmann aus der Bamberger Vorstadt Teuerstadt, der sich trotz großer Familie und schmaler Einkünfte eine wertvolle Bibliothek zusammendarbte, Hugo von Trimberg (1235—1315), schrieb uns den „Renner“, nicht die erste Spruchsammlung des Jahrhunderts, aber ein Buch emsigen Fleißes, dem die rührende Not der Brotarbeit anhaftet, nur ein kleiner Bruchteil dessen, was sie ihm lateinisch und deutsch abpreßte, Kalender in Versen und gereimte Lebensbeschreibungen. Die ersten Schriftsteller dieser Zeit, die von ihrer Feder leben, sind Ostfranken. Als Kind seiner Heimat streng kirchlich gesinnt, hat Hugo einzig ein bürgerliches Publikum vor Augen, will allen denen eine christliche Tugendlehre vermitteln, welche die Schrift nicht verstehen. Noch trennen ihn fast zwei Jahrhunderte von der Zeit des Bürgertums und Frauenhasses und er eifert bereits gegen Frauen und Adel. In seiner Strenge gewiß ein Ostfranke, doch in dieser hoffeindlichen Stimmung tritt er aus dem Rahmen seines Stammes. Während in allen Landschaften der Bürger die ersten kräftigen Atemzüge um 1300 in Lied und Spruch tat, der Mainländer sprengte mit lehrhafter Dichtung die literarische Einheit des Gaues.

Das ist das Schrifttum Ostfrankens: eins mit dem spätern Glaubensleben Thüringens, eins in Mystik und strengem Rittertum; in Wolfram engster Anschluß an den mitteldeutschen Kulturkreis und Siegeszug über den Osten, in Wirnt von Grafenberg Ausgleich mit dem Süden, in Botenlauben reinster Ausdruck der frommgestimmten Mannesseele, in Hugo von Trimberg die bürgerliche Dissonanz in dieser aristokratischen Stimmung, die leichte Reaktion, die sich in dieser Landschaft naturgemäß weniger scharf aussprach als in Schwaben und Österreich. Der Hof der Henneberger ist zur Zeit der Blüte ein literarischer Mittelpunkt, Bischof Hermann von Würzburg sammelt in unbändigem Suveränitätsdrange die politischen Fäden in seiner Hand.

Baiern lebte sich in Epen aus. Der Riß zwischen Osten und Westen war vollkommen, aus einem Stamm waren zwei geworden: Österreicher und Baiern, und so hatte sich zu eigenem Leben gestaltet, was im Bajuwaren an Gegensätzen lag; der Österreicher bekam freilich noch genug davon mit. Von Ostfranken her herrschte Wolfram unumschränkt, nur im Osten an der österreichischen Grenze brachen sich Volkselemente durch. Ostfranken und Baiern waren in den Anschauungen des Gralrittertums aufgewachsen. Sie lebten in diesen Stoffen, empfanden sie aber dennoch als die Welt Eschenbachs, so daß Albrecht von Scharfenberg in seinem „Titurel“ stets im Namen des Meisters spricht. Ihm ist es, als deute er nur aus, was ihm nicht zugehört, was die ureigensten Gedanken des Großen sind. Er gibt die Vorgeschichte des Gralkönigtums und jene Beschreibung des Graltempels, die in Wolframs Königreichen, in Böhmen und Baiern, die Fantasie der Fürsten und Baumeister entzündete. Eschenbach ist seine einzige Quelle, Ludwig dem Strengen war das

Werk um 1260 gewidmet. Bürgerluft schlägt schon aus seinen kunstvollen Strophen. Adel gilt ihm etwas, Poesie sehr viel, doch über allem steht ihm die Gelehrsamkeit. Scharfenbergs „Merlin“ und „Seifried de Ardemont“ sind nur in späten Überarbeitungen erhalten. Nach unbekannten Quellen, im engsten Anschluß an Wolfram setzte ein Baier den „Lohengrin“ eines Thüringers fort, Beziehungen, die nun schon selbstverständlich sind. An der fränkisch-schwäbischen Grenze entstand zwischen 1210 und 1250 der „Wigamur“, ein Ritterroman, der ein Auszug der Literaturen dieser drei Landschaften ist. „Parzival“ und „Lanzelet“ sind die Hauptquellen, „Iwein“ und „Wigalois“ steuern bei. Zu allen Zeiten gibt es Dichtungen, die den Stamm der Entwicklung gleichsam im Durchschnitt zeigen. In Thüringen war es der „Eraclius“, in Baiern ist es „der heilige Georg“ des Reinbot von Durne. Wolfram ist der Dichter im Innersten verwandt, die engere Heimat spiegelt sich mit einer Reihe von Orten und Namen; ein Werk von feinster Versglätte. Eingeschoben ist die Allegorie vom Tugendberg, die freilich einen Vorgeschmack dessen gibt, was das folgende Jahrhundert zu bringen gedenkt. Herzog Otto von Baiern 1231—1253 hat das Gedicht angeregt.

Was Burkart von Hohenfels zum Grundgedanken eines reizenden Liedes gemacht hatte, darauf baute Hadamar von Laber eine ganze Dichtung: „Die Jagd“. Sein Herz ist der Hund, der das edle Wild, die Geliebte, jagt. Ein Realist wie Reinbot von Durne hat der Dichter Stil und Vers sorgsam nach Eschenbach gebildet. Das war ein neues Verhältnis zur Frau, ganz wie es der kühne Jäger und Schwimmer Burkart bereits in seiner Naturluft empfunden. Es war die Wonne des Jagens und Wagens, die frische fröhliche Lust eines neuen Geschlechts, das die Seele weit öffnete für die Kraft und Schönheit der Natur, nicht der Nervenkitzel heimlicher höfischer Abenteuer. Die Zeit war nun auch in Baiern zu Ende. Da klagte sich ein Bajuware den ganzen Kummer „von dem übelen wibe“ von der Seele, ein recht lebhafter Protest gegen übertriebene Schwärmerei, gegen Idealismus und Frauenkult, derber, rücksichtsloser ausgesprochen, was auch der Ostfranke Hugo von Trimberg meinte.

Ein liebes, ein verehrungswürdiges Buch, erfüllt von der helläugigen reifen Frömmigkeit gestillten Sturmes und Dranges ist der Sittenspiegel „Winsbeke und Winsbekin“. Ein adeliges Geschlecht dieses Namens ist 1228 in Baiern nachgewiesen und so ist der Dichter der einzige Ritter unter der Schar der Didaktiker und Weisheitsprediger. Etwas wie Ehrfurcht überkommt einen vor dieser väterlichen sonnigen Güte; der milde Ton dringt durch die Seele und sein Echo ist ein feierlicher kräftiger Nachhall. Der alte Ritter eröffnet seinem Sohne das Leben. „Sende gute Boten voraus, die dir dort

oben Quartier machen", hebt er fast mit den Worten jenes Testaments von Botenlauben an. Halte die Geistlichen in Ehren:

sint guot ir wort, ir werc ze krump,
sô volge du ir worten nâch.

Dein Weib halte wie deinen Leib, sprich nur gutes von den Frauen; eine schlechte wiegen tausend gute auf. Frauenliebe läutert das Herz des Mannes. Mit klugem Finger weist der Alte dem Sohn die vielgeschlungenen Wege durch Hof- und Ritterdienst:

ze rehte swîc, ze staten sprich.

Er zeichnet ihm das ethische Ritterideal mit Anklängen an Wolframs sittlichen Ernst und verschmäht das bürgerliche Wort nicht:

der tugent hât derst wolgeborn
und êret sîn geslehte wol.

Worin ihm alle Weisheit beschlossen liegt, faßt er zusammen:

wirt gotes minne niemer vrî,
wis wârhaft, zühtic sunder wanc.
manc tugent ir fluz nimt von den drin.
behalt si wol, hab iemer danc.

Der zweite Teil führt das Mädchen an der Hand der Mutter in die Lebensklugheit ein. Die reine ideale Welt des Rittertums ist es nicht mehr. Das Weib als Hausfrau und Mutter, der gut bürgerliche Respekt vor der bewährten Weggenossin, die tragen das Ethos von Liebe und Ehe. Daß Tugend und Weisheit Stammbaum und Geburtsadel ersetzen, haben die ältern Aristokraten wohl eingesehen und empfunden, aber sie verschlossen es als stille Erkenntnis in sich. Das Bürgertum ist auf dem vollen Marsche; seine Gedanken und Stimmungen machen ihm schon auf den Burgen Quartier.

In Baiern freilich schob sich zunächst der Bauer in den Vordergrund, Freunde fand er allerdings keine und sein erstes Auftreten in der Literatur ist alles weniger als Erfolg und Eindruck. Die erste Dorfgeschichte wurde in dieser Landschaft geschrieben, die durch alle Jahrhunderte von der Sorge um den Segen des Bodens erfüllt war. Handel und Gewerbe haben sich niemals in diesem Stamme heimisch gefunden, der mit seinem ganzen Herzen, mit Fest und Freude, mit Schicksal und Anteil und unermüdlicher Zähigkeit an seiner Scholle festhielt. Noch heute ist es der üppige Bauernübermut, was man dem Bajuwaren vor allem übel vermerkt. Je mehr der Ritter im 13. Jahrhundert verarmte und der Bauer emporkam, desto gieriger strebte der kleine Grundbesitzer darnach die trennende Kluft zu überspringen, es dem Reisigen gleichzutun an Prunk und Manieren, was nun freilich noch lächerlicher war, als



Neidhart von Reuental.
(Heidelberger Handschrift.)



Tannhäuser.
(Heidelberger Handschrift.)



Reinmar von Zweter.
(Heidelberger Handschrift.)



Ulrich von Lichtenstein.
(Heidelberger Handschrift.)

wenn der Züricher Bürgersohn etwa in fremder Rüstung einherklirrte. Wie diese Eitelkeit zwei junge Köpfe Sohn und Tochter verwirrt, den Burschen unter die Strauchritter führt und das Mädchen in den Arm eines adeligen Buhlen, das erzählte zwischen 1236 und 1250 der Klosterbruder Wernher, der vielleicht in Ranshofen Gärtner war, in seiner ergreifenden Geschichte „Meier Helmbrecht“; nach dem Leben, versichert er; sie soll sich um den Weilhardswald zugetragen haben, der freilich mit bewunderswerter Genauigkeit nachgezeichnet ist. Das erste Glied in der ahnenreichen Kette unserer Dorfgeschichten, die mit derselben Technik dieselben Probleme entwickeln und ein ganz bestimmtes Milieu engbegrenzt und aufs feinste schattiert ihrer Erzählung unterlegen. Die Moral fehlt weder hier noch dort; konservativer wie die Bauernnovelle kann keine Dichtungsgattung sein, weil eben nur ihr Stoff zäh und knollig ist wie frisches Bruchland nach warmem Sommerregen.

2.

Wien.

Der Kommandant eines verlorenen Postens weit vor der Front gebietet mit unbeschränkter Gewalt und Verantwortlichkeit. In seinen Händen ruht Leben und Ehre der Tausende, die hinter ihm anmarschieren oder lagern, sich sammeln und festsetzen. Und hält er dem feindlichen Anprall stand, so ballen sich um sein Pikett die nachrückenden Heerhaufen zusammen. So wurde aus den Baiern der Ostmark ein eigenes Volk. Besondere militärische Aufgaben lockten aus dem Stammesgenossen, der so entfernt der alten Heimat auf neuem Boden stand, ganz eigene Kräfte. Die beispiellose Stellung des Markgrafen, der sich engster Verwandtschaft mit Saliern und Staufern rühmen durfte, faßte sie fester zusammen und löste mehr und mehr die verbindende Fuge gegen Westen. Als Kolonisationsgebiet von zuströmenden Franken und Flamländern, Alamannen und selbst Sachsen durchsetzt, wurden die Stammesgrundlagen reichere, der Herzschlag bewegter gegenüber dem alten Mutterlande. Der heimatliche Strom, um so viel näher seinem Ziele, breiter und voller dahinflutend, erfrischt von den grünen Gewässern der Alpenflüsse; der enge Tummelplatz des erwachenden Lebens, im Norden durch den böhmischen Wall, im Süden durch die Alpen eingepreßt; ein Boden, den seit Jahrhunderten römischer Fleiß zu reichem Ertrage aufgerissen: wie sollte da nicht ein Volk sich zusammenleben, das in der harten Zucht historischen Zwanges zu den trefflichen Gaben des Mutterstammes noch köstlichere zuerwarb. Solch eine Entwicklung trieb Gegensätze zwischen das alte Volk und seine Sproßform, die

den Trennungsprozeß wieder beschleunigten und vertieften. Der Bajuware als geborener Bauer, als Hofbesitzer ist seinem ganzen Wesen nach Partikularist. Wie sollte sein Abkömmling es nicht noch in viel reicherem Maße werden unter tausend fördernden Mächten! Das Ostvolk sperrte dem alten Stamme jede Entfaltungsmöglichkeit ab, die größte vor allem entlang der Donau, da es nicht mehr das sichere Tor war, durch das man weiter ins Freie strömte, sondern etwas Selbständiges, ein Riegel für alle Nachdrängenden. Denn vorwärts wollte es ja selber. Nun wurde der Markgraf gar Herzog von Baiern und empfing für seinen Verzicht unerhörte Privilegien, wurde der erste Souverän des Reiches, während die andern Fürsten noch mit der Lehensverfassung zu ringen hatten.

Andere Kämpfe, andere Ziele, ein neues Land und neues Blut, da mußte auch das soziale Gefüge ein anderes werden. Der Landesfürst als Führer eines kleinen Stammes in Waffen konnte keine übermächtigen Grundherren dulden. In Österreich war die Landesherrlichkeit am weitesten vorangeeilt, hier brach natürlich der alte Adel auch am tiefsten nieder. Das war das zäh erkämpfte Ziel der Babenberger. Aber der Bürger, dessen stolzeste Kräfte aus dem städtebildenden Blut der Flandrer stammten, erfreute sich steter Gunst des Fürsten. Die beiden sozialen Elemente näherten sich: verschiedene Zwecke jagten sie zwar, ihr Gegner aber war der gleiche. Der Feudaladel strebte nach politischem Einfluß, der Bürger wollte reichsunmittelbar werden und beide hemmte der Herzog. So floß wohl manches von einem zum andern. Viele Grundherrn gingen unter die landesfürstlichen Ministerialen, die sozialen Gegensätze wurden minder schroff. Das lag ja auch im bairischen Wesen, das in Wien wie in München im Festjubel wenig auf Standesunterschiede achtet. Nur in solchem Milieu, in dem der Landesherr an Macht und Würde allen Hochadel niederdrückte, wo von unten herauf der Bürger und selbst der reiche Bauer stolz neben den Aristokraten trat, wo alle in gleicher Weise einflußlos Schulter an Schulter um politische Macht kämpften, konnte ein ganz neuer Stand neue literarische Wege beschreiten: der fahrende Ritter auf den Spuren des Spielmanns, Verbindungen, die uns heute harmlos vorübertönen, die der Zeit aber grell und schneidend klangen. Die großen Dichter der Landschaft, zwei fremde neben einem Eingeborenen, sprechen die soziale und literarische Entwicklung restlos aus: Reinmar von Hagenau, Ritteradel aus einem bürgerlichen Gau, der Dichter reinster höfischer Lyrik, Reinmar von Zweter, der rheinpfälzer Reisige aus hochfeudaler Umgebung, fast völlig im Banne des Spielmanns, wurden Lehrer und Schüler des österreichischen fahrenden Ritters Walther von der Vogelweide, der in allem zwischen beiden stand. Das Donautal machte sie alle gleich.

Die glanzvollen, dichterfrohen Tage des Wiener Hofes unter Leopold V. 1177—1194 und Friedrich I. 1194—1198 sind immer wieder geschildert worden. Die Residenz des mächtigsten Reichsfürsten leuchtete schon damals weit über deutsches Land; da die Staufer nie zu Hause waren, lag etwas wie der Glanz einer führenden Vormacht auf ihr. Das Leben schäumte fröhlich dahin, wie heute und alle Zeit. Da erschien der junge Elsässer Ritter am Hofe, Reinmar von Hagenau. Wie hatte doch der so fremde Weisen auf seinen Saiten! Noch war es nicht allzulange her, da warben selbst vornehme Damen um ihre Ritter, kurz und bündig, die Entscheidung dem Augenblick vertrauend. Manch einer war Meister in Minne und Harfenspiel. Doch dieser Fremde war sonderlicher Art, weich, überreizt, sentimental, den Stimmungen eines engsten Kreises hingegeben. Er spann seinen Liebeskummer zu langen schmerzhaft verklingenden Akkorden aus. Wie pikant! Halsen und Küssen war ihnen allen eine Lust. Aber der berauschte sich am Schmerze und trug sein Leid wie einen Mantel nach der neuesten Mode, der immer in gleichen künstlichen Falten den kummervollen Gang seiner Glieder umfloß. Nicht Pose, aber Eleganz des Auftretens. Und wo sie alle ein paar einfache Zeilen zu Strophen zusammenfügten, da baute er prächtig flutende Rhythmen, Tremulationen, Threnodien unbeglückter Liebe, in denen es durcheinandertönte und glänzte. Wie neu, wie fremd! Entzückend, modern, denn es war rheinisches Leben, Mode aus dem Westen, französisches Spiel mit Worten und Stimmungen, wo sie doch bisher alle fieberten, tanzten, jubelten oder sich kurzweg aus dem Reigen eine andere holten, wenn die eine schmollte. Wien war berauscht und hörte mit Lust die neuen Weisen.

Einer lauschte sie ihm ab, ein junger, kaum wehrhafter Ritter, Walther von der Vogelweide, arm, vielleicht der spätgeborene jüngste Sohn eines kleinen Reisigen, der das magere Erbe in die Hände des ältern Bruders legte. Noch war ihm Welt und Leben fremd, er lernte und lehrte, kaum daß ers begriffen, wer es nur hören wollte, seine neue Weisheit. Es war eine Schule wie geschaffen für den hochbegabten Jüngling, der sich eben durch das taedium vitae seines Alters zu ringen hatte. Den Meister, der kaum zehn Jahre älter war, begann er fast schon zu überragen. Das war nach 1185. Die Flügel wuchsen ihm im Fluge und er versuchte weitere Kreise. Und dennoch so eng! Wie schlugen die Vogelstimmen, Lindengesäusel, Brunnenrauschen lebendig an sein Ohr! Aber das stand ja nicht im Lehrbuch seiner Schule. Und wie ihm der Meister die Sonne vertrat! Herzog Leopold starb und jetzt wandte Walther, den Drang nach wachsender Größe in der Seele, der Heimat den Rücken, der Fremde zu! Mit Fiedel und Harfe, begleitet vielleicht von einem gemieteten Spielmann, streifte er Burgen und Höfe ab, um ein neues Gewand, um Roß und Zehrgeld, eigene Lieder und fremde Töne am Kamin in durchwärmter

Kemenate singend oder zu Frühlingsfesten aufspielend. Sein großes Erlebnis löste ihm reine Perlen aus der Seele. Noch war er wie viele ein Spielmann, ein Komponist, dessen Weisen freilich weitum im Lande berühmt waren, dessen Kunst der prachtvolle Einsatz war, der beherrschend Gedanken und Stimmungen sofort zum geschlossenen Reigen zwang. Da kam das Große, das ihn hoch über die Menge hob, das ihn zum Wortführer machte zwischen den anrückenden Streithaufen.

Der härteste, machtgewaltigste Staufer Heinrich VI. starb 1197, die See ging hoch, ein Doppelkönigtum, der Bruder des Toten, Philipp, und der Welfe Otto zerrissen das Reich. Walther war Österreicher, Staufer nach Geburt und Gesinnung, und trat in den Dienst des neuen Königs. Er war zum politischen Dichter geworden, dessen Sprüche die allgemeine Stimmung aufwühlten, oder die Massen an ganz bestimmte Ziele, den König zu dieser Tat und diesem Entschluß zu reißen suchten. Hoch trieb er auf den Fluten. 1204 kam die große Wendung. Wie Blätter im Herbstwind fielen die Fürsten von Otto ab, dem Staufer wurde ein leichter Sieg. Die Versöhnung mit dem Papste, der neben den Welfen, seinen natürlichen Bundesgenossen, getreten war, machte den Erfolg allmächtig. Da traf den König 1208 zu Bamberg die Mörderhand Ottos von Wittelsbach. Der Welfe kam aus ruhmloser Einsamkeit, geriet aber bald mit Rom in Streit. Walther zog sich an seinen Hof und dichtete nun die schärfsten Strophen gegen den Papst. Da kam im Herbst 1212 Friedrich II., fast noch ein Knabe, über die Alpen, sein staufisches Erbe anzutreten, und der Dichter flog ihm zu. Dann wanderte er, war 1219 wieder in Wien bei Leopold VI., wo schon ein ander Geschlecht den Hof beherrschte. Spät kam er durch Friedrichs Freigebigkeit zu einem kleinen Lehen, dichtete für 1227 Kreuzlieder und starb bald darauf im frommen Glauben seiner Jugend, nachdem er noch gegen Friedrichs entarteten Sohn König Heinrich scharfe Verse gerichtet hatte.

Nicht das höfische Lied, nicht seine wundervolle Liebespoesie — was ihn hellbeleuchtet an die Spitze der Nation rückte, war sein politischer Spruch. Er ist der erste Journalist seiner Zeit, die literarische Großmacht um 1200, der die Stimmung von Tausenden mit seinen Strophen lenkte. Das war das Erbe des verachteten Spielmanns, das freilich in solchen Tiefen im Dienste des persönlichsten Vorteils stand. Er schliff die Verse zu Schwertern zu, die für große Gedanken stritten. Freilich standen die Spätern nicht minder weithin sichtbar auf den Zinnen der Partei; aber die Wahl machte ihnen nicht viel Schmerzen. Walther verließ das sinkende Schiff erst nach dem Tode seines Führers und kehrte sofort zurück, als ein Erbe des alten Hauses ans Steuer trat.

Ein Vierziger, von manchem Sturm geschüttelt, strömte er sein Leben in glücklichem Genuß dahin, wie Goethe, wie so mancher seines Alters, der die frühen Tage durchstürmte, für den die Enge eines Frauenherzens keinen Raum bot, der erst zu milder Ruhe abgespannt neben einem Weibe die rauschenden Wipfel des Lebens fern versausen läßt. Die alte Leidenschaft seines Stammes wurde wach und was er mit diesem einfachen Mädchen erlebte, das ist zum köstlichsten Liederbuche unseres Volkes geworden. Ein neues Herz, eine neue Kunst, das Volkslied. Nicht die abgeblaßte Stimmung einer Gemeinschaft, das individuellste Leben dieses Augenblicks, dieses einzigen Gefühls, das so nie wiederkehrt, dieses einen Menschen, der nie mehr ein Gleiches empfinden wird. Das war unerhört in dieser Zeit, und nur ganz wenige, der eine oder andere Schwabe und zwei Schweizer, sind dieser Kunst nahegekommen. Da fand er neue Formen, als erster die kunstvollste Melodie, den Rhythmus der Stimmung. Ein leises Anklingen, erwartendes Schweben auf der Höhe und der lustig grelle, unbestimmte Abschluß wie im Traumliede. Oder ein stetiges Anschlagen und doch kaum ein merkliches Tönen, das fortgesetzte Ringen zwischen Sprechenwollen und schamhaftem Verschweigen, und doch im letzten Vers jeder Strophe der volle Ausklang, der am Anfang nie werden will. Das ist sein bestes Lied, das Schönste bis auf Goethe:

Unter der Linden
an der Heide,
wo ich mit meinem Liebsten saß,
da mögt ihr finden,
wie wir beide
die Blumen brachen und das Gras;
vor dem Wald in einem Tal
Tandaradei!
Herrlich sang die Nachtigall!

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
und mein Liebster war schon dort;
da ward ich empfangen,
heilige Fraue,
daß ich bin selig immerfort.
Ob er mich wohl oft geküßt?
Tandaradei!
Seht, wie rot der Mund mir ist!

Und Blumen brachen
wir zum Bette
in reicher Zahl. O kommt und seht!
Vom Herzen lachen
muß, ich wette,
o mancher, der vorübergeht.
Bei den Rosen er wohl mag —
Tandaradei!
sehen, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
wenn's wer wüßte,
du lieber Gott, ich schämte mich!
Wie mich der Gute
nahm und küßte,
ei, das weiß nur er und ich —
und auch du, Waldvögelein,
Tandaradei!
Nicht wahr, wirst verschwiegen sein.

Walther war ein Völkerwanderer, der vieler Menschen Städte gesehen, dem die Not der Fremde in die Seele gebrannt, der in der Brunnenkühle

deutscher Waldeinsamkeit immer wieder sein Herz erfrischt. Der hatte den Wert seines Volkes ermessen. Im staufischen Wien, am Hofe des stolzesten Reichsfürsten war sein politischer Sinn geschärft worden. Den Kampf zwischen Kaiser und Papst hat er bis ans Ende mitgekämpft. Aber er schlug sich stets nur mit politischen Mächten, niemals hat er, auch nicht mit dem leisesten Finger, an fromme Kirchlichkeit gerührt. Wo er stand, hatten vor ihm heilige Fürsten gestanden, neben ihm treue Bischöfe, die besten der Nation. Im Herzen war er der frömmsten einer, der kurz vor seinem Tode noch mit der seltsamen Glut von Hardenbergs Christusglauben das Kreuzlied dichtete:

Das heilige Land, das reine,
ist hilflos und allein;
Jerusalem, o weine,
daß du vergessen bist.

Wie sich die frechen Heiden
an deiner Knechtschaft weiden!
O laß Dich solcher Leiden
erbarmen Jesu Christ.

Auf der Höhe des Lebens traf er auf den einzigen Dichter, der wert war, neben ihm zu stehen, dessen Freundschaft er, der einzige, würdig war: Wolfram von Eschenbach. Es war um 1203 am Thüringer Hofe. Und wie er sich vor ihm neigte, wie Wolframs Wesen ihn erfrischend und wandelnd überströmte! In Walthers Gedichten leuchtet es auf. Nicht im Siegen und wuchtigen Niederschreiten steigt die Größe der Großen auf, im überwundenen Beugen, im Lernen, im Anerkennen öffnet sich ihre ganze Herrlichkeit. Walther, die scharfe, weithintönende Stimme des Tages, und Wolfram, das weltverlorene Rauschen der Ewigkeit.

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit."

Wer möchte in schwachem Vergleiche an den Schwaben Schiller neben dem Rheinfranken Goethe denken, die sich sechshundert Jahre später fast an gleicher Stätte fanden. Vielleicht ist es nur das hellere Licht der nahen Vergangenheit, das Allzumenschliches aus dem Bild heraushebt, während Wolfram und Walther halbversunken nur als zwei große Symbole in unserm Bewußtsein stehn.

Walther ist der Österreicher als Einzelner, sein Ideal im Lichtkreis des 12. und 13. Jahrhunderts, wie die Nibelungen das österreichische Volk als Ganzes in seiner Vergangenheit und Zukunft. So war der Jüngling für den Augenblick geblendet und gefangen vom Zauber der Fremde wie sie alle; doch wenn die See unbändiger wurde, erfaßte er stets mit schärferem Tritt die heimatliche Erde. Wie ihnen allen war ihm ein williges Ohr verliehen für jeden Windshauch aus dem Reiche. Ein liebenswürdiger Schelter, gemütsfroh, tiefernst, in vergeblicher Mühe die Fäden seiner Zeit entwirrend. Rasch

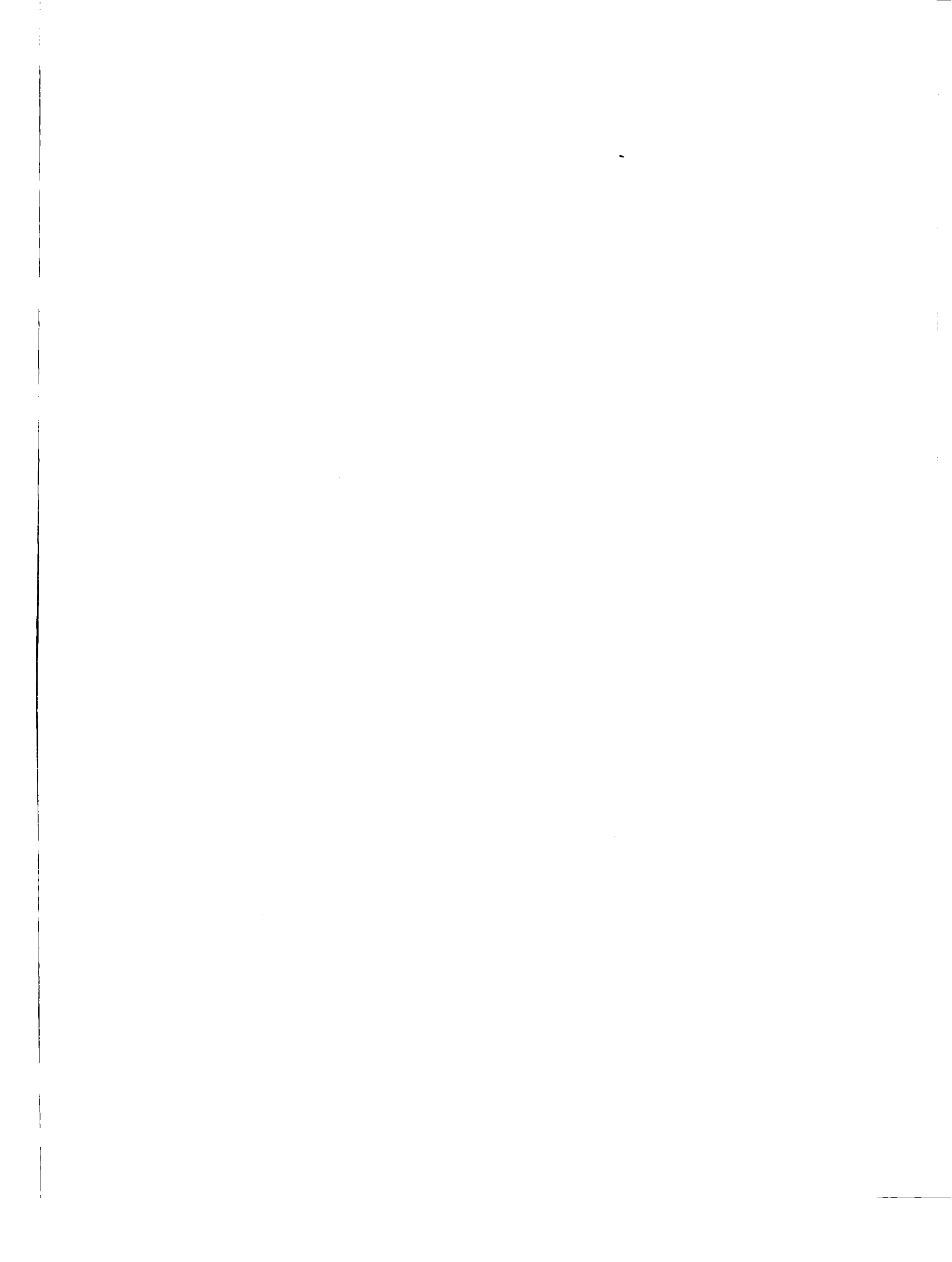
So die blůmē vs dem grase dringet.
sam si lachen gegen dem spilnden
sunnen. in einem meien an dem morge
frů. vn die kleinē vogellin wol singet.
in ir besten wise die si kunnē. wūne
kan sich da gelichē zů. es ist wol halb
ein himelriche. nv sprechet alle was sich
dem geliche. so sage ich wc mir dike bc.
i minen ōgen hat getan vn tete ōch noh
gesehe ich das.

Lied Walthers von der Vogelweide.
Aus der Pariser Liederhandschrift.

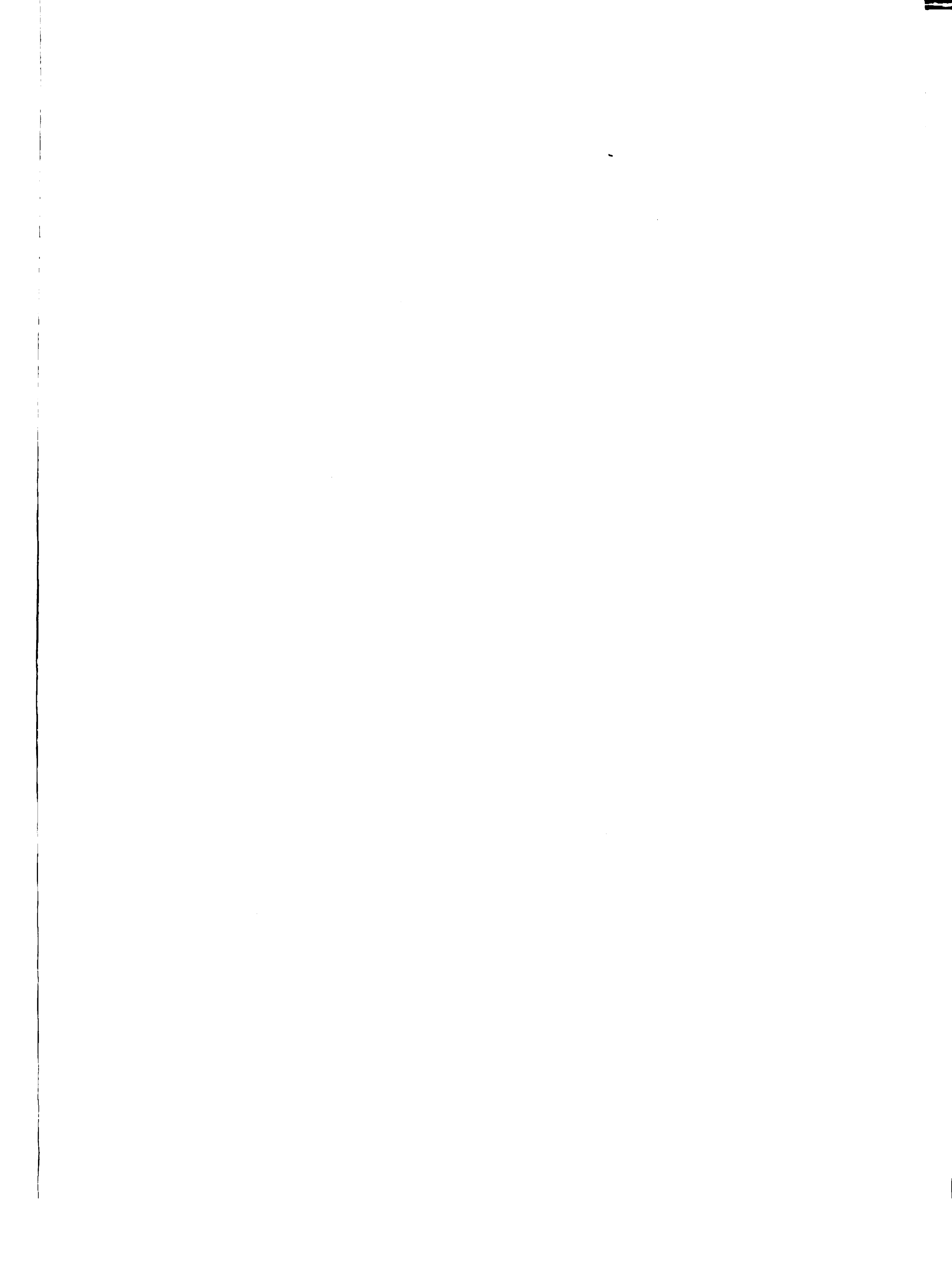
So die blůmen us dem grase dringent,
sam[1] si lachen gegen dem spilnden[2] sunnen,
in einem meien an dem morgen frů,
und die kleinen vogellin wol singent
in ir besten wise die sie kunnen,
[3]wunne kan sich da gelichen zu?
es ist wol halb ein himelriche.
nu sprechent alle was sich dem geliche,
so sage ich, waz mir dike[4] baz[5]
in minen ougen hat getan
und tete ouch noh, gesehe ich daz.

[1] **als ob,** [2] **leuchtend,** [3] **ergänze** waz, [4] **oft,** [5] **besser.**









Es gieng, aines tages als unser herre wart geborn
von ainer megde[1] die er im[2] ze mûter hat erkorn,
ze Megdeburg der kiunig Phylippe schone.
er ist baidiu[3] kaisers brûder und ist kaisers kint
in einer waete[4], swie doch der namen zwene sint:
er trûg den zetmen[5] und des riches krone.
er trat gemach, im was niht gah[6],
im schlaich[7] ain hohgeborne kiuniginne nah,
ros ane dorn, ain tube[8] sunder gallen
die vroede was da nien[9] anderswa:
die Diuringen und die Sahsen dienden also da,
das es den wisen mûste woll gevallen.

---

[1] Jungfrau, [2] sich, [3] beides, [4] Gewand, [5] Szepter, [6] jäh, [7] folgte nach, [8] Taube, [9] werde nirgends.

Die kron ist elter danne der kiunig Phylippe si:
da mugint[1] ir merken und schowen wunder bi,
wie si der smit[2] so ebene[3] hab gemachet
sin kaiserliches houbet zimet der krone wol,
ze reht siu nieman von ainander schaiden sol:
ietweders tugende niht des andern swachet[4].
siu liuhtent[5] baide ain ander an,
das edelgestaine und der tugenthafte man:
ir ougenwaide sehent die fursten gerne.
swer des riches ierre ge[6],
der schowe wem der waise an sinem nacke ste:
der stein ist aller fiursten laite sterne[7].

---

[1] möget, [2] Schmied, [3] passend, [4] des einen Tugend schwächt des andern nicht, [5] leuchten, [6] irre geht, [7] Edelstein der Kaiserkrone.

Kiunig Phylippe, din ane sehenden[1] zihent dich,
du siest dankes niht so milt[2]: — des dunket mich
so ane dank dir ist niht kunt umbe ere.
du moehtest dankes gerner geben tusent pfunt,
danne drisig tausend ane danc. dir ist niht kunt
wie (gebende hant erwerbet lop und ere
denk an den milten Salatin.)

---

[1] Die Späher, [2] freigebig.

vs also · das wir ain ander vinden sro · wan ich
mvs aber wider in.
Es gieng aines tages als vnser herre wart geborn ·
von ain' megde die er im ze mvt' hat erkorn. ze meg-
deburg d' kvnig phylippe schone. er ist bad' kai-
sers brvder vn ist kaisers kint in ainer wete swie
doch d' namen zwene sint. er trvg den zepter vn
des riches krone. er trat gemach im was niht
gah. im schlaich ain hohgeborne kvneginne
nah. ros ane dorn ain tube svnd' gallen. div wvn-
de was da nien ander swa. die dvringen vn die
sahsen dienden also da. das es den wisen mvste
wol gevallen.
Div kron ist elter danne d' kvnig phylippe si. da
mvgent ir merken vn schowen wund' bi. wie
si d' smit so ebene hab gemachet. sin kaiserliches
hobet zimet d' krone wol. ze reht sv nieman vo
ninander schaiden sol. ietweders tvgende niht de
andern swachet. sv lvhten baide ain and' an. das
edel gestaine vn der tvgenthafte man. ir ogen
waide sehent die fvrsten gerne. swer des riche
ierre ge der schowe wem d' waise an sine nake
ste. der stain ist aller fvrsten laite sterne.
Kvnig phylippe din anesehenden zihent dich.
dv siest dankes niht so milt des dvnket mich. so
ane dank dir ist niht kvnt vmbe ere. dv moh-
test dankes gerner geben tvsent pfvnt. danne
drissig tvsent ane dank dir ist niht kvnt. wie

Sprüche Walthers von der Vogelweide.
Aus der Weingartner Liederhandschrift.
V. 3—13. Spruch auf die Magdeburger Weihnacht 1199.
V. 14—23. Spruch auf den Waisen 1198.
V. 24—28. Anfang des Spruches an König Philipp.

gekränkt, ein Tasso, der sich seiner Größe voll bewußt ist, dem die Galle leicht ins Blut tritt, wem fallen nicht spätere Landsleute ein! Der schele Blick machtloser Neider, die Handbewegung eines Großen, die kaum merklich die Grenze wies zwischen Herr und Dienstmann, scheuchte ihn auf, warf ihn ins Gewoge sprudelnden Zornes. Stets auf einer Seite, ein Bild dieses ewig entzweiten Volkes, das so manchen fremden Tropfen im Blute, allzuleicht mit den wechselnden Fluten rollt; doch grundehrlich und peinlich offen; vor seinen Grobheiten schützte kein Herzogsmantel; im Innersten gläubig, wo immer er stand; kein Optimist, was der Österreicher ja niemals war trotz alles Leichtsinns; ein Reichsgänger, den die Heimat ziehn ließ, der österreichische Dichter ohne Beruf, dem der Hornung arg an die Zehen fror. Das tragische Schicksal des Donautales lastet auf ihm. Er verzehrte sich in Zorn und Not für die Sache des Reiches. Wer lohnte ihn? Auf dem kleinen Lehen, das der Greis erhielt, wird er sich kaum mehr die Kälte, die Verachtung, die Demütigung eines lebenslangen Fahrens auf allen Straßen aus dem Leibe gewärmt haben. Was er war, das ist er ganz gewesen: sein Land, sein Stamm, seine Zeit.

Herz und Geist hat keiner geerbt, nur seine Not, seinen Hunger, die fahrende Unstäte. Darum hielten sie sich an seine politischen Sprüche, die manche Habe einbrachten, manchmal auch nur ein getragenes Kleid, was selbst in Spielmannskreisen für unfein galt. Reinmar von Zweter ist der Bedeutendste unter diesen Nachfolgern, doch in dem Dreigestirn leuchtet er am schwächsten. So ist Walthers Wesen gespalten. Die eine Hälfte gehörte in jungen Jahren seinem Lehrer zu: das höfische Lied; die andere, seine Mannesblüte, vererbte er dem Schüler: den Spruch. Reinmar, aus dem Geschlecht der Zeuter zwischen Heidelberg und Bruchsal, um 1200 geboren, ist der Sohn eines rheinischen Dichters, der in Österreich sein Glück suchte. Die soziale und literarische Entwicklung des Donautales ist in ihm am weitesten gediehen. 1219 oder 1220 lernte er seinen Meister kennen. Von allen ist er der Unstäteste. Heute ein scharfer Kritiker der österreichischen Mißwirtschaft unter dem letzten Babenberger, morgen in Böhmen, noch immer Anhänger der Staufer; in Prag geht er dann unter dem Einfluß der dortigen Stimmung und aus religiösen Gründen zur kirchlichen Partei über. Das war nicht mehr Walthers Schüler. Politik und Glaube, die der Lehrer so streng geschieden, wirren sich in seiner Seele schon ängstlich durcheinander. Gelehrsamkeit macht ihm keine Qual: der Schwabe Marner und der Niedersachse Rumzlant sind sein Gegenspiel. Bis 1234 segelt er noch in höfischem Fahrwasser, dichtet als erster Minnesprüche, teilt Lob und Rüge aus. Bis 1241 ringt er in Böhmen nach einem neuen Fortschritt, moralisiert und pflegt den geistlichen Spruch. Dann tritt er, durch Mitteldeutschland streichend, in den engsten Kreis der Spielmannsdichtung. Ein toller Einfall jagt den andern, Unmöglichkeiten

wie im Finkenritter: Lügenstrophen. bîspel und Sprichwort pflegt er ganz im Stil der Fahrenden. In Mitteldeutschland fand er auch seine Schule: den Meißner, Kelin, Hermann Damen.

So lebte im Donautal von Walthers Werk nur der politische Spruch fort, Reinmar war sicher das Zwischenglied: Pfeffel, Dietmar der Setzer, der Litschauer von der böhmischen Grenze. Nahe an Reinmar ragt Walthers vielgewanderter Schüler heran, der Laienbruder Wernher, der zwischen 1220 und 1250 ausschließlich lehrhafte Strophen dichtete. Weit ausgeführte Vergleiche gehören ihm eigentlich zu. Ein unleidlicher Pessimismus aber zehrt weit mehr als beim Meister an seinen besten Wirkungen. Nur einen Schüler, einen Lyriker von wirklicher Begabung fand Walther diesseits des Semmerings, Ulrich von Sachsendorf, urkundlich 1249. Er nannte sich nach dem Ort bei Kollersdorf, war Ministeriale der Herrn von Kuenring, der erbittertsten Feinde Herzog Friedrichs II. und Lehnsmann der Abtei Zwettl. Seine Bilder und Satzgebäude gemahnen an Wolfram. Doch ist auch ein guter Tropfen lehrhaften Blutes vom Meister auf den Schüler übergegangen. Nur manchmal huscht ein helleres Licht herzhaften Humors über seine Züge. Das Bild von der läuternden Liebesglut ist wunderhübsch.

Wann hat der Wiener wohl einmal lange Ernst und Tiefe ertragen und warf er nicht oft mitten in der wildesten Lust Fiedel und Bogen weg? Das ist der Zwiespalt überreichen Temperaments. Der alte Baier in der westlichen Heimat durchlief die Tonleiter der Stimmungen viel langsamer. Aber der Wiener, der Österreicher mit seiner stärkeren Blutmischung schlug oft unvermittelt um. Das sind Offenbarungen der verschiedenen Stammeselemente, die er in der Seele trägt. Es war, als besänne sich die Landschaft auf uralte Beziehungen zu Schwaben, und so ergreift jetzt beide Völker ein gleichgestimmter Rhythmus des Erlebens, wie ihn die deutsche Geschichte kaum ein zweitesmal kennt: König Heinrich und Friedrich II. Die Staufer und die Babenberger, in Freude und Leid verschwägert und verbunden, wollten zu Grabe gehn. Die beiden Jünglinge, die in Neapel gemeinsam das Blutgerüst bestiegen, sind eines der unfaßbaren Symbole, wie sie die Weltgeschichte liebt in Augenblicken wortloser Größe. Die Unruhe des nahenden Todes kam über beide Geschlechter. So schlürften sie rascher das Leben in atemlosen Zügen. Und doch ging der letzte Babenberger heroisch dahin, das Ende Heinrichs war unrühmlich. Die geschichtliche Legende hat diesen wundersamen Gleichklang zwischen Wien und der schwäbischen Königspfalz um 1230 umgedichtet und Friedrich II. zum Bundesgenossen Heinrichs gemacht.

Die Brutalität, mit der der Herzog die österreichischen Ministerialen niederbrach — freilich verdienten sie, die treulos und unsicher, nichts Besseres — schuf ungehinderte Bahnen für den reichen Freibauer und den stolzen

Wiener Bürger. Die überströmende Lebensfülle des Fürsten rief nach elementarem, urwüchsigem Ausdruck. Jetzt brach das soziale Leben der Landschaft, so verschieden von all den andern Stämmen, ungehindert durch. Die Lyrik des aristokratischen Westens ist die vornehmste Ruhe — Haltung. Eine leichte feine Geste ist die einzige ausdrucksvolle Antwort auf die großen Fragen der Liebe, des Lebens. Kaum eine leise Falte auf der Stirn gibt Kunde von Qual und Seelennot. Ein kühles Lächeln genügt für Freude und Spott. So fließt die Konversation gedämpften Tones dahin und entscheidet doch auch Menschenschicksale. Was uns heute eintönig, farblos scheint, ist die Schuld unserer Ohren, unseres Auges. Warum hören wir nicht besser, schauen nicht schärfer! Doch diese Welt des Ostens! Ein Volk von Kolonisten und Städtern, hinter dem Pfluge, beim eisernen Würfelspiel um das tägliche Leben groß gewachsen, Landesbeamte der Adel, Fahrende die Ritter, Bauern, die in den Stand der Ministerialen drängten, eine Zeit, die zu Ende ging. Keine Gesellschaft von Freiherrn. Alle arbeiteten, die meisten waren durch ihre Hände reich und groß geworden. Ein solches Volk erwirbt das Leben, um es zu besitzen. Das tanzt, wenn es fröhlich ist; die Trutzstrophen fliegen aus der Stimmung des Augenblicks von Lippe zu Lippe. Seine Lust ist Rhythmus, Stampfen der Füße, Mimik, wie sein tägliches Leben Ausdruck und Rhythmus ist: harte Feldarbeit, täglicher Kampf, Siegen und Weichen.

Daß sie den ritterlichen Elsässer einen Augenblick angehört, war Neugierde, der pikante Reiz des Gegensatzes. Und Walther, dieser unbequeme Warner und Mahner, und der steife Nörgler von Zweter! So mußte sich Grillparzer zurückziehen, und über die Vorstadtbühnen jagte das zynische Lachen und verwirrender Märchenzauber, Feuerwerk, Verwandlungskünste. Das ist Wien und Österreich im 13. wie im 19. Jahrhundert, wie ja beide Zeiten das gleiche Spiel literarischer Kräfte in ganz Deutschland darstellen, ja wie sich beidemal die Entwicklung in der gleichen Landschaft in gleicher Weise vollzieht. Nestroy, Raimund und Grillparzer sind nur Symbole für die Grundelemente des österreichischen Volkes, wie es Tannhäuser, Neidhart und Walther waren. Der zynische unverschämte Realismus des niederfränkischen Einschlages, die geniale Umbildung unverfälschter Volkselemente des allerengsten Milieus, während Walther und Grillparzer, verwandt wie selten zwei Menschen, die sechs Jahrhunderte trennen, das Leben der ganzen Nation im reinen Spiegel ihrer Heimat auffingen. Und was noch seltsamer ist! Beidemal erprobt sich die Kraft dieser Stammeselemente an verschiedenen Gattungen: jetzt am Liede, dann im Drama. Dieses Volk der Walzer und Schnadahüpfel fand nun erst *seine* Literatur. Daß der eine, Tannhäuser, ein Salzburger war und der andere, Neidhart, ein Altbaier, verschlägt das

viel? Wären sie nicht gekommen, dann eben andere. Sie fiedelten nur, wie das Volk tanzen wollte.

Der Herzog, stets den Fuß im Steigbügel, um sich auf seine Feinde zu werfen, einen störrischen Dienstmann, Böhmen, Ungarn, Baiern, oder eben aus offener Feldschlacht zurückgekehrt; dem der aufregendste Ausdruck des Lebens Bedürfnis war, sammelte die laute Gesellschaft um sich. Ein Baier aus der Landshuter Gegend, der mit der Gunst seines Herrn zugleich sein Gut verloren hatte, führte sie: Neidhart von Reuental. Zuerst bei Melk, dann in Wien, siedelte ihn der Herzog an. Wie man herzlich lacht, wenn Kinder in den Kleidern der Erwachsenen einherstolzieren: über die eigene Karikatur und über die kleinen Gernegroße, das ist im Traulichen, Herzerfreuenden, was Neidhart dem Hof derb, satirisch, voller Hohn vorführte: den Bauer mit den dummstolzen Manieren falscher Vornehmheit. Die Reien, die Sommerlieder sind der lebendigste Ausdruck unbändiger Jugend und Frühlingslust. Mit holländischem Realismus ist das Mädchen gezeichnet, das vor Tanzgier klafterweit springt, der Streit zwischen Mutter und Tochter, die verbuhlte Alte, Mädchen, denen das tolle Treiben schlecht bekommen. Eine andere Welt sind die Winterlieder. Die dumpfe Bauerstube ist ihr Schauplatz, Hohn und Spott auf die prunkhaften plumpen Dörper ihre Grundstimmung. Die geniale Verbindung von Tanzlied und Trutzstrophe, beides die elementarsten Ausdrucksformen des baierischen Wesens, sind eine Neuschöpfung im Stile etwa von Raimunds Märchendramen, der ja im Grunde wie Neidhart nur aufhob und ins spielende Licht der Sonne hielt, woran alle Welt mit dem Fuße stieß. Das altgermanische Tanzlied in der speziellsten Form einer bestimmten Landschaft, das ist ein dramatisches Element, wie es ein oder zwei Jahrhunderte später vielleicht zu einer ähnlichen österreichischen Bühnenschöpfung geführt hätte, wie es das Nürnberger Fastnachtsspiel in Ostfranken wurde.

Und zwei so geniale Schöpfer zur selben Zeit in derselben Landschaft! Denn Tannhäuser ist im Wesentlichen unabhängig von Neidhart aus denselben Tiefen aufgestiegen wie er. Verwandt sind beide nur äußerlich, nach ihrem ganzen Wesen so verschieden wie vielleicht Raimund und Nestroy. Er war ja auch wirklich ein Lumpazivagabundus, Zynismus und Zote, der nichts heilig ist, die sich selber beschmutzt, die überreife Frucht einer überreifen Zeit. Ein Ritter aus dem Salzburgischen, ohne Erbgüter, ein Fahrender wie sie alle, doch voll abstruser Gelehrsamkeit blühte er zwischen 1240 und 1270. Sein verwirrendes Bild läßt sich kaum bewältigen. Er dichtet als Erster lobende Leiche auf Gönner, Geographie, Sage und Zeitgeschichte beherrscht er mit gleicher Sicherheit. Er dichtet Rätsel auf Tagesereignisse, verhöhnt grotesk Minne und Frauen. Märchenmotive verklären sein Werk, Allegorie und Mischsprache deuten nach vorwärts. Er ist der ungebändigte Stimmungsmensch. Die wil-

deste Lust zersprengt Bogen und Saiten, eine lyrische Formel seiner Lieder. Seine Tanzweisen sind sinnbetörend. Die umgestaltete französische Romanze, Abenteuer zwischen Ritter und Landmädchen, hat ihn beeinflußt. Neidhart ist ein Schalk, Tannhäuser ein Dämon.

So hat die Sage sie festgehalten. Wie muß die Landschaft diese zwei Menschen erlebt haben! Hat sie sich mit fortwirkender Fantasie in Neidhart einen Träger für Schwank und Zote geschaffen, für das Brutale und Rohe der Liebe, in Tannhäuser ist das Verzehrende, Dämonische, unentrinnbare Verderben der Leidenschaft gestaltet. Ist das nicht tiefste Metaphysik des Volksgedankens? Die Neidhartlegende ging andere Wege als die Tannhäusersage. „Zuerst erzählte man als Neidhart, dann erzählte man wie Neidhart, endlich erzählte man von Neidhart“, ein einfacher literarischer Prozeß, der sich unter den Händen des Spielmanns vollzog. Der sagenhaft verblassenden Gestalt lieh dann eine historische Persönlichkeit die Grundlagen für Weiterleben und Fortwachsen. Tannhäuser aber ist ein Mythus, ein heimatliches Symbol des Alpenbaiern. Das Locken des Menschen in die Berge, für Tieck und Eichendorff noch Quell ergreifender Wirkungen, in die Berge, wo die toten Seelen wohnen, war dem Germanen seit undenklichen Zeiten vertraut. In seinen Schluchten und Tälern nahm der Mythus in der Seele des Volkes persönlichste Gestalten an. Vielleicht im Anschluß an Tannhäusers zauberhafte Waldszene und mit Bezug auf seinen Namen — der Tann wurde zum Minneberg — im Anschluß an Frau Venus, die so in seinen Gedichten lebt, und an das Bußlied, wuchs nun die Sage heran vom Ritter im Venusberge, der beim Papst vergebens Verzeihung sucht.

In weitem Abstand folgten die andern Glieder dieses übermütigen Kreises: Tröstelin, Rapot von Falkenberg, Geltar und Kol von Neunzen bei Zwettl.

Ritterroman und Kunstepos sind in der Landschaft ohne Bedeutung: ihr Vertreter, der Stricker, war ein bürgerlicher Franke. Und doch wie wirksam ist das Milieu. Im Donautal scheint er sich „veröſterreichert“ zu haben. Ein Schüler Hartmanns — 1190 ist sein Name bezeugt — dichtete er den Artusroman „Daniel vor dem blühenden Tal“, ohne viel geistige Arbeit, ohne Liebeshandlung, mit antiken Sagen verwoben. Das Rolandslied hat er in seinem „Karl“ umgearbeitet. Diese Dichtungen sind auf Rechnung seines Stammes zu setzen. In Österreich aber wuchs er in Neidharts Boden fest, wurde zum Schwankdichter, zum Vorläufer des Eulenspiegel und all der ergötzlichen Sammlungen, die ihm folgten. Das ist sein köstliches Büchlein vom Pfaffen Amis, vielleicht aus einer englischen Quelle geschöpft, die er durch französische Hände erhielt. Die Dichtungen hatten einen ungeheuern Erfolg. Schwanknovellen wurden sein eigentliches Feld; „Bloch“, die Ge-

schichte eines Bauern, der sein Weib mißhandelt, „Der Luderer“, „Der Richter und der Teufel“. Hierin lag schon der Keim für das bispel, von dem er zu reiner Didaktik, zu satirischen und geistlichen Gedichten überging. Der Wiener Arzt Heinrich von Neustadt, urkundlich von 1312 an, hatte viel Glück mit einem Nachfahren des griechischen Romans „Apollonius von Tyrus“, in dem er zu Wolfram lebhafte Beziehungen unterhielt. Ganz seltsam ist sein Gedicht „Von unseres Herrn Zukunft“, voll wirklicher Schönheiten, doch schon ganz im Banne der Allegorie.

Die Kaiserchronik war das Werk eines Baiern, jetzt wurde sie um 1250 umgearbeitet, und ein Landsmann setzt sie dann bis 1276 fort. Das herrliche Buch fand in Österreich empfängliche Dichter, die nicht viel auf Wahrheit gaben, die unterhalten wollten und aus verschiedensten Quellen schöpften. Eine Weltchronik schrieb der Wiener Bürger Jans Jansen Enikel, mit hübschen Novellen um 1280, und ein Fürstenbuch, das selbst den letzten Babenberger, mit dessen Fall es endigt, mit krausem Sagenwerk umrankt. Ein Schlesier aus Frankenstein, Johannes, Priester des Johanniterordens, vollendete 1300 im Wiener Ordenshaus an der Kärntnerstraße seinen „Kreuzträger“, ein Pedant, ein Schulmeister, voll wunderlicher, köstlich naiver Motive im Kopf. Die subtilsten theologischen Feinheiten erörtert er: ob Christi Leiden auf die Beschaffenheit seines Leichnams im Sakrament Einfluß nehme. Er diskutiert, woher Petrus sein Schwert hatte, warum Judas den Heiland gerade um 30 Pfennige verkaufte. Soviel hatte er nämlich aus dem Verkauf der Salbe zu lösen gedacht, mit der Christus die Füße gesalbt wurden. Mit herzerquickendem Realismus zeichnet er das Menschliche am Heiland. Es ist etwas seltsam Bezwingendes im österreichischen Literaturmilieu dieser Zeit. Der Franke Stricker wird zum Schwankdichter, der Schlesier löst seine Probleme ganz in der Art der religiösen Epiker des 11. und 12. Jahrhunderts.

Das war die Wiener Literatur, das Leben fegte in unverwüstlicher Laune durch die Straßen und man fand keine bessere Heimat, um die „Wiener Meerfahrt“ zu lokalisieren, diesen unvergleichlichen, köstlichen Schwank, dem nichts aus dem 16. Jahrhundert gleichzustellen ist. Eine fröhliche Zecherschar, die der Wein schon auf- und niederwiegt, wähnt über See zu fahren, und um die grollenden Wogen zu besänftigen, werfen sie einen als Opfer ins Meer, — durchs Fenster auf die Straße. So fahren sie nun in fröhlicher Laune bis in den grauenden Morgen, wo sie dann in Aschermittwochstimmung landen.

3.

Die Alpenlandschaften.

Zu Bozen steht auf dem Marktplatz Walthers Standbild, wie etwa Bismarck am Rhein aufragen wird, trotzdem er ein Pommer ist. Wenn Walthers Wiege auch nicht im Etschlande stand, sein Geist hat hier die frischesten Blüten getrieben. Hier war im Grunde seine einzige Schule, rein, geschlossen und überdauerte alles. Das Verspätete ist einer der Charakterzüge des Tiroler literarischen Lebens. Ehe die Fluten über seine Wälle schlugen, brausten draußen längst ganz andere Wasser. Fast rührend ist es, wie die Etschländer so treulich das alte Erbe hegten, als im Reiche schon alles im Niederbröckeln war.

Aus Mais bei Meran stammte Rubin aus dem Hause Ruvina. Er machte einen Kreuzzug mit, wohl den von 1228, und überlebte Walther und Neidhart. Sehnsucht nach der guten alten Zeit ist in seinen Liedern schon vernehmlich, doch bildet er die überlieferten Formen wunderbar gefällig fort. Er steht am stärksten im Banne des Nibelungenliedes. „Ihr konnte leiders nicht geschehn", das klingt in stets erneuten Variationen an. Zu Kürnberger scheint er zurückzukehren und baut Strophen aus einzelnen Nibelungenversen, kombiniert mit dem letzten Halbvers der Kudrunstrophe. So zeichnet ihn aus, was keinen sonst: der Quell seines Lebens ist die echte unverfälschte, heimatliche österreichische Lyrik. Die Burg Leutolds von Säben stand im Eisacktal. Er blühte ungemein fruchtbar um 1225. Das wenige, was von ihm überliefert ist, zeigt glückliche Naturstimmung.

Walther von Metz ist der Begabteste, ein Spätling eigenster Bildung. Kronmetz, die Stammburg unterhalb Bozen, lag am rechten Etschufer; bezeugt ist er 1271. Er spricht den innersten Stimmungsgehalt der Rheinfranken am lautersten und offensten aus. Er minnt sein eigenes Leid; das ist seine höchste Freude. Wie bei Hausen etwa streiten Herz und Leib, doch schlichtet er den Hader, indem er die Sinne seiner Dame seinen Sinnen, ihre Augen seinen Augen zum Minnen gibt. Doch sie selber, sie als Ganzes, behält er für sich. Wunderhübsch und fast an Fichte gemahnend ist sein Spiel mit der Persönlichkeit, mit dem Ich und Nichtich, mit dem geteilten Selbst, in solchen Zeiten freilich nur ein harmloses Gedankenspiel, was den Romantikern grauenvoll das Leben zerriß. So fährt die gleiche Stimmung der einen Generation gelinde fächelnd durch die Seele, der andern aber zerstört sie das Herz. Nur einmal gewinnt Walthers Erotik heißeres Feuer. Er ist geistreich und humorvoll. Kuckuck, Nachtigall und Fink sollten nach dem Charakter eines jeden Menschen singen, so daß man sein Innerstes am Vogelsange erkennen müßte. Hei, das gäbe ein Fingerzeigen! So spricht sich in Walther von Metz am klarsten die

Tiroler Gruppe aus: glückliche, formvolle Pflege der alten Stimmungskultur, Verfeinerung, Vertiefung der konventionellen Motive und fast künstliche Weiterbildung. Hartmann von Starkenberg aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ist ein Oberinntaler, besaß aber viele Schlösser im Etschlande.

Das Pußtertal ist der gedeckte Gang, der die beiden Bergfestungen Tirol und Kärnten verbindet, ein Nebenweg der Weltgeschichte, doch für das Stammestum beider Landschaften von Bedeutung. Von Toblach aus, wo die Slowenen erlagen, strömten die Bajuwaren ins Land, nur sie; denn lockte das weite, offene Donautal Teile der ganzen Nation, in diese Einsamkeit kam nur der nächste Nachbar. Hier waren zwei ganz eigenartige Dichter daheim. Friedrich von Sonnenburg fällt sozial, literarisch und heimatlich aus dem Ganzen heraus: ein fahrender Ritter, ein Spruchdichter aus St. Lorenzen. Um 1250 blühte, nach 1274 starb er; Baiern, Böhmen, Ostfranken wurde ihm nacheinander zur Rast. Die mysterienvolle Art der ostfränkischen Literatur kommt in ihm so ganz zum Ausdruck. Mit unheimlicher dogmatischer Genauigkeit arbeitet er an seinen religiösen Sprüchen. Wo das Tal sich am weitesten öffnet, am Zusammenfluß der Drau und Isel liegt das alte Römerstädtchen Lienz, damals Kärntner Gut. Auf Schloß Thurn hausten die Burggrafen, ein Krainer Geschlecht von Schloß Lueg, Lehensleute der Pfalzgrafen von Görz und Kärnten. Burggraf Heinrich, urkundlich 1212—1269, ist der Dichter, ein fröhlicher Tjostierer, der auch mit dem Lichtensteiner eine Lanze brach, ein Kreuzfahrer und Dichter voll Anmut. Das eine Wächterlied ist gegen alles Herkommen, episch-dramatisch zunächst. Die Dame weiht den Wächter erst ein, der Ritter muß die Losung sagen und nun springt es sofort zum Morgen über. Wolfram und die Nibelungen scheinen ihm Farben und Bilder geliehen zu haben.

Als die Babenberger 1192 das Erbe der Traungauer antraten, ging es mit dem politischen Eigenleben der Steiermark rasch zu Ende. Es schien so verlockend nun auch das geistige an die Hauptstadt des Donautales anzuschließen. Das eben gegründete Wiener-Neustadt mußte doch der feste Brückenkopf sein, der den Verkehr von Norden und Süden deckte. Über den Pyhrn, entlang der Enns, durchs Murtal führte eine Völkerstraße bis ins Wälsche. Und doch! Wie zum Trotz erhielt sich die Landschaft frei. Diese Landesministerialen, die reichen Besitz für feste Leistungen erworben hatten, bildeten eine Art junkerlichen Landtags. Ihre geistige Sonne stand im Süden. Über Oberitalien war provenzalische Kultur bis Friaul vorgedrungen. Der Patriarch von Aquileia besaß in Steier Güter; die Markgrafen wieder hatten 1140 von den Friauler Grafen von Naun Besitzungen geerbt. Dahin führten alle Beziehungen, daher kam der Steiermark unmittelbar romanischer Einfluß zu, darum schließt sich die Landschaft in gleicher Weise gegen Öster-

reich wie gegen Kärnten ab. Ihre Dichter sind eine eigene Gruppe, die Pseudoromantiker des 13. Jahrhunderts, und ihr ewig geschäftiger Führer hat die Rolle des Isidorus orientalis mit Anmut und Würde gespielt.

„Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend“

übertrug Ulrich von Lichtenstein die Poesie ins Leben, nicht mit Selbstverständlichkeit, aus unwiderstehlichem innerm Drange, sondern mit der Pose eines geschulten Akteurs. Dieser obersteirische Ministeriale, Herr auf Ternberg bei Gloggnitz, um Judenburg und Murau begütert und 1239—1274 bezeugt, hat das Schicksal früher Reife erfahren. Schon dem Zwölfjährigen traten die Frauen nahe. Am Hofe des ostfränkischen Meraniers in Istrien lernte er feine Art. Bis 1255 dichtete er seine Lyrik, dann stellte er seine poetischen Tagebücher zusammen, die gewandt, doch ohne Reiz und Zauber, all sein Trachten und Irren, seine Narrheit und engbrüstige Schwärmerei zeichnen. All seine Wünsche waren Weiber, Tafelgenüsse, Rosse, Rüstung und Gewandung. Der extremste Formalist, der ritterlicher Kultur und von der ostfränkischen Mystik so entfernt wie Graz von Bamberg. Die neu erwachende Frömmigkeit ist ihm zuwider, er fürchtet für die Frauen und sieht in ihr den Verderb des ritterlichen Lebens. Reinmar von Hagenau, Wolfram und Walther sind trotz alledem in formalen Dingen gelegentlich Vorbilder. Das Siegel des Verfalls auf der Stirne ist er der Erste, in dem das Unheil des deutschen Verses anhebt. Seine Lyrik zeigt ihn ähnlich wie Neifen stets in Bewegung: Tanzweisen, Marschlieder, stark im Banne des Schnadahüpfels, Büchlein und Leiche. Seine Memoiren enthalten „Frauendienst“ und „Frauenbuch“. Stärker begabt sind die übrigen Steirer auch nicht, es fehlen ihnen aber wenigstens die Prätensionen. Konrad von Sunneck, urkundlich 1220—1237, war der einzige Freiherr der Gruppe. Mit Lichtenstein kam er in Berührungen, wurde von ihm aber recht verächtlich behandelt. Die Stammburg Saneck stand westlich von Cilli bei Fraßlau. Neifen und Lichtenstein sind seine Meister. Die Ministerialen Schwabens und Steiermarks trugen sozial und politisch dasselbe Gepräge. Nördlich von Graz in einer waldigen Schlucht waren die steirischen Dienstleute von Stadeck zu Hause. Der Dichter Rudolf II. ist 1230—1262 urkundlich, auch in der Umgebung Ottokars von Böhmen. Eine sehr persönliche Naturauffassung ist ihm eigen. Der Novellist Herrand II. von Wildonie 1248—1278 steht wohl am stärksten unter Lichtensteins Einfluß. Beide Geschlechter waren eng befreundet, beide Dichter kämpften 1258 gemeinsam für Ulrich von Seckau gegen Philipp von Kärnten. Voll Konvention pflegt er doch die reinsten zierlichsten Formen. Ihm ist die Natur voll Sinnlichkeit, volkstümliche Schlüsse sind ihm vertraut.

Seltsame Gesellen waren die Kärntner, derbe Realisten mit frechem Lachen, der jungdeutsche Spott und Hohn, der in die verblaßte himmelblaue Stimmung dieser spätromantischen Steirer brach. Zachaeus von Himmelberg trat 1227 Ulrich von Lichtenstein auf seiner großen Venusfahrt als Mönch verkleidet entgegen und forderte ihn zu einem Gange. Ist wohl ein besserer literarischer Witz aus diesen Jahrhunderten überliefert? Politische Gegensätze trennten Steirer und Kärntner in gleicher Weise und so ist es mehr als ein Symbol, daß 1258 der Scharfenberger als Führer der Kärntner von Ulrich von Lichtenstein und Herrand von Wildonie an der Spitze der Steirer an den Radstädter Tauern geschlagen wurde, gleich darauf aber siegte: Dichter benachbarter eng verwandter Landschaften, Vertreter entgegengesetzter literarischer Richtungen, unter der Sturmhaube Führer und Kämpfer ihrer Stämme. Der Scharfenberger — die Stammburg seines Geschlechts stand in Krain — ist der entschiedenste Anhänger Neidharts. Damit stand Kärnten im Liede wenigstens eng neben der Donaulandschaft.

Die alten Beziehungen Kärntens zu Ostfranken setzten sich jetzt im höfischen Roman noch einmal durch gegen den Lebenswillen der österreichischen Landschaften. Der feingebildete Bürger aus St. Veit Heinrich von dem Türlin knüpfte stark an die Kultur Mitteldeutschlands an. Von seinem „Mantel“ sind nur Bruchstücke erhalten, „der Abenteuer Krone“ aber ist das einzige höfische Epos von Bedeutung, das ein Alpenbaier schuf, das einzige, das in Sprache und Wortschatz und in all den kleinen Motiven wie etwa in den Wappen der Artusritter, seine heimatliche Landschaft mit so vielen Einzelheiten zum Ausdruck bringt. Neben Hartmann beherrscht ihn Wolfram von Eschenbach. Der Schüler des Strickers, der Salzburger Pleier, steht mit seinen Romanen weit im Hintertreffen.

Steiermark führt nicht bloß im Liede die Alpenlandschaft durch die Fülle der Produktion, durch ihre Mannigfaltigkeit und äußere Schönheit. So fruchtbar ist der sammelnde Einfluß einheitlicher sozialer Gesellschaften, gleichviel ob bürgerlich oder ritterlich, wenn ihr die Kräfte einer ganzen Landschaft unbeschränkt zur Verfügung stehn. Auch der steirische Adel liebte Wolfram; die Stubenberge besaßen zwei Abschriften des Titurel, die Lichtensteiner ebenso. Doch die Dichtung schritt in andern Wegen. Herrand von Wildonie schuf hübsche Versnovellen, vom Stricker sichtlich beeinflußt. Der Ministeriale der Lichtensteiner, Ottokar, ist der begabte Chronist seiner Heimat. Das Kaiserbuch ist verloren. Seine steirische Chronik reichte bis 1309. Anfang des 14. Jahrhunderts wird der Dichter gestorben sein. Neben reicher Lektüre ließ er sich auch erzählen; eine seiner mündlichen Quellen war der Hohenzoller Burggraf Friedrich von Nürnberg. In ihm pulsiert d r a m a t i s c h e s Blut. Er beseelt und ergründet die Stoffe. Doch ist er der typische Beamte fürstlicher

Häuser, der voll Hohn auf den Bauer herabsieht. Auch Geistliche traten in das fremde Leben wie vor zweihundert Jahren. Bruder Philipp aus dem Kartäuserkloster Seiz in Untersteier schrieb nach 1250 ein Marienleben, das bis an die Ostsee drang, Gundacher von Judenburg in Obersteier dichtete um dieselbe Zeit ein Leben Christi.

In Brabant, in Prag und Pommern schmiegte fremde Stimmung sich der deutschen Sprache an. Doch daß ein Italiener Thomasin von Circlaria, Dienstmann des Patriarchen von Aquileia, so mitten im wirksamen Bereich provenzalischen Einflusses in deutscher Zunge dichtete, ist nicht so selbstverständlich. Freilich was er schrieb war aristokratische Standespoesie, die Leser, an die er dachte, waren deutsch; denn der Adel in Friaul stammte aus bairischem und Kärntner Blute. Ende 1215 dichtete der Kanonikus — sein Geschlecht war in Cividale ansässig — seinen „Wälschen Gast“. Deutschland habe ihn wie eine Hausfrau aufgenommen. Wie lange hat unser Volk so dankbare Gäste nicht mehr gehabt! Eine Fülle gelehrter Quellen stand ihm für sein anmutiges höfisches Zuchtbüchlein zu Gebote. Wie selten spiegelte sich die heimatliche Landschaft, Felsenburg, Meer und Ebene in dem klassischen Werke!

Die Welt war verteilt! Im Westen und Osten, Norden und Süden hatte die deutsche Seele sich die Marken fremden Volkstums erobert, dem bedächtigen langsamen Schritt des Kolonisten vorauseilend, ein strahlender Lichtmantel um den kleinen glühenden Kern. Und der Sinn dieser unhörbaren Geistesflüge? Es ist als läge ein geheimnisvoller Schwerpunkt irgendwo über dem bairischen Osten, um Wien etwa. Da drängt es sich heran: von Worms die Sage, von Straßburg fremde Lieder und selbst über Friaul fluten leise Wellen ins Land bis an den Semmering. Wenn das Leben eines Volkes Bewegung ist, die an Raum und Zeit gebunden sich über die Landschaften in rhythmischen Schlägen fortpflanzt, wenn sie räumlich getrennt Anfang und Ende hat, dann war der feste Punkt, zu dem es im Sammelbett der Donau flußabwärts strömte, von dem es mit neuer Kraft erfüllt zurückdrängte, Wien!

4.

Das österreichische Volk.

Wilhelm Scherer hat Schicksal und Anteil seiner Heimat in einem großen Bilde geschaut: von Westen her zieht eine glänzende Heerschar, der Makedonierfürst Alexander, Karl der Große mit seinen Paladinen, König Artus und seine feinen Ritter und im Zuge einsam der Grübler und Sucher Parzival. Doch wie sie an die österreichische Gemarkung kommen, wehrt ihnen

Siegfrieds ruhige ragende Größe den Eintritt. So sieht der Dichter, was der Forscher gedacht.

Welthistorische Sendungen erhielten von den deutschen Stämmen die Edelsippe der Franken, das Kolonistenvolk der Donaubaiern und der späte Mischling im Spreelande. Seit Ludwig dem Deutschen trat der Franke unter seine Brüder zurück. Ihm wurde nur die reine Poesie seiner engsten Heimat zu Sage und Lied. Keine Vorahnung künftiger Größe, nicht einmal die politische Einheit, die Karl der Große geschaffen, sprach sich in ihnen aus. Preußen trat aus dem Hintergrunde, als die Sonne schon hoch am Himmel stand und mit nüchterner Klarheit die Höhen und Tiefen der Nation erhellte. Wo gab es da noch Zeichen und Wunder und Träume? Doch der Baier im Donautal! Sein junger Morgen lag im tiefen Rot heiliger Mythen, uralter Sagen. Der Erlafgau war Träger geweihter Volksdichtung. Vor seinem östlichen Tor lag das Paradies gotisch-hunnischer Herrlichkeit, die zum erstenmal ein Donaureich beleuchtet hatte. Markgraf Rüdiger, das Symbol der kleinen Mark, war ein Vasall der östlichen Großmacht, hielt nach Westen Grenzschutz. Stromabwärts wies ein mystisches Schicksal Fantasie und Willen des neuen Kernvolkes. Im Donaulauf von Passau bis weit über Gran hinaus, in der Etsch und Drau sah der Stamm im wachen Träumen seiner Sagen die großen Adern eines einheitlichen Lebens, lange ehe einem Dynasten des Herzogtums zum erstenmal der kühne Gedanke des großen Völkerbundes aufstieg, Jahrhunderte früher als er Wirklichkeit wurde. Die Sagenschätze des Rheinfranken vor allem, der Goten, Langobarden und Sachsen wurden verschmolzen und umgegossen in dieser Landschaft angehäuft, wurden zum Ausdruck einer Zukunft, die haarscharf die Linien nachzog, die dem Volke nur im Traume erschienen. Das Nibelungenlied, Kudrun, Ortnit und Wolfdietrich, die Rabenschlacht und Dietrichs Flucht, worauf sich alle als ihre geistige Einheit bezogen, das war nicht das große Reich des Westens, das waren Österreich, Tirol, Steiermark, Ungarn. Mag man die Geschichte als Schicksal und Zufall, als Instinkt oder Vorsehung deuten, über diesen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Sage und Dichtung und zwischen der ununterbrochenen Tradition gotisch-hunnischer Macht der kleinen Mark bis herauf zur vereinigten Monarchie des 16. Jahrhunderts wird man nicht hinwegschreiten können. Neben den vielen deutungsfähigen Rätseln der österreichischen Heldendichtung liegt auch ein großer politischer Gedanke, der sich als unbewußter Drang von den Langobarden auf den ostmärkischen Baiern vererbte. Was war es, daß den jungen Goethe ein einfaches Volksbuch ergriff, daß es zum Begleiter seines Lebens, zum Ausdruck seiner ganzen Persönlichkeit, zum Symbol eines Volkes und seiner Kultur wurde? So wird ein Stoff, eine Dichtung dem Einzelnen wie einem Volke zum Gefäß, in das die Fülle der Gegenwart und Zukunft strömt,



„Wie Kriemhilde zu König Etzel geführt ward“.
Miniatur aus der Hundeshagenschen Nibelungenhandschrift.



„Wie die Nibelungen nach Bechlaren kommen“.
Miniatur aus der Hundeshagenschen Nibelungenhandschrift.

und beiden bleibt nur das Staunen und Schauern, wie die Quellen so überreich fließen, keiner weiß woher und warum. Und wie dem Greise erst die tiefsten Rätsel seiner Jugendverse aufgehn, so mag wohl erst den Spätgebornen von der Warte vieler Jahrhunderte sich der letzte Sinn erschließen, der in den unbewußten Träumen junger Völker lag.

Und ist es nicht, als ob liebe Tote der großen Heimat gleich silbernen Schatten unter den Liederreigen träten? Mehr als ein halbes Jahrtausend waren Goten und Langobarden, die so unselig früh den Gedanken eines großen Donaureiches gedacht, von der Erde gespült oder unter fremden Völkern verschollen. Aber wer kann die Seele töten! Es liegt eine tiefe Poesie in der Vorstellung, daß ihre Mythen und Sagen über den Gräbern ihrer Macht und Herrlichkeit an der Etsch und Leitha ihr zweites Leben genießen konnten. Niemals sprach sich das Grundgesetz unserer Literatur mächtiger aus, daß die stärksten Kräfte am erfolgreichsten an den Grenzen wirken.

Rheingold waren auch diese Schätze. Von Niederfranken war die neue Literatur über Hessen, Thüringen nach Böhmen und Schlesien gewachsen; vom Rhein her klang das moderne Liebeslied stromaufwärts bis nach Schwaben; aus dem rheinischen Wormsgau kamen die Siegfriedslieder an die Donau: drei Wege und Richtungen, die ebenso der literarischen Gruppierung der Landschaften wie den drei Grundelementen der Literatur des 13. Jahrhunderts entsprechen. Der glückliche Franke war in Roman und Lied und Sage erster Schöpfer und Gestalter. Die Ortsnamen aus dem Volksepos, die sich bis 850 auf die Landschaft südlich des Mains, auf Oberrhein, Schwaben und Baiern verteilten, bezeichneten als Wegsteine den räumlichen Gang der Sage. Erst seit 850 tauchten sie auch in Österreich auf.

Ein unscheinbarer, fast trivialer Grund wurde Anlaß zur letzten endgültigen Formung dieser uralten Güter. Jede Landschaft, viele Höfe schufen sich in Romanen einen Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Kultur: Schwaben, Straßburg und Basel, Thüringen und Ostfranken. Der Wiener Hof und seine Ministerialen empfanden dasselbe Bedürfnis. Analogien finden sich oft. Die Fremde, Vorbild und Ehrgeiz, wirkt befruchtend zur Gestaltung nationaler und landschaftlicher Literaturen; so hatte sich an Homer Vergil entzündet, so der deutsche Roman am französischen, so Drama und Epos des 18. Jahrhunderts am Englischen. Der westdeutsche höfische Roman wurde die letzte Ursache zu der so eigentümlichen grundverschiedenen epischen Dichtung des Ostens.

Drei selbständige Liederbücher, die von Siegfried und Gunthers Hochzeit, von Siegfrieds Tod, von Kriemhildens Rache berichteten, waren in den Händen der Spielleute. Keine Einheit, kein großer Zusammenhang! Da weilte ein berufener Dichter am Hofe, dessen klares Bild Scharfsinn und Fleiß

uns aus hundert Scherben und Einzelheiten zusammengesetzt hat. Nichts fehlt ihm als der Name. Ein Ritter wie Walther, ein Lyriker wie er, dem der Schwabe Meinloh und der Elsässer Reinmar in der Seele klangen. Ein Liedersänger vor allem. Die Kunst der Vorgänger war ihm vertraut, ein kundiger Spielmann war sein Meister; aus dieser einen Hand empfing er den reichen Schatz epischer Formeln und epischer Technik. So schuf er auf Grund dieser Liederbücher die Überlieferung zu kleinern abgeschlossenen Epen um. In einem erzählte er von Siegfried aus Niederland, seiner und Gunthers Werbung und Heirat. Die beiden Frauen Kriemhild und Brunhild standen ihm als Heldinnen im Vordergrund. In einem andern sang er vom Tode Siegfrieds von Nibelungenland; zu den alten Helden traten die Burgunderkönige, Hagen und Alberich. In freier Entfaltung seiner Fantasie, am stärksten im Banne der höfischen Pracht Wiens, dichtete er das Epos von Etzels und Kriemhildens Hochzeit und Ehe. In der Nibelungen Not gelang ihm nun auch die düsterlodernde Herrlichkeit furchtbaren Unheils und Untergangs. Das war das eigentliche österreichische Epos und floß aus den Liedern, die an der Erlaf von Rüdiger und Dietrich von Bern gesungen wurden. Österreichisch war das spezifisch deutsche Rittertum, die frohe Heiterkeit, die Festlust, die vornehme Humanität, die so ganz Walthers Geiste gleicht. Österreichisch war die staatsrechtliche Stellung des Königs, die diese Lieder ausdrückten. Der konstitutionelle Zug entsprach dem Wunsche des österreichischen Ministerialen, denen der Dichter ja zugehörte.

Noch hielt das Ergebnis dieser literarischen Arbeit auf halbem Wege. Da folgte ein Bearbeiter dem Dichter, ein Spielmann dem Ritter, der reine Epiker dem Liedersänger, der Realist dem feinen Stimmungsmenschen aus Reinmars Schule. Er verband die Einzelepen des Dichters zur großen Einheit, erweiterte, führte das ganze burgundische Königshaus ein, Siegfrieds Fahrt zu den Nibelungen und die Erwerbung des Hortes und den Drachenkampf, der sich in Hagens Erzählung spiegelt. Hatte schon der Dichter im Sinne des höfischen Romans gearbeitet, er vertiefte und setzte zielbewußt fort. Für das Wunderbare und Märchenhafte, dem er seine Strophen öffnete, lieh ihm sein eigener Stand, der des Spielmanns, eine Fülle von Zügen. Vielleicht war der Bearbeiter unter dem Hofgesinde des Bischofs von Passau. So wurde die scharfe Grenze, die Lied und Landschaft vom Westen trennte, etwas verwischt.

Wie wenig konnten diese beiden Menschen, deren Werk sich allein erschließen läßt, an der alten Überlieferung ändern! Es war nur ein leises Glätten und Nachzeichnen, ein Umdeuten in die zarteren sittigen Töne feiner Gesellschaft. Durch lange Generationen von Dichtern und Sängern hatte sich das alte Gut erhalten und neues war jedesmal zugewachsen. Mythische Ele-

mente und Sagenmotive, die der Norden überlieferte, ließen sich, ohne alles zu zerreißen, nicht mehr völlig entfernen. Wie die Mutter Erde selber, die Bäume und Tiere versteinert und mit Sand bedeckt und wieder herauswäscht, liegen die Schichten verschiedenster Zeiten übereinander, eine Urgeschichte des Germanen in all den Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen, zum Stamm, zur Sippe, zur Familie, zur Natur, zum Wandel alles Lebens, wie sie sich nur aus den wenigen Denkmälern der Weltliteratur herauslösen läßt. Altgermanische Rechtsverhältnisse wirren sich widerspruchsvoll und fremd in eine Zeit, die sie nicht begreifen konnte. Das Mutterrecht, einst Trägerin der Familie, setzt sich noch immer durch: der Gotelinde Tochter, die Utenkinder, werden die Sprößlinge nach der Mutter, nicht nach dem Vater genannt. Und wenn in solchem Zusammenhange der älteste Bruder, Schirmherr und Schützer seiner Schwester, Kriemhildens Gatten erschlagen läßt, so ist Gunthers Schuld um so furchtbarer und die Rache der Schwester so entsetzlicher, freilich auch eher zu verstehen. So ist die Grundidee des Gedichts ethisch. Ein Lied der Treue, wie es nur aus der Seele des alten Germanen dringen konnte, dem Gefolgschaft noch ein heiliges Recht war. Was konnte der österreichische oder gar steirische Ministeriale damit anfangen, der ebenbürtig neben seinen Herzog treten wollte und in wenig Jahrzehnten seine Herrn ohne Treue und Hingebung wechseln lernte? Gemüt und Stimmung ist alles, was der Dichter der Einzelepen in den Stoff legte; der Wechsel von Freud und Leid, dieser Urrhythmus des Empfindens, atmet durch alle Strophen.

Aus drei Quellen floß der Stoff, drei Völker gaben ihr bestes Blut für das neue Donauvolk her. Das Fürstenhaus und die Mehrzahl des Adels war fränkisch. Fränkisch ist der Hauptteil der Sage, fränkisch Held und Heldin, die Landschaft des ersten Teiles, Konflikt und Lösung. Wie mochte und konnte es anders sein, wenn die Dichtung dem Hof und der Gesellschaft galt? Die düstere Auffassung von den Hunnen war die historische Lehre des Westens. All diese Elemente sind ebenso viele Widersprüche zur Landschaft und ihrer Geschichte. So stammt das Technische, das Formale, das die Teile sammelt und bindet, vom Rhein, der Heimat aller großen Former und Gestalter. Der Held der österreichischen und ungarischen Landschaft Dietrich von Bern stand tief im Hintergrunde. Doch er war da, der Anteil der altgermanischen Trümmer, die sich im Gau erhalten hatten und im neuen Kolonistenvolk aufgegangen waren. Er ist der germanische Träger der politischen Idee. Die Donaulandschaft, Teil eines großen Ostreiches, bis das rächende Weib das Verderben hineinträgt. Siegreich erhalten aber bleibt der gotisch-hunnische Kreis. Die Ostgoten waren außerhalb des großen Verbandes geblieben, der sich zwischen Rhein und Elbe herauszubilden begann. In ihnen konnte und mußte der Sondertrieb der Landschaft Stütze und Ausdruck finden, sie sind

das österreichische, staatsbildende Element im Gewirr der Völkerwanderung. Zum erstenmale erscheint in einer Dichtung, weit der Wirklichkeit voraus, das Donautal im Gegensatz zum gesamten Westen. So gaben Goten und Franken die Ideen, symbolisierten streitende Mächte, politische Gegensätze, staatlichen Bildungstrieb. Das Symbol dieses Kampfes selber, das ist der Baier, das Grundelement des Ostmarkvolkes, Rüdiger von Bechelaren. Hat geschichtlicher Drang und Widerspruch wohl einmal tiefern, tragischeren Ausdruck gefunden? Der herrliche Held in Gewissenspein zwischen seinem königlichen Herrn und den Gastfreunden aus dem Westen. Der Franke war einst der Todfeind des Baiern, doch im Osten winkte dem Bajuwaren freie Entwicklung. Die alte Heimat lag hinter ihm, die neue brachte ihm fremde Probleme. Würden sich so widersprechende Pflichten vereinbaren lassen? Die Geschichte bot Beispiele. Herzog Arnulf von Baiern war 914 vor Konrad I. zu den Ungarn geflüchtet. So ist Rüdiger das Element des baierischen Grundvolkes in der Donaumark. Die Wallung des Blutes läßt sich im Einzelnen nicht, noch weniger bei ganzen Völkern unterdrücken. Und wenn sich überhaupt schlagende Beweise für die Macht des Stammestums erbringen lassen, so ist es die österreichische Nibelungendichtung, die zu Gunsten des fränkischen Hofes und Adels die einheimischen und verwandten Sagenelemente zurückdrängte.

Der Gardasee war das Langobardenmeer, wie der Bodensee der Spiegel der alamannischen Welt. Tief in Südtirol standen langobardische Vorposten, und wie das Volk in Ungarn sich auf altgotischem Boden angesiedelt, so waren sie Theoderichs Spuren nach Oberitalien gefolgt und hatten an der gleichen Stelle ein neues Reich aufgerichtet. Der Franke zertrümmerte es, ohne es mit dem deutschen Bau verschmelzen zu können. Franken, Langobarden und Goten sind nun auch die Quellen von „Ortnit“ und „Wolfdietrich“. Vandalisch war der Harlungenmythus von den zwei Brüdern; der eine fällt und wird vom andern gerächt: Hartnit — Ortnit. Gotische Erinnerungen flossen ein, historische Züge des fränkischen Stammes begünstigten den poetischen Niederschlag. Der politische, geschichtliche Trieb des Volkes spricht sich auch in den beiden Ecken aus. Wie das Nibelungenlied die Welt eines urgermanischen Österreich ist, von Osten her geschaffen, nicht aus dem Herzen Deutschlands heraus, so schuf sich auch der andere Stamm, der keinen Anschluß an das große Zentrum finden konnte oder mochte, in Oberitalien von außen her seine politische Form. Auch der „Ortnit“ spricht im Grunde ein österreichisches Problem aus. Sein Ideal ist ein geeinigtes Italien, wie es Theoderich darstellte, Friedrich II. so glänzend zu erfüllen schien. Wieder wurden die Habsburger Erben dieses historischen Triebes. Aber dem Tiroler fehlte der Geist, die Etsch entlang dieselbe Arbeit zu leisten, die der Ostmärker donauabwärts erfüllte. So scheiterte in der Poebene, was im Osten gelang. „Ortnit“ und

Nu daht ouch alle[1] cite[1] daz Gunthers wip:
„wie treit[2] et also hohe Chriemhilt den lip?
nu ist doch unser eigen Sivrit ir man:
daz er uns nicht endienet[3], des wolde ich gerne ein ende han."
Diz trûch si in ir hercen, und wart doch wol verdeit[4].
daz si ir so vremde warn, daz was der frowen leit:
daz si niht zinses hete[5] von des fursten lant,
wa von daz chomen waere, daz het si gerne bechant[6].
Si versuchtez manigen ende, ob chunde[7] daz geschehn,
daz si Chriemhilte mohte noch gesehn.
sie reitez[8] heinliche, des si da hete mût:
done duht den chunic riche der frowen bete[9] niht ze gût
„Wie chunden wir si bringen" — sprach der lobes rich[10] —
„her zû disen landen? daz waere unmugelich[11].
si sint uns gar zeverre[12]. ich getar sis niht gebiten[13]."
des antwurt im Prunhilt in viel listigen siten:
„Swie[14] hohe riche waere deheines kuniges man,
swaz im gebute[15] sin herre, wie torster[16] daz verlan?"
des ersmielte[17] Gunther, do si daz gesprach:
ern jach sin niht ze dienste[18] swie dick[19] er Sivriden sach.
Si sprach: „vil lieber herre, durch den willen min[20]
so hilf mir, daz noch Sivrit mit der swester din
chom zu disem lande, daz wir si hie gesehn:
sone chunde mir zer werlde nimmer lieber geschehn.
Diner swester gûte, und ir vil zuhtich[21] mût,
als ih daran gedenche, wie sanfte mir daz tût.
und ir vil wert enphahen, do ich chom in daz lant,
ez enwart nie antphanc richer zer welde niemen bechant."
Si gertes[22] also lange, unz[23] daz der chunic sprach:
„ir muget mich sanfte vlegen[24] wand[25] ich gerner nie gesach
deheiner slahte[26] geste in den landen min:
ich wil in boten senden, daz si zuns komen an den Rin."
Do sprach diu chuniginne: „nu sult ir mir sagn,
wenne ir si welt besenden, oder in welhen tagn
suln unser friunde chomen in daz lant?
die ir dar senden wellet, die lat werden mir bechant[27]."
„Daz tun ich" — sprach do Gunther — „drizech[28] miner man
wil ich dar lazen riten." die hiez er fur sich gan.
bi den enbot[29] er maere in Sivrides lant:
ze liebe gab in Prunhilt vil harte[30] zierlich gewant.
Do sprach do Gunther: „ir rechen, ir sult sagen,
swaz ich bi iu enbiete, des sult ir niht verdagen[31]
Sivrit, mine friunde, und ouch die swester min,
daz enchan[32] in der werlde niemen holder gesin.
Und bite si von uns beiden leisten[33] ane strit,
daz si chomen ruchen[34] zunser hochgecit.
gein disen sunewenden sol er mit sinen man
sehen hie vil manigen, der im vil grozer eren gan[35].
Sime vater Sigemunde sagt ouch den dienest min,
daz ich mit minen magen im immer waege[36] sin:
und saget ouch miner swester, daz si niht laze daz,
sine chom zir friunde. irn gezam nie hocgeciten baz."
Frou Ûte und al die frowen die man . . .

1 allezeit, 2 trägt, 3 nicht dient, 4 verschwiegen, 5 hätte, 6 erkannt, 7 könnte, 8 besprach es, 9 Bitte, 10 Lobesreiche, 11 unmöglich, 12 zu fern, 13 wags nicht, sie drum zu bitten, 14 wie mächtig immer auch wäre, 15 geböte, 16 dürfte er, 17 lächelte, 18 er forderte keinen Dienst, 19 oft, 20 meinetwegen, 21 züchtiger, 22 begehrte es, 23 bis, 24 leicht flehen, 25 weil, 26 irgendwelcher Art, 27 bekannt, 28 dreißig, 29 durch die entbot, 30 gar sehr, 31 verschweigen, 32 kann nicht, 33 zu tun, 34 geruhen, 35 gönnt, 36 gewogen.

Nu habt ouch alle tage: daz Sivrides wip wie trut er also hohe: Chriem

hilt. den lip. nu ist doch unsagen: Sivrit ir man. daz er uns [illegible]

endienet. des wolde ich gerne ein ende han. Dit truch si mit

herzen. vn̄ want doch wol uderz daz si ir so vremde waren. daz

was der frowen lant. daz si niht zinses hete. von des fursten lant

wa von daz chomen waere. daz het si gerne bechant. Si versuchte manigen ende

ob chunde daz geschehen. daz si Chriemhilt. mohte noch gesehen si rette heimliche.

des si da hete muot. done duhte den chunc riche. d' frowen bete niht ze gut. Wie

chunden wir si bringen. sprach d' kunec rich. her zu disen landen. daz waere unmu

gelich. si sitzet uns gar ze verre. ich getar sis niht gebiten. des antwurte im Prunh.

mit listigen siten. Swie hohe riche waere. deheines kuniges man. swaz

im gebute sin herre. wie weste daz v'lan. des ersmielte Gunth. do si daz gesprach

ern iach sin niht ze dienste. swie dicke er Sivriden sach. Si sprach vil lieb' herre

durch den willen min. so hilf mir daz noch Sivrit. mit d' swest' din. chom zu

disen lande. daz wir si hie gesehen. sone chunde mir ze wilde nimm' lieber ge

schehen. Din swest' gute. vn̄ ir vil zuhtech muot. als ich daran gedenche. wie

sanfte mir daz tut. vn̄ ir vil werz einpfahen. do ich chom in daz lant. ez enwaere

nie anphanc rich. ze welde nem bechant. Si gerte also lange. unz daz

d' chunic sprach. ir muget mich sanfte vlegen. wand ich gerner nie gesach. de

heine geste. in den landen min. ich wil in boten senden. daz si uns

kom̄ an den Rin. Do sprach diu chuniginne. nu sult ir mir sagen. wenne

ir si welt besenden. od' in welhen tagen. suln unse friunde chom̄ in daz lant. die

ir dar senden wellet. die lat werden mir bechant. Daz tun ich sprach do Gunth.

drizech min' man. wil ich dar lazen riten. die hiez er fur sich gan. bi den enbot

er maere. in Sivrides lant. ze liebe gab in Prunh. vil harte herlich gewant.

Do sprach do Gunth. ir rechen ir sult sagen. swaz ich bi iu enbiete des sult ir niht

v'dagen. Sivrit mine friunde. vn̄ ouch die swest' min. daz en chan in d' werlt

niem holt' gesin. Vn̄ bet si von uns beiden. leisten ane strit daz si chom

rechen. ze unser hochgezit. gein disen sunewenden. sol er mit sinen man. se

hen hie vil manigen d' im vil grozer eren gan. Sunē vat' Sigmunde.

sagt ouch den dienest min. daz ich mit minen magen. im immer wage sin.

vn̄ saget ouch min' swester. daz si niht laze daz. sine chom ir friunde.

im gezam nie hochgezit baz. Ute vn̄ al die frowen die man

Eine Seite aus der Hohenems-Laßbergischen Nibelungenhandschrift.

„Wolfdietrich" stehn unter dem Eindruck des Kreuzzugs Leopolds von Österreich und Ottos von Meran im Jahre 1217. Kaiser Friedrichs Vermählung mit der Königin Isabella von Jerusalem 1225 mag die Dichtungen angeregt haben. Es ist ein wunderbares Symbol, daß das Gewürm, das Ortnit vernichtet, bei Trient haust in wildem Geklüft, etwa bei den Mühlen in Bocco di Bela, auf die kaum eine Stunde des Tages ein Sonnenstrahl fällt, oder in der untern Fersenschlucht. Kamen nicht daher alle Kämpfer, die das langobardische Volk niederrangen von den Franken und Staufern bis ins 19. Jahrhundert? Der Gardasee ist herrlich gezeichnet mit derselben Liebe und Treue wie die Friauler Landschaft im „Wälschen Gast". Italien hat der Ortnit-Dichter mit eigenen Augen gesehen. Das orientalische Milieu stimmt ganz zur Zeit des Sarazenenfreundes Friedrichs II.

Beide Dichtungen sind wieder eine neue Welt. Wenn auch in ihnen die staatsbildenden Tendenzen der gleichen Völker wie im Nibelungenlied leben, zur Schöpfung des Donautales stehn sie im schärfsten Gegensatz. Vorlage war für beide Dichter und Dichtungen ein älteres Werk. Doch während der Meister der Nibelungen nur leise verband, ohne zum letzten Ziel zu eilen, war der Schöpfer des „Ortnit" erfüllt von freier Erfindungskraft. Höfische Elemente gelten ihm nichts, er leitet die neue Spielmannspoesie ein, sein Heldenideal ist der altgermanische Recke. Unhöfische Kampfesart, groteske Übertreibungen; Wolfdietrichs Harnisch dampft, wenn er wütend ist — Schimpfwörter, derbe Frauen ohne Schamgefühl, ungeheure Wunden, unfaßbar große Zahlen, das sind die äußern Kennzeichen der ganzen Richtung. Ihr Ausgangspunkt wurde „Ortnit", ein Zwischenglied zwischen „Rother" und „Kudrun". „Wolfdietrich" und „Ortnit" bilden eine Einheit, der Ortnitdichter plante gewiß auch ein Wolfdietrichepos, doch griff seinen Gedanken ein anderer auf. Um 1230 sind beide entstanden; die Dichter mögen Baiern oder Österreicher gewesen sein, ihre Stoffe, ihre Grundlagen konnten sich nur zwischen Bozen und Gardasee entwickeln. Niedere Spielleute schufen teils gleichzeitig, teils nach 1263 drei andere Fassungen des Wolfdietrich mit starker Benützung Tiroler Lokalmärchen.

War so die Landschaft im Grunde nur Erbe von Völkergedanken verschollener Stämme, so schuf sie in der Poesie der Berge und ihres Reichtums, in Zwergmärchen und Riesensagen, in denen alte Wettermythen fortlebten, recht eigentlich einen Ausdruck des Etschtales. Der Drang nach Historisierung, dem der Siegfriedmythus, die Harlungensage, Ortnit und Wolfdietrich verfallen waren, übertrug auch diese Märchen und Sagen auf den herrschenden Helden des Ostens, auf Dietrich von Bern. „Laurin" ist Muster und Vorläufer einer ganzen Reihe von kleinern Epen: Rosengarten, Virginal, Goldemar, Sigenot, Eckenlied. Eine wundervolle Märchenpsychologie waltet in

ihnen. Köstliches Gestein gleist und schimmert, Rosengärten duften, der verblaßte Abglanz eines mythischen Elysiums, Märchenauen dehnen sich hin, Zwerge entführen Prinzessinnen, unter der Erde kämpfen Riesen und Däumlinge gegen Dietrich und seine Helden.

ein wunneclîchiu burc dâ lac
diu lûhte alsam der lichte tac
von edelem gesteine
hie rôt, dort grüene, gel unt blâ
wîz schein von stolzen berlen dâ
und ouch von helfenbeine

getwerc in klârem golde fîn
hâten ergraben wunder
an dirre veste. diu was sîn,
ein knopf oben ûf der bürge bran
des wart sîn vröude munder.
alsam der morgensterne.

Und mit dem Spott, der den Tiroler so gerne packt, wenn er fremde Befangenheit und Unkenntnis seiner Bergheimat gegenüber sieht, merkt der Dichter des „Laurin" eigens an, wie die Helden sich über die Entfernung eines Berges täuschen.

si wânden er waere nâhen.
an dem andern morgen fruo
kômen si alrêst derzuo.

Ungleich an Wert und Kunst sind diese Epen alle um 1250 gedichtet worden.

Tirol war ohne fränkische Blutmischung. Ja versprengte gotische Trümmer hatten sich rettend in seine Täler geworfen. So drückte die Macht des Rheinländers nicht auf die Gestaltung und Dietrich von Bern trat ohne Widerstand in den Vordergrund. Der welthistorische Kern der Sage, der aus den ungeheuern Kämpfen in Oberitalien erwachsen war, entfaltete sich nun fast am Ende der Zeit zu den reinsten Blüten echt volksmäßiger Dichtung im Gegensatz zu Ortnit-Wolfdietrich wie zum Nibelungenlied: „Alpharts Tod", „Dietrichs Flucht", „Die Rabenschlacht". Diese Gedichte sind es, in denen der Zusammenhang Oberitaliens mit dem Osten, der Gedanke einer Gesamtmonarchie zum völligen Ausdruck kommt. Dietrichs Streit mit Ermrich, seine Flucht zu Etzel, die Rückkehr mit einem hunnischen Heere, dann Besuch bei Etzel, zweite Rückkehr und Schlacht gegen Witige und neuer Besuch. Die Rabenschlacht schließt so unmittelbar an. Helden des ganzen Ostlandes traten auf: Tibalt und Marholt von Siebenbürgen, Wolfger von Gran, Isolt von Ungarn. Inn- und Etschtal, Bozen und Trient, immer wieder werden sie genannt. Langobardische Elemente sind Krieger in ihrer Berserkerwut. Vielleicht hat der Dichter Oberitalien während der letzten Kämpfe der Staufer durchwandert. Dann gibt das dem Gedicht zeitgenössischen Inhalt und weist wieder auf das Erbe hin, das den Habsburgern im Polande aus den Händen der Staufer zufiel. „Alpharts Tod" ist 1250 gedichtet, „Dietrichs Flucht" und „Rabenschlacht" um 1280. Ein fahrender Heinrich der Vogler nennt sich als Verfasser.

Steiermark, das sich in Lied und Roman in gleicher Weise von Tirol und Österreich freigehalten, glich nun die beiden entgegengesetzten Richtungen aus. Ohne fränkischen Einschlag verband sich im „Biterolf" das Tiroler Rosengartenmärchen, aus dem der „Laurin" floß, mit einem alten Kampfmotiv zwischen Siegfried und Dietrich. Wagte das fränkisch überstark beeinflußte Donautal kaum an die überragende Macht Siegfrieds zu rühren, dachte die Tiroler Landschaft, so ganz im Banne von Dietrich, gar nicht daran, ihn dem fränkischen Heros gegenüberzustellen — der Rosengarten hat ursprünglich mit diesem Zweikampf nichts zu tun — Steiermark zwischen beiden beschlossen, über Friaul in Verbindung mit Oberitalien, vermittelte hier. Ohne Zweifel eine Konstruktion, die Reflexion eines Epigonen, ein Stück Heimatstolz. So schwelgte etwa Livius in dem Gedanken, was wohl geschehen wäre, wenn Alexander mit den Römer hätte zu kämpfen gehabt. Und dann die Technik! Der höfische Roman hatte im Donautal die Zusammenfassung der Liederbücher angeregt. Der steirische Dichter des „Biterolf" ging noch weiter. Ganz eigentümliche Motive der Artusdichtung, das Suchen und Fahren nach Abenteuern kleidete er ins Gewand der Sage. Tiroler Stoffe, höfische Motive in der Form der Donaulandschaft. Vermittlung und Ausgleich, wie er sich nachgiebiger kaum denken läßt. Die Dichtung entstand zwischen 1230 und 1240.

„Ortnit" und „Wolfdietrich" waren die großen Epen des Mittelmeeres, herrliche Nachfahren des „Rother", Spielmannsgedichte reinster Formung. Wie nun der Dichter des „Biterolf" das Tiroler Märchen, die Tiroler Dietrichsepen ausgleichend mit der Kultur des Wiener Hofes verband, so goß um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Dichter der „Kudrun", Spielmann durchaus und kaum ein Künstler, die Stoffe und Motive des Fahrenden in die Form der Nibelungen. Ihnen bildete er, völlig unter dem Einfluß ihres Bearbeiters, eine Masse von Strophen und Vorstellungen nach. Das köstliche Buch muß ihm unmittelbar vorgelegen haben. Alles ist Märchen; das wunderbare Schiff, Seide die Segel, die Masten mit Silber beschlagen, die Ruder vergoldet. Aus einem Märchen, in das der Mythus hinübergebildet worden war, flossen die Grundelemente der Dichtung. Kudruns Geschichte ist in freier Gestaltung des Dichters aus dem Apolloniusroman, einem Volkslied und der Salomosage geschöpft. „Rothers" Einfluß ist deutlich zu spüren. Die Küsten und Burgen des Mittelmeers geben das Milieu, die letzten Kreuzzüge tragen die allgemeinen Vorstellungen, wie im „Ortnit", wie im „Wolfdietrich". Alle Anschauung strömt aus der Levante. Das Licht der sinkenden Zeit liegt auf den Strophen, in denen das wehmütige Leben einer leidenden Frau ausgebreitet ist. Solch ein Gedanke wäre keinem der Großen um 1200 nahe getreten. Die letzte Welle der Bewegung, die vom Süden nach Nordosten ging, kein Gegenstück zu den Nibelungen!

Wenn man sich den Gang fortschreitender Einflüsse als Linien denkt, so war die Lyrik der Donaulandschaft das Ergebnis entgegengesetzter Bewegung. Der Zufluß vom Oberrhein wurde aufgehoben und zurückgestaut durch den Rückstoß Neidharts und Tannhäusers. Die verwandte Kunst Österreich-Tirols und die Steiermarks lief parallel ohne sich zu berühren. Im Volksepos wirkte die verfeinerte Kunst des Donautals und das Ideal des Tiroler Spielmanns wie ein Kräftepaar, aus dem sich als Resultierende das vermittelnde, ausgleichende Volksgedicht Steiermarks ergab.

Das Spiel ist aus, die Saiten verzittern und nüchterner gähnt die Leere nach dem unvergleichlichen Festrausch dieser hundert Jahre. Die großen Fürstengeschlechter sind tot, Reichtum wurde arm und Adel unedel. Die prächtigen Hallen des weiten Volkes kommen ins Wanken. Die Nation ist müde dieser Tage und dieses Lebens. Nun heben die Federn zu schreiben an und zeichnen als Hieroglyphe in Sammelbücher, was eben noch loderndes Leben war. Nur da und dort in den Bergen noch ein verlorener Klang, unsagbar wehmütig in solcher Einsamkeit. Die Frau ist übersatt solcher Lust, und überreizt klammert sich die Seele in mystischer Sehnsucht an eine neue Liebe. Der Mönch tritt auf die Zinne der Burg, von der noch eben der mahnende Ruf des Wächters die Liebenden aufscheuchte, und nun erschüttert das gesprochene reimlose Wort, wie sonst das melodisch klingende, süß gebundene. Viel Liebe, viel wehe Lust, viel Ergriffenheit, doch wenig Größe und keine Schönheit mehr.

Waren die Quellen so rasch versiegt? In Rheinfranken der süße Rausch einiger Weniger, die ein paar Stunden in gedämpfter Unterhaltung im engsten Kreise beisammen waren. In Thüringen wohl der erhebende Ausdruck eines Lebens, das zwei drei Große zusammenführte; dann strömte es aber weiter von Land zu Land, die flüchtige Welle war nicht zu halten; im Elsaß ein übermütiges Tafeln bei auserlesenen Genüssen, die man nur einmal verträgt; dann kommt der Ekel; in Schwaben das Leben der Höhen und Tiefen, Macht und Glanz, die Adelfreude an kunstvoll freier Bewegung, herrlichste Form und dann das klägliche Ende; nur der eine Große reif und bereit für eine andere Welt; in Ostfranken Adventstimmung, Erwartung eines heiligen, gläubig Berauschenden, das freilich nicht kam. Überall nur Einzelne, mit verwandten Zügen zwar wie Vater und Söhne und Brüder sich gleichen, doch allerorts das Volk nur Zuschauer und die wenig Glücklichen auf der Bühne. Keine Breite, keine Tiefe. Auch an der Donau, in Steier, Kärnten, Tirol viel flüchtige Lust des Augenblicks, daneben nutzlos zerriebene Kräfte, des Besten gerade, des Tiefsten und Größten. Es war die Zeit überreich gesegneter Menschen, die in wenig Wochen ihr Leben hinströmen lassen aus offenem Herzen, eben weil es so herrlich ist, sich in Flammen zu verzehren. Und doch! Der Osten hatte tiefer gegraben und fester gebaut, fast unberührt

von den vernichtenden Kämpfen des Westens. Denn vor ihm lag eine Nacht voll Wachen und Streiten, während die Nation ihren Jammer verschlafen oder verbüßen konnte.

Nirgends das Volk, nur hier! Nicht ein Ausdruck des weiten Vaterlandes war die Sage geworden in der Gestalt des 13. Jahrhunderts, nur dieser neuen Stämme. Alles Blut hatte sich zum Herzen zurückgezogen. Da wurde zunächst die Heimat verklärt. Jede Burg, jedes Städtchen des Donautales erhielt nach Wert und Bedeutung von den goldenen Schätzen zugeteilt, Wien vor allem und der flutende Strom, Steiermark und die Küste, der Gardasee, die Täler Tirols. Alles wurde zur Einheit, weil es die gemeinsame Sage umwob, die nur zum kleinern Teile bodenständig, zum andern größern mit Liebe und Sorgfalt aus dem fremden Westen, von toten Völkern übernommen worden. Heimatliche Liebe war mit dem Boden verwachsen, hatte sich in das Land hineingeschaut, hineingehorcht, selbst die Wunder erlauscht, die unter der dünnen Decke schliefen. Zu Märchen und Mythen war ihr Berg und Strom geworden und das Wetter, das über den Häuptern brauste, und wieder wurde alles mit dem Ganzen verknüpft. Zuerst an der Ostgrenze, dann im Süden hatten sich Goten und Langobarden, Reichsschöpfer auf eigene Faust, Herrschaften gegründet. Mit ihren Sagen übernahm der Baier der Alpen und Ostmark das Ahnen und Träumen von der Größe, die dieser Heimat bestimmt war. All das ergoß sich in das Gefäß. Und so gelang diesem neuen Volke zwischen Inn, Etsch, Drau, Donau, was der ganzen Nation als Einheit versagt blieb. Alle Probleme der Zukunft waren im Keim darin beschlossen. Die Kämpfe der neuen Heimat mit der alten, selbst polnische und böhmische Helden traten in den großen Reigen, der Kampf um die Poebene, der dem Jahrhundert unter den Staufern so mächtig ins Bewußtsein getreten war, warf lange Schatten voraus. Selbst das stolze freudenberauschte *θάλαττα, θάλαττα!* eines Volkes fehlt nicht, das auf seinem Entwicklungszuge von hohem Bergkamm zum ersten Male das Meer erblickt. Das Kudrunlied ist zum österreichischen Flottensang geworden. Wie dem Hellenen in der Ilias im Streit um Troja zum erstenmal seine historische Sendung, das Ringen mit dem Morgenlande bewußt wurde und im Zwist der Fürsten sein eigener Hader, so wurde sich in der Heldensage das österreichische Volk als neue, weltgeschichtliche Einheit gegenwärtig, mit andrer Zukunft, andern Zielen als das ganze Vaterland, als Einheit, die Glück und Verderben später Jahrhunderte schon im Keime in sich trug.

Die ungeheure Kraft war so in goldenen Hallen aufgespeichert, die das Volk durch viele Menschenalter in hartem Grenzschutz verzehren sollte. Volker fiedelte und schwang das Schwert. Ein schönes Bild und ein schöner Wahn.

IV. Kapitel.

Zwischen zwei Jahrhunderten.

1.

Landschaften der Mystik.

Den kurzen Sommernächten gleichen solche Zeiten; der verlöschende Abend und das Morgenrot fließen fast ineinander und dazwischen webt ein traumhaftes Leben. Das 12. und 13. Jahrhundert war des Mannes gewesen. Die Frau nahm hin und duldete und stand im Mittelpunkt der Feier. Die Sinnlichkeit war auf das Feinste vergeistigt, die Erde ging auf in Duft und Schimmer. Das 14. und 15. Jahrhundert gehörte der Frau. Sie hatte empfinden gelernt und wollte nun spenden. Sie warb und gab hin. Das Heiligste und Geistigste wurde ihr heiße Sinnlichkeit. Der goldene Dunst unfaßbarer Himmelssehnsucht verdichtete sich zu strömenden Wolken, die über das neue Geschlecht früh überreizter Kinder, verzückter Jungfrauen, irdisch satter Witwen sich ausgossen. Das Eigenleben der Generationen, die von 1300 bis 1400 kamen und gingen, ist die Mystik. Noch zittert in ihr die ritterliche Seele fort, doch auf dem vorwärts gewandten Gesicht lodert bereits das Feuer einer Zeit, die sich in Glaubenskämpfen verzehrte. Sie ist ein Kultursymbol wie das Minnelied, ein Stimmungsausdruck, literarischer Begriff, gesellschaftlicher Sammelname. Wie die Lyrik der verflossenen Jahrhunderte auf den ältesten Grundlagen ruhte, von auswärts den bewegenden Anstoß erhielt, sich in landschaftlichem Zuge nach Stämmen differenzierte und fortbildete, Flüsse entlang, um sammelnde Örtlichkeiten, an die Straßenzüge der Länder gebunden, so die Literatur der Frau, die Mystik. Sie löste in der Frauenseele die ritterliche Kultur ab, im Inhalt, nicht in den Formen, ging geographisch ähnliche Wege, und wuchs um dieselben Zentren heran. Und doch! An den verschiedensten Stellen zuckten noch im 12. Jahrhundert die gleichen Flämmchen auf, wurden

zu Feuerherden, und endlich wehte der Sturm der großen Gesamtentwicklung sie alle zum lodernden Meere zusammen.

Rheinaufwärts kam es wieder, aus den geheimnisvollen Niederungen, aus denen immer wieder Schemen und Schatten stiegen und Helden und Heilige. Französische Einwirkung gab das erregende Moment ab, das die Handlung in Fluß brachte, Bernhard von Clairvaux, der das unmittelbare Schauen des Ewigen als letzte Aufgabe des Menschen sah. So schloß der erste Keim bereits Poesie und Dichtung ein. Denn nur begnadete Augenblicke mögen dem Auge den Himmel öffnen. Was dem Künstler die geweihte Stunde war, nach der er sich sehnte, die ihn über alle hinwegtrug, das war der gläubigen Seele die kurze Offenbarung, die wie ein Lichtpunkt aus dem Grau des Tages trat. Auf andern Wegen als in den längst verrauschten Zeiten des Urvolkes trafen abermals Poesie und Gott, Dichten und Gottesdienst zusammen. Von der Maas und aus Lyon kamen die zwei Männer, die der neuen Zeit ihr Gepräge gaben: Lambert di Begues und Petrus Waldes. In Lüttich schlossen sich zum erstenmal Frauen zusammen ihr Leben in Andacht und Arbeit zu heiligen, Beginen. So war auch diese gesellschaftliche Form des neuen Glaubenslebens französisch, wie die bindenden Elemente der ritterlichen Kultur. In Köln faßte dann die Bewegung das erste Mal Boden auf fränkischer Erde und in der Rheinpfalz, an derselben Stelle und fast um die gleiche Zeit, da die fränkischen Freiherrn ihr Reich der feinen Liebe stifteten, an diesem Feuerherd des kirchlichen Lebens, machten zwei Nonnen die Seele der deutschen Frau reif und frei.

Zu Böckelheim im Nahetal wurde 1104 Hildegard von Bingen geboren. Zu Disibodenberg trat sie ins Kloster und siedelte dann 1148 mit ihm auf den Rupertsberg bei Bingen über. Sie ist die erste Frau der verzehrenden Sehnsucht, des Schauens und der Erleuchtung, von der wir Kunde haben. Mit sinnlicher Lebendigkeit spürt sie ein Licht in sich, die äußern Sinne schweigen und in solch überirdischem Scheine sieht sie die Welt, die Zukunft. Ihr Seherblick wirkt Wunder. Mit der heiligen Unerschrockenheit der großen romanischen Nonnen fordert sie von Bischöfen und Äbten Bekehrung und Läuterung mit solcher Schärfe des Ausdrucks, wie er im 16. Jahrhundert nur in Augenblicken höchster Aufregung hörbar wurde. Bernhard von Clairvaux fordert für sie kirchliche Anerkennung. Weite Reisen führten sie durch Deutschland; in Ostfranken gewinnt sie die Familie heiliger Frauen, die Meranier. 1178 ist sie gestorben. Ein Wunder des physischen und geistlichen Lebens war ihre Landsmännin Elisabeth von Schönau. Von 1141—1165 ist sie im Frauenkloster nordöstlich vom Rupertsberge. Auch ihr beleuchtet jenes geheimnisvolle Licht von innen heraus die Dinge. Doch ihr ergreift es den Körper. Brustkrämpfe erschüttern sie, ehe sie sieht. Sie ist das Rätsel der Fantasie und des Schauens.

Das geschichtliche Geschehen wird ihr sichtbar und hörbar, nicht als bloße lebhafte Vorstellung, als wirkliches Erlebnis. An den Festen erscheinen ihr die Heiligen. Sie starb an Nervenschwindsucht.

So war das Rheintal wieder die Wiege einer neuen Seelenlust. Über Ostfranken durch die Meranier mag etwas von Hildegards Geiste nach Thüringen gekommen sein. Einheimische Kräfte drängten sich hier bereits durch die Erde. Die heilige Elisabeth hatte sich seit 1226 in Konrads von Marburg Zucht gegeben und war dem Himmel zugereift. Reiner Mystik war sie nie ergeben. Andacht und Arbeit wußte auch sie in herber Schönheit zu verbinden, ein heroisches Vergessen seiner selbst in den Leiden des andern. Jetzt wurde Thüringen zum Paradies der Mystik. Hier wurden die Formen geschaffen, die ein neues Leben ausfüllen sollte wie um 1200 in der höfischen Literatur. Von da ging der große Zug aus, der die Nonnen und Seelenführer Ostfrankens, der Oberpfalz, der alamannischen Landschaften vereinigte zu jener stillen Gemeinde, der Leben und Dichten und Glauben eins wurde, Schönheit und Wahrheit und Güte. Das Kloster Helfta bei Eisleben und Erfurt, Mechtild von Magdeburg, die Niederfränkin von der sächsischen Grenze, und Meister Eckhart wurden Mittelpunkt und Führer. Die sächsischen Frauen waren von je in Politik und Literatur bewußter und männlicher. Hrotswith und Mechtild sind Schwestern. Beide Nonnen, die mit unfaßbarer Selbstverständlichkeit der Zeit das Fremdeste nahebrachten. Mechtild ringt siegreich mit ihrer Sinnlichkeit, die sie zu verderben droht und Hrotswith wagt sich an die delikatesten erotischen Probleme. Die Sachsen sind die „Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht". Loderte nicht in der einsamen unvermählten Freifrau von Droste-Hülshoff dasselbe Feuer, das unvermittelt Allzumenschliches und Göttliches ergreift?

Mechtild ist für die Frau, für das 14. Jahrhundert, was Wolfram für den Ritter des 13. Jahrhunderts war, eine Kultur an sich, ein neues Leben und seine Form. Um 1224 ertönte der Zwölfjährigen zum erstenmal der Ruf des Geistes. Da ihr die Klöster zunächst verschlossen blieben, begann sie um 1235 als Begine zu leben. Endlich nahmen sie 1265 die Zisterzienserinnen zu Helfta auf. Die Äbtissin Gertrud von Hackeborn war selbst eine Schauende. 1277 starb die unvergleichliche Seherin. Ihr Büchlein ist „das fließende Licht der Gottheit". Nur noch ein zweites Mal wurden einige wenige Blätter so zum Vorklang und Grundakkord einer ganzen Generation: Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Ritterlich sind die Formen dieses geistigsten und sinnlichsten, dieses überschwenglichsten Tagebuches, das jemals geschrieben wurde. Seele und Minne besprechen sich, Herz und Leib. Anschauungen unmittelbarster Lebendigkeit sind auf das Glaubensleben übertragen. War der Grundton der rheinfränkischen Lyrik idealisierte farblose

Das buch. geistli
cher gnaden. offenbarunge. wun-
derliches unde beschawlichen le-
bens. der heiligenn iungfrawen.
Mechtildis und Gertrudis. Clo-
ster iungfrawen. des closters Helffede. vff begere
vnd anregunge. der hochgebornen furstin vnd fra
wen. frawē. Zedena. herczogin czu Sachssen Lāt
grauin in Doringen vñ Marggrauin czu Meissen
witwen. gemeinē volke czu besserūge vordeutzscht
vnd gedruckt.

Mechtild von Magdeburg. Druck Leipzig 1503.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Von den funff wunden marie magdalene.

IN dem fest Marie magdalene sach sie den herrē durch den koer geen vnd hat Mariam magdalenā vnder seynē arm sußiglich vmbfangē. do sie das sach fing sie sich an zu wundern. wē geschriben ist. die vnuorruckliкeit macht seyn am nehsten gote. dartzu antwort d̃ herre. noch grösße der libe die sie kegen mir auff erden hat. wirt sie mir auch itzunder in dē himmelischen czugesellet. Do sprach sie. Eya sußter got lere mich wy ich dich sal loben in dißer deyner libhaberin. Antwort der herre. in den funff wunden. welche yr eyngedruckt hat die libe in meynem leiden. wen do ich hing an dem crewtz itzund̃ gantz nohent dem tode. vnd sie sahe das czugethā wurdē meyne augen ym tode. mit welchen ich sie offt barmhertziglich an gesehen hette ist yr hertz als mit eynē geschoß durch stochen. auch do sie meyne oren die ich offt czu yren beten geneigt hette sach czu nehē dem tode. vnd do sie auch sahe vnd horet die armuth vnd weinen meyner mutter. die sie vmb meynēt willē sere libet. wart yr hertz vorwundt durch begyr vbriges mitleidens. Czū drytten do sie meynen mund von welchem sie so manche sußse trostliche vn̄ vnderweißliche wort entpfangen het. sunderlich als ich sprach. deyn glawbe hat dich selig gemacht gee im fride. vn̄ mich im tod sach bleich werdē. vn̄d das ich yr nymmer mocht zu reden. ist sie abermals als mit eynē swert durch graben. Czum virden. do sie meyn hertz vō welchem sie empfangen hette die sußse begyr der libe alzo. das als offt sie mich sah yr hertz aws sunderlicher begyr gegen myr bewegt wart. mit eyner lanczen durchstochen sahe. hat abermals die libe yrē hertzen eyn swere wunden gemacht Czum funfften do sie mich yr leben. frewd. vn̄ alles yr gut ane welches sie meynet nicht zu leben tod sahe vnd begraben werden. wart yre sele swach vnd sam tod vor vbriger libe vnd mehr den gesprochen mag werdē mit vbrigen smerczen vorwundt.

Wehmut, kam die Romantik in ihrer Todeserotik zu ähnlichen nur ungleich tieferen Urmysterien des Menschen, Mechtild hat die letzten Quellen geöffnet, die der Lyrik des 13. Jahrhunderts, der Mystik und Romantik in gleicher Weise sprudelten. Sie schwelgt im Schmerz. „Süße Not“, „süße Schwere“, „Minnetränen“ sind Liederformeln aus Hausens Besitz. „Du sollst das Wasser der Pein trinken“, läßt sie sich offenbaren; du sollst mit mir verraten, geschlagen, entkleidet werden — die Zeichner illustrieren das sogar in den Handschriften —, die Fantasie findet kaum Wege durch diese unfaßbaren Gefühlsstürme.

Nur langsam rang sich die Lyrik in Schwaben und Österreich zu sinnlicher Unmittelbarkeit durch. Diese Frau hat das Geheimnis erfaßt, dieses schauernde Ergriffensein in der Stimmung. Ihr greift und tastet wirklich ans Herz, was sie erlebt. Schauen war das große Wort der Mystik; es ist der Inbegriff aller Kunst. „Ich sehe es mit den Augen meiner Seele und höre es mit den Ohren meines ewigen Geistes.“ Das ist der innere Sinn der Romantiker, der sechste Sinn Hardenbergs, Kleists und Hoffmanns. Feste Formeln, Licht, fließende Bewegung, Tau, Feuer sind die Qualitäten dieses Sinnes, für die der Zeit eben Worte fehlten, Worte, die noch niemandem über die Lippe geglitten. „Herr, du bist mein Trost, mein Begehren, mein fließender Brunnen, meine Sonne, und ich bin dein Spiegel“. Der Heiland kommt zur Seele wie Tau auf den Blumen. „Das heiße Feuer der Gottheit und das fließende Wachs der minnenden Seele.“ Wie war das so kühn und unerhört für eine Zeit, die erst atmen lernen mußte, erst sehen und hören, die Sinne kosten mit all ihrer Lust. Sie genoß es bis auf die Neige. Der Heiland schmeckt ihr wie eine Weintraube und riecht wie Balsam. Den armen Seelen muß sie ihr Herzblut zu trinken geben. Das orientalische Sinnesleben der Bibel hat freilich vor allem wohl ihre Nerven gereizt. So hat diese Frau in dem einen glühenden Kern ihres Herzens die Welt verschmolzen und genossen. Als die Romantik an diesen Punkt der Entwicklung kam, da eroberte sie sich noch einmal die Erde, alle Lust des Auges und Ohres, der Düfte und Gerüche. Es waren wieder Mitteldeutsche, Novalis und Eichendorff. Und wie sie alle, da sie die Schleusen geöffnet hatten, keinen Halt in diesem Gewirr mehr fanden, wie ihnen Töne und Farben zusammenrannen, ihre Nerven unter entgegengesetzten Schlägen aufzuckten, Mechtild hat wohl ähnliche Schauer verkostet. „Das grüne Kleid der Gottesweisheit.“ „Du kleidest dich mit der Seele mein und bist auch ihr nächstes Kleid ... Herr du bist zu allen Zeiten minnesiech nach mir.“ Angelus Silesius, dessen Wesen wie eine schimmernde Brücke zwischen Mystik und Romantik lag, sprach den gleichen Gedanken aus, kühner und rücksichtsloser.

Neben dieser einzigen Frau stand in Thüringen der Mann, neben der stammelnden Seherin der Befreier des Wortes, der wie jener Adam den Ge-

schöpfen, Gedanken und Stimmungen, dieses neuen Paradieses die Namen gab, neben der Schauenden der Denker, über dem Chaos der Ordner: Meister Eckhart. Er ist jünger wie sie, um 1260 geboren, trat wohl in Erfurt in den Dominikanerorden, studierte auf der Ordenshochschule zu Köln und wurde in den neunziger Jahren Prior zu Erfurt, Vicarius von Thüringen, 1300 lector biblicus zu Paris, drei Jahre später Provinzialprior von Sachsen, ging wieder nach Paris, war zwischen 1312 und 1320 zu Straßburg. Als Lesemeister zu Köln sammelte er dann seinen großen Schülerkreis. Es war das Heldenzeitalter der Mystik und der tragische Umschwung kam sofort. Eckharts Lehre mußte in Rom Anstoß finden, Untersuchungen wurden eingeleitet, und am 13. Februar 1327 gab der Meister jene denkwürdige Erklärung ab, die nichts widerrief, sich nur gegen Mißverständnisse wandte. Bald darauf starb er.

Eckhart ist der große Künstler, der Gott und Welt und Seele dichtend erkannte und bestimmte, nicht in Rhythmus und Gleichklang der Worte, die Gedanken reimen und das All atmet in rhythmischen Zügen. Die Mystik war ihrem innersten Wesen nach Poesie, ihre Urkräfte die gleichen, die im Künstler schaffen. Sie ist nichts anderes als der Versuch einer hochentwickelten Zeit mit den primitiven Mitteln der Urvölker, denen Dichten alles umfaßt, zu den letzten Gründen der Welt, des Daseins und Gottes vorzudringen. Eckhart geht mit diesem Drange nach unmittelbarer Anschaulichkeit den Weg uralter Mythen. Wie die Idee oder Stimmung einer heißen göttlichen Stunde unteilbar und eins in poetische Formen tritt, wie sie in Gegensätzen und Antithesen der Darstellung, der Worte, der Verse, der Reime, der Rhythmen erst anschauliches Leben gewinnt, wie Idee und Form miteinander ringen, dort das Überströmen des Geistes hier Enge und Mangel der Materie, eine ewige Tragödie des Schaffens, so sieht er Gott im All, in der Menschheit. Der Eine, Ungeteilte, Gegensatzlose wird in einer Welt von Widersprüchen anschaulich und sichtbar. Das ist ein ewiges Sichergießen in die stets erschaffenen Wesen, ein ewiges Zurückfluten des göttlichen Atems aus den sterbenden Elementen, eine Weltseele. Eckhart hat Gottheit und All rhythmisiert. Der Mensch wird Gott, der in seiner Seele göttlich ist, ähnlich, wenn er hinwegschreitet über die Gegensätze zur Anschauung, zur Einsamkeit, zur Stille Gottes. Die Qualitäten, die diese Einheit in der Welt differenzieren, müssen verschwimmen. Die Sonne verzehrt das Morgenrot. Mechtild von Magdeburg war in Empfindung und Gefühl über das Trennende der Sinnesqualitäten hinweggekommen, er sucht nun selbst in sprachlichen Paradoxen ganz analog diese Gegensätze aufzulösen: „Stille Frage“, „schlafende Wachsamkeit“, „nüchterne Trunkenheit“. Wie seine Weltweisheit ist auch seine Weltgerechtigkeit reinste Poesie. Wie das Licht nicht anders kann als leuchten, strahlen muß, so strömt ihm die Tugend aus der Seele, ein Quell, der rinnt

und es nicht weiß. Der Mensch heiligt die Werke, nicht das Werk die Herzen. Das waren nicht die gebahnten Wege der Rechtgläubigkeit. Wo er schritt, durfte ihm keiner folgen, und wenn der Papst seine Lehre verurteilte, verdankte er es nur dem ungeheuern Einfluß des Ordens, der die Sache seines großen Sohnes zu der seinen machte, daß der Schlag nicht härter traf. Wo Eckharts Entwicklung schloß, da lagen um 1800 Schillers „Anmut und Würde", Goethes Weltseele, Hardenbergs „Blütenstaub" an der gleichen Wegscheide.

In grenzenloser Verehrung hingen dem Meister die Schüler an. In Köln und Straßburg lebte er, sich stets erneuend fort. In Erfurt auch, seiner Heimat, in Giseler von Slatheim und Hadwig von Germar. Einer der getreuesten war Hermann von Fritzlar. An der Edder in Niederhessen war er daheim. Wohl ein begüterter Laie, der Spanien und Italien auf weiten Fahrten genossen hatte, in die Einsamkeit Gottes einging und ein blütenreiches Heiligenleben schrieb. Die Handschrift wurde 1343 begonnen. Wie köstlich mag wohl der Zeit sein Büchlein gewesen sein, die „Blume der Schauung".

Von Ostfranken kam um 1200 der Antrieb, der dem niederfränkisch-thüringer Strome die entscheidende Richtung gab. Es war die Landschaft süßer heiliger Frauen, geweihter Ritter, die lange vor Eckhart das persönlichste Selbst, Besitz und Glanz dieses Lebens am Gestade ließen und vergessend in das heilige Wasser glitten, wo kein Grund und keine Gegensätze waren. Graf Botenlauben, Frau und Kinder sind die erste Gemeinde von Gottesfreunden. In der benachbarten Oberpfalz war es wieder Regensburg, wo die Freude an der Wortgewalt, diese geheimste Lust des baierischen Volkes, zu unerhörten Wirkungen gedieh. Nürnberg und Regensburg erwachten.

War Lied und Roman der festliche Ausdruck, der Inhalt der ritterlichen Gesellschaft, das mystische Schauen der Feiertagsglanz über dem Leben abgeschlossener Frauenkonvente, die deutsche Predigt dieser Jahrhunderte ist die Literatur, die soziale Kultur der großen Masse, die sich im Freien drängte und wogte, wie einst in grauen Zeiten Gottesdienst und Festlust und Dichtung sie zugleich bewegte, über der es blitzen und donnern mußte, ehe sich die Seelen lösten. Die Predigt ist nur eine Form des vielgestaltigen baierischen Wesens, nur ein Ergebnis der gleichen Kraft, die im Osten Volksepos, Tanzweise und Volksspiel schuf. Die großzügige derbe Wonne des Erlebens war gleich entfernt von der Spekulation des Thüringers mit klassischen Traditionen und Sendungen, von der Versunkenheit des Ostfranken und der abenteuerlichsten Lust am Mystifizieren des Alamannen. Hier war kein enger Gesellschaftskreis, keine Akademie, nicht die Stille des Nonnenklosters. Das aufwühlende, verwirrende Rauschen versammelter Tausende, das Genießen eines Einzelnen, der die dumpfen Ahnungen der Massen zu erschreckender Klarheit lichtet, der

Stimmungen beschwört und lenkt. Diese Mönche waren das Gegenstück zu den fahrenden Artusrittern. Auch sie zogen durch das weite Reich, stets dasselbe überwältigende Abenteuer zu erleben und auszukosten, in die Seelen Ungezählter zu fahren und sie nach ihrem Willen zu zwingen.

Ein Kleinerer ging dem Großen voraus, David von Augsburg, Franziskaner, Novizenmeister und Theologieprofessor des Barfüßerklosters zu Regensburg und später zu Augsburg. Wohl ein Oberpfälzer, der schon vor 1250 wirkte. Sein Schüler war der Beherrscher der Massen, Berthold von Regensburg. 1272 starb er. Wie Eckhart der Ordner eines Chaos, wie er ein unumschränkter Fürst im Reiche der Sprache. Aber der Thüringer weckte den Sinn im Worte, ein Schöpfer des Lebens, ein Sucher für immer neue Formen, die das Unnennbare nennen, das kaum Begriffene fassen sollten. Er grub die Schätze, die Berthold besaß, schmiedete die Waffen, die dieser schwang, ging dorthin, woher Berthold kam, von Gott. Beide sind Einsame. Der Erfurter will versinken, vergehen. Der Pfälzer will wachsen, die Welt in sich ziehen. Kein Bild ist grandios genug, um die geistigen Heerfahrten dieses Eroberers in allen deutschen Landschaften zu zeichnen. Wie in der Sage die Taten der Helden sich in der Fantasie des Volkes zum Ungeheuerlichen auswuchsen, so übertrieben, die es miterlebt, die beispiellosen Wirkungen dieses Redners. Ganze Völker lassen sie vor ihm sich lagern. Er gleicht die gestörte Rechtsordnung aus, das gebannte, geblendete Auge sieht es um seinen Scheitel leuchten. Er schildert es selbst: „Ihr Ehebrecher, die ihr hier sitzt, ihr brechet jetzt mit niemand eure Ehe. Ihr Mörder, ihr mordet jetzt niemand, ihr sitzet mit guten Züchten hier. Dasselbe tun die Würfeler. Die Trinker, die dürstet jetzt arg und müssen sich lassen dürsten. Also müssen auch die Tänzler ohne Tanzen sein und die Spötter ohne Spott. Ihr Räuber, ihr seid hier vor mir jetzt ohne Raub und ohne Brennen und Tornei und ohne andere Hochfahrt. Ihr Schelter, ihr Flucher, ihr sitzet jetzt hier vor mir und schweiget gar still."

Wie den Künstlerinnen heiligen Überschwanges alles Anschauung wurde, so sieht er vor sich, worauf er losdrischt. „Wo der Schildknecht hinfährt, da tut er wie ein Heuschreck. Der will nur mitten in dem Grase liegen; also will auch der Schildknecht alles um sich streuen, was er sieht. Er streuet den Bauern ihr Futter und ihr Heu weit mehr unter die Rosse als sie davon fressen. Wenn er an einem Huhn genug hätte, würgt er deren zehn. Wovon die guten Leute ein ganzes Jahr leben sollten, könnte er das allein auf einmal durchbringen, so täte er's. Und wird doch selten einer von ihnen behäbiger an Leib und Gut. Grad so der Heuschreck: wie tief der im Grase liegt, er wird doch nimmer feister, er ist allezeit mager und langbeinig und schnakelt. So bist du Schildknecht, ein Heuschreck: du hüpfest auch wie ein Heuschreck auf deiner Schindmähre, und hängen dir die Schuhe von den Füßen vor Armut und wirst



Berthold von Regensburg predigt.
Miniatur aus der Wiener Handschrift.

selten wohl beraten und mußt zujüngst eines schändlichen Todes gewarten; wie der Heuschreck: den treten die Leute nieder und das Vieh in dem Grase oder ihn zerschneidet die Sense, so man das Gras mähet."

Wie dieser Mund verstummt oder stammelt, wenn er von Übersinnlichem spricht! Das sieht der Sprachgewaltige eben nicht und spürt es kaum. Aber alle Brunnen der Poesie rauschen ihm. Das Nachtigallmännchen befruchtet das Ei mit seinem Gesange und die Flecken im Monde sind Magdalenas Tränen. Gewiß Volksanschauung, aber daß er sie aufnahm, das stellt ihn so hoch. Ihm ist die Tiefe der Nation vertraut und heimisch. All ihre Kultur, das Grauen vor unabwendbar Bösem, Aberglaube und die einfach schönen Formen ihres Lebens kennt und versteht er, zerstört mit allen Mitteln des Spottes und Hohns das Unechte, Schädliche, Verwirrende und gräbt das lautere Gold heraus. Die höfische Kultur ist ihm verhaßt wie Sünden und Ketzer. So folgt nun dem Ritter, dem rittereitlen Bürgerlichen er, das Volk, der vierte Stand. War alles andere Klassik und Romantik, er ist es, der hinter den glänzenden leichten Vortruppen, die vor der neuen Zeit zerstoben, die grauen Geschwader unübersehbarer Massen ins Licht führt, dem 16. Jahrhundert entgegen. Diese Literatur ist das betäubende Rauschen des breiten Volkes nach dem leisen Saitenklirren aristokratischer Lieder und dem hellen Pfeifenklang des Ostens. Alle waren Einzelne in beschränktem Kreise, das ist die erdrückende Wucht des Ganzen, die dem Führer die Stimme stärkt.

Gerade in Regensburg war das höfische Element um 1250 schon tief in die Klosterliteratur eingedrungen. Hier hatte der Minoritenbruder Lamprecht ein Franziskusleben geschrieben, ein langsam Bekehrter nach irrem Weltlauf. Dann dichtete er seine „Tochter Sion", erfüllt von ritterlichen Formen und im Geiste biblischer Anschauungen.

Bertholds laute Bewegung bildet einen angenehmen Kontrast in den weichen Melodien gottberauschter Frauen, die jetzt zum vollen Ausklang kamen. Zwei fränkische Klöster umschlossen die Mystik der Landschaft, St. Katharina in Nürnberg und Engeltal in der Nähe der Stadt. Sie sind für den geographischen Zusammenhang der Entwicklung von ungemessener Bedeutung. Die Thüringer Frauenliteratur nahmen sie auf, wirkten auf das schwäbische Kloster Medingen, das wiederum mit den Elsässer und Schweizer Konventen in Beziehung stand. Eine ununterbrochene Kette. Das Katharinenkloster, 1295 eingeweiht, beherbergte Bürgerkinder. Das Scheitern der Reformen, die die Dominikaner so wünschten, trieb nun die reichen Patriziertöchter in die alamannischen Landschaften, besonders nach Schönensteinbach im Elsaß, Traditionen und Einflüsse kamen ins Wandern. Als die Erneuerung endlich 1428 gelang, wurden zehn Nonnen aus dem Elsässer

Kloster zurückübernommen. St. Katharina war kein Ort, wo die Bewegung in rascheren Fluß kam oder neue Richtungen erhielt. Das Kloster war ein Stapelplatz der Literatur, die nirgends in ganz Deutschland so vollständig beisammen war. Noch heute fließt die Nürnberger Stadtbibliothek schier unerschöpflich für mystische Kunde. Als geistige Aussteuer brachten die jungen Nonnen reiche Bücherschätze mit, Katharina Tucher dreißig Bände. Durch Geschenke wuchs die Sammlung, der Bienenfleiß der Frauen kopierte unermüdlich, manche Werke doppelt und dreifach. Die Mädchen mußten begabt sein, wenn sich ihnen die Pforten öffnen sollten. Ein defectus discendi war Grund zur Entlassung. Die wichtigsten Werke von Eckhart, Tauler, Seuse, die „Sechs Namen des Frohnleichnams“, „Der Minne Spiegel“, in einer Strophenform ähnlich dem „Frauendienst“ Lichtensteins und vor 1350 vielleicht von einem Nürnberger verfaßt, „Die minnende Seele“, „Marien Rosengarten“ von einem Niederdeutschen, „Marien Wurzgärtlein“ von einem Baiern waren köstliche Perlen dieser seltenen Sammlung. Da von Thüringen aus die eigentliche Straße nach Alamannien führte, ins Land der Vollendung, so stellt das Katharinenkloster das Arsenal auf diesem geistigen Heerwege dar.

Wie so ganz anders zu Engeltal! Hier fand Mechtilds Geist eine ungeahnte Pflege und Förderung. Eine Atmosphäre von fieberhafter Erregung zitterte über diesem Kloster. Von allen Schwestern war zur Zeit der Blüte eine einzige nicht verzückt. Was die Nonne von Helfta empfand, schaute und ahnte, näherte sich hier dem glühendsten Überschwang. Die Farben sind so brennend, daß die Augen schmerzen, die Töne so zerwühlend, daß sich die Seele löst. Das führte zu raschem Verfall. 1513 wurde das Kloster erneuert, unwürdige Nonnen mit Gewalt entfernt, zehn Frauen aus dem Katharinenkloster eingeführt. — Christine Ebner 1277—1356, aus einem der vornehmsten Nürnberger Patriziergeschlechter, war wohl die Verfasserin des Büchleins von der Gnaden Überlast, neben dem nüchtern erscheint, was die Zeit sonst träumte, herb, was sie an Süßigkeiten empfand, gesund und kraftvoll, was ihr die Nerven zerfaserte. Sie knüpft an die heilige Elisabeth an. Hatte Eckhart die Urrhythmen des Weltalls erlauscht, Melodie, Bewegung, Gleichklang ist ihre ganze Seele, durchatmet ihren Stil, beherrscht Wort und Tonfall, ihre ganze Fantasie. Die Lust des Schmerzes ist ins Ungemessene gesteigert. „Weh ist ein gut Wort, Weh ist ein süßes Wort, Weh ist ein gnadenreiches Wort.“ Die Nonnen weinten, daß ihnen die Füße naß wurden, die „Gabe der Tränen“ war eine Gnade, nach der die Frauen lechzten. So aufgeregt diese Stimmung war, sie ist doch ergreifend poesievoll. Alheid und Mechtild lesen nachts die Mette miteinander, empfinden die Gegenwart des Herrn, und Alheid fürchtet, er tue der andern gütlicher. Ausgesprochene Todeserotik erfüllt ihre Seelen. Nicht als lyrische Formel,

als Stimmungsqualität ist virtuos ausgebildet und wieder führt das auf Dante. Alheid erscheint nach ihrem Tode: „Ich bin im Himmelreich und scheint die heilige Dreifaltigkeit durch mich als eine Sonne und bin recht geworden als ein Bild, das da scheint durch einen Kristall." „Im Licht liegen" ist eine typische Empfindung. Berauscht von Glanz und Sonne, blicken sie in das Meer der Poesie, schwelgen in Anschauungen, die den Spätgeborenen niederdrücken, die diesen Frauen vertraut waren wie Morgen und Abend. „Doch will ich dir ein Gleichnis sagen von unsers Herrn Schöne: und wär' eine Kirche von lauterm geschlagenem Golde und schienen hundert Sonnen darein und wäre jede Sonne siebenmal so schön und klar als sie jetzt ist: das wäre der geringsten Schöne nicht gleich, die an Gott liegt." Alte Legenden bezwingen ihre Fantasie mit suggestiver Gewalt. Diemut von Nürnberg sah: „All meine Wege waren behangen mit brennenden Lampen, als in Sankt Benediktus Legende geschrieben steht", und Bercht Makerin von Nürnberg will nicht sterben — ein Bild von hinreißender Schönheit — es sei denn, König David harfe ihr die Seele aus mit seinen Klängen, und so geschahs. Farbensymbole sprachen ihnen wortlos Stimmungen aus. Jesus erscheint der einen als zwölfjähriger Knabe in grünem Gewand mit grünem Schappel, Maria mit einem veilchenblauen Mantel. Das Büchlein ist alles, Tagebuch, Klostergeschichte, Lebensbeschreibung. Christina war ein Mittelpunkt, um den sich das Leben drängte. Karl IV. erbat sich ihren Segen, und Scharen von Geißlern flehten um die Weihe ihrer Hand und wollten nicht weichen. In ähnlicher Weise zeichnete etwas später die Nonne Adelheid Langmann, gestorben 1375, ihre Offenbarungen auf, eine Mitschwester Christinas aus einem kleinen aber ratsfähigen Nürnberger Geschlecht.

Seit den ältesten Zeiten bis zu Wolfram, Botenlauben und Christine zeichnet die Landschaft Einheitlichkeit des Empfindens und Gestaltens aus. Im Kloster Heilsbronn schrieb um 1320 der eigentliche Dichter der fränkischen Mystik in Ansbacher Mundart, ein Mönch, „Das Buch von den sieben Graden" und „von den sechs Namen des Fronleichnams".

„O süßer Herre Jesu Christ,
Des süße Minne ein Abgrund ist!
O grundloser Brunne,
Aller Gnaden Wunne!
Was ist der arme Mensch Dir,
Daß Du so gar Deines Herzens Gier
An ihn so völlig legest,
So groß Minn zu ihm trägest,
Daß Du den Menschen so blöde,
So krank, so schwach, so schnöde,
So minniglichen meinest,
Daß du ihn an dir vereinest?
Bist Du es nicht, Du großer Gott,
Der da heißet Sabaoth?
Und doch in dieser Majestät
Dein Herz in solcher Minne steht,
Daß du ihn suchst mit solchem Flehn,
Als würde all Dein Ehr vergehn,
Und nicht bestehn Dein Reiche,
Ob Dir der Mensch geschweige."

Das ist Eckharts Grundidee, Mechtilds Lieblingsgedanke, die Empfindung, die später an Angelus Silesius so grell seinen Zusammenhang mit dem 14. Jahrhundert beleuchtete. Und mit einer Absage an die ganze Kultur der höfischen Zeit, die in ihrer Frömmigkeit maßlos freigebig, in ihrem Erkenntnisdrange so buchstabentreu, in ihrem Glaubenseifer so abenteuerlich äußerlich war, trennt der Mönch seine eigene von der versinkenden Welt:

„Er bittet Dich nicht: Klöster stift!
Nicht: Lerne Weisheit in der Schrift!
Nicht bittet er: Fahr' übers Meer!
Nach Dir allein ist sein Begehr.“

In diesen Versen scheiden sich die Wasser, die lärmvoll bewegten, gleißenden, und der stille glatte Spiegel einer See, in der Tiefe, Stille und Ruhe war, Versinken, Vergessen.

Ein Glied hängt am andern: Engeltal, Nördlingen, Medingen. Der Osten und Westen drängte sich auf dieser schmalen Linie zusammen, die vom Norden, Erfurt und Helfta quer durch Deutschland über Franken und Schwaben nach Basel und Straßburg führte. Margaretha Ebner, geboren um 1291, stammte aus Donauwörth und trat in das Dominikanerinnenkloster Medingen bei Dillingen. Die Frau brachte einen kranken Leib und eine überreizte Seele mit. In maßloser Askese entzog sie sich Speise und Schlaf, versagte sich wie Seuse jedes Obst, mied das Bad und trank dreißig Jahre lang keinen Wein. 1332 lernte sie den Mann kennen: Heinrich von Nördlingen, ihren Seelenführer, an den sie ihr ganzes Leben hing, der sie als Heilige verehrte, zwei Menschen, die füreinander vorherbestimmt schienen, die nun das mystische Leben der Zeit aneinander bis auf die Neige kosteten. Er wirkte in seiner Heimat als Weltpriester in einem Kreise frommer Frauen, in vornehmer Umgebung, geliebt und vergöttert, von ungeheuerm Ruf, ein Mittelpunkt wie Clemens Hofbauer. Oft kam er nach Medingen herüber, wechselte auch mit Christina Ebner in Engeltal Briefe, trieb Margaretha zur Aufzeichnung ihrer Offenbarungen und als der Kampf Ludwigs des Baiern mit Rom das Interdikt brachte, floh er nach Basel, wo man es nicht anerkannte und wo er doch als kirchlich Gesinnter wirken konnte. Aus dieser Zeit stammt sein Briefwechsel mit Margaretha, der erste deutsche, die andere literarische Form, in der sich neben Predigten, Schriften, Gedichten und Tagebüchern die Literatur der Frauen auswirkte. Sie starb 1351.

Im Advent 1344 begann sie die Niederschrift ihres Lebens. Ihr Stil ist schwer und stockend, alles Inhalt, keine Form. Ihre Visionen sind nicht grell wie die der andern, sie sind reinste Poesie, Süße und Zauber. Von Wien hatte sie ein Jesuskind in der Wiege bekommen, goldene Engel darum. In

einer Nacht sieht sie es fröhlich spielen und nimmt es zu sich ins Bett. So seltsam steht sie mitten im Leben, eine eifrige Anhängerin des gebannten Kaisers, hierin in schroffstem Gegensatz zu Heinrich. Alles an ihr ist frauenhafte Milde und Versöhnlichkeit. Die eigentliche Dichtung des Kreises ist der Briefwechsel. Fast jedem fügte Heinrich Geschenke bei, Lebensmittel, Tücher, Gewürz, Arzneien und empfing dafür liebe Gaben zurück. Medingen, Kaisheim, Schönfeld, Engeltal versorgte er mit Büchern. Kaum ein Gedanke hält der steten innern Bewegung dieses Mannes stand, alles fließt, ist Gefühl und Stimmung. Ein neuer Zug ist in die Zeit gekommen. Alles war Lyrik, Tagebuch, Einzelsprache, einsames Vergehen. Jetzt lebt sich Herz und Herz zusammen, ein Duett der Verzückung und Anbetung, ein Seelendrama, ein Wetteifern und Übersingen wie zwischen Altar und Chor. Diese Briefe enthielten fast nichts an tatsächlicher Mitteilung, es war nur ein stetes Wachhalten des Feuers, ein Nähren und Aufwecken. Es ist etwas wie Kleists Todeslitanei, ein Austauschen von Liebkosungen und Schmeichelnamen: „Du minnigliche Frucht des heiligen Geistes“, „Wohlschmeckende allen reinen Herzen“. Er sendet ihr ein Tüchlein, darin sie ihre „köstlichen Zähren“ fahen soll. „Du köstliche Gemme Gottes“. Die ritterlichen Formen verloschen, an ihre Stelle traten Elemente der Litanei, des hohen Liedes, Kirchensymbole. Heinrich spinnt einzelne Beiwörter zu ganzen Bildern und Handlungen aus: „Du edle Gemme in dem Fürspang, das Jesus Christus auf seinem getreuen Herzen trägt und es minniglich seinem Vater in Freuden der ewigen Hochzeit zeigt, davon besondere Wonne und Lust allen Engeln und Heiligen gegeben wird.“ Er schwelgt in Vorstellungen: Wollust, die man in ewiger Sicherheit genießt und trinkt, schöpft und empfängt aus dem Brunnen, da ewiges Leben getrunken wird.

Im schwäbischen Kloster Kirchberg bei Haigerloch beschrieb Schwester Elisabeth das Leben der Nonnen. Der Einfluß der Thüringer Landgräfin ist auch hier bemerkbar. Doch Stimmungen und Visionen sind konventioneller, anempfunden, vielleicht angezwungen, weniger Echtes und Tiefes.

Die Bodenseelandschaft nahm in der Lyrik des 13. Jahrhunderts eine Ausnahmsstellung ein, schied sich scharf vom westlichen Alamannien ab und unterhielt nur zu Schwaben Beziehungen, zu Konstanz, zum Thurgau und darüber hinauf. Es ist kein Wunder, daß auch die Mystik dieser Gaue für sich steht. Hier war der Adel stärker beteiligt und daß neben dem Grübler Eckhart und dem Straßburger Prediger Tauler der große Dichter der Mystik, „der Minnesinger in Prosa“ ein Hegauer ist, hat für niemanden etwas Auffallendes, dem Stämme und Landschaften mehr bedeuten als ein Nebeneinander von Menschen, Bergen, Städten und Flüssen. Burkart von Hohenfels ob Sipp-

lingen am Überlinger See war eigene Wege gegangen, hatte seine Sinne der Welt geöffnet, der Erste und fast Einzige. Sein engster Landsmann Seuse wurde der Dichter der Mystik. Am Bodensee spielte sich sein ganzes Leben ab. Sein Vater war ein Hegauer Ritter, der sich zu Überlingen mit der Edlen von Sus vermählte. 1295 wurde Heinrich geboren. Nicht nach dem rauhen Vater nannte er sich, nach der Mutter, die wohl mit weichen Händen sein Herz gebildet, nichts Seltsames in dieser frauenhaften Zeit, vielleicht eine Erklärung für das unendlich Sensible, Minneselige an ihm. Er kam nach Konstanz zu den Dominikanern, in eines der weltlichsten Klöster. Mit achtzehn Jahren begann seine Einkehr, in Straßburg und Köln studierte er, war 1329—1336 zu Konstanz Lektor und dann Prior. Doch sein Büchlein von der Wahrheit brachte ihn in Konflikte, er wurde abgesetzt, die Zeit seiner äußern Schmach kam über ihn. 1338 wurden die Mönche durch das Interdikt nach Diessenhofen vertrieben. Langsam gewann er sich das alte Ansehen zurück, 1343 wurde er wieder Prior. Nach kurzem Aufenthalt in Konstanz kam er 1348 nach Ulm, wo er achtzehn Jahre später starb.

Nach den namenlosen Aufregungen und Verzückungen schienen die Möglichkeiten des Empfindens erschöpft. Sie waren es auch für eine Frauenseele. Aber dieser Mann fand neue Irrgänge, entdeckte Nerven, die er noch peinigen konnte, Genüsse der Qual, die alles überstiegen. Seuses Offenbarungen sind sein Büchlein von der ewigen Weisheit, zwischen 1327 und 1335 geschrieben, Betrachtungen und Gebete, sein Büchlein von der Wahrheit 1335 zu Eckharts Verteidigung und sein Minnebüchlein. Die beiden Saiten der Mystik, höchste Vergeistigung und heißeste Sinnlichkeit sind bei ihm bis zum Zerreißen überspannt. Wie er Christus am Kreuze schildert, das gibt ein Bild seines eigenen Lebens: „Ich hing in Ungewalt und in großer Müde meiner göttlichen Gebeine. Alle meine zarten Glieder wurden unbeweglich gezwängt in das enge Gehege; mein hitziges Blut gewann vonnöten manchen wilden Ausbruch, von dem mein sterbender Leib überronnen und blutig ward, daß es ein jämmerliches Angesicht gab. Mein junger, schöner, blühender Leib begann sich zu entfärben, zu dürren, zu darben. Der müde zarte Rücken hatte an dem rauhen Kreuz ein hartes Lehnen, mein schwerer Leib ein Niedersinken; ich war ganz durchwundet und durchsehret.“ Er schrieb sich mit einem eisernen Griffel den Namen Jesus in die Brust, trug spitzige Nägel auf bloßem Leibe, knirschte auf in selbstgewählten Peinen, ertrug sie und zwang sich, sie lustvoll zu finden. Der Natursymbolik, die den Frauen nur mit den einfachsten, primitivsten Sinneselementen Unfaßbares anschaulich machte, unterwarf er das ganze Reich des Sichtbaren und Hörbaren. Es ist, wie wenn er durch einzelne Bilder die Ströme zusammenleitete, bis sie am Schluß vereinigt zusammenschießen und die Stimmung dahertragen, die

er empfinden will. Und wie Burkart von Hohenfels für das Zarteste und Süßeste die Symbole in frischester Natürlichkeit ausprägte, ein Realist und scharfer Beobachter, Seuse schreitet ihm fast voraus. Solchen Menschen wurde ein eigenes Schicksal. Es ist, als stürzten sie von Erlebnis zu Erlebnis, als packe das Leben nur gerade sie Schlag auf Schlag, zu jeder Stunde, auf jedem Wege. Verwandte von Frauen, die er bekehrt, wollen ihn erschlagen; die Schwester, die dem Kloster entsprungen, führt er unter Abenteuern zurück. Im Wasser droht ihm der Tod, im Walde Mörder. Volkshaufen rotten sich wahnsinnig zusammen, weil er den Dorfbrunnen vergiftet haben soll. So wäre sein äußeres Leben oft fast zu fantastisch selbst für das 16. Jahrhundert. Das Reinste und Süßeste sprudelt kristallhell aus seiner Seele und das Furchtbarste war seine tägliche Stimmung. Seine Fantasie und Gestaltungskraft, mit der er Himmel und Tod sah, hätte ihm eine Divina comoedia abringen können. Aber er war wie die wenigen unseres Volkes, die nicht zum eigentlichen Schaffen kamen, weil ihnen die Erde zu leicht war, der Himmel zu nahe, die Kraft zu groß, die keine Form zu ertragen vermochte. Sie erleben alles, das ist ihr Gedicht.

Und dieser Mann führte die Seele einer Frau so leicht und fröhlich und sicher. In der Züricher Landschaft, die vor wenig Jahren noch mit Konstanz und dem Bodensee in Lied und Weise verbunden war, im Tal der Töß, aufwärts die Kiburg hoch über dem Fluß, abwärts die Ruine Alt-Wülfingen, lag auf fruchtbarer Hochfläche das Dominikanerinnenkloster Töß, eine stille Einsamkeit, rings umtobt von den Kämpfen der erwachenden Kantone, unweit des Feldes, wo Kaiser Albrecht fiel, ursprünglich nur ein kleines Schwesternhäuschen „zur Tößbrücke". Hier lebten viele Züricher Patriziertöchter. Die Habsburger und die Minnesängergeschlechter Wart, Teufen, Kiburg hegten es. Hieher kam Königin Agnes nach dem schrecklichen Morde, „ein einiges süftzendes tübli" fürder zu sein — sie selber wohnte in Königsfelden — und schenkte dem Kloster ihr Stiefkind, die letzte Arpadentochter Elisabeth. Das war nun die Heimat der Elisabeth Stagel aus edlem Züricher Hause. Das Leben war hier sonniger, weniger zerwühlt, fröhliche Sängerinnen unter den Nonnen, so Metzi Sidweberin, schon der Name weich und heiter. Elisabeth schrieb das Leben der Schwestern und unterschied sehr bezeichnend genau zwischen Freibürtigen und bürgerlichen Frauen. Diese Frau fand Seuse und leitete sie zum innern Leben, erzählte ihr von seinen innern Kämpfen, Qual und Lust, und was er berichtete, schrieb sie heimlich auf. Seine lateinischen Spruchverse wußte sie wunderhübsch zu übersetzen. So wurde Seuses Biographie daraus, die er später selber redigierte, und ein Tagebuch ihres Verkehrs mit ihm. Es ist die erste deutsche Lebensbeschreibung, die unmittelbar von der Lippe in die Feder floß. So

lange war den Frauen der Romantik diese Kunst vorweggenommen, aus Briefen und Miterlebtem das Bild von Freundinnen, Brüdern und Freunden zu zeichnen. Elisabeth erzählt von Seuse: „Er hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz. Nun erbeut sich die ewige Weisheit in der Heiligen Schrift also lieblich als eine leutselige Minnerin, die sich feinlich aufmacht, darum, daß sie allermänniglich wohlgefalle, und redet zärtlich im Bilde einer Jungfrau, daß sie alle Herzen gen sich neigen möge; unterweilen sagt sie, wie betrüglich alle Minnerinnen seien, und wie recht lieblich und stät sie aber sei. Davon ward sein junger Mut gezogen und geschah ihm von ihr, als so ein Pantertier seinen süßen Geruch ausläßt und die wilden Tiere des Waldes zu sich zieht ... Hiervon begann er eine Sehnsucht zu haben und zu gedenken in seinem minnereichen Mute also: Du solltest doch recht dein Glück versuchen, ob dir diese hohe Minnerin möchte werden zu einem Lieb, von der ich so große Wunder höre sagen, weil doch dein junges unstätes Herz sonder Lieb nicht wohl die Länge mag bleiben."

St. Katharinental bei Diessenhofen und Ötenbach bei Zürich blühten zu gleicher Zeit und fanden um 1340 Chronistinnen ihres geistigen Lebens.

Basel war ein Zufluchtsort für Waldenser, ein Freistatt für Flüchtige aus beiden Lagern, des Kaisers und des Papstes. Im Kampfe mit Rom hatte Ludwig den Baiern der Bann und das Land das Interdikt getroffen. Und als der Kaiser befahl, es nicht zu achten, und als die Städte allenthalben zu ihm standen, die alamannischen vor allem, und die papsttreuen Geistlichen, die sich weigerten, „zu singen", auswiesen, war Basel die einzige Stadt, gut kaiserlich zwar, aber ebenso weitherzig gegenüber den Priestern und Mönchen, die sich an das Interdikt hielten. So strömte es 1339 hier zusammen. Es kamen Führer, von Nördlingen Heinrich und von Straßburg Johann Tauler. Um sie schlossen sich die Gottesfreunde zusammen, die einsam Liebenden und Schauenden in einer gottfernen Welt, eine freie Gemeinde Verwandter und gleich Strebender. Die Welt schien aus den Angeln zu brechen. Seit 1338 erschütterten furchtbare Erdbeben den Boden; Heuschrecken schleppten den Hunger ins Land, Kometen stiegen auf und der schwarze Tod zerfraß das Leben. Es war entsetzlich viel für eine Zeit und ein Volk, das seine Seelenstärke in Tagen voll gewollter Peinen und in Nächten voll Visionen hingegeben hatte. Fromme und Unfromme erwarteten das letzte Gericht, und was die Auserwählten bisher in stiller Einsamkeit geübt, das zog nun als heller Wahnsinn durch Länder und Städte, lange Züge wilder Verzückter, die sich peitschten, daß das Blut strömte. Der süße Rausch der Wenigen, noch poesievoll und fruchtbar für Wort und Lied, verzerrte jetzt die Massen in abschreckender Häßlichkeit.

„Nun hebet auf alle eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende,
Hebet auf all eure Arme,
Daß sich Gott über euch erbarme!
Christ ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir an ein Kreuze fallen“

sangen die Scharen in stoßweisen energischen Rhythmen von Stadt zu Stadt. Das war das Ende. Hier das rohe Übermaß, in Straßburg bereits die falsche Mystik und in Basel das Zusammendrängen, der geschlossene Höhepunkt, der immer einen Ausgang bedeutet. Die Mystik trat aus dem Herzen heraus auf die Bühne Bertholds von Regensburg. Heinrich von Nördlingen und Johann Tauler predigten in Basel mit ungeheuerm Erfolg, Heinrich vor allem. Frauen und Männer schlossen sich an und drängten sich an den Beichtstuhl des Mannes, der seine Freude und Müdigkeit, sein Staunen über solche Wirkungen nach Medingen an die Seelenfreundin berichtete. Er übersetzte Mechtilds fließendes Licht der Gottheit ins Hochdeutsche, für seine Baseler Frauen zunächst, und sandte Abschriften nach Kaisheim, Medingen, Engeltal. Dieser einzige, unermüdliche, unsagbar bewegliche Mann brachte Einheit und Zusammenschluß in die Bewegung, die in diesen zehn Jahren, 1338—1348, ihre herrlichsten Tage erlebte. Seine Briefe flogen in alle Welt, nach Unterlinden bei Kolmar, zu Merswin nach Straßburg und Venturini nach Südfrankreich, nach Köln, Engeltal, Medingen bis an den äußersten Osten nach Wien. Basel war das Hauptquartier der Mystik, ehe sich das Heer nach dem Siege zerstreute. Tauler trat noch etwas zurück. Um 1300 zu Straßburg bürgerlich geboren, wurde er Dominikaner in seiner Vaterstadt und ging wohl 1325 nach Köln, wo er, wie Seuse, Eckhart noch eben hören konnte. Heinrich führte ihn in Medingen ein. 1352—1361 ist er wieder zumeist bis zu seinem Tode in Straßburg. 1348 zerstob der Baseler Kreis. Heinrich von Nördlingen floh vor der Pest, wurde Wanderprediger und kehrte endlich in seine Heimat zurück, wo er starb.

Taulers Glanzzeit erfüllte Straßburg. Die Stadt war der Mittelpunkt der Dominikaner und Franziskaner im Südwesten. Soziale Kräfte bestimmten auch die Entfaltung der Mystik wie der ritterlichen Literatur. War das neue Seelenleben in allem Ablösung und Ergänzung der höfischen Kultur, das aktive Leben der Frau gegenüber dem Manne, Innerlichkeit gegenüber Außenformen, Prosa gegenüber Vers und Reim, Persönlichstes nach der Gesellschaftsdichtung: vor allem ergänzten sich auch die Stände. In den Landschaften, die um 1200 ausschließlich aristokratische Elemente in die Literatur getrieben hatten, lebt sich jetzt Stadt und Bürgertum aus. In Straß-

burg aber, wo sich der Aristokrat so gut wie ganz zurückgezogen hatte, löst er nun die herrschenden Stände ab. Das patrizische Stadtelement überwucherte selbst im Predigerorden. Das später gegründete Johanniterhaus nahm nur oberrheinische Ritter auf. Die zehn Straßburger Frauenklöster wurden einzig der Stadtnobilität offen gehalten, die Zünfte waren vollständig ausgeschlossen. Der politische Sieg der Handwerker seit 1332 ist im kirchlichen Leben der Landschaft nicht zu spüren. Freiherrn und Grafen teilten sich in das Domkapitel.

Eckhart hatte sich selbst die festesten Grundlagen in Straßburg geschaffen. Nikolaus von Straßburg stellt die bodenständige Mystik dar. Er war fertig, als er den Erfurter Meister kennen lernte. Ihm war es vergönnt, dem Freunde, als er 1326 die Untersuchung gegen ihn führte, unvergessene Dienste zu leisten. Er ist lebendig und lebhaft, ein Künstler der Fabel. Eckharts Grundgedanken sprach er in hübscher Form aus. Der Leib und die Sinne, die sind die Mauer, hinter der sich Gott birgt. Wir müssen sie erklimmen mit Begierde und Minne. Zu Ostern 1325 hielt er den Dominikanerinnen zu St. Agnes in Freiburg und zu Adelhausen seine berühmten Predigten. Eckharts unmittelbare Schüler wirkten in Straßburg, und gerade hier blühte auf, was der Mystik der fränkischen und Thüringer Landschaften nicht beschieden war, die Predigt. Etwas von Gottfrieds Formtalent ist auf Johann von Sterngassen übergegangen. Er liebt das alamannische Spiel mit Worten. Gottfrieds Parallelismus und Eckharts Weltrhythmus prägen seine Predigten durchaus individuell um. Vielleicht war er aber ein Kölner, dann müßte er sich ganz vorzüglich in seine zweite Heimat eingelebt haben. Die ritterliche Literatur um 1200 hat überhaupt die Entwicklung gerade im Elsaß landschaftlich eigenartig beeinflußt. Die Allegorie „Der Minnebaum", vielleicht von Konrad von Weißenburg, spielt mit dem Wort Minne. — „Auf dem Kreuz ward er zerdehnet, daß er wäre ein Harfenklang dem, der sich nach Minne sehnet." — Um 1320 dichtete eine ritterbürtige Nonne den „geistlichen Streit" ganz in höfischen Formeln, und in dem Gedicht einer Straßburger Handschrift findet sich das romantische Spiel mit fern und nahe:

„Wer die Nahheit minnet, dem ist ein fernes bei,
Höret, was er geminnet: die Namen alle drei!
Gott, der ist mir näher, denn ich mir selber sei.
Er ist offenbare der Seele, die ist frei.
Was ist Nahheit? Minne! Minne ist Ewigkeit,
Das Reich, das ist da inne, darin die Seele geht."

Johann Tauler ist Straßburger wie Gottfried es war, der große Prediger, der die Mystik im Sinne der Landschaft entwickelte, nach rückwärts anknüpfte und die Verbindung mit Geiler von Kaisersberg ver-

mittelte. Wieder eine ununterbrochene Stammestradition. Selbst mit dem Dichter des Tristan kann man ihn kühn vergleichen. Gottfried war in all dem ritterlichen Überschwang der ruhige feine Mäßiger, der Wirkungen dämpfte, um zu gefallen, und die roheste Erotik verklärte und milderte, um der Schönheit willen. Tauler ist der Ästhetiker unter allen. Die Aufregungen verzittern, er atmet eine Stille und Milde, die selbst dem späten Leser die Stirne kühlt. Er ist fast nüchtern, und wenn Wilhelm Scherer Reinmar von Hagenau den Scholastiker der Liebe nannte, Tauler ist der Scholastiker der Mystik. Seuse hatte die Bewegung in die wilden Orgien der Selbstzerstörung geführt, er zerschlug die Form, um den Geist zu befreien. Tauler ist der Realist und Praktiker, der kluge Reiter, der das Roß schont und erzieht und zügelt, da es ihn doch in ungemessene Fernen tragen soll. Er muß Seuse vor sich gesehen haben, wenn er warnte: „Halt auch stille das Messer, bis du wahrlich ersehest, was du abschneiden sollst. Und kennte der Weingärtner nicht die Kunst, er schnitte das edele Holz, das die Trauben bringen soll, ebenso ab wie das böse Holz, und also verderbte er damit den Weingarten. Also tun auch solche Menschen, die diese Kunst nicht kennen. Sie lassen die Untugend und die bösen Neigungen in dem Grund der Natur liegen und hauen und schneiden ab die arme Natur und dadurch verderben sie dann diesen edlen Weingarten. Die Natur an sich selbst ist gut und edel; wozu willst du denn der die Kraft nehmen? Wenn die Zeit der Frucht sollte kommen, das ist: ein göttlich, selig, andächtig Leben, so hast du dann die Natur verderbet." Herrlich! Das war ein Künstler des Lebens, das war derselbe Geist, der in Gottfried wirkte. Da sich alle großen Bewegungen zuletzt in Typen auflösen, diese waren es, Seuse und Tauler, Schüler desselben Meisters, Kinder desselben Stammes, Führer und Vollender der gleichen Bewegung. Jener war das Übermaß, in dem sich die Stimmungen erschöpften, dieser der heitere Ausgleich, der sie wieder ins Leben zurückführte. Nach solcher Teilung sind geistige Züge noch immer zerflossen. Tauler hat als Einziger unter allen trotz heißen Sehnens nach „Vergottung" den Menschen im All wieder stärker betont. Keinem ist er ähnlicher als Goethe, dem ewigen Ringer aus strudelnden Wassern, der sich allem hingab und alles bezwang, der seine Zeit, in ähnlichen Wirnissen befangen, zur Klarheit emportrug. Und Goethe hat sich in Straßburg gefunden.

Das ist sicher: verklärt, menschlicher, künstlerisch und durchaus stammestümlich ist die Mystik nur in Straßburg geworden. Der Alamanne war der Abenteurer unter den deutschen Stämmen. Vielleicht spricht sich eine seltsame Lust am Mystifizieren in den zwei großen Fälschungen aus, die den Abschluß der Mystik bezeichnen. Der frühere Straßburger Wechsler Rulman Merswin stiftete 1366 in Straßburg ein Johanniterhaus zum grünen Wört,

unter Geschäftskniffen, die dem Finanzmann alle Ehre machen. Es wird der Mittelpunkt der aristokratischen Mystik. Zum Eintritt war erforderlich, daß mindestens die Eltern nie ein Handwerk getrieben hatten. Sein Sekretär nun, Nikolaus von Löwen, erfand nach Merswins Tode einen mysteriösen Gottesfreund aus dem Oberland, der Rulman bekehrt haben sollte, und Biographien und Werke, die beide verfaßt hätten, nach und nach, wie es die Wandlungen des Ordenshauses erforderten, wie er es jedesmal brauchte, um die Satzungen des Stifts aufrecht zu erhalten. Und die ganze Folgezeit bis herauf ins 19. Jahrhundert hat ihm sein Märchen geglaubt. Ein ähnlicher Schwindel ist Taulers Bekehrung im Meisterbuch, dessen Held der Prediger ist. Es ist nichts anderes als eine Erfindung, um das ungelehrte, gottbegnadete Laientum auf Kosten der Geistlichen zu erheben.

Freiburg war nur ein Vorort der Straßburger Mystik. Den Übergang von der Mystik der Scholastik zum reinen Schauen, das bodenständige, eingeborene Element stellt Theoderich von Freiburg dar. Er ist um 1250 geboren. Wie Unterlinden bei Kolmar — Katharina von Gebweiler beschrieb das Leben der Nonnen in vielbewundertem Latein —, so war auch das Kloster Adelhausen ein Mittelpunkt überreizter Stimmungen, schon stark unter dem Einfluß von Traditionen. Die Visionen beschrieb Anna Münzingen 1318. In St. Klara zu Freiburg bietet Schwester Magdalena 1407—1458 den späten pseudomystischen Ausklang. In ihr leben Regungen des Straßburger Johanniterhauses fort und die Täuschungssucht beherrscht sie ganz offenbar, nur eine letzte Folge des Geistes, der schon zu so raffinierten Fälschungen geführt hatte.

Die geographische Gruppierung der Landschaften innerhalb der geistigen Züge ist ebenso typisch für jede Zeit wie die Stoffe, Stimmungen und Formen, ebenso einheitlich wie sie. Im 12. und 13. Jahrhundert, bei der Bedeutung, die noch die natürlichen Wege Rhein, Elbe und Donau hatten, da die Bewegungen alle von Westen nach Osten gingen, traten die Landschaften auch in solcher Folge zusammen. Als sich aber im 16. Jahrhundert in der deutschen Mittelachse Augsburg und Nürnberg zu führenden Städten entwickelten, Erfurt und Wittenberg bedeutende Hochschulen, Zentren des Humanismus und der Reformation geworden waren, verschob sich auch das ganze geistige Leben der Nation auf dieser Mittellinie, die fast schnurgerade von Wittenberg und Erfurt nach Augsburg und von da nach Basel und Straßburg führte, die typische Gruppierung für das 16. Jahrhundert. Die Zeit der Mystik liegt zwischen 1200 und 1500 und wirklich drängen sich die gruppenbildenden Tendenzen beider Jahrhunderte durcheinander. Noch wirkt die alte Bewegungsrichtung fort. Rheinaufwärts kommt die Mystik, ja Köln und Straßburg werden geradezu Umsatzgebiete, zwischen denen sich der Austausch

an mystischen Gedanken vollzieht, freilich nur der akademischen. Von Niederfranken schreitet die Bewegung, wie um 1200, auch nach Thüringen. Aber die Kombination der Zentren, die für die Literatur fruchtbar waren, die Gruppierung der Heimstätten, prägt schon klar das 16. Jahrhundert aus: von Helfta und Erfurt bis Basel ein einheitlicher Zug, Basel und Straßburg als engere Einheit und die östliche Schweiz geben der Linie das breite Fundament im Süden. Und so bleibt es bis zum Anbruch des 17. Jahrhunderts. Auch in der Mechanik der Bewegungen drückt sich der Charakter der Übergangszeit aus.

Die Frau hatte mutig den Weg ins 16. Jahrhundert beschritten. Heilssehnsucht und der faustische Drang nach Erkenntnis, freilich so unsagbar frauenhaft ausgedrückt, trieben sie die neue Straße. Aus der Gebundenheit in Stimmung und Form in die wildwuchernde Freiheit der Prosa, des Eigenlebens. Neue Gefäße waren gefunden, die individuellsten und persönlichsten Formen, Briefe, Tagebücher, Predigt und Selbstbiographie, das menschliche Erleben zu zweit. All die berühmten und namenlosen Nonnen, in jeder steckte ein Stück Künstlertum des Genießens. Sie hatten die Empfänglichkeit der Fantasie ins Grandiose gesteigert; freilich zerstob weithin in schimmernde Tropfen, was Dante zu schweren dunklen Gewässern sammelte. Eine Wanderin durch Hölle, Fegefeuer und Himmel war jede. Dantes Jahrhundert in Deutschland waren sie.

Von all den Rätseln ihres Seelenlebens läßt sich mit vorsichtigen Fingern manches Siegel lösen. Gewiß stand die eine oder andere unter Ausnahmsgesetzen, die noch in jedem Jahrhundert ihr Recht gefordert haben. Doch das meiste war eine natürliche Folge gestörter Harmonie. Maßlose Askese zerrieb den Körper; Hunger, Selbstpeinigungen, Schlaflosigkeit, Schwäche überreizte die Nerven. Die Eigenart des weiblichen Organismus wirkte mit. Die Sinne wurden bewußt und dauernd nach einem Ziele erzogen, stets erneuter Genuß aufregender Stimmungen. Das enge Zusammenleben erzeugte gemeinsame Suggestionen; das Gefühlsleben einzelner teilte sich ganzen Konventen mit. Die Visionen wurden aufgezeichnet, die allgemeine Tischlektüre zwang sie immer wieder der ganzen Gesamtheit auf. Und vor allem der Wunsch, der Wille, zu erleben, was ein Zeichen besonderer Gnade war. Vieles waren Wandersagen der Dominikanerklöster, literarische Einflüsse wirkten auf den Inhalt der Visionen wie auf die Niederschrift. Das forzierte Erlebenwollen um jeden Preis ist der letzte Grund der Blüte und des Verfalls dieser Literatur und Kultur.

Das sind die breiten Gipfel, von denen sich Mystik und Romantik grüßen. Frauen hier wie dort das glühende Ferment des Lebens, jenseits aller Leiblichkeit und dennoch mitten auf Erden, ja Mächte und Triebkräfte

selbst in politischen Kämpfen. Fast die gleichen Formen, die sie schaffen und pflegen, das Gruppieren zum geistigen Doppelleben, eine Literatur des unmittelbarsten Austausches von Lippe zu Lippe, von Herz zu Herz oft ohne das Mittel des Buchstabens manchmal ohne Worte, eine Literatur des Tages, Gespräch, Erzählung, Briefe, Selbstbeichte, eine ungeschriebene Literatur das meiste, die wenigen Blätter nur Bruchstücke eines Ganzen, das da sein sollte. Kranke Körper jetzt und später, überquälte Sinne, die Außenwelt flimmert in dieser zitternden Sommerschwüle. Nichts für die Dauer, alles für den Augenblick gedacht. Mystik und Romantik sind die höchsten Punkte, zu denen die deutsche Seele vom Sturm emporgejagt wurde.

2.

Der Westen.

Die fränkischen Stammestraditionen waren vollständig am Niederbrechen. Die Rheinlande gerieten unter den Einfluß des niederländischen Epos, das derber und realistischer als das deutsche, sich eben breitere Grundlagen geschaffen hatte. Noch im 14. Jahrhundert wurde um Aachen in „Karlmeinet“ ein äußerlicher Zusammenschluß von Karlsepen geschaffen. Der Rastätter Hans von Bühel dichtete um 1400 unter dem Eindruck der alamannischen Blüte die „Königstochter von Frankreich“ und 1412 im Dienste des Kölner Erzbischofs eine Prosafassung der Novellensammlung „Historia septem Sapientum“ — Diokletians Leben, Stoffe und Erzählungstechnik aus dem Orient. Johann Steinwert von Soest, der in Heidelberg wirkte, gehörte schon fast ins 16. Jahrhundert mit seinen abenteuerlichen Schicksalen und war ein Westfale aus Unna. Geboren um 1448, Musikmeister und dann Stadtarzt an verschiedenen Orten, beschrieb er sein wüstes Leben und dichtete den Versroman „Die Kinder von Limburg“, eine Übersetzung des Niederfranken Hein van Aken, und 1483 einen „Beichtspiegel“. 1506 starb er zu Frankfurt.

Und daß gerade das Rheinfränkische, die Stadt Christians I., zum Tummelplatz der bürgerlichen Professionsdichter werden mußte! Freilich waren es Fremde. Frauenlob, Heinrich von Meißen, stammte aus einer Landschaft, die von jetzt an nur fruchtbar wurde, wenn formelle Dinge auf dem Spiele standen, wenn sich Schulmeister und Pedanten schlugen. In Meißen war er um 1250 geboren, vielleicht ein ehemaliger Domschüler, der sein Leben lang den Erwerb aufmerksamer Stunden in Verse brachte, ein Fahrender wie alle seit Reinmar von Zweter; der Kärntner und Prager Hof, Mecklenburg, Rostock und Rügen, Niederbaiern und das Marchfeld, gefehlt hat er nirgends.

Seit 1312 war er in Mainz, hier muß sich ein reger Verband von Dichtern zusammengefunden haben. Obwohl er Wolfram von Eschenbach nachahmt, er, der Meißner, war er kaum ein Dichter, gewiß aber kein Lyriker. Sein Marienleich wurde berühmt. Er steht vor allem am Anfang einer Bewegung, des Meistergesanges, und ist darum mehr ein Mensch des 14. als des 13. Jahrhunderts. 1318 starb er in Mainz. Je ärmer die Kunst wurde, desto größer Ehrgeiz und Eitelkeit. Aus Mainz oder Speier stammte der Konkurrent, mit dem sich Frauenlob in spitzfindigen Streitversen maß, der Typus des bürgerlichen Spruchdichters, Regenbogen. War der Meißner der eingebildete Epigone, dem die alten Meister nichts mehr galten, dieser trat für sie um so hartnäckiger in die Schranken. Nur ist seine Gelehrsamkeit noch öder und äußerlicher. So standen beide an den Quellen des Meistergesanges, Sänger von Profession, denn die Dilettanten, die Feierabenddichter kamen erst später.

Ein eigenes Schicksal waltete über den fränkischen Landschaften. Die neue Zeit störte die Entwicklung, die empordrängenden demokratischen Mächte töteten in der adeligen Pfalz die bodenständige Literatur, im Osten rissen sie das Schrifttum in fremde Bahnen: am Rhein und am Main brachen die alten Traditionen ab. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß gerade Ostfranken, dessen Herrlichkeit im 13. und frühen 14. Jahrhundert weithin über Deutschland leuchtete, die Torheiten des Verfalls am weitesten trieb. Das siegreiche Volk braucht immer Zeit, bis es mündig wird. An die Stelle der Dichter traten die Reimer, Versſprecher, Krügelredner, die sich Stoffe suchten, so spröd als möglich, überraschende Themen, wo sich jeder fragte, wie kann man nur daraus etwas machen. Ein Ostfranke trieb den Unsinn auf die Spitze, der König vom Odenwald, jedenfalls der Koch eines geistlichen Herrn in Würzburg aus dem rheinisch-ostfränkischen Grenzgebiet. Zunächst schrieb er das älteste Kochbuch in deutscher Sprache, „Ein Buch von guter Speise", für feinere Kenner, denn die Rezepte enthalten nur Delikatessen. Der Duft brodelnder Töpfe gab seiner Fantasie die Weihe. Steinmar hatte Schlemmerlieder gedichtet voll Poesie und Reiz, köstliches Leben. Er preist die Küchentiere und leitet damit die Enkomien des 16. Jahrhunderts ein, lobt Kühe, Hühner und Eier, das Schaf und die Gans und mit der verblüffenden Kenntnis eines Küchenchefs gewinnt er selbst dem Stroh noch hundert Verwendungsmöglichkeiten ab. Er hängt am allerengsten Milieu, nur die Küche führt ihn aus dem Umkreis der Würzburger Kirchtürme; daß er über die langen Bärte spottet und warum sie der und jener trage, vermag seinen Ruf um nichts zu bessern. Der Würzburger Kanonikus Michael vom Löwenhofe, ein Mainzer, übernahm die Reimereien in seine prachtvolle Handschrift, die er um 1340 im engsten fränkischen Lokalinteresse herstellen ließ. Das war ein Mißbrauch des Reimes und Verses. Aber der andere war ein Epigone, der in den verknitterten Klei-

dern toter Geschlechter einherstolzierte. Mit dem Erlöschen der ritterlichen Kultur kamen geschäftige Pedanten, die nun das entseelte Leben kodifizierten. Allegorien wurden ergrübelt, „der Minne Regel“ des Mindener Kanonikus Eberhard von Cersne und das bairische „Kloster der Minne“, das all die Minner und Minnerinnen unter Ordensgesetze brachte. Ein Ostfranke schoß wieder den Vogel ab, der Dichter der „Minneburg“ um 1350. Die Mystik wird nicht ganz unschuldig sein an der ganzen Gattung. Doch gerade dieses Gedicht ist unvergleichlich wertvoll für die Beobachtung, wie zwingend gewisse Stammeselemente immer wieder durchbrechen, die Unarten gerade. Wolfram von Eschenbach hatte bereits bedenklich nach Absonderlichkeiten gesucht, barocke Wortbildung, seltsame Verba. Die Pegnitzschäfer des 17. Jahrhunderts übertrieben den Schwulst und Bombast, die Lautmalereien der andern Landschaften bis ins Sinnlose. Die „Minneburg“ ist das Mittelglied dieser lokalen Entwicklung. Abenteuerliche Reimwörter ringeln sich ärgerlich durch die Verse, es ist der Typus der „geblümten Rede“, die eben in Deutschland aufkam.

ich forcht, mir si vergiftet
min fröuderìcher wandel,
daz ich für fröuden mandel
werd ezzen leides zidelbast.
(Seidelbast.)
ir minneclicher süezer glast
mich in dem herzen kützelt,
daz mir min fröude verhützelt
ist und ouch gar verdorret
also bin ich verstoret.

Vorbild und Muster für die Narrheit war Egen von Bamberg, von dem sich aber nur zwei Gedichte erhalten haben. An wertvollen Kräften fehlte es der Landschaft in spätern Jahren nicht. Kaspar von der Rön aus Männerstadt fertigte 1472 mit einem andern fränkischen Schreiber für den Herzog Balthasar von Mecklenburg das Dresdener Heldenbuch an.

Die Nürnberger Blüte, die schon im 15. Jahrhundert einsetzte, wuchs sich erst in den folgenden Jahrzehnten fruchtbar aus und erhält erst durch das 16. Jahrhundert Sinn und Bedeutung.

Das literarische Unheil der Franken war nur eine Folge sozialer Umwälzungen. An Stelle der Aristokraten kamen Bürger und Handwerker, ein unvermittelter Stoß, dazu in einer Zeit des Niedergangs. In Alamannien, das Elsaß voran, waren die entscheidenden Schlachten schon im 13. Jahrhundert geschlagen worden. Der Bürger hatte blühendes Leben übernommen, besaß um 1400 längst Traditionen und so ist es ganz unvergleichlich wie konservativ die alamannischen Landschaften Altes fortbildeten und das Neue organisch einschmolzen, kein Bruch bis zu Fischart, überall vermittelnde Glieder auch zwischen dem Gegensätzlichsten, selbst Tauler besaß ja etwas von Gottfrieds Geiste. Ja gerade jetzt glich man im Elsaß aus, was um 1200 wie

Feuer und Wasser war. Wolfram zog in die feindliche Stadt ein. Klaus Wisse und der Straßburger Goldschmied Philipp Colin dichteten 1331—1336 für Ulrich von Rappoltstein einen Parzival; Wolframs Gedicht wurde aus den Quellen erweitert und mit Gottfrieds Geiste durchsetzt. Und so wurde in Schwaben aus Stoffen und Erinnerungen an alle höfischen Epen das Gedicht vom Herzog Friedrich von Schwaben geschaffen. Ja die alten klassischen Stoffe des mitteldeutschen Kulturgebietes lebten im Süden auf. Ein Nachahmer Wolframs gab einen trojanischen Krieg und ein anderer Alamanne zwischen 1389 und 1397 einen Alexanderroman. Der byzantinische Einfluß stand auf der Höhe. In der Ortenau entstand unter den Händen eines Nachahmers Konrads von Würzburg zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Peter von Staufenberg; einen verwandten Stoff wie Magelone und Melusine bearbeitete noch 1350 Schondoch in seiner „Königin von Frankreich". Und wie die ritterliche Literatur, so setzte der Alamanne auch die Legende fort, freilich wurden jetzt rohe Martergeschichten beliebt. Daneben drängten sich Novellenformen auf wie in den „Jakobsbrüdern" des Straßburgers Kunz Kistener um 1350, der sich wieder an Konrad anschloß. Eine Spezialität waren um dieselbe Zeit die Schachbücher, die die Figuren auf einzelne Stände deuteten.

Die Schweiz, Schwaben, vor allem Augsburg, kamen zu eigenen lokalen Entwickelungen. Der Berner Dominikaner Ulrich Boner, bezeugt 1324—1349, gab in seinem „Edelstein" hundert Fabeln nach lateinischen Vorlagen. Sein Werk war handschriftlich weit verbreitet und 1461 eines der ersten gedruckten deutschen Bücher. Heinrich Wittenweiler setzte vor 1450 in seinem Epos „Der Ring" Neidharts Kampf gegen die Bauern fort. Der Spötter tritt persönlich auf. Eine anima candida war der bedeutendste Lyriker Alamanniens um diese Zeit, Heinrich Laufenberg. Er weilte in Freiburg und Straßburg, wo er 1445 ins Johanniterkloster trat. 1460 starb er. Es ist so hübsch, wenn er im „Buch der Gesundheit" das Singen an der Wiege der Kinder empfiehlt. Er griff im Grunde sehr weit zurück, da er das speculum humanae salvationis und das Buch der Figuren übersetzte, in dem alle Geschichten des alten Testaments als Symbole der Jungfrau Maria betrachtet sind. Seine Predigten und Lieder beeinflußte der Mönch von Salzburg. Die Schweiz erlebte ihr Heldenzeitalter: das Ringen des Bauern mit dem Ritter. Im Osten und Westen erlagen die reisigen Heere der Habsburger und des Burgunders. Der Tag war schon zu hell, als daß sich noch einmal große Sagenkreise bilden konnten, nur Einzelne wurden noch verklärt, und die Zeit klang nur im Jubel des Volksliedes aus. Der Sang von der Schlacht bei Näfels und Halbsuters Lied vom Sempacher Siege nach 1450 waren Führer der Stimmung. Selbst in

Straßburg und Freiburg wurde unter dem unmittelbaren Eindruck gewaltiger landschaftlicher Kämpfe die zeitgenössische Historie gepflegt.

Diesseit des Arlberges sang noch ein Minnesänger, so spät, daß seine Gestalt wie ein Schatten in die Zeit fällt, Hugo von Montfort (1357—1423), der auf weiten Kriegsfahrten die Lust persönlichen Erlebens lernte. Noch ist Parzival sein Leitstern, das Volkslied findet in seinen Versen reinen Ausdruck.

In Schwaben wurde Augsburg bereits, dem Jahrhundert vorauseilend, ein literarischer Mittelpunkt. Seit den Tagen der Mystik wußte die alamannische Frau Stimmungen zu genießen. Jetzt fiel die Landschaft wieder in trübe Erotik zurück. Die Soeflinger Liebesgrüße — Verse und Briefe — zeigen die Ulmer Nonnen in vollem Niedergange, und auch in Augsburg enthüllt das Liederbuch der Klara Hätzlerin 1471 die derberen Neigungen des Jahrhunderts. Sie war berufsmäßige Schreiberin und kopierte wahllos, was ihr aufgetragen wurde. Die Sammlung sollte einen Überblick über die ganze Literatur geben, wie sie dem damaligen Bürgertum erschien. Die Stadt scheint ganz erfüllt von lyrischem Drange. Hier bestand seit 1449 die erste fest eingerichtete Singschule und auch der fahrende Spruchdichter Heinrich Kaufringer, der um 1370 Bertholds Predigten reimte und sich nach dem Pfarrdorf am rechten Lechufer nannte, unterhielt Beziehungen zu Augsburg. Ein Abenteurer kühnster Prägung war aber Michael Behaim, 1416 zu Sulzbach geboren, Soldat und Meistersänger, der alle Zonen durchstreifte. Von den Rittern des späten 13. Jahrhunderts hat er ebensoviel wie von den Lanzknechten des 16. Jahrhunderts. Neben Liedern, in denen sich sein ganzes Leben spiegelt, steht sein Buch von den Wienern — die Belagerung der Hofburg machte er 1462 mit — und die Geschichte Friedrichs von der Pfalz, voll widerlicher Lobreden. Ein später Vertreter der Minnereden war der Ritter Hermann von Sachsenheim. Seine Zoten und Selbstparodien zeigen das Schwanken zwischen angelerntem höfischem Stil und moderner Realistik. Seine „Möhrin“ widmete er 1453 der Pfalzgräfin Mechtild.

Vom Süden her bis Augsburg zeichnen sich auch in der Literatur der Epigonen bereits die Konturen jener landschaftlichen Gruppierung durch, die dem 16. Jahrhundert den eigentümlichen Charakter gibt.

3.

Der Osten.

Ein ewiges Wellenspiel bewegt die Entwicklung der Landschaften. Die Mystik gab im 14. und frühen 15. Jahrhundert allen Ländern jenseits Lech

und Regen das einheitliche Gepräge, sie verband die Generationen allein mit der höfischen Kultur, reine Lyrik fand in reinstem Stimmungsgenuß die einzig mögliche Fortsetzung. Altbaiern und die Ostmark hatten im 13. Jahrhundert selbständige Liederformen im engsten Anschluß an lokale Grundlagen entwickelt, dramatische, mimische Liederformen, und während sie von der Mystik unberührt blieben, floß die so eigenartige Lyrik in neue Gestalten hinüber, in das dramatische Spiel, ja das älteste, das beherrschende Stück des Ostens knüpfte gerade an die Persönlichkeit dieses klassischen Liederdichters an. Das, was den Westen und den Osten band, was beide nach rückwärts organisch festhielt, war die Lyrik: dort die extreme Stimmung, darum als Ausklang die Mystik, hier dramatische Formen, Tanzweisen darum als Fortsetzung das Drama.

Immer wieder finden sich Landschaften zu gemeinsamer Entwicklung, die von einem Menschen bewohnt, zu Zeiten getrennte Wege gingen. In diesem Jahrhundert hat der Bajuware in den Alpen und längs des Donaulaufes bis nach Ungarn seine heimlichste Liebe verraten. Der Schwabe verschloß sich so gern, ein stiller Sänger verschwiegener Lust, ein heimlicher Verräter stillen Leidens. Dem Bajuwaren wurde alles Handlung, er ist der Schöpfer des deutschen Volksspiels. Die ältesten Predigten und die ältesten Schauspiele überliefern uns baierische Klöster. Der dramatische Charakter der kirchlichen Liturgie ist die Quelle beider. Schon im 11. Jahrhundert wurde in Freising das erstemal ein Dreikönigsspiel und der bethlehemitische Kindermord lateinisch aufgeführt. An der schwäbisch-baierischen Grenze, in Augsburg, ließ Gerhoh von Reichersberg 1120 von den Scholaren der Domschule Herodes den Kindermörder darstellen, und vierzig Jahre später taucht in Tegernsee, der klassischen Heimat des oberbaierischen Volksstückes, das Spiel vom Antichrist auf, 1194 in Regensburg die Erschaffung der Engel und Luzifers Sturz. Die Lyrik des fahrenden Schülers lieh früh diesen Stücken eine eigene Stimmung, schon dem Benediktbeuerner Weihnachtsspiel. Das Passionsspiel dieses Klosters brachte bereits das erste deutsche Lied.

Gewiß nahmen auch die andern deutschen Landschaften an solchem Fortgange teil. Ein Frankfurter Passionsspiel aus dem 14. Jahrhundert wurde zur Grundlage der rheinischen Stücke. Selbst biblische Motive wurden dramatisiert, so das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen, das 1322 von Schülern und Dominikanern in Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich aufgeführt mit den einfachsten Mitteln erschütternde Wirkungen erzielte. Frauenlegenden kamen auf die Bühne. Aber Ursprung und Einheit und ununterbrochene Tradition bestimmen es, und die waren bairisch. Die österreichischen Landschaften, die das bairische Blut sich am reinsten erhalten hatten, Tirol und Kärnten, genossen auch die reinste Entwicklung der Gattung. Das Donau-

tal schuf sich eine ganz eigenartige Form gemeinsamer handelnder Festlust. Der Baier ist kein Erzähler; die Märchengabe des Alamannen, die mythisch-düstere Fabulierlust des Niedersachsen blieben ihm versagt; diese reichere Gabe dankt der Österreicher nur seinem fränkischen und alamannischen Einschlage.

Tirol allein würde das Volksstück als eigenstes Gut des bajuwarischen Stammes erweisen. Was sich hier im 15. Jahrhundert zu entfalten begann, das weckt noch im späten Betrachter fast zitternde Erwartung, ob diese unvergleichlichen Anfänge wohl einen großen Vollender finden würden. Und diese getäuschte Hoffnung macht die Freude an solchen Kostbarkeiten so wehmütig. Im Inntal blühte es auf, „in Hall, dem lustigen Hall, welches Sigmund der Münzreiche so gern besuchte, um dort mit den Frauen zu tanzen und zu scherzen, wenn ihm die Burg zu Innsbruck mit ihren Hofschranzen verleidet war". Die städtischen Rechnungsbücher weihn uns in die Vorbereitungen zu den Festspielen ein. Seit 1430 setzen die Berichte ein. Die Bühne wurde im Stadtgarten aufgeschlagen; am Karfreitag, im Mai, bei herzoglichen Besuchen drängte sich die Schaulust um das Gerüst in religiöser Weihe, in Frühlingsfreude, in patriotischer Stimmung. Schon traten Frauen auf, einzig in Tirol. Dann kam das 16. Jahrhundert, und die Spiele siedelten auf den Marktplatz über. 1529 wird über ein Stück berichtet von Johannis Enthauptung. Durch Augsburger Kaufleute, die nach Venedig handelten, kamen bereits gedruckte Komödien in die Stadt.

Doch die klassische Stätte lag am Südfuß des Brenners, das alte herrliche Eisacknest Sterzing, ein Hort urwüchsiger Volkskraft, die trotzig selbst in die Welthändel eingriff, ein Stapelplatz für den italienischen Handel, erfüllt von Gewerbsfleiß. Der wunderbare Reichtum unerschöpflicher Gruben weckte und nährte fröhliche, freigebige Lust am Gepränge und Schauen. Seit 1455 sind Spiele bezeugt, keine Alltäglichkeit, sondern in längeren Zeiträumen regelmäßig wiederkehrend. Die Kosten trug zunächst das Kirchenvermögen, dann ging der ganze Betrieb in weltliche Hände über. Ganze Spielgesellschaften entstanden in der Stadt und den Nachbardörfern Gossensaß und Stilfes. An ihrer Spitze standen Stöffl Schopfer und Vigil Raber, und um 1550 leiteten zumeist die Schulmeister die Aufführungen. Die ältesten großen Passionsspiele lagen zu Grunde, dazu Beigaben, die der Ingolstädter Lehrer Debs und sein Erbe Raber zusammenbrachten, aus dessen Besitz 1552 die erhaltene Sammlung stammt. Das Ordnungsbuch, zwischen 1481 und 1496 geschrieben, ging dem Leiter an die Hand. Die vornehmsten Bürger spielten mit, in der Karwoche waren einmal 76 sprechende Personen auf der Bühne. Eine Tiroler Urfassung um 1400 speiste mittelbar oder unmittelbar alle dramatischen Quellen des Landes. Das Sterzinger Lokale ist reizend betont. „Kumpt er, so wil ich sein gedenken Und wil in auf ein Moß versenken" prahlt der eine Grabwächter

über Christus. Freilich, Sterzing hat mehr Moore als offenes Wasser. Was sich hier öffnete war wie ein Blick in fernste hoffnungsreichste Zukunft. Im „Toten König" gibt der Herold zunächst die epische Vorfabel. Drei Söhne sollen das Reich des toten Vaters erben, doch zwei sind unecht. Wer ist der Würdige? Da sollen sie mit Pfeilen auf die Leiche des Fürsten schießen. Wer dem Herzen zunächst trifft, ist der Erbe. Das Spiel beginnt, knapp 200 Verse, ein glänzender Vorläufer des modernen Einakters. Der erste spannt den Bogen, der Pfeil fliegt, die Seelen werden aufgewühlt, fiebernde Erwartung von Vers zu Vers. Der zweite hat geschossen, da tritt der jüngste heran:

„O herzliebster Vater mein,
Soll ich durchschießen das Herze dein,
Sō mag ich mit der Wahrheit sprechen,
Daß mir mein Herz möcht zerbrechen;
Und ach, daß ich zu diesem Ziel
Mit meinem Bogen schießen will;
Eh will ich mich Land und Leut verwegen —
Und will des Elendes pflegen;
Darauf will ich meinen Bogen zerbrechen.
Ich hoff' mein Gott soll mich rächen."

Der ist's! Neben Bastarden der würdige Sohn seines Vaters. In der äußern Gestaltung eine Tellszene, an erschütterndem Gehalt ein Learmotiv. Die ganze unerfüllte Sehnsucht der Nation nach dem erstrebten und stets versagten großen nationalen Drama macht ein kleines Stück rege „Das Reckenspiel". Kaum zwei hundert Jahre nach der epischen Formung der Dietrichsage bringt dieselbe Landschaft den Stoff bereits auf die Kinderwelt ihrer ärmlichen Bühne: Dietrich und Hildebrand — den Kampf um den Rosengarten. Die Inszenierung war realistisch, der Herold ermahnt die Frauen zuvor, doch nicht zu erschrecken, wenn die Schwerter blitzen. Dem Willen, sich täuschen zu lassen mutete die naive Technik viel zu. Kriemhild sendet den Herzog von Brabant zum Berner. „Da geht er nun zu ihnen und spricht zum Berner", heißt es ganz einfach in der Anweisung. Siegfried spricht derb und unhöfisch.

Neben Anfängen des modernen Seelendramas und primitiven Versuchen einer großen nationalen Bühne wirkte auf die Sterzinger Spielkunst die fränkisch-bairische Grenzstadt Nürnberg. Daß es beidemal die zwei Handelsstädte Augsburg und Nürnberg waren, ergab sich aus der Lage Halls und Sterzings an der Straße nach Italien. Aus einem Spruchgedicht des 14. Jahrhunderts war ein Tanzspiel „von den sieben Farben" geflossen, das um 1450 in Nürnberg entstand, die unmittelbare Vorlage für das Sterzinger Stück. Sieben Jünglinge und Jungfrauen treten in Gewändern verschiedener Farben auf und stellen so in sinnlichster Symbolik die Liebe dar in all ihren Beziehungen. Die helle Farbenfreude des Mittelalters sprach sich vor allem in den volkstümlichen Farbenliedern aus. Grün bedeutet das freie Herz, das noch vor der Wahl steht, rot die brennende Liebe, blau die Stetigkeit, weiß die

Hoffnung auf Erfolg und gelb der Minne Sold, schwarz Trauer und Zorn, braun die Gebundenheit und grau als Bauernfarbe demütiges Dienen. Die Farbensprache des Gewands war in Frankreich weit verbreitet. In Amerika wurde wieder ein Ordnungsbuch der Bozener Passionsspiele entdeckt. Hier waren im Gegensatz zu Sterzing die Geistlichen sehr stark beteiligt. Den Kaiphas spielte der Bürgermeister Nürnberger selbst. Das Brixener Buch stammt als jüngstes schon aus dem 16. Jahrhundert, überliefert aber altes Gut aus dem Tiroler Urpassionsspiel. Innsbruck trat erst im 16. Jahrhundert in die Entwicklung ein.

Die soziale Bewegung machte auch das Volksstück mit und ging vom Bürger auf den Bauer über, so zu Kössen, Telfs, im Sarntal. Damit lenkte nun auch Tirol in die Bahnen des bairischen Grundstammes. Die prachtvollen Aufführungen der Innsbrucker Jesuiten seit 1574 boten die Hauptquelle für das Tiroler Bauerntheater, selbst in die Passionsspiele wurden die Chöre und Arien übernommen. Die Komponisten waren zumeist Schullehrer. In einem einfachen Bretterverschlag, in Stadeln spielte sich die Szene ab. Berühmt als Dichter war der Bauer Peter Raas von Laatsch im Vinzgau, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts im Winter zu Meran und Bozen spielte.

In der Nähe eines der zahlreichen bairischen Gmunden, Gemünd ist die Heimat der Erlauer Spiele zu suchen, wohl zu Gmünd im Liesertal nördlich Millstatt in Kärnten. Durch die Drau steht auch dieser Mittelpunkt mit Tirol in Verbindung. Es sind durchwegs geistliche Spiele, durchsetzt mit derben volkstümlichen Elementen. In 58 Versen behandelt ein Stück Christi Geburt, ein anderes die drei Könige, das einen großen Zeitraum umspannt von der Verkündigung bis zum Kindermord. Die scherzhaften Szenen im „Grabesbesuch in der Osternacht“ klingen im Tonfall des Schnadahüpfels, ja richtige Vierzeiler sind eingefügt, sogar ein Volkslied. Im Spiel von Magdalenas Bekehrung, das mit einer Teufelskomödie verschmolzen ist, treten die Seele eines Schusters, Schneiders, Bäckers, Wirtes, Räubers, einer Buhlerin, eines Schreibers und zweier Schüler auf und jeder erzählt seine Standessünden. Berührungen mit den hessischen Stücken liegen zu Tage.

Wie das Drama in Griechenland aus Volksfesten erwachsen war, so schien in Wien aus der festlichen Vereinigung von Fürst und Volk, aus alten Bräuchen das bodenständige nationale Lustspiel erwachsen zu wollen. Von Neidhart, dem Klassiker des Tanzliedes, dem Vertreter des österreichischen Schwankes liefen erzählende Gedichte von jenem Veilchenabenteuer um, das aus der Frühlingsfeier und dem Veilchentanz entstanden war. In den herrlichen Tagen Leopolds VI. suchte man in den Donauauen das erste Veilchen. Der Finder brachte dem Herzog die Kunde, der Hofstaat kam und das sittsamste Mädchen durfte die Blume pflücken und an den Busen stecken. Neidhart wurde

zum Helden dieser Feier, er fand das Veilchen, nun winkte ihm das Glück, Maibuhle der Herzogin zu werden. Die Bauern spielen ihm aber einen Schabernack und legen ihm statt des Veilchens, über das er seine Mütze gedeckt, etwas darunter, das bald zart verschwiegen, bald drastisch ausgesprochen wird. Die Fürstin ist erzürnt und Neidhart muß sie mit vieler Mühe versöhnen. Das ist im Grunde der Stoff aller Neidhartspiele. Das älteste ist das St. Pauler, das älteste weltliche Drama überhaupt aus dem 14. Jahrhundert, ein einfaches Gespräch. So wurde wie einst im Liede nun auch im Drama mit höfisch-spielmannmäßigen Stilmitteln ein Tanzstoff in die Formen der Handlung gegossen. Aber nicht in Österreich, sondern wieder in Tirol, im Etschtal an der Ziller kam noch vor 1450 der Stoff zur eigentlichen Ausbildung. Das große Neidhartspiel reiht eine Fülle von dramatisierten Erzählungen zusammen. Sprache und Form sind den besten höfischen Dichtungen angenähert. Neidharts Nachahmer und das geistliche Spiel haben das Stück beeinflußt. Der Dichter, ein Spielmann, hat ein vollständiges Tanzspiel geschaffen. Hoch ragt es aus Vergangenheit und Gegenwart, die Form für alles, was den Bajuwaren und seinen reicheren Sohn, den Österreicher, im Innersten bewegte. Die Vorbereitungen müssen groß gewesen sein, 103 Spieler waren auf der Bühne, davon 68 sprechende. Das Sterzinger Szenar setzt ähnliche Verhältnisse voraus. Das kleine Neidhartspiel ist nürnbergisch und so haben sich die drei äußersten Eckteine des bairischen Volkes, auf denen der dramatische Bau der weiten Landschaften ruht, in diesem gemeinsamen Stoffe gebunden: Nürnberg, Tirol und Österreich. Hart an den Grenzen nationalen Lebens betonte der Baier gerade diese Seite seines literarischen Dranges am stärksten. Eger, ein Kräftespiel der literarischen Pole Zwickau und Nürnberg, führte seit 1442 Fastnachtsspiele und seit 1476 Weihnachtsstücke auf; bis tief ins 16. Jahrhundert blühte seine dramatische Kunst. Eine Handschrift von 1480 überliefert das Egerer Fronleichnamsspiel, das in dreitägiger Aufführung die ganze innere Geschichte des Menschen erschöpfte vom Weltbeginn bis zum Ostermorgen. Nürnberg wirkte bis nach Ungarn. In das Oberufener Passionsspiel sind ganze Partien aus Hans Sachs wörtlich übernommen.

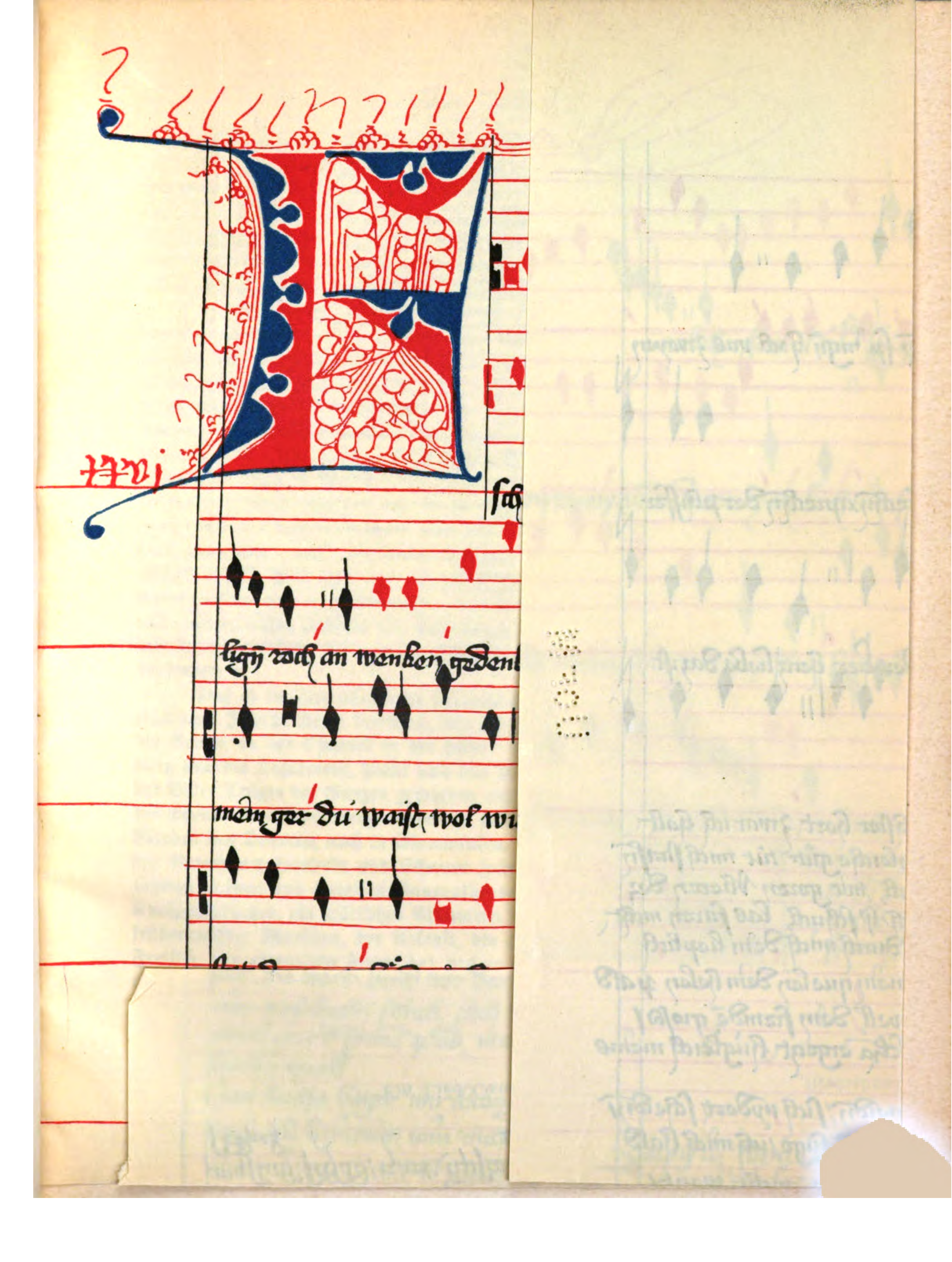
Wie die Mystik die eigentliche Literatur des Westens in diesen Jahrzehnten war, so das Volksstück das Leben des Ostens. Was die Landschaften sonst in Verse brachten, waren nur Nachklänge. Ulrich Füterer, der Dichter und Maler in Landshut und München, stellte um 1487 als spätester Epigone für Albrecht IV. von Baiern das Buch der Abenteuer zusammen. Der Ritter Jakob Püterich von Reicherzhausen gab 1462 in der Titurelstrophe der Pfalzgräfin Mechtild in einem „Ehrenbrief“ Nachricht von seinen gelehrten Sammlungen. Orthodox doch scharf gegen die Geistlichen dichtete zwischen 1415 und 1438 Muskatblut seine oft stimmungsvollen geistlichen Lieder, die für die

Kulturgeschichte unschätzbar sind. In Oberbaiern blühte der Richter zu Weilheim Hans Heseloher um 1450, noch immer ein Nachahmer Neidharts.

Im Donautal wurden nun Schwankbücher geschaffen, von Neidhart Fuchs und vom Pfarrer von Kahlenberg. Der lustige Hof Ottos des Fröhlichen war das rechte Milieu. Der fahrende Heinrich der Teichner um 1360 und sein Nachfahr Peter Suchenwirt um 1380 wurden die Virtuosen einer ganz speziellen österreichischen Richtung, die „Seifried Helbling" und der Stricker eingeleitet hatten. Man könnte an Ferdinand Kürnberger denken, keine Dichter sondern Feuilletonisten. Der Meißner Heinrich von Mügeln trug die langweilige Allegorienpoesie seiner Heimat in alle Landschaften der Monarchie.

Die Salzburger scheinen unter den Baiern die eigentlichen Musiker zu sein. Wie Tannhäuser mit wilden Geigenstrichen im Osten den Kehraus der höfischen Lyrik spielte, ein Salzburger Mönch wurde der Meister der zwei letzten bedeutenden Lyriker, des Schweizers Laufenberg und Oswalds von Wolkenstein. Von 1365 bis 1396 hielt Pilgram aus dem Hause Puchheim — das Stammschloß stand im Hausruckviertel bei Attnang — zu Salzburg einen erzbischöflichen Hof, der alles überbot, was weltlichen Sinns auf Bischofsitzen prunkte. Ein Dichterfreund, der eine Art Minnehof um sich gesammelt, ein streitbarer Fürst, heut Baierns Freund und morgen in seinen Fesseln. Vom Hofmarschall und Kanzler bis zum Pfeifer und Türhüter gab es Rang und Ordnung in seinem Reiche. Es war eine klangfrohe Zeit in der Stadt. Abt Johann II. von Sankt Peter reformierte nach 1350 eifrig den Kirchengesang. Und beide Richtungen haben den reinsten persönlichen Ausdruck gefunden in dem Benediktinermönch Hermann von Sankt Peter. Als erster von Bedeutung übersetzte er lateinische Hymnen und Sequenzen und dichtete im Auftrag des Erzbischofs geistliche und weltliche Lieder, die weltlichsten, die wir von einem Mönche kennen. Die späten Schweizer waren vielleicht seine Muster, wenn ihm das Donautal nicht näher lag. In seltsamster Mischung ist Minniglich-süßes und Derbes, Fräulein und Dirne beisammen. Im „Taghorn und Kühhorn" parodiert er das alte Wächterlied und stellt ihm Gutenachtweisen an die Seite. Und wie er bewußt das Milieu der Stadt betont und am Eingang der Lieder die Handschrift lokale Eigenheiten erläutert: „Untarn ist gewonlich reden ze Salzburg und bedeutt, so man izzet nach mitten tag über ain stund oder zwo." Natürlich kennt er das Schnadahüpfel. Man höre nur, wie er die Töne so meisterlich zu greifen versteht:

Pey perlin und pey spangen
tar ich gesuchen nicht mein waid:
ez ist also ergangen,
daz mir ain mynikliche maid
daz herz hub auz dem angen,
da ich sey sah in Kytels klaid
so lustlich vor mir prangen
dort her mit gras von grüner haid,
daz allez mein belangen
ist syder her zu yr alain.


xxvj
lign rach an wenken gedent
mein ger du waist wol wi

Wo gab es noch um 1380 in Deutschland solch einen Lyriker? Ein paar Jahre später kam noch einer, das war ein Tiroler, ein Komponist und Formvirtuos, ein Abenteurer im Orient und Abendland, Oswald von Wolkenstein, um 1367 bis 1445. In seiner Seele vermählt sich alles: Tannhäuser, das Volkslied, der Meistergesang. Sein Landsmann Hans Vintler stellte 1441 nach einem italienischen Original die „Blumen der Tugend" zusammen, Vorzüge und Laster, mit vielen Sprüchen und Anekdoten illustriert.

Wenn man sich gewöhnt, historische Bewegungen wirklich zu schauen, zusammengedrängt in die Einheit eines Blickes, so ist für Wünsche und Hoffnungen das Schicksal des bairisch-österreichischen Volksspiels ergreifend. Es dünkte einem ein Recken und Dehnen nach unfaßbar Großem, ein Ausschreiten zu Erfolgen, wie die Nibelungen, wie Ortnit und Kudrun es waren, und es wurde ein müdes Zurücksinken, ein langsameres Schlendern nach weit näheren, tieferen Zielen, als es der erste Ruck des Willens vermuten ließ. Was da in Wien und Tirol im Werden war, lag auf dem Wege nach Siegen, die in der hellenischen Welt Äschylus und Aristophanes errungen hatten. Was ihnen vorauslag, das nationale Epos, eine fein kultivierte Lyrik, das hatten wir ja auch alles schon, und mit derben Spässen und kaum merklicher Bewegung epischer Stoffe hatte doch auch die griechische Bühne begonnen. Aus gemeinsamer Festlust war alles erwachsen. Die Neidhartspiele und die Tiroler Wagnisse waren nichts anderes als Äußerungen derselben Kraft, die Nibelungen und Volkslied schuf. Aber in Deutschland war ihr kein perikleisches Zeitalter beschieden.

Daß es im Innersten eine bajuwarische Stammeskraft war, haben die folgenden Jahrhunderte bewiesen, nur ging in Altbaiern die Entwicklung in die Breite, in der Ostmark in die Höhe. Oberammergau und Höritz, Kraiburg und die Tegernseer, Pocci und das Münchener Puppenspiel zeigen, daß der Baier Träger des Ganzen geworden wäre, der Alpenbaier, nicht das Volk der Ebene. Denn die Berge stehn in seltsam gesetzmäßiger Beziehung zum Werden des Dramas, auch in Alamannien. Die letzten Regungen dieser Lust des Baiern am Handeln und Schauen spürt man in München in den ungezählten kleinen und kleinsten Bauerntheatern, die bis in die entlegensten Kneipen dringen, ein spärliches Glimmern der großen Freude von Tausenden festberauschter Menschen, der Urkraft, die zum handelnden Darstellen lockte. Freilich, die eigentliche Form hat diesem gemeinbairischen Triebe der Österreicher gegeben. Ostmärker waren die Klassiker des Volksstücks, Raimund, Nestroy, Anzengruber und selbst Grillparzer hat im Grunde aus dem gleichen Brunnen geschöpft. Tanz und Geste in heiliger und weltlicher Lust ist echt bairisch und hat nun ihre erste große Zeit zu Ende gelebt.

Drittes Buch.

Fränkische und alamannische Stammesblüte.

I. Kapitel.

Franken und Frankenbürtige.

1.

Grundlagen.

Den Großen, die um 1500 einen neuen Frühling ins Land brachten, hat man einen schiefen Namen angeheftet, ein ganzes Jahrhundert, und doch blühten die Rosen schon, da es kaum angebrochen, und lange, ehe es zu Ende ging, schritt keiner mehr über die Erde. Was wollen wir mit dem Begriff: 16. Jahrhundert? Wir hüten uns, wenn wir die höfische Kultur, wenn wir Klassik oder Romantik nennen, den Mißton zeitlicher Grenzen mitklingen zu lassen. Was hat denn die fortlaufende Folge gewisser gleicher Ziffern mit dem Leben zu tun, das seine eignen festen Wege geht? Gewiß schöpften drei Menschenalter den Inhalt dessen aus, was wir mit dem Namen des Jahrhunderts bezeichnen wollen; aber die erste dieser Generationen wurde schon um 1460 geboren und die dritte starb rasch nach 1550 aus. Was der Zeit Glanz und Farbe gab, fiel bereits aus dem versinkenden Säkulum und war um 1530 im Erlöschen. Die später kamen waren Epigonen und hatten das Stichwort versäumt. Als Fischart auf die Bühne trat, wurden eben die Lampen ausgelöscht. Er steht zu seiner Zeit wie Grillparzer etwa zur Klassik oder der späte Eichendorff zur Romantik. Die Bewegungen der Jahrhundertwende, die eben den Höhepunkt der Zeit bezeichnen, brechen nach dem Tode der großen Generation jäh ab, Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen erfüllten sich nicht oder wurden aufgehoben. Der Bruch war geschehen und was jetzt folgte, das protestantische Theologengezänk, die soziale Reaktion und die Gegenreformation, war kein Hauch dieser frühen Jahrzehnte und trug bereits die Saat einer andern Zeit in sich. Wie die höfische Blüte diesseits und jenseits von 1200, die mystische um 1300, Klassik und Romantik um 1800 liegen und die Zeiten vorwärts und rückwärts

bestrahlen, so ist die Blüte des fränkischen und des alamannischen Stammes an die Jahre um 1500 geknüpft.

Denn Franken und Alamannen sind die alleinigen Träger dieses neuen Lebens. Die höfische Kultur war auf die deutschen Stämme in gleicher Weise verteilt. Jeder trug und schuf nach Veranlagung und den Gaben seiner Heimat. Jetzt aber, wie der Einzelne sich frei und scharf umrissen aus der Masse hob, so scheint der neue Trieb sogar ganze Stämme zu erfassen. Einer hebt sich weit über alle hinaus, das ist der Franke, und nur noch ein zweiter folgt ihm in gemessener Entfernung, das ist der Alamanne. Das Menschenalter ist ein beispielloser Erfolg der fränkischen Stämme. Es ist, als ob ihr Blut in allen Verbindungen, die es in den schicksalsreichen Landschaften jenseits der Elbe und Saale eingegangen war, nun heiß ins Wallen käme. Mit der Sicherheit eines chemischen Experiments läßt sich der fränkische Tropfen überall erkennen, wo das neue Leben aufgärt. Alle Führer der beherrschenden Strömungen, die großen lateinischen Poeten, die entscheidenden Humanisten, die Reformatoren und Mystiker der Tat, die anarchistischen Edelleute, alle waren Franken in den schimmernden Nuancen vom Niederländer über den Hessen und Pfälzer bis zum slavisch und bairisch verblaßteren Ostfranken in Nürnberg.

Wieder einmal hob sich eine neue Erde aus den Strudeln und trug einen neuen Menschen ans Licht. Wie war die Welt so weit geworden! So selten lockt der enge vertraute Bezirk der Kinderheimat dem Menschen antwortbegierige Fragen ab. Aber wenn er die Marken überschritten hat, wenn eine fremde Sonne auf fremde Berge scheint, wird ihm die Heimat, die er verlassen, lebendiger, leuchten ihm Rätsel auf und die Lust des Suchens und Fragens kommt über ihn. Der Mensch der höfischen Zeit war ohne Aug' und Ohr über die Erde geritten und selbst der Orient war ja urgeschichtlicher Boden, vertraut und immer vertrauter aus tausend Fabeln und Büchern. Da hatten wagemutige Romanen die Pforten des Ozeans erschlossen, jungfräuliche Länder lagen hinter ihnen. Es war der erste Blick eines Blindgeborenen, auf dessen Auge nun die erdrückende Wucht der Flächen, Linien und Farben stürzt. Jetzt wurde auch die alte Heimat unter der Hand seltsam und fremd, jetzt bot sie Wunder und Fragen; der Mensch erklomm den Berg, der unberührt mitten in den wechselnden Geschlechtsfolgen aufgeragt hatte, sah von seinem Gipfel aus beisammenliegen, was er sich bisher nur mühsam erwandert. Er grub in die Tiefe, verglich, erkannte, und Märchen und Sagen fielen zwar wie morsche Hüllen von den Dingen, aber als Ersatz, welche Lust des Erkennens! Der Mensch gewann nun Höhe, Perspektive, Panorama. Da lag die Erde, ein offenes Buch, und das Lesen war so köstlich und leicht.

Und die Toten standen auf. Es ist ein Gedanke von berauschender Schönheit, daß der Bergmann die Schätze dieser neuen Zeit gefördert hat.

Bergstädte am Harz und im Erzgebirge, kaum am Boden festgewachsen, traten auf einmal blendend aus dem Dunkel. Söhne von Bergleuten stürzten das Alte um, fränkisch-sächsische Bergknappen setzten das Land in Feuer. Der Boden wurde lebendig. Nie haben zu gleicher Zeit so viele Männer von Bedeutung Agricola geheißen, Ackermann. Aus der Erde stieg nun alles Große. Marmorne Arme wühlten sich durch den Schutt, und wie der Sand von ihnen rieselte, streckten sie sich der zweiten Sonne ihres zweiten Lebens entgegen. Und wieder einmal wurde Altes neu. Schlief das Kind nicht lange an der Mutterbrust, sah den Tag und die Sterne, trank und weinte und lachte und wußte es nicht. Und dann kommt die Stunde, wo es die Mutter Mutter nennt und weiß, daß es würzige Luft atmet und Wärme und Sonnenschein, weiß, wem es das Leben dankt und die Lust des Gedeihens. Das waren die Völker sonst und jetzt. Sie hatten die Sprache der römischen Welt gelallt, ihre Bücher abgeschrieben und aufgehäuft, hatten Glauben und Sitte von ihr empfangen, waren über die Denkmäler der toten Zeit gewandelt, und wußten es kaum. Aber jetzt war ihre Stunde gekommen. Jetzt sahen und lasen sie offenen Sinns, sie gingen dem römischen Strome nach und kamen an die lautere griechische Quelle und fanden ein Leben, das sie so köstlich dünkte, daß kein zweites ihm gleichen könnte, und dieses suchten sie nun zu leben, zu fühlen, zu reden, zu dichten wie diese lebendig gewordenen Toten.

Es war so unendlich viel auf einmal: die ganze Erde und Vergangenheit und Gegenwart. Das Gefühl der Gebundenheit wich im Besitze so reicher Kräfte. Es war, wie wenn die romantische Nacht des Bangens dem hellen Tage gewichen wäre. Jetzt hatte der Mensch einen Maßstab gefunden. Zur höfischen Zeit ging er auf eigenen Wegen, die klassischen Muster waren für ihn stumm, womit sollte er vergleichen; er schritt unsicher, kritiklos, in unbedingtem Glauben an Autoritäten. Jetzt, da die römischen und griechischen Dichter und Künstler beredten Wortes sprachen, jetzt sah er, was der formenden Hand gelingt, der geschulten Zunge, der maßvoll beherrschten Fantasie. Vergleichen konnte er jetzt erst. Es kam der Zweifel, der Vater des Wissens, zu ihm, er begann zu sondern, aufzulösen, das Gewebe der Dinge zu sehen. Dem einen erschloß sich die klassische Welt weiter, einen liebte die Göttin der Schönheit heißer, die Gedanken eines dritten bohrten tiefer, der sah schärfer und jener flog höher, und da nun jeder die ganze Welt sah, so sah sie auch jeder anders. Neben verzerrten Bildern des Alls der glatte Spiegel, in dem sich die Dinge in herrlichstem Ebenmaß dehnten. Der Einzelne war geboren. Der Mensch des 12. und 13. Jahrhunderts sah Gott und die Welt wie sein Nachbar, der Sachse wie der Ostmärker, der Spanier wie der bekehrte Slave. Gewiß mußten Jünglinge scheitern, daß Männer würden. Aber ihr Glaube und ihre Wahrheit, die jetzt durch das Feuer des Zweifels gegangen, waren ein erworbener,

erkämpfter, unverlierbarer Besitz. Der naive ungeprüfte Glaube der höfischen Zeit war ererbtes Gut, dem die herbe Lust des Selbsterrungenen fehlte.

Im Mutterlande der neuen Zeit, in Italien, drückte sich das Ideal des wiedergeborenen Menschen kühner und schärfer aus. Tausend Kräfte wuchsen ihm zu; vielseitig zu sein war das Gewöhnliche, allseitig das heiß erstrebte Ziel. Leon Battista Alberti (1404—1472), das Phänomen, das einfach alles konnte und kannte, wollte den Menschen in drei Dingen untadelhaft erscheinen, im Gehen, Reiten und Reden. Der Kult des Körpers wurde um anderer Zwecke willen gepflegt als in den Tagen des Rittertums. Jetzt sollte der Leib ein Kunstwerk werden, fähig, alle Lust des neuen Lebens zu fassen, das Waffenspiel sollte ihn siegreich über die andern heben. Kunst wurde nun alles, Buchdruck wie der Krieg. „Die Schlacht war ein virtuoses Kunststück." Was mit dem Einzelnen, der groß geworden, in Berührung kam, Haus und Gerät, das Kleid und die Feder, das wurde der Mitwelt nun heilig und nahm den Duft der Persönlichkeit an. Und mit dem Leben der Alten waren ihre Leidenschaften erwacht. Der Vers des Hellenen: *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ἔξοχον ἔμμεναι ἄλλων* — immer der erste zu sein — glühte die neue Menschenseele von allen leichtbefriedigten Wünschen rein. Ruhm war ihnen alles, und Spott und Witz die eleganten Waffen, verzehrender Neid das heroische Laster des neuen Geschlechts. Die Abgründe, die sonst die Welt zerrissen, schlossen sich jetzt und neue taten sich auf. Die Wiedergeborenen dünkten sich eins, ob sie Fürstenkinder waren oder einst betteln gingen. Was jetzt die Menschen schied, war Kunst und Wissen, Ruhm und namenloses Hindämmern. Der erste schreiende Widerspruch des Jahrhunderts sozialer Revolutionen: Schranken fielen und andere richteten sich auf, und zu dem Proletarier kam der geistige, der ärmste, von dem sich jetzt der begabtere Bruder schied, schärfer, herzloser, dünkelhafter als der Aristokrat des 12. und 13. Jahrhunderts.

Dem Italiener verschönte die griechische Sonne das Leben. Ihm war das große Erlebnis bereits zur Form geworden, zur Mäßigung, der Bringerin jedweder Lust. Doch alles Neue wird zunächst nur als Stoff genossen. Und wie der Frühling in Deutschland so kurz war und unter Stürmen begraben wurde, der Deutsche hatte keine Zeit mehr aus dem stofflichen Genuß überraschten Staunens und Schwelgens im reinen Menschentum, sich abzuklären zum Genuß der Form, zum langsamen sieghaften Überwinden des Großen, das ihm nahe gekommen war. Diese Überhast des Erlebens und Reifens verdarb alle drei Generationen dieser Blütezeit. Im Gegensatz zur höfischen Zeit war in der Kultur des fränkischen und alamannischen Stammestums das Formgenie unter den deutschen Stämmen, der Rheinfranke, am wenigsten zur Geltung gekommen, und so liegt diese Zeit zwischen Rittertum und Klassik, den Höhepunkten der seltensten Kunst des Rundens und Abschleifens, der

edlen Einfalt und stillen Größe, als die klassische Zeit des Stoffes, der Höhepunkt des Verschwendens und unbefriedigt Aufbrauchens von Motiven und Problemen, Massen von Materien, an denen selbst der bildende Meißel der folgenden Jahrhunderte erlahmte. So in der Literatur und so im Leben. Der Mensch war Mensch geworden, das spürte selbst der Mann, den kaum ein Strahl der neuen Sonne getroffen hatte; soziale Fesseln brannten ihm jetzt wie Feuer und in wahnsinnigem, überquellendem Bewußtsein der neuen Kräfte schlugen Bauern und verarmte Edelleute die Gesellschaft in Trümmer. Der neue Mensch, mit seiner unerhörten geistigen Anspannung, durch die klassische Schule der Liebe gegangen, stürzte sich in rohesten Genuß, und wie die Zeiten raffinierter Gefühlskultur, die Zeiten der Form das Weib zum Mittelpunkt des Lebens machten, diese maßlosen Zecher, Heroen des Stoffes, warfen es weg. Und statt des feinen Scherzes, des scharfgeschliffenen, langsam und sicher tötenden Spottes das ungeduldige plumpe Niederschlagen mit Keulen. In der naiven Freude an den überreichen neuen Bildungsgütern wollte jeder mit vollen Händen geben. Alle lehrten und ihre eifernde Stimme überschrie den leise flutenden Strom der Schönheit.

Von der volkstümlichen Kunst der Urstämme zur klassischen Literatur der Karlinge war es ein lebensgefährlicher Sprung gewesen. Doch das Schrifttum des frühen 15. Jahrhunderts und der fränkischen Stammesblüte war kaum mehr zu überbrücken, so gründlich waren die literarischen Grundlagen umgegraben worden. Zu Mainz, der fränkischen Bischofstadt, die um die Thüringer Landschaft zäh und mit wachsendem Erfolge rang, kam einem Rheinfranken der göttliche Gedanke, die Holztafeln, mit denen man bisher Bilder und selbst Unterschriften gedruckt hatte, zu zerschneiden, jeden Buchstaben frei zu machen zu beliebiger Verbindung. Gutenberg erfand gegossene Lettern und eine Druckerpresse und 1455 erschien in Mainz die 42zeilige Bibel, nachdem er zuvor noch in Straßburg geweilt hatte. 1467 starb der nahezu Achtzigjährige, arm und betrogen um seine Früchte. Sein Geselle Mentel brachte die Kunst nach Straßburg, Pfister nach Bamberg. Solche Symbole liebt die Geschichte: Hessen, Ostfranken und Elsaß, die ersten Druckereien, Trägerinnen der Literatur.

Die Gewalt des Buchstabens wuchs ins Ungemessene. Die innern Kräfte des Schrifttums wurden verzehnfacht. Die alte Handschrift war eine Individualität, die nur einmal in begrenzter, vornehmer Sippe existierte, ein kostspieliger Reiter, der sich nicht allzuviel aussetzen durfte, ein Aristokrat in adeliger Zeit. Das gedruckte Buch war als Einzelnes nichts, nur Teil einer gleichen grauen Masse, ein Lanzknecht, den man nicht zu schonen brauchte, der die Schlacht gewann durch unzerstörbares Nachdrängen, die Schöpfung einer demokratischen Zeit. Die Handschrift, in mühsamer Arbeit geschrieben,

siegte immer über die Dichtung, das kunstvolle Malen von Wort zu Wort gab selbst der zähesten Individualität des Schreibers Zeit zum Flüssigwerden und Einströmen, lockte förmlich zum Überarbeiten, Mundart und Fabulierlust teilten sich der alten Dichtung mit, sie war fast nicht Zweck des Abschreibens, sondern beinahe nur Mittel, die Form, in der sich Fantasie und Gedanke des Kopisten auslebte. Die Schwarze Kunst befreite nun auch den Dichter in der Dichtung. So war sie, so wurde sie hundertfach mechanisch übertragen, kein Schreiber konnte an sie rühren; je zahlreicher die Exemplare, desto lauter die Stimme der einzelnen. Diese neue Kunst war der vornehmste Grund, daß dieses Menschenalter sich auf den Stoff beschränkte. Unmassen literarischer Energie wurden frei und stürmten auf die Nation ein. Selbst wenn die Gestaltungskraft mehr Ruhe gehabt hätte als es dieser Generation möglich war, solche Stoffmassen hätte sie niemals bewältigt. Da gab es kein Verweilen und kein Versenken mehr, keine Beschränkung und keinen Mangel. Die Ideen und Materien wurden nur vorläufig bequem für den Vertrieb hergerichtet und eilig in den Handel gebracht. Druckt man Börsentelegramme auf Büttenpapier? Wozu Verse und Reime? So drang die ungebundene Form in die Poesie ein, die es eben so eilig hatte, wenn sie die Stunde nicht versäumen wollte. Die Mystik war vorangegangen und Übermaß an Stimmung und Stoff hatte auch ihr keine Zeit gelassen für sorgsames Auffädeln der Gedanken. Der Dichter ist tot, es lebt der Literat. Alles rief nach Literatur und jeder brauchte sie, der Pfarrer, der Kaufmann, der Staatsmann, der Aufrührer. Druckfertig machen hieß beinahe schon dichten. Es ragt im Grunde auch keiner über den andern hinaus, selbst die Großen sind nur primi inter pares. Der Stoff hat über die Form gesiegt, das Buch über das Publikum, der Drucker über den Dichter, der Buchstabe über den Geist. Die Letter war zum Schicksal geworden. Denn die Handschrift war schnell vernichtet, wenn einen die Sünde des Schreibens reute. Die Presse nahm dem Verfasser Einfluß und Wirkung aus der Hand, der Pfeil war vom Bogen geschnellt, die Verantwortung stieg ins Ungemessene. Eine Schuld mehr, ein neues Gewissen, eine Ethik mehr.

Das Geburtsjahr des Buches ist der Beginn der öffentlichen Meinung, der Weltliteratur. Wie alles in aller Welt auf dem Kopf stand, so nun auch die literarischen Begriffe. Die fränkische und alamannische Stammesliteratur ist Vergangenheit und Zukunft in der Dunkelkammer, die Seiten sind vertauscht und Licht und Schatten.

2.

Prag und Wien.

Wie das erste Feld der neuen Saat in Prag aufging, so war diese Stadt auch der Herd der Erschütterungen, die über Mitteldeutschland hinrollten. Aber während der Humanismus in dieser Formung für das Reich ohne fruchtbares Erträgnis blieb, der religiöse und soziale Aufruhr dieses slavischen Volkes hat gründlich gewirkt. Das Schicksal der Stadt war ihre deutsche Universität. Und wenn Böhmen, das so stark unter fränkisch-mitteldeutschem Einfluß stand, in diesem Menschenalter ohne nennenswerten Anteil blieb, so liegt der einzige Grund im Auszug der deutschen Studenten. Träger der Literatur in dieser fränkischen Zeit war nicht die Moldaustadt, sondern ein kleines Bergnest, dessen Häuser kaum unter Dach und Fach waren, Joachimstal. Das war aber nicht Böhmen, sondern das Erzgebirge, eine landschaftliche, ethnographische, wirtschaftliche Einheit für sich. Was hatte das Volk dieses Höhenzuges mit dem baierischen Bauern des Böhmerwaldes oder dem deutschen Städter in Prag gemein? Daß alle derselbe weite Bogen politischer Grenzsteine umschloß?

Die Luxemburger hatten Prag zur deutschen Kaiserstadt gemacht. Zu den uralten politischen Beziehungen mit den Landschaften an der Saale und Elbe war nun die Verbindung mit der lützelburgischen Mark an der Spree gekommen. Fester denn je war Böhmen äußerlich mit dem mitteldeutschen Westen verbunden, dahin rollten die Wagenzüge hussitischer Heerscharen, daher kamen die letzten Kreuzheere, die aus dem Herzen Deutschlands aufbrachen. War es der Zug des slavischen Blutes, das so reichlich in den Stämmen bis herab nach Nürnberg floß? Die ersten Habsburger hatten auf Italien verzichtet, die Luxemburger wiegten sich in größeren Träumen. Karl IV. fuhr wieder über die Alpen, Römer, die sich wirklich als Römer fühlten, erschienen auf dem Hradschin. Prag schien der Mittelpunkt der Wiedergeburt zu werden. Zu Raudnitz saß Cola di Rienzo gefangen, der in den Vorstellungen des Livius lebte und webte, der „Ritter durch den heiligen Geist, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, der Befreier und Augustus der römischen Republik", wie er sich nannte. Über seinen Briefen zerfloß der Hof vor Entzücken, aber der Kaiser lieferte ihn doch der Kurie aus. Für den Entdecker der neuen Welt, der 1356 in Prag als Gast und Gesandter erschien, für Petrarca, waren die Geister festlich gerüstet. Ernst von Pardubitz, seit 1342 Bischof von Prag, der Führer der kaiserlichen Umgebung, hatte zu Bologna und Padua studiert. Ein idealer Kirchenfürst, der seinen Klerus durch reichere Bildung für größere Pflichten einer neuen Zeit reif und sieghaft machen wollte. Er sandte die jungen Priester an die italienischen Universitäten, ver-

sorgte sie mit Geld und Büchern und wurde ein Hort des neuen Geistes. „Ans Ende der Welt, in die äußerste Barbarei", nach Prag war Petrarca auf der Suche nach dem Kaiser gekommen. Der Wohllaut vergilischer Verse und die Pracht von Ciceros Perioden hatte ihn erweckt. Die klassische Vergangenheit war ihm alles geworden. Er fand begeisterte Aufnahme, aufrichtige aber nur bei der Umgebung des Kaisers. Karl selber ließ sich nicht fangen. Trotz des intimen Briefwechsels mit dem Poeten, blieb er den Italienern nur ein Barbar. Nur einen erregte die wälsche Lust stärker, Kaiser Sigmund, der sich mit Schlick in hundert Liebeshändeln auf italienischem Boden umhertrieb. Doch war es bei ihm nur die Lebensführung dieser neuen Generation, die ihn lockte. Der nächste Habsburger, Albrecht, war zu deutsch, um Humanist zu sein, und daß der Hof Friedrichs III. endlich der Mittelpunkt wurde, daran hatte der bequeme Fürst nicht das mindeste Verdienst.

Petrarca hatte Freunde in Prag getroffen. Johannes von Neumarkt, um 1310 in diesem schlesischen Städtchen geboren, war 1347 in die kaiserliche Kanzlei gekommen, drei Jahre später war er bereits Kanonikus zu Olmütz und Breslau und 1353 Bischof von Leitomischl. Im folgenden Jahre hatte er in Italien bei der denkwürdigen Unterredung des Kaisers mit Petrarca die Bekanntschaft des Dichters gemacht und 1368 traf er zu Udine wieder mit ihm zusammen. Vom Kaiser entlassen, starb er 1380. Er war „die Seele der Bewegung zu Gunsten der französisch-italienischen Bildung in Böhmen". Die Heldensage war ihm geläufig, er dichtete Marienlieder und eiferte Cicero nach. Der feine Schmeichler Petrarca nannte ihn einen römischen Redner. Bücher waren seine Lust. Er sandte sie an alle Freunde und ließ sie überall aufspüren. In seinem Reisebrevier um 1355 leuchtet in Text und Bildern bereits die neue Zeit. Für die Kanzlei legte er eine Sammlung von Musterbriefen an, Summa cancellariae Caroli IV., für das Bistum Olmütz, das er 1364 erhielt, eine ähnliche. Die Stadt war reif geworden für eine Gründung, die geistigen Segen unerschöpflich für die Nation zu versprechen schien.

Karl IV. hatte in Paris studiert; die Hauptstadt seiner Hausmacht und seine kaiserliche Residenz sollte eine ähnliche Schule erhalten. 1346 wandte er sich mit diesem Wunsche an Klemens VI. und im folgenden Jahre, am 26. Juni, entschied der Papst, daß in Prag ein studium generale vigeat in qualibet facultate, die erste deutsche Universität errichtet werde. Der Erzbischof wurde Kanzler. Der kaiserliche Stiftsbrief trägt den Tag vom 7. März 1348. Berühmte Lehrer wurden berufen, geistliche Pfründen wurden ihr in reichem Maße zugewiesen. Seine Stiftung war noch das collegium Carolinum, das die Magister beherbergen sollte. Doch dieses Volk war eine solche Schöpfung nicht wert. Die mutwillige Zerstörungslust, die noch immer, wie jene Vögel der griechischen Mythe, für andere verdarb, was sie nicht selbst

verschlingen konnte, machte der jungen Blüte ein rasches Ende. Wie das Volk um die Wende von 1400, Gesellschaft, Religion und Kultur in den engen Winkel seines Daseins zwängte, so verlangte Hus für seine Nation, die kaum ein Drittel an Studenten und Lehrern stellte, drei Stimmen von vier und ein Lobkowitz gewann ihm das Ohr des Königs. Als die Deutschen 1409 die Schule verließen, war ihr Schicksal besiegelt. Sie sank herab zu einer Stadtschule, wie sie blühender und wirkungsvoller jedes Städtchen des Erzgebirges besaß, ein Tummelplatz verzehrender hussitischer Leidenschaft. Ferdinand I. erwirkte 1555 vom Papst die Bewilligung für eine neue Hochschule und ein Jesuitenkolleg, das nun im Dominikanerkloster zu Sankt Klemens einzog. Wenn sich die neue Akademie auch in nichts unterschied von den andern Jesuitenschulen, die klassischen Studien wurden mit Feuer und Hingebung betrieben. Griechisch wurde nur gelehrt, wenn sich ein kundiger Pater fand. Die utraquistische Universität lebte kümmerlich fort und konnte 1542 nicht einmal ihren Griechischprofessor bezahlen. Sie war nur ein Zentrum für den Protestantismus des Landes. Nach der Schlacht am weißen Berge wurde sie gewaltsam aufgelöst, das Carolinum den Jesuiten übergeben und beide Schulen zur Karl-Ferdinand-Universität vereinigt. Zweihundert Jahre gingen noch hin, ehe die Hochschule, stets verjüngt aus dem Feuer steigend, ihrem eigentlichen Berufe leben konnte, wie die Straßburger und sonst keine in deutschen Landen, an den Grenzen nationalen Wesens Wege in die Zukunft zu bauen.

Dem neuen Geiste verschloß sich die Universität hartnäckig. Griechisch wurde zunächst nicht vorgetragen; die Bahn, die der Kanzler des Kaisers, der Egerer Kaspar Schlick, mütterlicherseits ein Colalto, und sein Freund Äneas Silvius zu brechen versuchten, führte zu wenig Erfolgen. Erst seit 1460, da der Magister Gregor Castulus über Vergil zu lesen begann, wurde die Luft morgenfrischer. Nur einer ragt über die andern hinweg, Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein, um den sich allein die Beziehungen der Generation drängten; naive Kinderfreude, die nach dem Besitz jedes Spielzeugs zittert, das ihr gefällt, hat ihn freilich, wie Gutenberg sogar, zu einem Tschechen gemacht. Aber Lobkowitz hat sich stets als Deutschen gefühlt und bekannt, ein Aristokrat, der den vornehmen Sinn der Großen dieser Zeit am reinsten spiegelt und dankbar neben den Quellen stand, aus denen er getrunken. Geboren 1462, studierte er in Bologna, wo damals eine Reihe Scholaren aus Eger, Elbogen und andern deutsch-böhmischen Städten weilte. In Ferara trieb er Jus und zog dann seinem Freunde Petrus Schott nach Straßburg nach. Einsam wie Mutianus Rufus lebte er auf seinen Gütern, nur einmal 1490 führte ihn seine große Reise in den Orient. Patriotisch wie die ganze Generation, nahm er am Schicksal seines Landes fieberhaften Anteil. Er kannte es gut, die Prager

zumal, denen er derbe Schmeicheleien sagte, sie Fresser und Trinker nannte. „Gegen Fremde sind sie freundschaftlich; nur gegen diejenigen haben sie eine Abneigung, die deutsch sprechen, denn sie halten die Deutschen für die größten Feinde ihrer Religion. Die Weiber sind schön von Gesicht, mit einer sittsamen Miene, meistens etwas stärker beleibt." Er war gut kirchlich und mühte sich ernst um die Utopie, die Utraquisten zurückzuführen, und dichtete wunderbare lateinische Verse auf Maria. Seine Freunde waren Landsleute, voran der Komotauer Johann Sturnus, ein Genie mit struppigem Bart und ruppigem Äußern, und Straßburger, neben Schott Geiler von Kaisersberg. Intime Beziehungen unterhielt er zu den tschechischen Humanisten. 1490 traf er in Prag mit dem fränkischen Führer des baierischen Ostens, mit Conrad Celtis, zusammen. Aus seiner Komotauer Bibliothek lieh er 1522 und 1523 an Mosellanus und Melanchthon Bücher und Handschriften. Erfolge blühten ihm in reichster Fülle. Sein Leben war wie ein Vorklang der hessischen Poetenherrlichkeit. Nannte sich Eobanus nach dem Sonnengotte Helius, Bohuslaus sang noch im Alter:

Phoebi miles eram iuvenis, veniente senecta
Phoebi, consulitis si mihi, miles ero.

Streiter des Sonnengotts war ich als Jüngling; und kommt auch das Alter,
Streiter des Sonnengotts will, seid ohne Sorge, ich sein.

Auge und Herz war ihm für Frauenschönheit empfänglich, doch wie die Hessen hielt er sich fern von der leichteren Auffassung der ostfränkischen Humanisten.

Mit dem Anbruch des jungen Jahrhunderts zogen die Scholaren Böhmens nach Deutschland, nicht mehr über die Alpen. Die Zeit, da sich Prag den Westen hätte erobern können, war längst vorbei. Nun kam der Wittenberger Humanismus aus Melanchthons Schule an die Universität mit Matthaeus Collinus, der Vergil, Terenz und Homer erklärte, und mit Wenceslaus Arpinus 1536. In den Landstädten blieb es stiller. Nur die Residenz der Rosenberge Krumau, schon seit 1436 ein Hort für die katholische Partei, war früh die Heimstätte eines eigenen Humanistenkreises geworden. Aus Leipa kam der Neulateiner von wirklicher Bedeutung, Georg Handsch, geboren 1529, der deutsche Kirchenlieder ins Lateinische übersetzte und dem Lande wirklich angehörte, in Prag studierte, 1550 Italien bereiste und nach schweren Jahren als Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand starb.

Die deutsche Literatur zerflatterte im Lande. Aus Trautenau, wo 1585 ein Leinweber aus Meißen Schule hielt, sind uns Meistersänger bekannt und Fastnachtsspiele. Eger mit seiner bedeutenden Lateinschule war durch das ganze Jahrhundert ein fruchtbarer Boden für das weltliche Spiel. In Budweis lebten ältere Traditionen des Passionsspiels fort; in Komotau wirkte

Matthias Meißner, zu Gabel 1543 geboren, der in deutschen Reimpaaren ein Stück von Sodomas Untergange dichtete. Der große Dramatiker des Landes in dieser Zeit ist Klemens Stephani, geboren vor 1530 zu Buchlau. Er dramatisierte die Geschichte Alboins — „die Königin aus Lamparden“ — übersetzte Terenz und schuf 1568 „die geistliche Aktion“, ein geniales Stück nach Art und Idee in der Auffassung des Naogeorgus. Das Bauernspiel aus dem gleichen Jahre ist eines der letzten Fastnachtstücke.

Für eine Stadt, die wie keine andere auf die große Stunde vorbereitet war, die erste Universität des Reiches besaß, die aus dem Lande so kostbare Kräfte wie die Joachimstaler Generation hätte an sich ziehen können, war es beschämend wenig. Dieses Volk wollte klein bleiben um jeden Preis. Das Gleichnis fällt einem ein von Jerusalem, das verworfen wurde, und vom Bergstädtchen, das auserwählt war.

Das beredte Schweigen dieses Jahrhunderts in den bairischen Landschaften spricht lauter und eindringlicher das Wesen des Bajuwaren aus, als die ganze Entwicklung, die vorausging. Von den einzigen bedeutenden Männern war der eine Johannes Turmair, der sich nach seiner Heimat Abensberg in Niederbaiern Aventinus nannte (1477—1534), ein Schüler des Celtis, Prinzenerzieher und Historiker, der andere, Naogeorgus, wirkte in Mitteldeutschland. Ingolstadt, so fern dem Herzen des Stammes, und Wien im äußersten Osten genügten den weiten Landschaften, während zwischen Rhein und Elbe die Universitäten aus dem Boden wuchsen. Ein Einzelner — natürlich ein Franke — Konrad Celtis, trug die ganze Bewegung vom Lech bis Wien. Die höfische Kultur und Literatur in der ausgeprägten Form des Westens war wie alles Konventionelle ein gut Teil Rolle und Maske. Baier und Österreicher hatten diese Welt mit eigenem Leben erfüllt und das Stammestümliche außerordentlich stark betont. Rolle und Maske war das Poetentum des Humanismus noch in stärkerem Maße. Konnte ein Volk, das für den Ausdruck seines innern Wesens zu den bewegtesten Mitteln Tanz und Spiel griff, sich in fremden Kleidern bewegen, in fremder Sprache denken und fühlen, da ihm die eigene altvertraute kaum ausdrucksvoll genug war, so daß es zur Geste und Mimik griff? Der Alamanne und Rheinländer, der Ostfranke und Thüringer, dem Westen so nahe, hatte sich schon in der höfischen Zeit in der Kunst geübt, fremdes, französisches Leben nachzudichten; daß es jetzt antike Formen waren, bedeutete im Grund für ihn nur einen Kostümwechsel. Hatte aber der Baier und Österreicher damals, der Ostmärker vor allem, wälsche Bilder nachgebildet? Der Humanismus war ihm wesensfremd, fremder als den andern Stämmen. Diese Bewegung übersprang er.

Wien war die zweite Universität des Reiches. Was der deutsche Kaiser und der König von Böhmen konnte, das fiel dem Herzog von Öster-

reich nicht schwerer. 1365 führte Rudolf die Gründung durch und im gleichen Jahr wurde sie von Papst Urban V. bestätigt. Die Hochschule wurde wie später die Erfurter sofort die ausgesprochene Vorkämpferin der Lehre Wilhelms von Occam, der die Trennung von Philosophie und Theologie verfocht. Hatte Prag Vergangenheit und Zukunft um ein Linsengericht verkauft, Wien genoß das neue Leben, zwar erst nach harten Kämpfen und nicht annähernd so befriedigend wie Erfurt und Heidelberg, aber doch in Ehren und gründlich. 1442 hatte Kaiser Friedrich III. zu Frankfurt einen Italiener, einen romanisierten Germanen, zum Poeten gekrönt, hinter dem bereits eine unvergleichlich glanzvolle, doch stürmische und wandlungsreiche Jugend lag, und für seine Kanzlei gewonnen, Aeneas Silvius Piccolomini. In diesem Sienesen war die Fülle der Zeit. Mit 26 Jahren auf dem Basler Konzil ein faszinierender hinreißender Redner für die Sache des Schismas, Sekretär des letzten Gegenpapstes Felix V., dann in langsamem Wandel dem rechtmäßigen Papste Eugen IV. treu ergeben, wurde aus dem klassischen Äneas, der aus dem Lande sündiger Jugendträume zurückgekehrt war, der große strenge Papst Pius II. 1458. Seit dem Fall von Konstantinopel 1453 war er die Triebkraft der Türkenkriege, doch er vermochte Europa nicht mehr aufzurütteln. Todkrank verließ er 1464 Rom, um selbst ein Kreuzheer in den Orient zu führen; kaum hatte er Ancona betreten, starb er. Er schien der Lehrer des baierischen Ostens zu werden, der größte, dessen sich eine Landschaft rühmen durfte. Er suchte die deutschen Fürsten für das neue Studium zu gewinnen; die beiden Kanzleien, denen er angehörte, die kaiserliche und die österreichische, wurden die ersten Pflegstätten, seine Kollegen die ersten Hüter. Die Alpenlandschaften — er war 1447 Bischof von Triest — sind mit seinem Leben innig verbunden. Bruck an der Mur entzückte ihn, von Graz gingen seine berühmten Türkenbriefe aus. Die reichsten Früchte trug seine Feder, seit er in kaiserlichen Diensten stand. Er beschrieb Kaiser Friedrichs Leben, und Böhmen fand in ihm seinen Historiker, der größte, der seine Geschichte geschrieben. Als Dichter berühmt wurde er trotz Xenien und Elegien durch seine Liebesgeschichte von Euryalus und Lucretia, ein italienisches Abenteuer Schlicks, für die Zeit ein Ereignis wie etwa „Werthers Leiden".

Früher als in ganz Deutschland wurde in Wien, von Äneas Silvius gefördert, die neue Zeit lebendig. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts las bereits der erste Ostfranke Johannes Regiomontanus über Poesie und Beredsamkeit. Was der Inhalt des Ringens war, das trat gerade hier in sinnfälligster Deutlichkeit hervor. Der entscheidende Wille ging von dem Kaiser aus, in dem man die versinkende Zeit noch einmal verkörpert sah, der Bücher schrieb und schreiben ließ, in denen man die alten Träume noch eben zerrinnen sehen konnte. Das war der einzige Habsburger, in dem sich das alamannische

Tewrdannck der solt in einem kriegscheff durch die list Unfalo von dem pulfer verdorben sein.

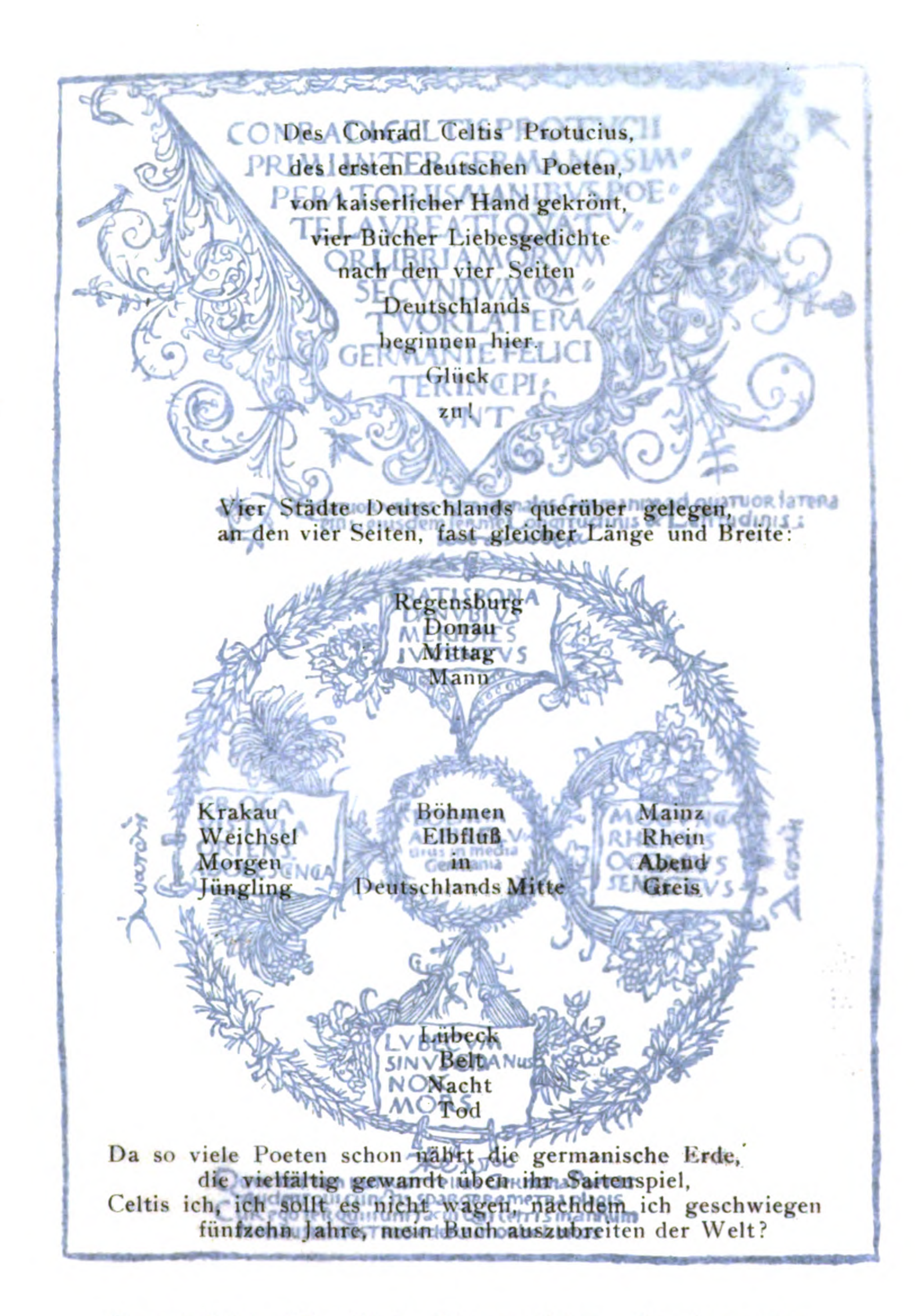


Blut unbändig regte, über den ein scharfes Schlaglicht staufischer Herrlichkeit fiel. Wo ist die Lust des Stammes am Abenteuer großartiger, poesievoller, fürstlicher zum Ausdruck gekommen? Maximilian, der Held in ritterlicher Rüstung, der die Kanonen liebte und den Lanzknecht auf die Schlachtfelder führte, der die letzten ritterlichen Dichtungen anregte und den Humanismus in seiner Residenz siegreich machte. Welche Widersprüche, welch streitendes Lichterspiel! Und daß in dieser Zeit der fränkischen und alamannischen Hochblüte neben den fränkischen Poeten in Wien der alamannische Kaiser einen hellen Strahl auf die baierische Landschaft zieht! Durch Renaissancekünstler ließ er die ritterlichen Ideale verherrlichen. Haben sich noch oft so glänzend zwei Zeiten in einer Seele vermählt? Die Ambraser Handschrift, die uns allein das österreichische Flottenlied überliefert, ließ er zusammenstellen und in der Hauptstadt der Dietrichlandschaft neben Artus das eherne Bild des Berners errichten. Wie die vielseitigen Wiedergeborenen in Italien schrieb er über Krieg und Gärtnerei, Jagd und Waffenkunst. Der erste ungekrönte deutsche König! Der alamannische Drang zum Mystifizieren ließ ihn den Schlüsselroman seiner Brautfahrt dichten, den „Teuerdank“, Nürnberg 1517. Der Nürnberger Patriziersohn Melchior Pfinzing, geboren 1481, Maxens Kaplan und Sekretär, mußte die Idee des Kaisers, ihre Anlage und den ganzen Rohbau des Gedichtes in Verse gießen. Was der Fürst in freien Stunden seinen Sekretären aus dem eigenen Leben erzählte, das redigierte Marx Treitz-Sauerwein aus der Nähe von Innsbruck, der schon den Teuerdank hatte entwerfen helfen, bis 1514 zum „Weißkunig“.

Verhältnismäßig spät schuf sich die Stadt auch materielle Grundlagen für das Gedeihen humanistischer Bildung. Der erste Buchdrucker in Wien war ein Rheinfranke aus der Gegend von Kreuznach Johann Winterburger 1492—1519. Er schuf prachtvoll ausgestattete liturgische Werke für die Bistümer der Monarchie, druckte sogar ungarisch, selbst ein gelehrter Mathematiker Johann Michael aus Breslau war zu Zeiten sein Setzer, die Humanisten seine Freunde. Der Schlesier Hieronymus Vietor 1510—1531 und der Schwabe Johann Singriener 1510—1545 pflegten profane Literatur. Einmal stellte dieser in vierzig Tagen 71 Foliobogen fertig, eine Leistung ersten Ranges für die Zeit. Nach dem Beispiel der Brüder vom gemeinsamen Leben, der Chorherrn und Benediktiner, richteten sich auch die Jesuiten 1559—1565 eine eigene Presse ein. An Schönheit und Fülle der Typen stand keiner dieser Künstler anderen nach. Zimmermann war berühmt durch seine arabischen und griechischen Lettern. Die erste Zensur war in den Händen der theologischen Fakultät. Durch die Doppelkonkurrenz von Deutschland und von Venedig hatten die Meister hart zu arbeiten.

Auch das flache Land war vorbereitet. Um 1474 ließ Johannes Urkauf, Pfarrer von Ried, Petrarca abschreiben. In Sankt Florian bildete Matthias Steinhehler von Reichersberg zu gleicher Zeit einen Mittelpunkt. In Oberösterreich und Salzburg äußerte sich aber der Humanismus fast nur im Kaufen und Leihen von Büchern. Im 16. Jahrhundert knüpften sich dann Beziehungen zur Hauptstadt an. Mondsee erhielt vor 1550 das erste moderne Gymnasium ob der Enns.

Seit 1455 rührte sich in Wien der Humanismus stärker. Es waren zunächst Eingeborene, Wiener, Stockerauer, der Führer Bernhard Perger war ein Steirer aus Stainz. Vor Celtis und Wimpfeling ließ er die erste lateinische Grammatik im humanistischen Geiste drucken. Das Büchlein gab das Signal zum Kampfe, der vorerst noch ergebnislos verlief. Dann kam die Zeit der wandernden Poeten, die suo marte, auf eigene Faust und ohne Gehalt, lasen. Perger war Kanzler Friedrichs III. geworden, Diplomat und mit der ganzen Kanzlei ein Anhänger Reuchlins, endlich Superintendent der Universität. Die Fakultät hielt sich noch die neuen Leute mit Erfolg vom Leibe. Da erschien 1492 der Mann, in dessen Zeichen der Humanismus zur Geltung kommen sollte, Conrad Celtis Producius (1459—1508) aus Wipfeld bei Würzburg. Sein Vater hatte Pickel geheißen. Zu Köln, zu Heidelberg, zu Krakau war er Student gewesen, hatte 1486 in Leipzig gewirkt, dann in Italien, und 1487 in Nürnberg auf der Burg war ihm als erstem Deutschen der Lorbeer zuteil geworden. Wo er hinkam, gründete er gelehrte Gesellschaften. Noch fand er in Wien keinen Boden. Jung und bescheiden war neben ihm und Regiomontanus der dritte Ostfranke glücklicher gewesen, Johannes Spießhaimer—Cuspinianus (1473—1529) aus Schweinfurt. Er studierte in Wien und las über Sallust, Vergil, Horaz, Cicero. Vor allem war er Historiker und wurde wie Perger Diplomat in Kaiser Maxens Diensten. Nach spannenden Verhandlungen rief endlich 1497 ein schmeichelhaftes Schreiben Celtis von Ingolstadt nach Wien als ordentlichen Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit. Große Pläne wuchsen in seinem Kopf. An Platos Geburtstag, am 7. November 1495, hatte er in Heidelberg die Akademie gegründet, im Herbst 1497 kam in Wien die Sodalitas Danubiana zustande. Bei all diesen Gründungen und Plänen schwebte ihm ohne Zweifel die Bedeutung der landschaftlichen Einheit vor, denn er sah streng auf die geographischen Beziehungen, und die Mitglieder der Gesellschaft beschränkten sich wirklich auf das Stromgebiet. Er las theoretisch über Prosodie und Metrik, erklärte Horaz und hielt grammatische Kollegia. 1500, ein bedeutungsvoller Gruß an das neue Säkulum, interpretierte er zum ersten Male die Germania des Tacitus. Im folgenden Jahre gab er zu Nürnberg die Werke Hrotswiths heraus, die zum erstenmal in Deutschland, wie es dieses Geschlecht liebte, im Geist und in der Sprache des



Conrad Celtis, Vier Bücher Liebesgedichte. Nürnberg 1502.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Original 18×25 cm.

Des Conrad Celtis Protucius,
des ersten deutschen Poeten,
von kaiserlicher Hand gekrönt,
vier Bücher Liebesgedichte
nach den vier Seiten
Deutschlands
beginnen hier.
Glück
zu!

Vier Städte Deutschlands querüber gelegen,
an den vier Seiten, fast gleicher Länge und Breite:

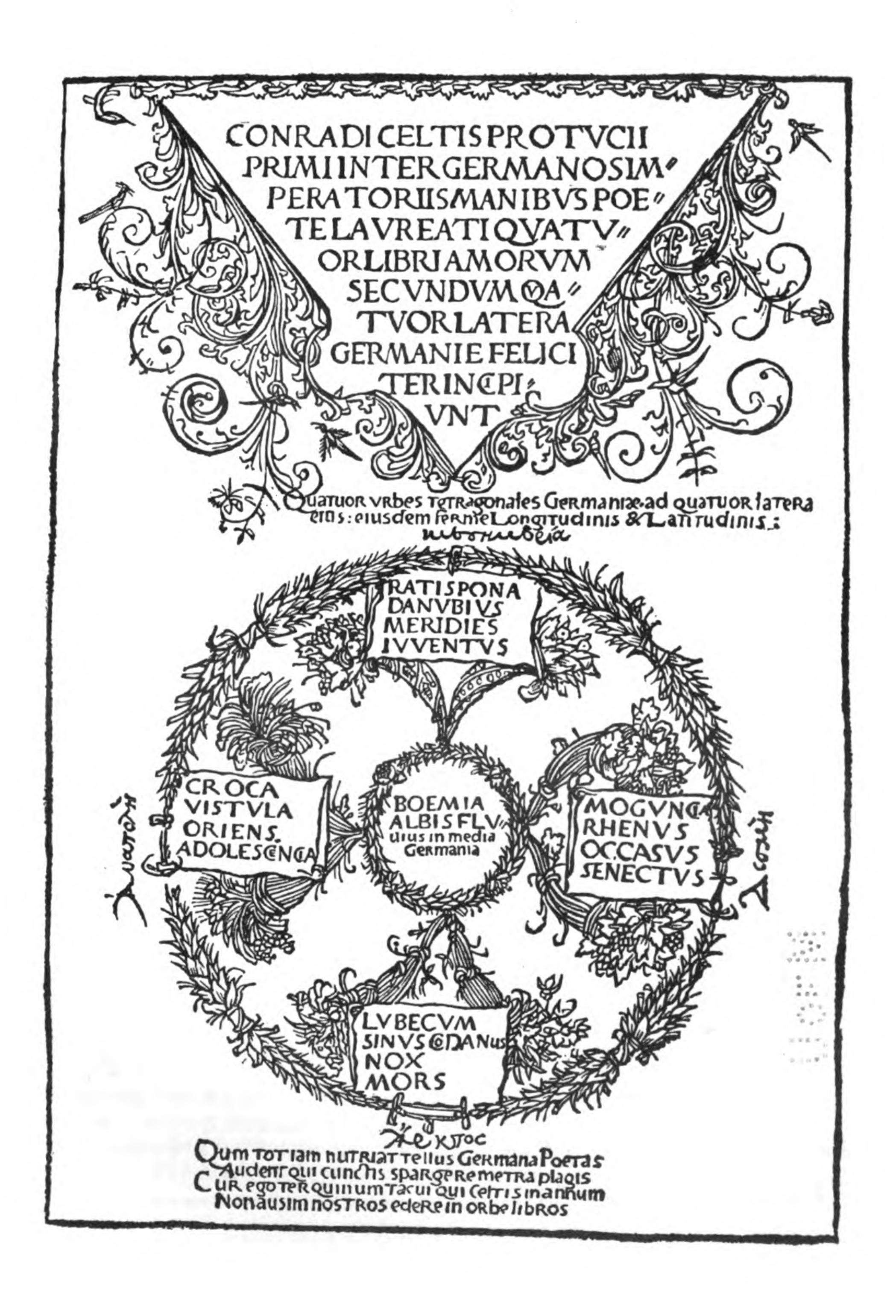
Regensburg
Donau
Mittag
Mann

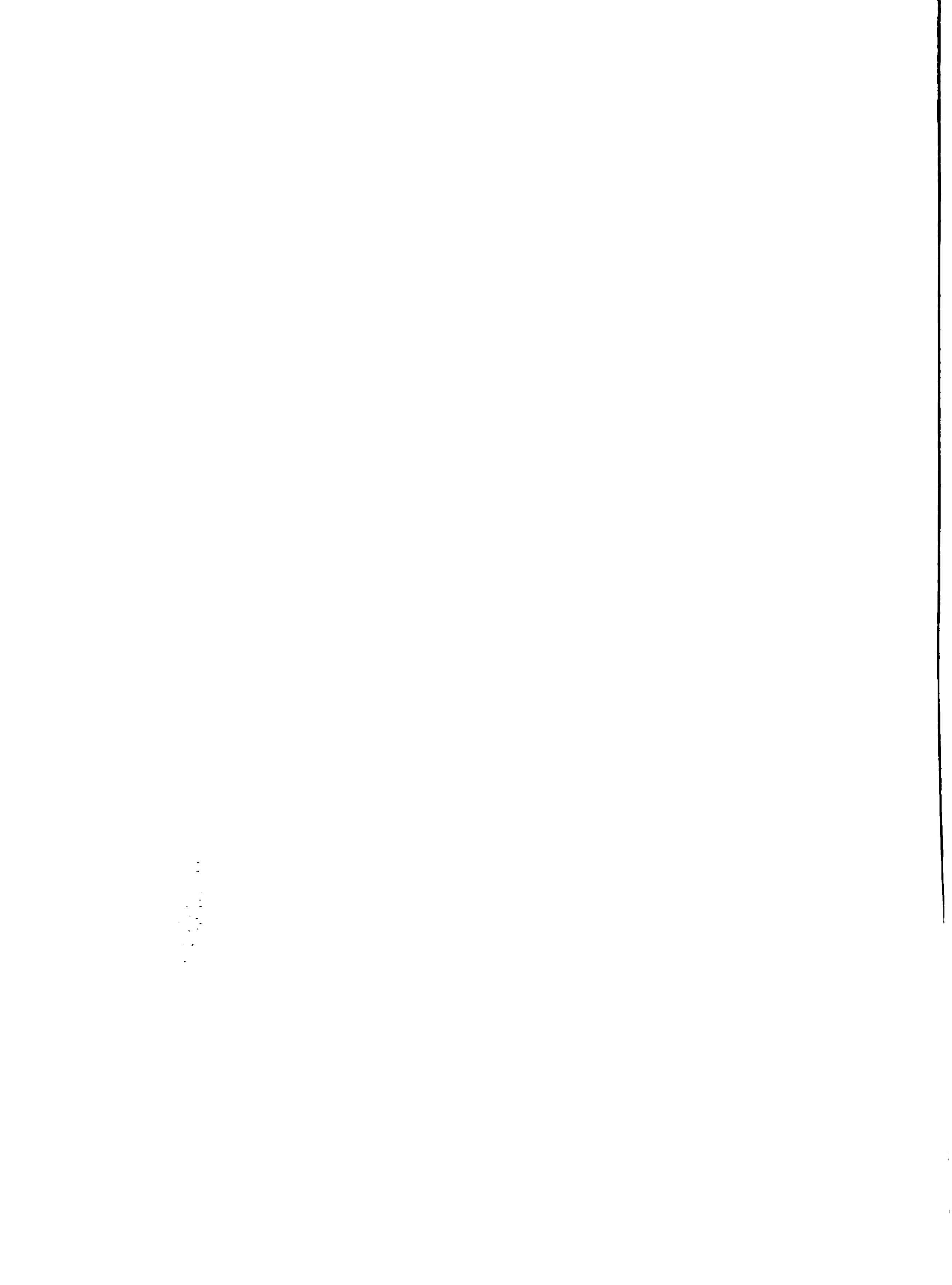
Krakau	Böhmen	Mainz
Weichsel	Elbfluß	Rhein
Morgen	in	Abend
Jüngling	Deutschlands Mitte	Greis

Lübeck
Belt
Nacht
Tod

Da so viele Poeten schon nährt die germanische Erde,
die vielfältig gewandt üben ihr Saitenspiel,
Celtis, ich, sollt es nicht wagen, nachdem ich geschwiegen
fünfzehn Jahre, mein Buch auszubreiten der Welt?

Conrad Celtis, Vier Bücher Liebesgedichte. Nürnberg 1502.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Original 18×25 cm.


CONRADI CELTIS PROTVCII
PRIMI INTER GERMANOS IM-
PERATORIIS MANIBVS POE-
TE LAVREATI QVATV-
OR LIBRI AMORVM
SECVNDVM QVA-
TVOR LATERA
GERMANIE FELICI-
TER INCIPI-
VNT
Quatuor vrbes tetragonales Germaniæ ad quatuor latera
eius: eiusdem fernie Longitudinis & Latitudinis:
RATISPONA
DANVBIVS
MERIDIES
IVVENTVS
CROCA
VISTVLA
ORIENS
ADOLESCENCIA
BOEMIA
ALBIS FLV-
uius in media
Germania
MOGVNCIA
RHENVS
OCCASVS
SENECTVS
LVBECVM
SINVS CODANVS
NOX
MORS
Qum tot iam nutriat tellus Germana Poetas
Audent qui cunctis spargere metra plagis
Cur ego ter quinum tacui qui Celtis in annum
Non ausim nostros edere in orbe libros



Ostwind
Feuer
cholerisch

Sophia nennen die Griechen mich, die Lateiner Sapientia;
Ägypter u. Chaldäer fanden mich, die Griechen brachten mich in Bücher,
die Lateiner übertrugen, die Deutschen vermehrten mich.

Westwind
Luft
sanguinisch

Der Ägypter Priester
und die Chaldäer.

Ptolomaeus.

PHILO SOPHIE

Die Weisen der
Deutschen.

Albertus.

Die Philosophen
der Griechen.

Plato.

Dichter und Redner
der Lateiner.

Cicero. Vergilius.

Nordwind
Erde
melancholisch

Was der Himmel, die Erde, die Luft u. das Weltmeer umschließen,
Was es Erdenkliches auch unter den Menschen nur gibt,
Was der Gott des Feuers nur schafft weit über die Erde,
Hege ich, Philosophie, alles in meiner Brust.

Südwind
Wasser
phlegmatisch

Ostwind — Sophia nennen die Griechen mich, die Lateiner Sapientia; — Westwind
Feuer — Ägypter u. Chaldäer fanden mich, die Griechen brachten mich in Bücher, — Luft
cholerisch — die Lateiner übertrugen, die Deutschen vermehrten mich. — sanguinisch

Der Ägypter Priester
und die Chaldäer.

Ptolomaeus.

PHILO — SOPHIE

Die Weisen der
Deutschen.

Albertus.

Die Philosophen
der Griechen.

Plato.

Dichter und Redner
der Lateiner.

Cicero. Vergilius.

Nordwind — Was der Himmel, die Erde, die Luft u. das Weltmeer umschließen, — Südwind
Erde — Was es Erdenkliches auch unter den Menschen nur gibt, — Wasser
melancholisch — Was der Gott des Feuers nur schafft weit über die Erde, — phlegmatisch
Hege ich, Philosophie, alles in meiner Brust.


Sophiam me Greci vocant Latini Sapienciam.
Egipcii & Chaldei me inuenere Greci scripsere
Latini transtulere Germani ampliauere :-
Eurus
Ionis
Colericꝰ
Zephirꝰ
Aer
Sanguineꝰ
EGIPCIORUM SACERDOTES ET CHALDEI
PHILO
SOPHIA
GERMANORUM SAPIENTES
Albe rtus
GRECORUM PHILOSOPHI
Pla to
LATINORUM POETAE ET RHETORES
Cicero
Virgilius
Boreas
Terra
Melancolicꝰ
Quicquid habet Cœlum quid Terra quid Aer & aequor
Quicquid in humanis rebus & esse potest
Et deus in toto quicquid facit igneus orbe
Philosophia meo pectore cuncta gero :-
Auster
Aqua
Flecmaticꝰ

Terenz und Plautus gedichtet hatte. Fortgesetzte Reformversuche Pergers scheiterten an dem Widerstande der Scholastik, die bis 1521, zum beginnenden Verfall der Universität, sich siegreich behauptete. Celtis nahm eine Ausnahmsstellung ein. Er stand nicht im Rahmen der Hochschule, in keiner Matrikel und nicht unter akademischer Gerichtsbarkeit. Er war ein halber Heide. Voll Verachtung für alle Gesetze des Lebens und der Sitte, ein Franke wie Hutten im Leben und Denken, ein Schüler des Horaz, dem er vier Bücher Oden nachdichtete und fünf Bücher Epigramme, die alles zernagten, voll Zynismus — als er an der Seuche der Zeit erkrankte, gelobte er eine Wallfahrt nach Altötting — früh gealtert und früh verzehrt starb er 1508 et pie et christianissime, mit Fakultät und Universität versöhnt, und wurde bei St. Stefan begraben. Mit ihm ging das Poetenkolleg ein. Viel glanzvolle Stunden erlebte die Universität nun nicht mehr. Der Türke stand vor den Mauern. Hatte Wien den Traum des klassischen Äneas Silvius nicht erfüllen können, dem letzten Willen des Kreuzfahrers Pius II. war sie ein treulicher Vollstrecker. So ist schließlich doch, was groß und völkerbezwingend an ihm war, im Donautal lebendig geblieben.

Aber der Einbruch des Humanismus unmittelbar von Italien aus über Wien und Prag war gescheitert, so günstig die äußern Bedingungen waren. Woran er mißlang, das waren nur zum kleinsten Teil an der Donau äußerliche Gründe. Der letzte und tiefste lag im Stammescharakter. Es gab zwei Möglichkeiten, die klassische Kultur nach Deutschland zu verpflanzen: als Einfuhrgut aus zweiter Hand von Italien her, und gewissermaßen bodenständig, in natürlicher Entwicklung anknüpfend an die klassischen Grundlagen, die in Deutschland schon vorhanden waren. Zum Unglück führte der erste Weg gerade über denjenigen Stamm, der am allerwenigsten von allen deutschen für solch künstliches Unternehmen zu haben war. Der Baier und Österreicher war in diesen Jahren nicht auf die Bühne gerufen. Sein eigenes erstes Leben hatte er zu Ende gelebt und dieses zweite war nicht das seine. Der Humanismus hat sich Deutschland nur auf dem andern Wege natürlicher Entwicklung erobert, der führte aber vom Westen her, von der Rheinmündung über das klassische Erfurt ins Herz der Nation. Denn das war die alte Römerstraße für geistige Heereszüge.

Und dennoch bedeutet Wien in der Mechanik der Kräfte unendlich viel. Nirgend läßt es sich so gut beobachten, wie hier, daß wirklich zwei Stammeskulturen, die fränkische und die alamannische, diese Geschlechter erfüllten, zwei selbständige, eigenartige Strömungen, die vom Rhein her die baierischen Landschaften wie eine Insel gewissermaßen umflossen, an der Donau aber zusammenrannen, wo sich ja allein zum bairischen Wesen viel Fränkisches und Alamannisches gefunden hatte. Die Rechnung geht ohne Rest auf. In ganz

Deutschland waren die Führer Rheinfranken und Hessen, hier aber, wo der ethnographische Einschlag ostfränkisch war, waren die Humanisten auch Franken vom Main, Regiomontanus, Cuspinianus, Celtis. Im Gegensatz zu den fränkischen Stämmen entwickelte der Alamanne seine Literatur organisch und konservativ und wirklich lebt in dem andern Element, im alamannischen Kaiser, die Vergangenheit fort. Und wenn die neue Zeit in jeder Landschaft durch ein anderes gemeinsames Band mit der höfischen Zeit verbunden ist, in Thüringen durch die Klassik, in Ostfranken und im Erzgebirge durch die Mystik, hier an der Donau geht die Verzahnung am tiefsten, bis unmittelbar auf das Rittertum.

Die Wiener waren die Delegation, durch die sich der bairische Stamm bei diesem Feste der Franken und Alamannen vertreten ließ.

3.

Erfurt.

Wer nur immer verlangt, einen Mann zu sehen, der freundlich,
bieder, gelehrt und mit echt christlichem Sinne geziert,
den nicht leitet der Wahn des törichten eitelen Haufens,
der seine Tage in Ruh schließen zu können begehrt:
suche dies Obdach auf, wo gleichwie aus delphischer Grotte
er als zweiter Apoll kündet prophetischen Spruch.
Und daß irre der Fuß nicht gehe in schwankendem Zweifel
(nicht zu betreten so oft pflegen Besucher den Weg):
heimlich hinter dem Dom steht still verborgen das Häuschen,
schier von dädalischer Kunst und labyrinthischem Bau.
Schon ein einziger Blick verrät dir das „Ruhige Leben“,
mit zwei Worten sogleich zeiget's ein Schildchen dir an.
Ziehe die Schnur, die hier von des Hauses Giebel herabhängt,
gleich schellt klingender Ton drinnen vom Glöckchen aus Erz.
Nicht kommt wangengeschminkt eine Thais, die Türe zu öffnen,
denn vor solchem Gezücht schaudert der heilige Ort;
nicht hat in ewigem Feuer also die züchtige Keuschheit
Vestas Tempel gehegt, wie dieses Haus sie bewahrt:
Kommen wird ein geschäftiger Knab; aus dem Fenster sich biegend
fragt er dich, wer und woher, was deines Kommens Begehr.
Hebest du dann die Augen empor, so wirst du die Aufschrift
lesen: „Dem würdigen Gast öffnet sich jegliche Tür.“

Der es sang und dem es galt, beide waren Hessen, der Gast Euricius Cordus und sein Wirt Mutianus Rufus. 1503 war Mutianus von Erfurt nach Gotha übersiedelt, wo ihm ein Kanonikat nach ruhelosem Wandern die Stille bot, die er sich so ersehnt hatte. Sein Herz blieb stets in der Thüringer Musenstadt, wo sich zu Anfang des Jahrhunderts ein Kreis junger Poeten zusammengeschlossen hatte, seine Schüler, seine Verehrer, seine Welt, in der er lebte. Oft kamen sie herüber in das kleine Landstädtchen und gingen in seinem Häuschen hinter dem Dome ein und aus. Unter den schreibfrohen Großen dieser großen Zeit war er fast allein der echte Renaissancemensch, der achtlos sein geistiges Gut unter die Schüler streute. Wer führt darüber Buch! Ein wirklicher Edelmann nicht. Er lebte; er schrieb und dichtete wenig, persönlichster Austausch war seine Lust, Gespräche und Briefe. Wie Christus wollte er nichts für die Nachwelt schreiben. „Ach, daß wir doch große Dichter wären; aber da wir solche nicht sein können, so laßt uns wenigstens tüchtige Männer sein! Bin ich doch kein Dädalus, kein Icarus; es fehlen Federn für die Flügel, dem Wagen die Räder und dahin krieche ich auf ebener Erde." Er hat ein sinnlich vertrautes Verhältnis zu den Büchern; schon Titel zu lesen macht ihm Wonne, jede neue Sendung lockt ihm Tränen ab, vor seinem Morgenspaziergang in Georgental läßt er stets noch einmal zärtlich tastend die Finger über die Blätter neuer Folianten gleiten. Italien und Deutschland hält er in Atem auf der Jagd nach Neudrucken.

Über seiner Tür steht das Gelehrtenwort: beata tranquillitas. Selige Ruhe! Im Gemache, wo sich Freunde und Schüler zusammenfinden, glänzen ihre Wappen von den Wänden, Eobans Schwan, lorbeerbekränzt zu den Wolken steigend, Spalatins Storch, das Symbol der Freundschaft und Liebe, das Horn der Musen des Rubianus und der Walfisch des Justus Jonas. Da glühte sich die Lust des neuen Lebens in Scherzen, Versen, Gesprächen aus über Bücher und Zeitereignisse, über philologische und zoologische Neuigkeiten. Zwar manchmal wurde scharf gebechert, doch in aller Welt gab es keinen zweiten Lehrer, der so wie dieser die jungen Leute zu ziehen wußte, der die Renaissancestimmungen in ihnen niederkämpfte, den Hochmut, den Zynismus, die Zerrissenheit. „Tragen wir Kleriker doch an der Stirn das Zeichen des Kreuzes! So stehe auch über dem Eingang eines Klosters jenes Wort des Vergil: Casta puditia servet domos — Keusch sei euer Latein." Seine Dogmen waren bisweilen gewagt, aber echte Frömmigkeit hielt ihn fest im Bannkreis der alten Kirche.

Wie war diese Welt emporgewachsen, diese Jugend, diese Stimmungen und Gedanken, der Meister selber und die ganze hessische Herrlichkeit auf Thüringer Boden? Stammestümlich, national ist die klassische Freude nur auf fränkischer Erde geworden. Wie immer kam es aus den Rheinniederungen.

Gerhard Groote aus Deventer (1340—1384) hatte in Holland eine freie Vereinigung von Weltpriestern gestiftet — Papst Eugen IV. erkannte sie 1431 an — die Brüder des gemeinsamen Lebens. Ihre Liebe galt der Jugend. Sie schrieben die köstlichen Bücher ab, und als die Pressen zu arbeiten begannen, druckten sie. Ihre Schulen führten das neue Geschlecht in die Welt der Römer ein, und frei von italienischem Einfluß wurden sie in ihren Schülern die Gründer des nationalen bodenständigen deutschen Humanismus. Deventer war die geistige Heimat des ganzen Geschlechtes, und Alexander Hegius, ein Münsterländer, der hier seit 1475 lehrte, ihr Erzieher. Die Schule hatte in ihrer Blütezeit 2000 Schüler. Hier saßen auf einer Schulbank Konrad Mut, geboren 1471 zu Homberg bei Fritzlar, und der Rotterdamer Gerhard Gerhards, die unter den Namen Mutianus Rufus und Desiderius Erasmus berühmt wurden. In Erfurt hielt es den jungen Hessen nicht lange; zehn Jahre blieb er in Italien, trieb Jus und Theologie und fand dann in Gotha seine beata tranquillitas. Der fränkische Rhein war die Basis, von der aus, wie einst die römischen Heere, sich nun der römische Geist die Landschaften bis über die Elbe eroberte. Wie zu Beginn der höfischen Zeit und der Mystik war es neben der Rheinmündung der Winkel zwischen Neckar und Rhein, Heidelberg. Hier blühte von Ruprecht I. gegründet die dritte Universität auf. Der Wormser Bischof, ein Dalberg, Johann wurde ihr Kanzler. Griechen und Italiener waren die Freunde des Kirchenfürsten und er war es, der den ersten Lehrstuhl für Griechisch errichtete. Der erste humanistische Lehrer stammte aus dem Kraichgau bei Heidelberg, Peter Luder, ein unsteter Wanderer, der am 15. Juli 1456 seine große Antrittsrede hielt, aber noch wenig Hörer fand, so daß er einmal ein Kolleg über Ovids ars amandi als Köder unter die Scholaren hing. Trotz wüster Gesellen wie Samuel Karoch ging die Universität nach mannigfaltigen Reformationen unentwegt die neuen Bahnen. Ein großes Zentrum konnte sich freilich am Rhein nicht bilden, denn die Hochschule der Scholastik in Köln seit 1383 drückte auf das ganze Tal. Die Stadt Köln war im Sinken. Ihre Drucker seit Ulrich Zell 1462 beuteten nur die Handschriften aus und arbeiteten für kirchliche und für gelehrte Zwecke. Marienklagen und Legenden, das war alles. Für sein Volksliederbüchlein mußte der Drucker Arnt von Aich auswärts sammeln. Unmittelbar nach Heidelberg und Köln war im Herzen Thüringens zu Erfurt 1392 die Universität gegründet worden, die zwar erst spät, dann aber um so inniger mit dem fränkisch-hessischen Humanismus verwachsen sollte. Es war die Stadtuniversität auf altem klassischem Boden, wo schon im 13. Jahrhundert Schulen geblüht hatten und jener Nicolaus de Bibra der Ahnherr späterer Poeten gewesen war. Kanzler war der Mainzer Erzbischof, politisch der natürliche Feind der emporstrebenden Stadt. Hier hatte Mutianus 1486 geweilt, hier bildeten Maternus Pistoris

aus Ingweiler und Nikolaus Marschalk, die Führer des neuen Geistes, seine Jugend heran.

Die beiden bedeutendsten waren Hessen wie er, Eobanus Hessus und Euricius Cordus, beide Mitschüler, die echten Poeten der Landschaft und neben Celtis des ganzen humanistischen Deutschland.

Dort, wo der wogende Rhein Germaniens Gaue bespület
und das teutonische Land gleichsam zum Herzen sich eint —
Männer bewohnen das Land, von den Alten Katten geheißen,
jetzt mit verändertem Wort streitbare Hessen genannt —

Dort zu Halgehausen, eines armen Bauern Sohn, wurde Eoban Koch 1488 geboren. Er war ein Sonntagskind und nach dem Sonnengott und seiner Heimat nannte er sich Helius Hessus. Auf der Schule des Jakob Horläus zu Frankenberg lernte er Heinrich Solde kennen, Euricius Cordus, 1486 zu Simtshausen geboren. Im Herbst 1504 kam Eoban nach Erfurt, ein Gedicht gewann ihm Mutians Freundschaft. So wurde im Jahre 1506 der erste Erfurter Poetenbund geschlossen. Georg Spalatin, Burkhart aus Spelt, war schon Mutians Freund. Mit Eoban kam Johannes Jäger, Venatorius, Crotus Rubianus wie er sich nacheinander nannte. Er war ein Thüringer aus Dornheim bei Arnstadt um 1480 geboren, als Knabe Ziegenhirt, zu Erfurt herzlicher Studienfreund Luthers, auf Burg Steckelberg Huttens Genosse und mit ihm Student in Köln. Er brachte ihn 1505 nach Erfurt mit, wo er im folgenden Jahr Eoban kennen lernte. Diese dreifache Freundschaft mit Luther, mit Hutten, mit Hessus beleuchtet seine Stellung an einem Kreuzweg schicksalsvoller Straßen. Gleichzeitig mit ihnen fand sich Jodocus Koch ein, Justus Jonas aus der Heimat protestantischer Theologen, aus Nordhausen, der jüngste, 1493 geboren. Der Ring war geschlossen und das Symposion hub an.

Mit einem Lobgedicht auf Erfurt leitete Eoban die lange Reihe seiner Dichtungen ein. 1508 wandte er sich ganz in Mutians Sinn an die Studenten mit einer Warnung vor erotischen Exzessen; es war sein kleiner Dialogroman „Vom Unglück der Liebenden“. Im folgenden Jahre suchte er kühn neben Vergil zu treten mit elf Eklogen, Hirtengedichten, seinem ersten größeren Werke. Überschwenglich wird Maria als erste Göttin gefeiert. Euricius Cordus reifte zum klassischen Epigrammdichter heran, nach Martials Vorbild, Lessing noch verschmähte es nicht aus ihm zu schöpfen. Crotus Rubianus war 1508 Erzieher der jungen Henneberger in Erfurt geworden, dann Vorsteher der Klosterschule in Fulda. Er war der Zyniker, der Heidnisches und Christliches lachend vermengte und in den Fuldaer Festkalender etwa statt der Heiligen Götternamen einschwärzte. Doch kaum geschlossen, zerfiel der Kreis. Crotus war fern, Euricius heiratete 1507 und lebte in Marburg und ging wie

so viele von der Poesie zum werktätigen Leben, zur Medizin über, Justus Jonas ging 1511 nach Wittenberg, Eoban aber, in allen Plänen gescheitert, dem Untergange nahe, verließ 1509 die Stadt, Abschiedsverse auf den Lippen, die in die tiefste Wehmut Ovids getaucht waren.

Ein Szenenwechsel, eine andere Bühne, Zwischenakt und andere Spieler. Ein getaufter Jude aus Mähren, Johann Pfefferkorn, trat an der Kölner Universität mit dem glühenden Eifer jung Bekehrter gegen den Talmud auf und erwirkte vom Kaiser ein Verbot der ganzen hebräischen Literatur. Da entstand den gefährdeten Bücherschätzen von unerwarteter Seite ein Schützer. Der Rheinpfälzer Johannes Reuchlin aus Pforzheim, die Autorität der Zeit in hebräischen Dingen, setzte sich aus reinem philologischem Interesse für die Talmudliteratur ein, so erfolgreich, daß das Verbot eingestellt wurde. Der Streit wuchs über die Sache hinaus, wurde persönlich und so geringfügig an sich der Anlaß war, er entwickelte sich zu einer Entscheidungsschlacht. Reuchlin, der Ketzerei verdächtig, konnte sich zunächst noch reinigen, doch als er wider Willen in den Wirbel der kirchlichen Revolution gezerrt wurde, mit der er doch nichts zu tun hatte, wurde seine Stellung der Kirche gegenüber schwierig. Zustimmende Briefe aus allen Kreisen veröffentlichte er 1514: epistolae clarorum virorum und epistolae illustrium virorum.

Erfurt kam in fieberhafte Aufregung. Mutianus, Petrejus, Spalatinus traten unbedingt für Reuchlin ein. Die Musenstadt füllte sich wieder mit dem alten fröhlichen Leben. Aus den jungen Dichterstudenten waren in diesen sechs Jahren reifere Männer geworden, die ihr Schicksal tüchtig gezaust hatte. 1514 kam Eoban wieder von Riesenburg im Ordensland Preußen, wo er 1509—1513 im Dienste des Bischofs Hiob von Dobeneck, eines Vogtländers, auf dessen prachtvoller Burg den roten Talar des Hofmanns getragen hatte. Jetzt in Wahrheit ein Sohn des Sonnengottes, selbst ein Apoll an Kraft und Schönheit, wie jene Italiener untadelhaft im Reiten, Gehn und Reden. Einmal hatte er den Sorgensee — 3000 Schritte — durchschwommen. Er brachte die Kenntnis des slavischen Ostens mit und nur ein Laster, maßlose Becherfreude. Er kam wie die Sonne kommt, und wo er hintrat wurde Licht und Leben. Er brachte ein klassisches Buch mit, die Briefe christlicher Heldinnen, dem nichts zur Seite steht, was all die lateinischen Poeten in Verse gebracht. Das ist die deutsche Seele im römischen Gewande. Ovids Heroiden waren das Muster. Und so dichtete er diese Liebesbriefe heiliger Schwärmerinnen an ihre Geliebten im Himmel und auf Erden. Lateinisch, die Kirchensprache, hatte den frühen Frauen der Mystik die Zunge gelöst und noch in späterer Zeit schrieb die eine oder andere Visionen in diesen Formen nieder. Und so läßt sich das Buch gar nicht ausschöpfen. Eine Renaissance der Mystik, süße Legenden, Zeitgeschichte, Liebe in allen Farben und Tönen. Und keine Maske und keine

angelernten Formeln. Das war im Grunde nicht Wiedergeburt dessen, was einmal tot war, es war erstes ursprüngliches Leben. Helius Eobanus Hessus war nun der erste Dichter seiner Zeit und seines Volkes, und als Dichterkönig bestieg er in Erfurt sofort seinen Thron. Aus einem Scherzwort des Erasmus war Ernst geworden. Der zweite Erfurter Dichterkreis, alte und neue, trat wieder zusammen. Euricius, der herbe, echte, wahrheitsstrenge Hesse, war groß und berühmt geworden. Der Straßburger Jacob Micyllus (1503—1558) kam hinzu. Mutian umgab die Freunde mit seiner rührenden Liebe und Fürsorge. Der König war da, und als Eoban 1515 seinen berauschenden Osterhymnus sang, loderten die Flammen hell empor. Er riß Euricius und Rubianus mit. Hutten war auf wenige Tage aus Italien gekommen, der Kampf für Reuchlin begann. Crotus ging kühn auf das eigentliche Schlachtfeld nach Köln und Mainz.

In aller Stille war der große Schlag vorbereitet worden, und 1516 erschien mit dem falschen Druckort Venedig das Buch, das die Geister schied, die Briefe von Dunkelmännern. Die erste Verblüffung war grenzenlos. Die Getroffenen glaubten eine ernste Briefsammlung aus ihrer Mitte vor sich zu haben; der, dessen Sache sie führten, war peinlich getroffen; so wollte er Front und Angriffsstellung nicht gestellt sehen. Der vorsichtige Erasmus wich diplomatisch aus, selbst die Freunde sahen sich überrascht in die Gesichter, da ihnen das gewagte Wort entflogen war. Es war eine Karikatur der Kölner Scholastiker, so brutal und zum Teil ungerecht, so zerstörend und grausam, ohne jedes Maß für Personen und Sachen, eine Dichtung des Hasses, die alles überbot, was Deutschland jemals gesehen. Der erste Teil war von Crotus, der zweite schwächere 1517 von Hutten, andere hatten den Stoff sammeln helfen. Hutten schoß über Köln hinweg direkt auf das Ziel, das er treffen wollte, auf Rom. Im Grunde war es nur reiner Mutwille, das Suchen nach einem Anlaß, da der Krieg schon lange beschlossen war. Die Angreifer hatten nichts zu verteidigen und der, für den sie Partei nahmen, wollte solche Hilfe gar nicht. Das Visier hat nur Hutten gelüftet. Er wollte den Krieg mit dem System. Das war aber doch ein kleinlicher Anlaß. Sie fühlten es alle und hüteten sorgsam ihr Geheimnis.

Die Schlacht war im Gange. Sie kostete Eoban alles, was er liebte, die Professur, die er seit 1517 besaß, die Freunde, den Ruhm, die Stadt. Zunächst schien es freilich nicht so. Crotus und Hutten waren wieder in Italien; dieser richtete an Maximilian einen Brief der Italia, der die italienische Politik dieses echt alamannischen Kaisers glühend verfocht. Eoban schrieb darauf die Antwort des Kaisers. Er hatte sich innerlich gründlich gewandelt, wie seine Warnung vor der Trunksucht beweist. Die Freundschaft Eobans mit

Justus Jonas war zu einem Dreimännerbunde erweitert worden, denn der Schüler des Dichterkönigs, Johannes Drach aus Karlstadt in Franken, ein Landsmann Bodensteins, der spätere thüringische Reformator, wurde mit eingeschlossen. Auch einen Mäcenas fanden die Poeten, den Arzt Georg Sturz aus Buchholz bei Annaberg im Erzgebirge. Wie Mutianus versammelte nun auch Eobanus selbst die Freunde zu pythagoreischen Mahlzeiten; der Gastgeber selbst, ein Meister der Stegreifdichtung, trug vor allem die Kosten der Unterhaltung. Er stand auf der Höhe seines Sonnenlebens. 1518 reiste er mit einem Freunde als Gesandter des Kreises zum Souverän ihres Reiches zu Erasmus nach Löwen. Auf einer Rheinfahrt, der ersten, die für zwei Freunde zum poetischen Erlebnis wurde, ging ihm die ganze Dichtungsfülle der Landschaft auf, in der die fränkischen Stämme wurzelten. Er beschrieb sie in einem überschwenglichen Reisegedicht. Ein ganzes Pack Briefe der Erfurter Freunde übergab er dem Meister. Doch die Aufnahme war kühl, denn sie brachten eine böse Luft mit in das streng kirchliche Löwen.

Nun kam die Entscheidung. Luthers Schatten fiel immer stärker in die Stadt des delischen Gottes. Crotus war in Bamberg mit Hutten zusammengetroffen und hatte ihn, der noch kurz zuvor die Wittenberger seine Feinde genannt, in die verhängnisvolle Bahn gestoßen. 1520 war Rubianus wieder in Erfurt und jetzt folgte Schlag auf Schlag. Er wurde Rektor, ein Glanzjahr der Universität; am 5. Dezember schrieb er den berühmten Brief an Luther, seinen Jugendfreund, mit Vorsicht drängend, mit Warnungen lockend, fünf Tage darauf flackerte in Wittenberg das Feuer auf, das die päpstliche Bulle verzehrte, die Einheit Deutschlands, die große Vergangenheit und alles, was als köstliches väteraltes Erbe aus langen Jahrhunderten sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Hutten warb Bundesgenossen für Luther, Eoban sollte um jeden Preis folgen, der König mit seinem Heere. Die Katastrophe war da. Am 6. April 1521 zog Luther in Erfurt ein, ein Taumel ohnegleichen erfaßte die Stadt. Eoban dichtete flammende Verse. Die Massen waren aufgepeitscht. Es kam zu den unbeschreiblich widerlichen Szenen gegen Mönche und Geistliche, Crotus dankte ab, Eoban, der feine, der Dichter des Sonnengottes, der Schüler des Meisters in dämmernder Einsamkeit, schwankte, war willenlos und wandte sich ab. Da verließen ihn alle. Jonas und Drach, trotzdem sie Kanoniker waren, schlossen sich der Revolution an, Crotus führte den ganzen Kreis lückenlos nach Erfurt hinüber. Es kam der Sturm der Bauern auf die Stadt, den der Magistrat klug auf die katholische Partei ablenkte. Eoban wurde entlassen, die Erniedrigung, die er im letzten Augenblick noch über sich brachte, war umsonst. Mutians Leben strömte aus allen Adern hin. 1526 starb er, verdüstert, an sich selber irre. Das war die Stunde nicht, die er sich ersehnt, häßliche Leidenschaften, empörte Volkshaufen, Zerstörung, Sturm und Finsternis,

wo er doch nach Licht und Schönheit dürstete und in Ruhe atmete. Eoban ging nach Nürnberg.

Er hatte alles verloren und stand wie damals in der Welt 1509, da er aus den Toren ging und nicht wußte wohin. Das stille Glänzen der griechischen Sonne fand keinen Spiegel mehr. Hier eifernde Prediger, die an Stelle scholastisch wirren Disputs auch nur den Hader der Meinungen setzten, dort plündernde Haufen, die die Welt zerschlugen. Sie war aus den Angeln und nicht mehr einzurenken.

4.

Zwickau und Joachimstal.

In die Tage verbotener Knabenlektüre, nach Wildwest, unter Goldgräber, Quäker und Methodisten, in die Gewitterluft von Geldgier, aufgelösten Gesetzen, Neid, Haß und Rache fühlt man sich zurückversetzt, wenn man die waldigen Schluchten des Erzgebirges auf der Suche nach dem Leben um 1500 durchstreift. Hier war Wildost. Was es in ganz Deutschland nicht mehr gab, hier war's zu beobachten, wie Städte entstanden, eine eigene Kultur, eine neue Gesellschaft und ihr Verfall, und die Glut, die diese Entwicklung trieb, war so lebendig, daß sich alles in einem Menschenalter abspielte, was sonst Generationen braucht.

In alten Landschaften, wo der Mensch schon festgewurzelt ist, färbt der Boden nur mehr in blässeren Tinten ab. Die Traditionen sind so stark, daß neue Bewegungen nur modifiziert zum Ausdruck kommen. Doch so jungfräuliche Erde wie hier, die den Menschen zu einer ganz bestimmten, einzigen, alles beherrschenden Tätigkeit zwang, sog die Wellen, die über sie hinströmten, förmlich auf. Hier war der Mensch in Wahrheit ein Sohn seiner Erde. Die Bedeutung, die das neue Volk mit einem Schlage für die Gesamtentwicklung gewann, läßt sich restlos aus seiner Heimat ableiten. Buchstäblich haben in dieser Zeit die mitteldeutschen Berge den Menschen bezwungen, der Harz, das Erzgebirge. Die Landschaft war einheitlich wie wenige. Ein langgestreckter Höhenzug, scharfgerissene Querschluchten, Geröll und Geklipp, hochaufragende Nadelstämme, ständig in rauschender Bewegung. Was die Nation später romantisch nannte, ging in seinem ganzen magisch düstern Bangen von diesen Bergen aus. Nach Südosten gegen die fremde Rasse in scharfen Abstürzen, dem feindlichen Element ein dämmender Wall, schön doch menschenfeindlich; gegen Nordwesten sanft abfließend, einladend für die mitteldeutschen Stämme, eintöniger und minder reizend, doch wohltätig und reicher. Vom Fichtelgebirge durch das Schönbacher Tal getrennt; von da über Graslitz nach Neudeck, dann

gebirgentlang bis unterhalb Schlackenwert läuft eine Dialektgrenze. Auf der Südseite gab es von Aussig bis Leitmeritz 1470—1540 keine rein deutsche Stadt mehr. Die Hauptmasse der Siedelungen mehr als zwei Drittel lag auf der deutschen Kante. Hier hielt sich der osterländisch-meißnische Adel in dauerndem Besitz.

Daß der Erzgebirgler allein die poetische Seite des Luthertums künstlerisch zu gestalten suchte, ist nur ein Bruchteil seines Wertes. Aber daß in diesen Bergstädten und Industriebezirken die fränkische Mystik zur Tat überging, der geradeste Weg aus dem 14. ins 16. Jahrhundert, die ersten Arbeiterbataillone formierte, die ersten Träume sozialen Neulebens vorausgenoß und so sich die Freiheit eines Christenmenschen sehr praktisch ausdeutete, das stellt die heute so stillen Städtchen weit an die Spitze. Das andere kam der Wissenschaft zugute. Jede Landschaft hat dem Humanismus eine andere Seite abgewonnen, ihn in eigener Weise fruchtbar gemacht: die Hessen in Thüringen den Poeten; die Wittenberger die Schule; echte Römergesichter aus der republikanischen Zeit, Philosophen, Eklektiker, Ethiker sah man in Ostfranken; Galenus und Plinius, der Humanismus, der den Menschen frei in der Natur machte, der siegte hier im Erzgebirge.

Einem Volke, das eben den letzten Schritt von der Naturalwirtschaft zum Geldbetrieb getan hatte, mußte die Kunde von reichen Silberfunden aufreizend klingen. Was bot der ärmliche Glimmerschieferboden des Vogtlandes seinem Bebauer? Schon 1162 hatte es Zisterziensermönche aus Altzella am Harz, vom Markgrafen Otto von Meißen mit Land an der Freiberger Mulde beschenkt, in die Berge gelockt. Aus dieser Heimat des Schürfens ging das Bergrecht aus bis weit nach Iglau. Die ältesten deutschen Bergknappen waren Franken; und wenn die zähe Masse des meißnischen Grundstammes auch die erdrückende Mehrzahl der Zuwanderer sprachlich einschmolz, das thüringische Element, das sich schon in der ersten Besiedlung mit dem Franken vermengt hatte, war nun verschwindend klein geworden bei solchem Zufluß. Der Fläminger und Ostfranke war längs des Gebirges stark vertreten. In Leisnitz sind aus Eigennamen eine ganze Reihe niederfränkischer Familien nachzuweisen, ja im meißnischen Hochland, wo die Elbe durch das Gebirge tritt, überwiegt bei weitem das fränkische Element, mag auch das vordringende Meißnische die Mundart entfärbt haben. Dieses Volk war reif für die neue Zeit der Revolutionen. Glücksritter, von raschem Erwerbe gelockt, zum Aufruhr geneigt — wann waren entwurzelte Abenteurer es nicht? — unbändigen Sinnes nur einem Erwerbe hingegeben, der frei war ohne Innung und Bannrecht, flackernde Hoffnungen in allen, Franken mit leichtbeschwingter Fantasie und Sachsen aus der Berglandschaft schwerflutender nebelhafter Traumgebilde. Gewalt über alles! Wie man Häuser baut, so traten sie zusammen

und berieten, wie etwa im Tal der Zschopau in einer Mühle, erwogen Umfang und Lage einer Stadt, und 1498 stand sie da, Annaberg. Das älteste deutsche Bergwerkbuch ging wahrscheinlich von ihr aus. Und so im ganzen Gebirge. Im Grunde waren es echte Urrömer. So bauten Romulus und Remus ihre Stadt.

Abstammung und Beruf zog die Mystik in diesem Menschen groß, Ursache und Grundstimmung seiner sozialen Träume; Nachbarschaft und Zeit brachte sie zum Ausbruch. Ostfranken und Helfta waren klassisches Land der religiösen Innerlichkeit geworden, der Kirchenreform im Rahmen der Kirche, zwar nicht von ihr gefördert, doch geduldet, zwar nicht feindlich gedacht, doch in den letzten Wirkungen eine Gefahr für Disziplin und Dogma. Die Mystik war von ausgesprochen sozialen Tendenzen bewegt. Sie drängte zu einer neuen Naturauffassung. Und nun ergriff der Mensch solcher Landschaften einen Beruf, der beide Einflüsse zum höchsten steigerte. Standesunterschiede kannte er nicht. Er war frei. Arm waren alle, und reich konnte jeder werden. Die entfesselte Gier nach Besitz und Erwerb kannte nicht überlieferte Achtung vor ererbtem Eigentum. Und die Natur! Der Bauer stand gewiß vertraut mit ihr, aber nüchtern, tagaus, tagein in fest geregeltem Wechsel. Der Bergknappe wühlte sich in die Erde ein, sah die Tiefe, das Dunkel, geheime Schätze und neue Wunder; Aberglaube, Gefühlserschütterungen kamen über keinen gewaltsamer. Slavisches Blut war diesseits der Saale so ungestüm. Das tschechische Volk hatte eben seine soziale Revolution durchgemacht, sie in die Landschaften am obern Main und über das Erzgebirge getragen, die von je mit Böhmen so eng verbunden waren. So war auch das slavische Urelement in seine ihm eigene Schwingung versetzt worden. Gerade in dieser Landschaft war die gläubige Seele am stärksten erregt. Schon 1451 war der Rheinfranke Nicolaus Cusanus, einer der geistigen Herzöge der Zeit, predigend durchgekommen. Im folgenden Jahre tauchte der Italiener auf, der die Wunder Bertholds von Regensburg erneuerte, Capistrano. In Chemnitz, Meißen, Dresden predigte er mit faszinierender Lebendigkeit. Die Vögel schwiegen und die Heimchen zirpten nicht mehr. In Freiberg tat sich bereits 1465 eine schwärmerische Bruderschaft zusammen, die den Kommunismus predigte und im Papste bereits den Antichrist sah. Der Sozialismus war auf dem vollen Marsche, gerade hier in dem spätern Königreich, das man so gerne das rote nennt. Annaberg war 1508—1510 Tetzels Hauptquartier, ein Mittelpunkt des Annenkultus, dem ungeheure Reichtümer geopfert wurden. Das Hauptbild war 10 000 Mark wert.

Der Humanismus wollte vor allem lesen, kritisch, sichtend, alle Erkenntnis aus dem Bestand der Tatsachen schöpfen. Die realistischen Disziplinen

standen ihm, sobald die Bewegung nur einmal über den ersten Enthusiasmus hinaus war, ebenso nahe als die klassischen. Aber wo nahm ihn eine Landschaft so in die Schule wie diese? Kartographen, Mathematiker, Astronomen, Mineralogen und Chemiker, die ersten ihrer Zeit, sind hier geboren worden.

Der deutsche Dualismus, der Doppelbildungen bevorzugt, sprach sich wieder einmal überraschend aus. Die Zentren der Landschaft waren Zwickau und Joachimstal; jenes ein Knotenpunkt beherrschender Wege, schon in der Ebene, aber auf die Berge angewiesen, durch die es reich wurde, von denen ihm, neben dem Segen ehrlicher solider Handarbeit, die unerschöpflichen Tradition und Gesellschaft lösenden Schätze flossen, dieses die eigentliche Schöpfung des neuen Erwerbs, von ihm geschaffen, von ihm verlassen. Zwickau liegt an der Ausweitung des Muldetales, dort, wo sich die Handelsstraßen von Franken nach Chemnitz und Dresden, vom Westen her nach Prag kreuzten. Seit 1212 wird es als Stadt genannt, 1290 von Kaiser Rudolf fürs Reich angesprochen. Am Ende des 15. Jahrhunderts besaß es mehr Einwohner als Dresden. Der Reichtum der Stadt hatte Mittel im Überfluß für den neuen Bildungsdrang. Eine Schulbruderschaft, hauptsächlich von Stefan Roths Oheim, Petrus Drechsel gestiftet, bestand schon seit dem Ausgang des alten Jahrhunderts, wohl die einzige Schöpfung dieser Art in Deutschland. Die Ratsschule besaß bedeutenden Ruf. Als aber 1519, ohne Beispiel im Reiche, die griechische Schule gestiftet wurde, strömte die lernbegierige Jugend hier zusammen. In Georg Agricola, zu Glauchau 1494 geboren, bekam sie einen Rektor, der sie glanzvollen Tagen entgegenführte. Der seltene Mann war der eigentliche Kulturträger seiner Heimat. Vielseitig und bahnbrechend, wo er nur den Spaten ansetzte. Sein Vater hatte Bauer geheißen. Mit zwanzig Jahren studierte er in Leipzig Theologie, Philosophie und Philologie; der Vater des sächsischen Humanismus, Petrus Mosellanus, ein Frühvollendeter aus Moselfranken, war sein Lehrer. Agricolas Schüler wurden berühmt. Als Pädagoge war er seiner Zeit weit voraus. Es ist bezeichnend, daß er lange vor Comenius, er, der Sohn einer Berglandschaft, in einer Stadt, die vom Bergbau zehrte, zuerst die Anschaulichkeit im Unterricht betonte. Unter seinem Nachfolger Petrus Plateanus (1535—1546) konnte Luther die Schule unmittelbarer neben die Anstalten von Torgau, Wittenberg und Deventer stellen. Wie in Zwickau, so stand es im ganzen Gebirge. Überall waren es Stadtschulen, zu Schneeberg um 1485, zu Annaberg 1498; beide Städte besaßen wahre Schulpaläste. In Annaberg genoß der Westfale Johann Bach, Rivius, wie er sich nannte, als Rektor 1527—1533 großen Ruf. Melanchthons Lehrbücher beherrschten den Unterricht. Mit dem sinkenden Jahrhundert verfielen die Bildungsstätten aber unaufhaltsam sowie der Segen der Berge im Boden versickerte.

Doch was dem geistigen Leben der Stadt in diesen Jahren das eigentliche Gepräge gab, war nicht die landschaftlich so individuelle Ausbeute des Humanismus, sondern die Verquickung aller beängstigenden Probleme der Zeit, der Wittenberger Revolution, der Mystik, des Sozialismus vom Harz und aus Ostfranken, der Brüdertendenzen, des böhmischen Nicolaitentums. Die sozialen Gegensätze waren hier schneidend scharf. Neben ungeheuern Reichtümern — Martin Römer, der Begründer des Schneeberger Bergbaues, war der reichste Mann Sachsens — und neben Wohlfahrtseinrichtungen, die in der Zeit nicht ihres gleichen hatten, verarmte alte Ratsfamilien, in denen sich der ganze Groll Enterbter ansammelte. Der Reformation neigte der Rat früh zu; die Amtsrechnungen führen öfter Botengänge zu Luther nach Wittenberg auf. Schon 1518 predigte ungehindert der Franziskaner Friedrich Myconius lutherisch. Da tauchte im Mai 1520 Thomas Münzer auf, aus Stolberg im Harz, aus einer Landschaft mit wesentlich gleichen Bedingungen wie das Erzgebirge, in der sogar die Entartungen der Mystik, das Geißlertum, sich am stärksten und längsten gehalten hatten. Münzer war ein Schüler Taulers, einer der unheimlichen Menschen, die verzehren und verzehrt werden. Als dann Nikolaus Storch aus einer alten Zwickauer Familie, die sozial herabgekommen war, wieder in seiner Vaterstadt erschien, kam der glühende Wahnsinn zum Ausbruch. Die Landschaft war voll Minen. Schon am Ende des 13. Jahrhunderts waren von Böhmen her Waldenser vorgedrungen. In Eger hatte um 1468 die Irrlehre der Wirsperger mit mystischen Tendenzen gewühlt. Storch brachte von Böhmen hussitischen Fanatismus mit und Münzer schloß sich sofort an. Luther war ihnen nicht radikal genug. In Münzer brannte die Mystik förmlich auf. Die innere Offenbarung war ihm alles. Nur der sei Gott würdig, der ihn gehört oder gesehen. Freie Liebe und völlige Anarchie, das sinnbetörende Evangelium von der Erhöhung der Niedrigen, die Taboritenwut, man müsse die Ungläubigen mit Feuer und Schwert ausrotten, riß die Arbeitermassen hin. 200 Tuchmachermeister beschäftigten ihrer eine Unzahl, darunter viele Böhmen und Österreicher. Der literarische Ertrag des Taumels war gering. Zwar war der erste Buchdrucker der Stadt, der Augsburger Hans Schönsperger, schon in seiner Heimat für die Waldenser tätig, sofort zu den Schwärmern übergegangen und brachte unsäglich wilde Schriften auf den Markt. Aber hie und da ein Schmähgedicht, so gegen den Amtsbruder und Gegner Johannes Silvius Egeranus, und Pamphlete, waren alles, was Münzer beisteuerte. Er lebte und predigte. Der Traum des neuen Reiches war bald zu Ende. 1521 wurde Münzer als Prediger vom Rat entlassen, der Aufruhr der Tuchknappen niedergeschlagen, Münzer flüchtete, das Laienelement unter Storchs Führung hielt sich nur kurz, der Brand sprang auf Wittenberg und Thüringen über und nahm dort seinen

furchtbaren Ausgang. Auch die Bauerngefahr vom 10. Mai 1525 ging vorbei, und die Kirchenvisitation von 1529 enthüllte das ganze System, das mit Skorpionen züchtigte und Luthers Kirchentum endlich durchsetzte.

Die Luft wurde heller, die Schulen blühten fort, die Literatur kam zu Wirkungen. Gelegenheitsdichtung ist sie im Grunde geblieben. Ein Unfall bei einer Geschützprobe 1513 oder der Sturm auf den Grünhaier Hof oder Personaländerungen im Stadtregiment waren beliebte und aktuelle Stoffe. Wie allerorts wurde der Meistergesang gepflegt. Als Herzog Johann 1517 und 1518 in Zwickau Hof hielt, gab es Feste ohne Ende. Turniere wurden abgehalten, Fastnachtsspiele aufgeführt, „wie sich sieben weiber umb einen Mann gezankt“ und „wie sieben pauern knecht umb eine magd haben gefreiet“, „alles zierlich und wol gereimbt gespilt“, der Eunuch des Terenz ging über die Bühne, Schwerttänze wurden dargestellt. Selbst 1525 ließ sich der Bürger seine Schaulust nicht verkümmern. Die Komödie fand meist auf dem Rathaussaal oder Tanzboden statt. 1523 bestimmte die Schulordnung, „daß mittwochs nach geschehener Repetition und sonntags nach der Kirche eine Komödie aus dem Terentius zur Stärkung des Gedächtnisses und zur Übung in der Aussprache und in der Geschicklichkeit des Leibes“ gespielt werden sollte. Hier war der Mittelpunkt des Schuldramas aller sächsischen Landschaften. Schon 1521 wurde „die comoedia Plutonis graece et latine agiret“, 1565 Heautontimorumenos. Der Glanzpunkt in der Festchronik der Stadt war das Fürstenschießen 1573, das die Bürgerschaft 45.000 Mark kostete und von dem Budweiser Pritschmeister Edelbeck nach eigener Anschauung in säuberlichen guten Versen beschrieben wurde. Die dramatischen Grundlagen der Stadt waren um nichts origineller als in den andern Gemeinwesen mit blühenden Schulen. Und doch wurde Zwickau zur Führerin des Dramas in Mitteldeutschland, nur noch von den Magdeburger Bühnen überragt. Das verdankt sie dem einen der beiden Baiern, die das Schauspiel vom Grund auf umgestalteten, Paul Rebhun. Keine der blühenden Bühnen, weder die volkstümliche Nürnbergs noch die Stücke genialer Berner und Baseler Renaissancemenschen, haben auswärts dauernd Eroberungen gemacht. Hans Sachs zerfloß in Einzelwirkungen. Gerade nur die beiden Söhne des Stammes urwüchsiger Schauspielkraft Naogeorgus und Rebhun! Der Zufall wäre doch seltsam, wenn dieser Tatsache nicht die zwingende Gewalt stammestümlicher Triebe zu Grunde läge.

Rebhun, Sohn eines Rotgerbers, stammte aus der niederösterreichischen Alpenlandschaft, aus Waidhofen an der Ybbs. Als Wittenberger Student lebte er im Hause Luthers, wurde Schulmeister zu Kahla, und nichts bezeugt die literarischen Stammestendenzen besser als diese entwurzelten Ostbaiern, die in der Fremde zu großen Erfolgen gediehen; Rebhun zu Zwickau, wo er 1531—1538 wirkte, am Ratsgymnasium, dann bis zu seinem Tode 1546

in Plauen und Ölsnitz. Bereits in Kahla wurde am Sonntag nach Fasching 1535 seine Susanna gespielt, im folgenden Jahre zu Zwickau gedruckt, eine seltsame Mischung von Stamm und Zeit. Der volkstümliche Inhalt ist in die kunstvolle antike Form gegossen. Klassische Verse sind nachgebildet. Nach dem ersten Akt der Susanna suchte er die Gewalt des berühmten Chorliedes aus der Antigone des Sophokles zu meistern, jenes bezwingende Ἔρως ἀνίκατε μάχαν: „Frau Venus groß ist deine Gewalt." Die Anwendung der klassischen Schauspielregeln, Gliederung der Handlung, der strenge Bau jambischer und trochäischer Verse, das war eine Tat, in der eine ganze Zukunft stürmte. Die Susanna war das erste biblische Stück von künstlerischem Werte, das erste, in dem es ein Deutscher versuchte den Segen der klassischen Wiedergeburt auf deutsche Poesie zu legen. „Ein Hochzeitspiel auf die Hochzeit zu Cana Galileae gestellet, dem gottgeordneten Ehestand zu Ehren und allen gottesfürchtigen Eheleuten, Gesellen und Junkfrauen zu Trost und Unterricht" Zwickau 1538 ist schwächer, doch eine beredte Feier. Wie konnte er in dieser Landschaft das soziale Problem umgehen! „Klag des armen Manns" Zwickau 1540 ist ein dramatischer Dialog. Das war an Masse nicht viel, aber Rebhun fand Schüler wenn auch keine Schule; sein Einfluß strömte nach Thüringen und Magdeburg. Der Zwickauer Joachim Greff, eine unbequeme Größe aber nicht zu übersehen, wirkte im Flämingischen und arbeitete völlig im Sinne jener Tendenz des Luthertums, die Kunst und Kunstformen nur nach der Willfährigkeit einschätzte, mit der sie sich als Waffen in die streitbare Hand fügten. Hans Tirolff aus Kahla ist vielleicht durch Rebhun auf die Zwickauer Schule gelockt worden; 1538 ging er nach Wittenberg. Hier an der Mulde hat er dem Meister viel abgeguckt. Isaak und Rebecca 1539 ist so ganz in der Überschwenglichkeit des neuen Pfarrhauses ein hübsches Familienbild. Naogeorgus' Einfluß hat diesen Thüringer aber verdorben, von dem wir keine seiner Lebensgrenzen kennen. 1540 verschwindet er. Gleichzeitig unter niederfränkischem Einfluß steht ein eingeborener Schüler Rebhuns, der Zwickauer Bürger Hans Ackermann — Agricola hätte auch er seinen Namen übersetzen müssen, — kein Talent, doch ein Charakter, der es in seinem verlorenen Sohn 1536 mit der Moral ebenso ehrlich meinte, wie im Tobias den Kampf gegen den Zölibat. Das Stück ist unmittelbar von Rebhun angeregt. Sich in geistlichen Spielen zu üben, dünkt ihn fast ein Teil des Glaubenslebens. Im engsten Anschluß an die Bibel, strebte er „gewinnende Einfachheit" an. Der Zwickauer Georg Thym wirkte am Harz und schritt in Fausts Gefolge.

Die Zwickauer Literatur ist recht eigentlich ein Typus der Zeit; ungeformte Stimmungen von vernichtender Gewalt, Schulwirkungen ohne greifbare Erfolge, so beherrschend ihr Einfluß war. Und so ist der verkörperte Geist der Stadt weder ein Dichter noch ein Gelehrter, sondern ein Schreiber,

Übersetzer, Herausgeber, Korrektor und Berater von Druckern, dem aus den meisten Landschaften Mitteldeutschlands die Manuskripte vorgelegt wurden, Stefan Roth (1492—1546). Zu Leipzig war er seit 1512 Schüler Mosellans, dann Rektor der Lateinschule seiner Vaterstadt und in Joachimstal und schließlich wieder Stadtsekretär in Zwickau. Er ist einfach der Mittelpunkt des Bücherwesens der sächsischen Gaue. Bis nach Nürnberg arbeitete er und vertrieb Bücher. Seine Dienste galten für wertvoll und wurden mit zwei Groschen für den korrigierten Bogen und mit zehn von hundert Freiexemplaren bezahlt. Seine Arbeitskraft ist verblüffend. Er ist gleichzeitig für verschiedene Drucker tätig, bringt die Werke von Freunden unter, übernimmt Kommissionen für alle Welt. 900 Briefe an ihn liegen auf der Zwickauer Ratsbibliothek und weitere 3000 waren vor einigen Jahren noch gar nicht katalogisiert.

Längs des Gebirges war es lebendig, so in Chemnitz. Ihr Dichter ist Valentin Voith, doch wirkte er in Zwickau, vor allem in Magdeburg. Wie überall blühte die Schulkomödie der Anstalt, die zu Beginn des Jahrhunderts 500 bis 600 Schüler zählte. Ein berühmter Egerer, Paul Schneevogel — Niavis —, 1460 geboren, wirkte hier. Selbst in kleinen Städten wurden Kinder großer Erfolge gewiegt. Aus Leisnig stammte Peter Bennewitz — Apianus —, einer der Realisten der Landschaft, Mathematiker und Astronom, Professor zu Ingolstadt, Kartograph für das Hauptquartier Karls V., der Schöpfer der ersten Weltkarte, Erfinder kunstvoller Instrumente, der 1527 das erste deutsche Rechenbuch schrieb, als guter Katholik vom Kaiser mit unerhörten Ehren überschüttet (1495—1552).

„Ins Tal, ins Tal mit Mutter, mit all“ war der Ruf der Scharen, die vom Silber gelockt in die enge Talschlucht kamen, wo sie 1516 Joachimstal gründeten, das vier Jahre später freie Bergstadt wurde. 8000 Bergknappen schürften hier, dieselben Grundlagen wie in Zwickau, dieselben Kämpfe, dieselbe Blüte, der gleiche Ausgang, doch alles intensiver, rascher erledigt, Treibhaushitze. Um sich nach Karlstadts Lehre durch harte Arbeit dieses und das andere Leben zu verdienen, war mancher gekommen, und was sie fanden, war Reichtum und Üppigkeit. Egranus predigte wie in Zwickau so in der Bergstadt, sein Gegner war der fränkische Mystiker und Revolutionär Bodenstein aus Karlstadt. Aber das Gewitter tobte sich rascher aus und Luther gewann sofort das Gemeinwesen. Das Leben der Stadt, aufs höchste angespannt, brachte eine schier unübersehbare Reihe von Männern hervor oder rief sie zusammen, fast alle Zeitgenossen, ja von der gleichen Generation, keiner unbedeutend, viele wirkungsvoll auf weite Landschaften, der eine oder andere Wegleuchter durch lange Jahrhunderte.

Aus dem Zwickauer Schulrektor Georg Agricola war ein Vollmensch der Renaissance geworden. 1524 hatte er sich in Italien der Medizin zugewendet, in Bologna studiert und zu Venedig dem Druckerfürsten Aldus Manutius die Fahnen durchgesehen. Hier war er zum Aristokraten geworden wie die Besten seiner Zeit, wie Mutianus und Hessus, wie Pirkheimer und Niklas Manuel. 1527 kam er als Stadtarzt nach Joachimstal und fand den Mäcen der Erfurter Poeten, Georg Sturz, in der Heimat. Die Bergstadt schlug ihn sofort in ihren Bann. Hier fand er seinen eigentlichen Beruf, die Wissenschaft der Gesteine und Erdschichten. Und wenn er auch 1533—1555 als Arzt in Chemnitz wirkte, seine Wurzeln schlugen in Joachimstal fest. 1544 erschien sein großes Werk, die Grundzüge einer physikalischen Geologie: De ortu et causis subterraneorum, zwei Jahre später das erste Lehrbuch der Mineralogie: De natura fossilium. Das war ein Humanist, der schauen und prüfen gelernt hatte, dem die Grundnorm des neuen Menschen, eigenes kritisches Beobachten zur zweiten Natur geworden. Kurz vor seinem Tode vollendete er sein Hauptwerk: das Bergwerkbuch, 1556 erschien es deutsch und lateinisch in Basel. Es war ein Kompendium der Berg- und Hüttenkunde. Und wie er der einzige wirkliche Chemiker des Jahrhunderts war, der hoch über der geistigen Verworrenheit so mancher Großen stand, sind ihm die Grundelemente des Humanismus, die philologischen vertraut und geläufig. Alte Mythen hat er mit einem Verständnis und einer Feinheit gedeutet, daß er unmittelbar neben seinen weiteren Landsmann Schubert und den Sohn der andern Berghüttenlandschaft, neben Novalis tritt, die einzige Seele romantischer Stimmung in dieser lärmenden Zeit. Nach kurzen Erschütterungen wandte er sich sehr entschieden von der Reformation ab; er war zu viel Edelmann und liebte Ruhe und Frieden zu sehr. Seine Tochter nannte er Irene. Das Demagogentum war ihm zuwider; ein glühender Patriot, der gegen die Türken aufrief, ein Verteidiger der apostolischen Tradition, ein Friedensapostel wie Leibnitz etwa, der noch 1549 Moritz und August von Sachsen zur Beilegung der Kirchenspaltung aufforderte. Trotz allem hielt er Freunden aus allen Lagern das Herz warm, und sie vergalten ihm Gleiches mit Gleichem. Seinen Nachruhm hat diese Haltung freilich verdorben, er wurde spät entdeckt. Er war ein reines Abbild seiner Zeit, ein Humanist und Renaissancemensch edelsten Blutes. Wie alle Großen starb er um die Wende des halben Jahrhunderts, 1555, im Jahre des Religionsfriedens.

Wie er, so war auch Kaspar Bruschius aus Schlaggenwald, geboren 1518, ein rastloser Wanderer, der 1557 Mördern zum Opfer fiel, vom heimatlichen Banne gefangen. Er beschrieb das Fichtelgebirge. Fast jedes Jahr zogen neue Eroberer von der Bergstadt aus: die Jugendfreunde, Altersgenossen und Poeten Elias Corvinus und der Wittenberger Professor Johann

Major, der die Fabelallegorie pflegte; Michael Neander, der Polyhistor, Mathematikprofessor und Arzt; Johann Praetorius, der zu Nürnberg Erdgloben baute und Meßtische erfand. Alle waren echte Joachimstaler, abenteuerlich im Leben, wie die Männer, die ihre Heimat gebaut, Realisten, die der Runenberg ihrer Vaterstadt mit seinen magischen Tafeln zum grübelnden Lesen gezwungen.

Die beiden Dichter der Stadt, denen Luther seinen Sieg über das Tal verdankte, stammten von auswärts, der Rochlitzer Mathesius und der Ostfranke aus Altdorf, Hermann. Aber das waren ja die Grundelemente der Stadt, Franken und frankenbürtige Meißner. Der Standort der Wiege macht es allein nicht aus. Ein Vordämmern dieses Tages hatte noch im 14. Jahrhundert am Fuß des Gebirges in Saaz aufgeleuchtet. Hier schrieb 1399 ein gebildeter bibelfester, in den Klassikern wohlbewanderter Johannes den Ackermann aus Böhmen, ein Gespräch zwischen Tod und Dichter, angeregt durch den Verlust des Weibes. Märchen und Sprichwörter, Anklänge an die Gebirgslandschaft, das einzige große Denkmal bürgerlicher Literatur, das in Ton und Farbe mit dem frühen 16. Jahrhundert übereinstimmt, gerade mit Joachimstaler Stimmungen.

Nikolaus Hermann war Kantor und starb 1561, nach Beruf und Abstammung für das Kirchenlied, wie er es pflegte — nach alter Tradition erfand er Wort und Weise — wie geschaffen. Bewußt wollte er die volkstümlichen „Buhllieder" verdrängen. Seine Brautlieder gingen in die meisten Gesangbücher über, auch in katholische. Der Kinderton, Volksliederschlüsse, Märchenklänge, Tanzliedformen, das alles verschmolz er in echter Gemeindestimmung, ohne persönlichen Klang, und verschmähte selbst Derbheiten nicht für seine besonderen Zwecke.

Hinunter ist der Sonnen Schein,
Die finstre Nacht bricht stark herein,
Leucht uns, Herr Christ, Du wahres Licht,
Laß uns im Finstern tappen nicht.

Womit wir han erzürnet Dich,
Dasselb verzeih uns gnediglich
Und rechn' es unser Seel nicht zu,
Laß uns schlafen mit Fried und Ruh.

Dir sei Dank, daß Du uns den Tag,
Für Schaden, Fahr und mancher Plag
Durch Deine Engel hast behüt
Aus Gnad und väterlicher Güt.

Durch Deine Engel die Wach bestell,
Daß uns der böse Feind nicht fäll',
Für Schrecken, Gspenst und Feuersnot
Behüt uns heint, o lieber Gott.

Die Sonntagsevangelien 1560 bilden eine Art geistliches Jahr. Die andere Sammlung, Historien von der Sintflut, wurde 1562 gedruckt. Er machte Schule, zunächst bei dem zweiten Manne, der neben ihm die reine Literatur

vertrat, bei Johannes Mathesius, geboren 1504. Auch sein Vater war „ein stattlicher Gewercke bey dem zu selbiger Zeit in gutem Flor gestandenen Bergwerck“. Seine Bildung fand er in Nürnberg und Ingolstadt. In Baiern ergriffen ihn Luthers Schriften, 1529 kam er nach Wittenberg und fand die Freundschaft der beiden Führer. Als Leiter der Joachimstaler Lateinschule erhielt er Anteil an einer Zeche. Er starb als Pastor der Stadt 1565. Mit dreizehn Liedern ließ er sich ganz von Hermann beeinflussen. Aber ihm lag die Melodie des Wortes nicht, er war Redner und Erzieher und ging auf das Ausschöpfen der Sätze aus. Verständlichkeit und Schriftauslegung, die didaktische Predigt im Sinne Luthers, kein Sturm auf das Herz. Wie verschieden war dieser Geist von der Wortgewalt und Stimmungsmacht der mystischen Predigt. Der humanistische Verstand hatte auch auf der Kanzel gesiegt. Seine Fastenpredigten 1552—1562 sind seine persönliche Geschichte und die eigentliche lokale Literatur der Stadt. Er nennt das Buch selber eine „Bergpostill“. Der Bergbau ist ihm das einzige Mittel der Veranschaulichung, gewissermaßen das beherrschende Bild. So drückt dieses Überwiegen der landschaftlichen Tätigkeit alles aus: das farbengebende fränkische Element, die Beziehung zu den beiden Reformationslandschaften Harz und Erzgebirge, zu Luthers sozialem Milieu, zur Kultur des ganzen Gebirges. Selbst eine Chronik der Stadt fügte er bei und eine Übersicht über alle Stollen. Auch durch die Leichenreden 1559 und die Hochzeitspredigten 1563 leuchtet immer der Glanz der Bergstadt. In seiner Freude am klassischen Altertum, seiner Lust an der Natur, seiner scharfen Beobachtung ist er wie Agricola und die andern ein Mensch aus demselben Guß wie die Erde, wie jene Männer der griechischen Mythe, die aus Steinen wuchsen, vom heimatlichen Boden geboren. Er besaß eine seltene Mineraliensammlung. Einer der ersten Prediger des Jahrhunderts, der erste Biograph Luthers. Das Buch widmete er der Universität Wittenberg. Hermann und Mathesius fanden Schüler, in Joachimstal selber, zu Elbogen und Schlackenwerth.

Die Stadt wirkte unbezwingbar stark. Hans Rudthart, ein Bergmann, feierte sie in einer Vers- und Prosadichtung. Anschauliche Schilderer fand das seltsame Milieu, so 1521 in Hans Lutz von Augsburg; das Murren sozialer Unzufriedenheit tönt aus einem Liede derselben Zeit, der ganze Grimm derer, die Schätze für andere aus der Tiefe graben. Soziale Tendenzen trieben auch die dramatischen Regungen, die freilich weniger stark waren. Johannes Krüginger, ein gebürtiger Joachimstaler, der zu Wittenberg studierte und nach wechselnden Stellungen außerhalb der Heimat 1571 starb, schuf 1545 einen Herodes und Johannes. Das Stück überbot die grellsten Wirkungen. Das Haupt des Täufers fällt auf der Bühne, und die Tochter der Herodias wird vom Tode erwürgt. Unter Rebhuns Einfluß verkörperte sein

Lazarus 1543 die sozialistischen Stimmungen des Gebirges. Gerade dieses Thema in dieser Stadt! Alles, was den Haß gegen den hartherzigen reichen Prasser aufstacheln kann, häuft er zusammen.

Schulkomödien wurden seit 1533 gespielt durch das ganze Jahrhundert, bis 1625 die Anstalt gewaltsam geschlossen wurde. Die Bergleute bildeten eigene Gesellschaften, um Weihnachtsspiele aufzuführen, die noch im 19. Jahrhundert lebendig waren.

Zwickau und Joachimstal, in allem so eng verbunden, hatten den Inhalt der Zeit auf engster landschaftlichen Grundlage erschöpft. Es ist die typische Literatur eines Neubruchs, gärende Kräfte, rasches Emporschießen, klangloses Versinken. Wie der letzte Schlag des Fäustels an dem tauben Gestein verklang und die Kobolde den Segen unerreichbar tiefer in die Berge verschleppt, zerrann alles wie ein Traum.

5.

Wittenberg und Magdeburg.

In dem Dreieck Erfurt—Zwickau—Wittenberg wurden die entscheidenden Schlachten geschlagen. Erfurt und Zwickau waren Einfallstore fränkischer Kräfte; dort drängte von Heidelberg her und tiefer vom Rhein der Humanismus und aus Hessen Poetenlust, hier schob sich die ostfränkische Mystik vereint mit dem Fanatismus aus Böhmen auf den Kampfplatz. Zielpunkt war Wittenberg, das gegen den östlichen Ansturm hart zu ringen hatte und nur aus dem Thüringer Lager wertvolle Hilfskräfte erhielt. Waren beide Bewegungen im wesentlichen rheinfränkisch-hessisch und ostfränkisch, Wittenberg war niederfränkischer Kulturboden. Fränkisch nach den ersten Antrieben und Trägern, nach ihrem Mittelpunkt und ihren entscheidenden Abschnitten war die grundbewegende Tat der Zeit, die Kirchenspaltung.

Daß Luther noch ungeboren aus seiner hennebergischen Heimat nach Eisleben kam, ist ein Bild, wie es kein Dichter hätte treffender ersinnen können. Weder Erfurt noch die Grafschaft Mansfeld waren ursprünglich Reformationsboden. Ja Anhalt war geradezu ein Hort altkirchlichen Lebens. Fürst Magnus (1456—1524) dichtete ein Marienlob, auf das der Bischof von Brandenburg vierzigtägige Indulgenz legte. Erst mit der jüngeren Linie 1530 wurde das Fürstentum für Luther frei. Der Herd der Erschütterungen war Ostfranken. Nürnberg war die Herberge fahrender Brüder von Basel bis Landskron geworden, Ostfranken war die Landschaft des religiösen Problems seit dem Ezzoliede und die Heimat der ritterlichen Revolutionäre.

Möhra, der Stammsitz der Luther, gehörte um diese Zeit den fränkischen Hennebergern. Luthers Mutter war eine Fränkin, wie uns einer ihrer Verschwägerten bezeugt, und von Spalatin wissen wir, daß ihr der Sohn in allem Äußerlichen überraschend glich. Der Name chlotachar — Luther ist fränkisch, er teilt ihn mit dem rheinpfälzer Humanisten Luder. Die Landschaft Salzungen—Möhra wurde freilich heftig für Thüringen in Anspruch genommen. Der Rennsteig bildet im allgemeinen die Völkerscheide nach Süden, nur an einer Stelle springt die Mundart über das Gebirge herab, eben gerade bei Salzungen. Die Sprache allein ist aber kein Beweis für entsprechende ethnographische Grundlagen. Und wirklich ist die Landschaft eroberter Boden. Wegen ihrer Salzquellen brachen die Thüringer an dieser Stelle über das Gebirge, und so scheidet jetzt hier die Landwehr die Zungen. Dazu kommt, daß in der ganzen Werramulde Thüringer, Alamannen und Franken gemischt sind. Bei Möhra grub man in Kupferschiefer, der älteste deutsche Bergmann war aber der Franke. Luthers Geschlecht, wohlhabende, uralteingesessene Bauern, war zu rascher Selbsthilfe geneigt. Das paßt wohl zu den fränkischen Anarchisten, den Sickingen, Berlichingen, Hutten — selbst ein Höfling wie Schwarzenberg stand tief auf der Linken. Doch das wären nur Folgerungen. Daß aber die Mundart, unverdient der Hauptpunkt der Diskussion, thüringisch ist, hat niemand bewiesen. Der sich am schärfsten für sie einsetzt, schließt sehr vorsichtig: „Jeder Forscher, der die so eigenartige Sprechart Salzungens und Umgebung einerseits mit den Dialekten der meiningischen Gegend, des Grab- und Tullifeldes, andrerseits mit denen Eisenachs, Kreuzburgs und Gothas vergleicht, dürfte ohne Schwanken sich für die sprachliche Zugehörigkeit dieses Kreises zum Thüringischen entscheiden." Viele Riegel und Türchen! Sein Gegner erklärt sie kurzweg für nordostfränkisch. Wohnhaus und Tracht im Hennebergischen haben sich aber diesseits des Gebirges ganz einheitlich entwickelt. Nach Mutter und Namen und politischer Heimat war Luther ein fränkischer Henneberger, seine Heimat war nur Thüringer Faustgut, die Mundart der kleinen Landschaft kann ebensowohl durch den Eroberer als durch die Lage jenseits des Flusses die lebhafte fränkische Färbung verloren haben.

Wie der Führer der kirchlichen Revolution ein Franke war, so war auch sein Hauptquartier, Wittenberg, und der festeste Hort seines Erbes, Magdeburg, fränkisch. Das bringt freilich Geist und Leben in die erdrückende Fülle der Tatsachen, die alle auf Franken und Fränkisches weisen. Wittenberg und Magdeburg waren fast reines flämingisches Kolonistenland. Hier an der Elbe hatte Kurfürst Friedrich der Weise (1463—1526) 1502 die erste Universität ohne päpstlichen Brief gegründet. Nachdem nach der Sitte der Zeit Himmel und Sterne um ihr Schicksal befragt worden, wurde sie am 18. Oktober

feierlich eingeweiht. Die Zeit, die so zu Mythen neigte, erblickte darin ein Eingreifen höherer Mächte. Mitbegründer und Rektor war ein Franke, der Leibarzt des Kurfürsten Martin Polich aus Mellrichstadt. Die ältere Schwester Leipzig in herzoglichen Landen unterlag nach hartnäckigem Kampfe der neuen Konkurrenz. Erst Peter Schad — Mosellanus — geboren 1493 zu Bruttig oberhalb Koblenz, der durch Borner 1517 die Griechischprofessur erhielt, brachte den Humanismus zur Geltung und war der einzig Ebenbürtige Melanchthons. Fortan blieb Wittenberg weit im Vorsprung. Hier fand Georg Burkhart — Spalatinus aus Spelt — der Geheimschreiber des Kurfürsten, seine Wirkungsstätte. Hier wurde 1507 Scheuerl Rektor, 1508 Luther Professor und 1509 Karlstadt, der bereits seit zwei Jahren las. 1518 kam Melanchthon, und abermals wurde eine Zweimännerfreundschaft zum Fundament einer neuen Zeit. Die Universität war eine unmittelbare Tochter Tübingens. Als Drucker kam ein Münchener Wolfgang Stöckel, der bisher in Leipzig gearbeitet hatte und 1504 herüberzog. Hier in Wittenberg war der Sprung zu tun, die kirchliche Neuerung mit dem Humanismus zu vereinen. Denn was Luther mit den Poeten verband, war nur gemeinsamer Haß. Sie meinten ihn freilich ganz anders. Er hatte solche Bundesgenossen weder erwartet noch erbeten und sie leisteten ihm auch anfangs ihre Sekundantendienste nicht mit Absicht. Doch wie es eben kommt, wenn zwei in dieselbe Kerbe schlagen. Aber ein ungleicheres Paar ist selten unter gleicher Sturmhaube gegangen: die helläugigen Humanisten des Erzgebirges, die zum erstenmal der Natur auf den Grund der Seele blickten, und der Sohn des Bergmanns, der noch die ganze Verstörtheit dunkel erregter Zeiten teilte; sie, die mit dem Wort den Gedanken gefunden, und was in der Seele sich regte, was zerstörte und unrein machte, seelenkundig zu scheiden und zu erkennen suchten, und er, dem das Böse in der Welt zwar plastisch anschaulich, aber doch unter der derbrealistischen Fratze des Teufels erschien; die Enthusiasten, die hierin im Grunde so katholisch, in den griechischen Philosophen einen Abglanz christlicher Wahrheit leuchten sahen, und er, dem sie nur Heiden waren und schon um ihrer Vernunft willen verdächtig; die Söhne der griechischen Sonne, denen das Leben ein Festmahl war, an dem selbst Fromme und Kirchentreue teilnahmen; ihm waren sie Epikureer, verdammenswert und verächtlich. Er hat die Verbindung auch nicht gefunden, sondern sein Freund, der jüngere, der bessere Kenner antiken Lebens, der leichtere Franke vom Rhein, der mildere und in Versöhnlichkeit Siegende, Melanchthon. Luther schrieb ihm einmal über ihr Verhältnis: „In eigenen Anfechtungen bin ich schwächer denn du, du aber bist stärker denn ich. Wiederumb in den Anfechtungen, so ganze Gemeinden belangen, bist du, wie ich in meinen Anfechtungen bin. Und ich bin in gemeinen Anfechtungen, die viel Leute betreffen, wie du bist in deinen eignen."

Melanchthon hat dem Luthertum die Schulen gewonnen, er hat das Erziehungswesen von der kleinsten Stadtschule Mitteldeutschlands bis zu den führenden Universitäten im Geist des Humanismus erneuert. Ein Rheinpfälzer, der Großneffe Reuchlins, hatte er in Heidelberg studiert, war in Tübingen Magister geworden und 1518 Griechischprofessor in Wittenberg. Luther stand schon mitten im Feuer und er trat sofort neben ihn. In seiner Antrittsrede gab er bereits sein Programm, in seinem reichen Leben bis 1560 hat er es durchgeführt. Unermüdlich gab er Texte heraus und schrieb Lehrbücher, jedes eine Eroberung, 1519 die Rhetorik, 1520 die griechische Grammatik. Die Disputationen an den scholastischen Universitäten hatten leeres Stroh gedroschen, er führte an ihrer Stelle zweimal im Monat Deklamationen ein, zwar auch nur Redeübungen, aber sie weckten wenigstens Stilgefühl und erzogen zu Formschönheit und Wohllaut.

Die Wittenberger Tage vom 31. Oktober 1517 und vom 10. Dezember 1520 waren auch für die Literatur entscheidend, aber sie wurde vom rollenden Rade nur gestreift, Nebenwirkungen und letzte Folgen oder Mittel zum Zweck. Sie selber war aus dem Mittelpunkte des Interesses gerissen. Keiner von Luthers großen Erfolgen, die bestimmend auf Literatur und Sprache wirkten, entsprang literarischen Motiven, keiner war ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, keiner wirkte allein und keiner drang vorerst allgemein durch.

In der unfreiwilligen Muße der Wartburg Mai 1521 bis März 1522 reifte der Plan in ihm, das Buch zu verdeutschen, auf das er ja alles gebaut hatte. Zu Weihnachten 1521 begann er. Eine lange Reihe Übersetzungen und Übersetzungsversuche war vorangegangen. Die Bibel war von der Kirche dem Laien weder allgemein entzogen noch den Landessprachen ohne Ausnahme verschlossen worden. Sie hatte nicht prinzipiell entschieden, sondern von Fall zu Fall. Zwischen Luthers Glück und den früheren Mißerfolgen lag eben Gutenbergs Erfindung. Mit dem Buchdruck wären auch die ältern Versuche populär geworden, wie ohne Buchdruck selbst sein Meisterstück auf engste Wirkung beschränkt geblieben wäre. 1522 erschien das neue Testament, 1534 die ganze Bibel, 1541 in neuer Bearbeitung, 1545 in der Formung letzter Hand. Ihr ungemessener Wert liegt im Formalen, im Stofflichen und in der Methode. So viel hatte Luther doch vom philologischen Geiste des Humanismus aufgenommen, daß er über die Vulgata hinaus auf die hebräischen und griechischen Urtexte zurückging. Warum hatte sich denn Reuchlin so verzweifelt um die jüdischen Bücher gewehrt! Hier stand Luther den Humanisten am nächsten. Groß und dennoch beschränkt war die stoffliche Bedeutung des Buches. Er schuf damit dem Lied und Drama neue Fundgruben und speiste die Fantasie des Mannes aus dem Volke mit Anschauungen und Bildern, und bis in die Wortwahl und Gedankenfärbung setzten sich seine Einflüsse fort. Aber es gab

Zeiten, im 11. und 12. Jahrhundert, da die Nation schon weiter war, da die Bibel Bilderbuch und Geschichtensammlung war, fast einziger Quell der Dichtung, getragen von alten volksmäßigen Stilmitteln und zugleich künstlerisch gewirkt hatte, vielleicht auch nationaler.

Komplizierter ist die formale Bedeutung seines Buches. Es ist geradezu das Schlagwort für dieses klassische Zeitalter des Stoffes, daß keine Dichtung, sondern ein Prosawerk Jahrhunderte sprachlichen Ringens abschloß. Doch hatten die Mönche der Karlingerzeit, die Schöpfer des deutschen Isidor und Tatian und der Sprachriese Notker nicht aus der Luft schöpfen müssen? So hell Luthers Werk über Literatur und Sprache leuchtet, vor ihm waren Größere, wenn man sie an der Größe der Schwierigkeiten mißt. Die neuhochdeutsche Schriftsprache wuchs aus viel älteren und tieferen Strömungen heraus, aus der Kanzleisprache des 14. und 15. Jahrhunderts, aus den Druckerdialekten, und ihnen reihte sich Luther an als letzter und abschließend. Erst Ludwig der Baier (1313—1346) hatte die deutsche Sprache in der kaiserlichen Kanzlei heimisch gemacht. Wie der rege Verkehr zur höfischen Zeit die Mundarten der Dichter abschliff, so näherten die wechselnden Kanzleigeschäfte in dieser Zeit die Zungen. Zum Glück residierten die Kaiser zunächst in dem mitteldeutschen Prag; die ausgeglichene Umgangssprache der Stadt ging durch die kaiserliche Kanzlei in die Thüringer und sächsische und selbst in die Wiener über, als die Habsburger wieder Kaiser wurden. Hier wurde die mitteldeutsche Dämpfung lebhafter, süddeutscher. Aber Akten und Erlässe haben langsame Füße. Da kam der Drucker, der seine Bücher möglichst weit gelesen und gekauft haben wollte. Er hielt sich an die gangbare Kanzleisprache seiner Landschaft. Sechs Mundarten der Buchdrucker bildeten sich so heraus, in Wien, in Basel und Straßburg, in Worms und Frankfurt, in Leipzig, in Wittenberg, in Nürnberg. Als Leipzig und Frankfurt Zentren der Presse wurden, siegte das Mitteldeutsche abermals. Luther, dessen Eltern aus Grenzgebieten stammten und der in sprachlichen Grenzgebieten wirkte, konnte die Konturen dieser Entwicklung nur stärker, abschließend nachziehn. Daß er die Bildung mehrerer Schriftsprachen verhinderte, das ist das Große an seinem Werke.

Zunächst war es nur ein Erfolg für die fränkisch-mitteldeutschen Landschaften. Denn der baierische Stamm erhielt 1527 durch Emser seine eigene Bibel im Wiener Kanzleideutsch, der Alamanne hatte seine eigenen Reformatoren und wehrte sich gegen Luthers Sprache, der Niedersachse übertrug sie sogar in sein eigenes Idiom.

Luther war der erste Journalist des deutschen Volkes. Hier war er wirklich originell, ein Anfang und zugleich Vollendung. Liegt da nicht eine

stammestümliche Beziehung offen zu dem andern fränkischen Meister der freien Feder, zu Hutten? Zu solchem Berufe brachte Luther alles mit: das untrüglich sichere Gefühl für die Witterungen der Volksseele, für Stimmungen, die in der Luft lagen. Seine Erfolge beruhen auf dem seltenen Glück, das Wort, das allen auf den Lippen liegt, vorwegzunehmen. Jede aus der Masse seiner Flugschriften findet sofort den Takt zu der Melodie, die eben gespielt werden wollte. Das derbanschauliche, das grelle Witzwort, der knappe Spruch, vernichtender Hohn, Übertreibung und Scheltwort, und die Roheit, die so Schule machte, alles, was das Gesamtbild des Mannes trübt, verzeiht man dem Publizisten, der wie der Lanzknecht am Mörser hochschießen muß, weil er weit treffen will. „An den christlichen Adel deutscher Nation“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ sind die bedeutsamsten Randglossen, mit denen je eine Feder den Gang der Zeit begleitete.

Es ist seltsam genug, daß der Dichter Luther mehr der Kirche angehört als der Literatur und daß seine weitesten Wirkungen auf das Schrifttum vom Theologen Luther ausgehn, nicht vom Dichter. Wie er mit der Bibelübersetzung nur eine Bewegung aufgriff und vollendete, so leitete er mit seinen Liedern den Goldstrom alter Kirchenpoesie in sein neues trockenes Bett. Wie der Deutsche des Mittelalters die Bibel bereits durchlebt hatte, so hatte er auch längst sein Kirchenlied, lateinisch und deutsch. Luther hat auch hier nur dem, was früher ungetrenntes Gemeingut war, die konfessionelle Nuance gegeben und für seine Kirche den Gemeindegesang geschaffen. Er nahm unmittelbar herüber, übersetzte, dichtete um und fort. So entstanden die Liederbücher, die sich nach und nach mit seinen Schätzen füllten. Das erste, das er selber herausgab im Bunde mit dem Kapellmeister Walther, war das Wittenberger 1524. Da er wie wenige intensiv erlebte, so stehn auch alle Lieder unter dem Eindruck unmittelbarer Anregung. Das Volkslied war ihm vertraut und wie er in seinem ganzen Wesen die Gabe hatte, das heimlichste Zittern der Zeit herauszuspüren, so war er der berufene große Dichter für seine Gemeinde, ein Nachempfinder wie Herder etwa. So gab er selten Persönlichstes, immer nur Massenstimmungen. Vor 1523 ist keines seiner Lieder nachweisbar; dieses Jahr ist der Frühling des evangelischen Kirchenliedes, das folgende war Luthers fruchtbarstes. Wohl am 15. April 1521 im Gasthaus zur Kanne in Oppenheim, auf dem Wege nach Worms, in Stunden innern Bangens und Zweifelns, unter dem Erlebnis höchster Verantwortung dichtete er den Schlachtgesang der kirchlichen Revolution „Ein feste Burg ist unser Gott“. Poetische Splitter und Pläne zeigen verborgene Reichtümer. Nach 1521 muß eine handschriftliche Sprichwörtersammlung entstanden sein. Er plante ein Fabelbuch und schrieb Reimsprüche, 1543 zu einem Kupferstich ein Lob auf Wittenberg, ganz humanistisch, Spottverse auf den Braunschweiger. Etliche

Fabeln aus Esop erschienen 1530. Parabeln wie die vom Kätzlein Adulatio sind ihm gelungen. Doch das Intimste sind seine Briefe und Tischgespräche.

Mittelbar, dünkt mich, erschütterte Luther zum Teil ohne Willen und Wissen die Literatur am tiefsten. Er vernichtete das alte Volksspiel, dessen Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben ihnen, den Stürmern, zu papistisch war, verdarb durch Tendenz und Polemik die Entwicklung des Dramas und schob die Gestaltung des Faustproblems um zweihundert Jahre hinaus. Daß die beiden ersten Protestanten, die aus der Enge schritten, Lessing und Goethe, die Schöpfer des neuen Dramas, ein Lausitzer und ein Rheinfranke mit ihren ersten großen Plänen nach dem Fauststoff griffen, das ist das erklärende Reimpaar unter das Bild der literarischen Entwicklung von Luther bis Lessing.

Wittenberg selber war für die Literatur verdorben. Eine kleine Stadt, die bis auf das letzte Plätzchen von der Universität ausgefüllt wurde, nichts als Theologen und Professoren. Hier wurden wohl die Pläne entworfen, die Stimmungen gemacht, aber Früchte mußten sie anderswo tragen. Waren die stilleren feineren Klänge des Luthertums in Joachimstal zum Ausdruck gekommen, das getreue Abbild des Mannes in seinem steten Drang und Übermaß, der alle Schönheit zur Magd seines eifernden Willens machte, ist in Magdeburg geformt worden.

Am 15. November 1483 erschien in Magdeburg das erste gedruckte Buch, der Tractatus de septem sacramentis, aus der Presse von Albert Ravenstein und Joachim Westfal, beide wahrscheinlich Brüder vom gemeinsamen Leben. Fünf Tage vorher war Luther geboren worden. Dieser Tag des ersten Buches bedeutete mehr für diese Stadt als für jede andere, es war der unwiderrufliche erste Schritt in ein neues sprachliches Leben. Eben war die niederdeutsche Literatur im Aufblühen; die Reformation warf sie zurück. Wittenberg, auf demselben Boden wie Magdeburg, sprach damals schon mitteldeutsch. Bis 1534, dem Geburtsjahr der Magdeburger Literatur, ist das Bild nicht einheitlich. Brun Schönebeck, von dem wir ein Hohes Lied haben, soll nach der Schöppenchronik „viele gute Gedichte“ gemacht haben. 1529 gab Martin Agricola, Kantor der Stadtschule, an der Luther wahrscheinlich studiert hatte, ein gereimtes Lehrbuch der Musik heraus. Wohl blühte der Druck. Die Stadt war ein Mittelpunkt des Gesangbuchhandels. Selbst 23 dänische Drucke lassen sich in dieser Zeit zählen. Niederdeutsch druckte man nur mehr für den Mann auf dem platten Lande, Volkslieder hochdeutsch und in heimischer Mundart, je nach der Herkunft, wissenschaftliche Sachen waren vom Anfang in der fremden Sprache erschienen. Zwar hatte sich der Rat zum Teil noch der gewohnten Laute bedient, aber seit 1560 werden auch die Register der Einnahmen und Ausgaben hochdeutsch.



Esopus/
Gantz new gemacht / vnnd
in Reimen gefaßt. Mit sampt
Hundert newer Fabeln/
vormals im Druck nicht ge-
sehen / noch außgan-
gen. Durch
Burcardum Waldis.



M. D. LV.

Burkard Waldis, Esopus. Frankfurt a. M. 1555.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Esopus new/in Reimen verfaßt.

Die Erste Fabel/Vom Hanen vnnd Perlen.

GOTT durch sein gůt vnnd Weißheit fron/
Hat alle ding erschaffen schon
Vnd als was lebt reichlich versorgt
Das hungers halb niemandt erworgt/
Gibt jedem fleisch zur notturfft gnug
Mit dem beding vnd solchem fug
Das alles was da hat das leben
Soll arbeiten vnd darnach streben
Nach seiner art die kost erwerben
So wirdt es nimmer hungers sterben
Vnd wirdt jhn Gott nicht darben lassen/
Ein Haußhan thet auch solcher massen
Vnd scharret auff eim alten Mist
Wie der Hüner gewonheit ist
Baldt on gefehr daselbs zuhandt
Ein edle Perlen er da fandt
Des er sich nicht versehen het
Auch jhn nicht fast erfrewen thet/
Er sprach was thust edles Kleinot
In diesem vnfletigen Kot?

Zum Schützenfeste 1534 wurde von Joachim Greff und Georg Major ein biblisches Stück gegeben, Jakob und seine Söhne. So gering die Wirkung der Dichtung war, so groß der Wert der Aufführung. Sie leitete eine neue Zeit stofflichen Erwerbs und innerer Ausgestaltung ein. Hier knüpfte die Reihe biblischer Dramen an, nicht an die früheren Vorläufer. Sie führte das Drama in die Irrgänge moralischen Bekehrungseifers und verschuldete zum Teil die polemische Lärmfreude. Zwischen Marburg und Meißen herrschte reger Spieleifer. Der Frühhumanist hatte das Zeitdrama geliebt. 1502 behandelte Jakob Locher Philomusus den Türkenkrieg, 1525 Hermann Schottenius in seinem Ludus Martius in losen Szenen den Bauernaufstand. Die Bewegung hielt an. 1547 dramatisierte einer aus dem Zwickauer Kreise in einem Passionsspiel die Niederlage des Kurfürsten bei Mühlberg. Das Stück weist auf Magdeburg. Schließlich kam die Form beim großen historischen Schauspiel an. Zwar Johann Agricolas Johann Hus war nur eine Spekulation auf den religiösen Instinkt, aber der sächsische Stoff in sächsischen Landen, der Prinzenraub, gab dankbare Vorwürfe ab für den Kunz von Kaufungen des Nikolaus Roth, der 1589 zu Weimar gespielt wurde und das Plagium des Neumärkers Daniel Cramer 1593. Doch das erste wirkliche historische Drama, abwechselnd lateinisch und deutsch, wurde am Ende des Jahrhunderts in Hessen geschrieben und behandelte den Bauernkrieg. Dieser Ast der Entwicklung warf für das Magdeburger Drama nicht viel Früchte ab. Aber zwei Hessen wurden doch wie in Erfurt das Schicksal der Stadt, religiöse Fanatiker neben den ruhevoll abgeklärten Poeten der Thüringer Hauptstadt, ein Dramatiker und ein Journalist, Fabeldichter beide. Burkard Waldis war ähnlich wie sein Landsmann Eoban tief im Nordosten herangereift, als Mönch in Riga, wo er 1522 auftaucht (1495—1557). Reformiert und unglücklich verheiratet, machte er in der Fremde ein drangvolles Leben durch. Er wurde Zinngießer und hämmerte sich mit Tellern und Krügen seine Fabeln zurecht, die 1548 zu Frankfurt am Main erschienen. Als Pastor in Hessen kam er zur Ruhe. Waldis ist der Dichter des ersten biblischen Dramas in niederdeutscher Sprache. 1527 wurde zu Riga auf dem Marktplatze sein „verlorener Sohn" aufgeführt. Volkstümlich doch voll konfessionellen Haders wurde das Stück neben dem Acolastus des Niederfranken Gulielmus Gnaphaeus 1529 der Ausgangspunkt einer ganzen Stoffgruppe. Das ist der Hintergrund der Magdeburger Bühne.

Greffs Jakob war das typische Schuldrama, aus dem nun das neue Volksstück erblühte. Lateinische Sprachgewandtheit, Gedicht und Redeübung, Mut im Auftreten, Interesse für die Schule bei Freunden und Gönnern, materielle Vorteile für den schlechtbezahlten Schulmeister und nur spärlich reine Schönheit waren die Aufgabe dieser Stücke. Weder Darsteller noch

Milieu machen das Schuldrama aus, sondern der „Zweck der Übung". Mit der alten Technik und Tradition wurde gründlich gebrochen. In der Schule, als Mittel der Beurteilung, wurden die Stücke lateinisch gespielt, dann vor dem Rate deutsch und im Freien für weitere Kreise wiederholt. Greff war emsig bei der Sache. 1535 übersetzte er Plautus' Aulularia, 1536 schrieb er eine Judith und behandelte im folgenden Jahr in seinem Mundus die Fabel vom Vater und Sohn mit ihrem Esel, die es niemandem recht machen können. Gerade in Obersachsen und im Meißnischen blühte seit Capistrano der Türkenzorn. Auch Greff hat ihn genährt. Er hat die dramatische Frage theoretisch und praktisch entschieden. Auch theoretisch, denn sie war zu einer Prinzipiensache des Luthertums geworden, bezeichnend genug für den Stand der Literatur. Am weißen Sonntag 1543 war eine geplante Aufführung zu Dessau von puritanischen Predigern verhindert worden. Greff appellierte und Luther und Melanchthon traten auf seine Seite. Georg Major tat sogar den verhängnisvollen Ausspruch, das Drama sei bisweilen nützlicher als die Predigt zur Ausbreitung des Evangeliums.

Die galligen Früchte solcher Saat wurden freilich nicht in Magdeburg sondern zu Sulza und Kahla geerntet. Hier wirkte der zweite geniale Dramatiker des bairischen Stammes, wie Rebhun ein Pastor, Thomas Kirchmeyer, Naogeorgus, geboren 1511 bei Straubing. Ein verstockter, hartköpfiger Eiferer, der den alternden Luther angriff, im Geiste Karlstadts predigte, flüchtete und rastete und wieder irrte, bis zu seinem Tode 1563. Widerlich roh und schmähsüchtig sind seine vier Bücher Hexameter, das regnum papisticum. Aber er war das große Talent des ganzen Kulturkreises. Sein Pammachius Wittenberg 1538 gestaltet wahrhaft grandios die ringenden Kräfte der Zeit zu höchster Anschaulichkeit. Auf dem Hintergrunde des Jahrhunderts Julians ist der Lieblingsgedanke Luthers Papst und Teufel und Antichrist behandelt. Eine wahre Orgie von schneidenden Kontrasten. Aber trotz allem ist es nur ein Pamphlet, ein Produkt fast krankhaften Zornes. Mercator seu judicium 1539 ist das unerhört realistisch skizzierte Satirbild der innern Reinigung, die körperlich aufgefaßt ist. Beide Stücke wurden oft ins Deutsche und in andere Sprache übersetzt.

In Magdeburg selber wurden reinere Feste gefeiert. Das Spiel von 1534 hatte einen Jünger erweckt, Valentin Voith, der nach seinem Tobias fortarbeitete. „Ein außermaßen schön, lieblich und tröstlich gemälde, welches das alte und neue Testament, den Zorn und die gnade, den tod und das leben darstellte und welches der rat vor drei jahren hatte malen und in der Ratsstube aufstellen lassen", gab ihm Anlaß zu seinem Stück „von dem herrlichen ursprung, Betrübten fal Gnediger widerbrengunge Mühseligem leben, Seligem Ende und ewiger freudt des menschen" 1538. Erst nach 1550 sammelte

sich ein neuer Kreis um Georg Rollenhagen. Er vollendete die dramatische Entwicklung der Stadt, schloß sie ab und leitete mit seinem Epos auf Homers Spuren, mit seinem Froschmäusekrieg bereits zu den folgenden Generationen hinüber, die die Epopöe so liebten. Er ist ein Niederfranke, geboren 1542 zu Bernau in der Mark, war 1556 auf der Schule zu Prenzlau und wirkte in Magdeburg am Altstädter Gymnasium. Aber nicht durch seine Abraham-aufführung 1569, der bereits früher als „Isaak" zu Halberstadt gespielt worden war, sondern durch ein fremdes Stück gab er der Bühne seiner Stadt die letzte Vollendung. Der Lazarusstoff, der von zwei Schweizer Stücken 1529 seinen Ausgang nahm, war von Joachim Lonemann wieder gestaltet worden. Rollenhagen bearbeitete die Dichtung und brachte sie 1590 auf die Bretter. Es war die beste biblische Historie Magdeburgs und stand beinahe am Ende jener Verweltlichung, die das lutherische Stück ergriffen hatte. Der übliche Narr wurde in eine neue Maske gesteckt als Leimstängler — Mädchenjäger, Modegeck —. Mit Rücksicht auf das weitere Publikum ließ Rollenhagen den Inhalt vor jedem Akt in deutschen Versen vortragen. Es war ein Notbehelf, zu dem bereits der Pastor Michael Bapst aus Mohorn in Meißen gegriffen hatte. Der Meißner Johann Baumgart — Pomarius — (1514 bis 1578), der in einem Gericht Salomonis 1561 sogar juristische Polemik auf die Bühne brachte; der Magdeburger Ambrosius Pape, geboren 1553, kehrte in seinem Weihnachtsspiel 1582 zur alten Art der Teufelsszenen zurück. Georgs Sohn Gabriel Rollenhagen steht bereits ganz unter der kommenden Generation.

Noch 1475 bedrohte das Rechtsbuch „Die Blume von Madeburg" den Schreiber von Schandbriefen, wer sich solche bestellte und empfing, fand und nicht vertilgte, mit Köpfen. Hätten Gesetze von so scharfer Tonart ein längeres Leben, so wäre wohl die Literaturgeschichte um ein bewegtes Kapitel ärmer. Um 1550 erlebte die Stadt den zweiten spannenden Akt ihres literarischen Dramas. Das Interim 1548 war verkündet.

Solt unser seel verterben,
wir nehmen dich nicht an!
viel lieber wollen wir sterben,
Bapst, Kaiser faren lan

sang man in Magdeburg. Jetzt wurde die Stadt „unsers Herrgotts Kanzlei". Wittenberg besaß gute Schulen, Magdeburg feste Mauern. Die flüchtigen Interimsfeinde brauchten sie notwendig und strömten in ihrem Bannkreis zusammen. Herzog Moritz von Sachsen umschloß die Stadt, und während die Kugeln sich kreuzten, erwuchs in Not und Bedrängnis eine eigene Literatur, aus dem Tage für den Tag, wie selten eine, ein Schauspiel, das kaum noch einmal wiederkehrte. Wieder war ein Hesse Erasmus Alberus der be-

wegende Mittelpunkt. Um 1500 war er in der Wetterau geboren, Schulmeister zu Eisenach und Hofprediger Joachims II. in Berlin gewesen. Wer mag die wechselnden Stellungen solcher Menschen verzeichnen. Hartnäckiger wie er war keiner unter Luthers Schülern. Hatten Zwickauer und eingeborene Magdeburger das lutherische Tendenzdrama entwickelt, Alberus brachte die persönlichste Gabe Luthers, die Wortgewalt zur Entfaltung. Der Journalist Luther fand in Erasmus seinen fähigsten Nachfahren. Er ist der Klassiker des Leitartikels in gebundener Form. Wahre Orgien des Hasses begann er zu feiern. Ein älteres Lied auf Bock Emser dichtete er jetzt auf den „Meister Interim“ um, auf Johannes Agricola. Von den Liebenswürdigkeiten, die er Herzog Moritz sagte, waren Schelm und Feigling die Feinsten. Dazwischen abgespannte müde Stimmungen, heiße Sehnsucht nach den letzten Tagen, so in dem Liede „Von den Zeichen des jüngsten Tages“. Es war erschütternd, was Erasmus sang:

Darumb kum lieber Herre Christ!
Das erdreich uberdrüssig ist
Zu tragen solche Hellebrend,
Drumb machs ein mal mit jr ein end
Und las uns sehn den lieben Jüngsten tag.

Geistliche und weltliche Lieder flatterten unter dem feindlichen Feuer auf. Erasmus war der mächtigste Publizist, der in dieser Zeit Stimmungen zu lenken hatte. Er rief die Lanzknechte auf, begleitete den Fortgang der Belagerung mit Versen, dichtete 1550, ein später Nachklang mystischer Deutungen, seine Dreifaltigkeitsblume. Noch vor der Eroberung der Stadt 1550 kamen seine Fabeln zum Abschluß „das Buch der Tugend und Weisheit“. Hier ging er wieder auf Luthers und Steinhövels Spuren. Die frühern Ausgaben hatten nur wenig enthalten. In seiner engsten Heimat, Taunus und Wetterau, hat er mit liebevoller Treue die Handlungen lokalisiert. Als sich die Stadt ergeben mußte, schwebte er in höchster Gefahr. Doch Herzog Moritz ließ ihn laufen und erklärte, „daß er sein Blut nicht begehre, aber man solle ihn hinwegschaffen, denn er hätte es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte“. Er floh nach Hamburg, um dort zu sterben.

So war zu Ende, was in Erfurt als sonnige Poetenlust begonnen hatte, was in Joachimstal süße Reime geworden war und sich, der Schönheit abgewandt, in Magdeburg und Thüringen eifervoll hadernd selbst verzehrte. Diese Literatur hatte Wind gesäet und war im Sturme untergegangen.

6.

Faust und seine Landschaften.

„Harz und Brocken starren nicht eisig und unfruchtbar in eine tote Umgebung, sind nicht, wie ein Rand- und Scheidegebirge, von untergeordneter Beziehung zu der umwohnenden Bevölkerung, sondern unmittelbar aus dichtbewohntem Gelände steigt der urdeutsche Berg empor, mitten im Schauplatze der weltgeschichtlichen Tätigkeit unseres Volkes . . . die lastenden und herrschenden Nebel und Wolkenmassen, die rasch wechselnden Himmelserscheinungen von Licht, Dunkel, Sturm, Schnee und Regen, die wunderbar über öden Moorboden verworfenen Klippen des Urgesteins, die zwischen triefenden, toten Granitblöcken, zwischen Höhlen und Felsenritzen sich mühsam verzweigenden Wurzeln verkrüppelter Fichten, der goldschimmernde, den Adepten verlockende Granit, vor allen Dingen aber der überwältigende Eindruck einer fast unbegrenzten Fernsicht aus einsamer stiller Höhe über Wolkenmeere und ferne Länderstrecken", das war die Landschaft mythischer Träume und Ahnungen, die, auf einen Franken des neuen Geschlechts übertragen, Gott und Welt umspannten.

Der Harz ist ein Völkergebirge; im Norden Sachsen, im Süden Thüringer; die fränkischen Stämme haben wieder den größten Anteil; Hessen im Südwesten, Franken auf dem Oberharz, Fläminger in der goldenen Aue, in Heringen und Kelbra. Faust verknüpfte diese Berge mit ganz Mitteldeutschland. Fern im Südwesten, dem Blick nicht mehr erreichbar, das rheinfränkische Heidelberg, Fausts Heimat; Erfurt im Süden, fast an den Bergen, das ihn zum Poeten gestaltete; das niederfränkische Wittenberg fern im Nordosten, das ungemessene Schuld und Sünde auf ihn legte; was dunkel und magisch seine seltsame Gestalt umströmte, das kam vom Harz. Der Franke Faust ist der Mensch dieser Stämme und Landschaften von Heidelberg bis Wittenberg, der Zeit ergeben wie sie, getränkt mit ihren Stimmungen und Wünschen, die Literatur und Kultur dieser drei Generationen.

Der Baccalaureus, der am 15. Jänner 1509 zu Heidelberg promoviert wurde, und der Windbeutel, der um 1539 unter romantischen Umständen im Badischen starb, schritt im großen Haufen, ja zuweilen unter den ärgsten Marodeuren. Um 1490 war er in Pfalz-Simmern vielleicht zu Knittlingen geboren, hatte sich 1505 unter dem Decknamen Sabellicus im Fränkischen herumgetrieben, war zu Kreuznach Schulmeister gewesen und hatte in Heidelberg studiert. Ein fahrender Abenteurer wie Luder und Karoch, in dem zur Karikatur verzerrt war, was die Größe der echten Renaissancemenschen war, prahlsüchtig, wo sie nach Ruhm dürsteten. Quacksalber und Schwindeldoktor, während sie mit heißem Bemühn der Heilkunde zugewandt waren; unter Naturforschern des neuen Geschlechts der Vertreter der Nachtseite der Natur-

wissenschaft. Was die Geisterseher und Teufelsbeschwörer unter den Großen um 1800 waren, das war sein Beruf im Zeitalter des neuen Menschentums. Gewiß zitterte in ihm die rheinische Mystik nach. So zwiespältig bot der historische Faust nach allen Seiten Beziehungen. Nichts als seine Persönlichkeit mag den Eifer erklären, mit dem die Menschen sich sofort an ihm zerstritten.

In den entscheidenden Jahren 1513 und 1520 tauchte er in Erfurt auf, prahlend, täuschend und verblüffend. In der Herberge entlarvte ihn Mutianus Rufus. Herrliche Begegnung! Der Pseudohumanist und das reine Idealbild. Aber gerade in dieser Poetenstadt wuchs das erste Blättergerank über die seltsame Gestalt. Ein Faustgedanke war schon im Wartburgkrieg zum Ausdruck gekommen, doch auch hier nicht ethisch, sondern ein Problem der Kunst und des Wissens. Aus Fausts Prahlereien wurden Wahrheiten. Was klang diesen Menschen lockender als die Behauptung, er wolle die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz wieder herstellen? War Helena nicht das Ideal weiblicher Schönheit, nach dem sie alle fieberten, und dieser Mensch wollte sie zitieren können? Im Nu war er umgedeutet, und wie im Märchen wurde Gold aus taubem Gestein. Der Erfurter Faust ist ein Humanistenidol. Vom Harz her mag der urgermanische, mythische Gehalt stammen, den die Erfurter Tradition mit sich führt.

Und Faust kam nach Wittenberg, allerdings ohne Beziehungen zur Universität. Er war auch in Leipzig, aber daß dieser Aufenthalt nichts in die Sage trug als ein paar Histörchen und daß der ungeheure Wandel in Wittenberg erfolgte, beweist den geistigen Vorsprung der jüngern Hochschule. Hier war Fausts engster Landsmann Melanchthon — Bretten liegt nur eine Stunde von Knittlingen — mit ihm auf der Heidelberger Universität gewesen. Im Kreise Luthers und Melanchthons sprach man übel über ihn. Zunächst sahen und haßten die Wittenberger in ihm den abtrünnigen Theologen, der „die h. Schrift ein weil hinder die Thür vnnd vnter die Banck gelegt, ruch und Gottloß gelebt," die Sinnlichkeit, den Heros der reinen Vernunft. Wie Luther die Epikureer verdammte, so dünkte ihn das Suchen nach den letzten Gründen des Seins schwere Sünde. Aber dieser Gegensatz zwischen Faust und Wittenberg ist ein tieferer, fast metaphysischer. Luther und Faust, Ursache und letzte Wirkung, und eben darum ist Feindschaft zwischen ihnen. „Beide kommen vom gleichen Ausgangspunkte zu entgegengesetzten Endpunkten: beide sind Doktoren der Theologie, beide mit Wittenberg aufs engste verknüpft." Aber wenn Luther die Bibel las und jeder sie sich deuten konnte, wie wollte er Faust das Buch der Natur wehren, s e i n e Bibel, seinen Glauben! S o las eben er. Wenn die Tradition gefallen war und der Sinn des Lesens es machte, so flog eben Faust mit seinen Flügeln, mit der reinen Vernunft. Er war nur radikaler als Luther und schritt von der Freiheit eines Christen-

menschen zur Freiheit des reinen Menschen fort. Wenn abgeräumt wurde, wer hatte Vollmacht zu sagen: Genug und nicht weiter! Faust kam von Erfurt und fand schon deshalb in Wittenberg Mißtrauen. So wurde aus dem Abbild Erfurter Poetensehnsucht, das nach Schönheit und Weisheit gestaltet war, ein warnendes Beispiel ethischer Weltauffassung unter den Händen der Wittenberger, aus dem Poeten und Humanisten, dem Ideal weltlicher Gelehrsamkeit, die Schöpfung einer Generation, die in theologischen Fragen aufging. Das war aber wirklich für alle Stämme und für die ganze Zeit der Weg von Erfurt nach Wittenberg gewesen.

Solchem Wandel des Inhalts gesellten sich die Einflüsse des Luthertums auf die Gestaltung des innern Konflikts und der Lösung. Was hier wirksam war, läßt sich kaum in Einzelheiten zerfasern, so innig sind die Landschaft, der Glaube der Zeit, Luthers Abstammung und persönlichste Erlebnisse wieder untereinander wechselseitig verbunden. Die Humanisten, ewige Studenten, hatten das Weib entthront und die Würde der Ehe zerrissen. Antike Stimmungen waren übermächtig, und diesem Epikureertum galt Luthers erbitterter Kampf. Gerade in den Faustlandschaften wurde heiß um die Stellung des Weibes gerungen, Schimpf und Lob des Ehestandes als Gegenstück der faustischen freien Lust erwogen. Der humanistische Drang in Faust, alles, was ihn vom Luthertum schied, war in seinem Teufelsbündnis mächtig anschaulich gestaltet. Wohl lag das schon in den urchristlichen Motiven, die in neuer Gestalt auf Fausts Seele geladen wurden. Aber den rechten Inhalt, die übersatte Farbe der Zeit, gewann der Grundgedanke erst zwischen Harz und Wittenberg. Die Goslarer Gruben waren ein Irrsal des Teufelsglaubens. Der Brocken, weithin sichtbar, wirkte auch bezwingend in die Ferne. Hier wurden Hexen und Teufel angesiedelt in diesem ersten deutschen Reichsbannforst. Der wilde Jäger und der wilde Mann, das Sinnbild des Harzer Bergbaues, ein trotziger Widersacher in faustischer Art, fanden hier ihre Heimat. Nirgends sind Teufelssagen häufiger als in Thüringen. Als Sohn eines Harzer Bergmannes, in der Grafschaft Mansfeld aufgewachsen, an den Mystikern genährt, bildete Luther den Teufel zur beherrschenden Gestalt seines Seelenlebens aus, und geschäftige Anhänger machten sie zum Schrecken der fränkisch-mitteldeutschen Stämme. Die Teufelsliteratur, die der findige Frankfurter Verleger Feyerabend 1569 in einem dicken Bande zu einem Theatrum diabolorum vereinigte, ist ein Denkmal der unheimlichen Verirrung, die über die fränkische Fantasie gekommen war. Die Gedanken wurden zerkrümmt, um herauszuklügeln, daß Teufel wirklich existieren, was sie seien, wo sie wohnen, wie viele ihrer sind. Es gab kein Laster, kein Unglück, keine Wirrnis, für die nicht das reale Bild eines Teufels gefunden worden wäre. Sechsundzwanzig von den rund dreißig Verfassern dieser Literatur gehören den mitteldeutschen

Landschaften an, vor allen Hessen, Niederfranken und Ostfranken, dann Thüringer, Obersachsen, Schlesier, Niedersachsen, protestantische Pastoren, die in Wittenberg oder Frankfurt an der Oder studierten. Der berühmteste Andreas Musculus mit seinem Hosenteufel. Nur vier Schwaben. Wenn sich auch Druckerspekulationen über das Thema machten, die Stimmung saß wirklich tief in der Seele und jagte graue Schatten über die Augen. Das war der feuchte schwüle Boden, aus dem Fausts Versuchung und Sünde wucherte. Er hatte, um mit der Zeit zu denken, alle Teufel in der Seele, den Hochmutsteufel, den Lustteufel, den Saufteufel, den Vernunftteufel. Das böse Prinzip, dem er mit seinem Abfall folgte, war ja „der Teufel selbst". Seit die Reformation Maria ausgestoßen hatte, besaß die sündige Faustgestalt keine Fürsprecherin mehr, und so wurzelt auch Fausts Untergang in der Zeit.

Es ist als hätten die Wittenberger alles, was sie ahnend als letzte Folgen ihrer Tat spürten, was ihnen die Seele zusammenzog, auf diese Gestalt übertragen und sie dann als Sühnopfer in die Wüste hinausgestoßen. Ihr Faust wäre ein anderer gewesen. Auf den Vorbergen des Harz spielte eine andere Handlung, eine Familiensage. In ihr drang das mythenbildende niedersächsische Element, das in Faust nicht voll zur Geltung gekommen war, völlig durch, in der Sage von Thedel von Walmoden. Um 1350 war sie in der Form fertig, in der sie ihren einzigen Bearbeiter fand. Aschen von Walmoden war das Ideal eines Ritters. Sein Sohn Thedel versenkt sich in die Wissenschaften, studiert in Paris und wird ein gelehrter Mann. Faustprobleme beschäftigen die Sage. Der Teufel will ihn zum Falle bringen. Auf der Jagd kommt ihm ein Zug längst Verstorbener, darunter viele Bekannte, entgegen. Wie echt niedersächsisch, wenn Annette Droste-Hülshoff ein Typus ist! Voran ein Mann in seltsamer schwarzer Tracht und ein anderer auf einer dreibeinigen Geiß. Thedel wird zur Fahrt ins heilige Land bestimmt, hier prellt er den Teufel und erlangt ein wunderbares schwarzes Roß, auf dem er nun im Dienste des Christentums gewaltige Taten ausführt. Die Sage ist ein Gewirr märchenhafter, mythischer und historischer Züge. Die Sage von Heinrich dem Löwen ist eingeschmolzen. Der Sonnenmythus von der Fahrt nach dem Osten, der in den niedersächsischen Märchen immer wiederkehrt, liegt der Handlung zugrunde. Schwänke sind eingefügt. Die Familiengeschichte der Walmoden trägt als Gerüst die flatternden Stoffe.

Dieser Fauststoff war nicht viel christlicher als der andere. Aber während der „Heidelberger Halbgott", dessen Ahnen ewige Verzeihung gefunden hatten, in Wittenberg verdammt wurde, kam Thedel von Walmoden, wie Faust von humanistischen Stimmungen bewegt, in die Hände eines Pastors und Schulmeisters. Dort ein Volksbuch, hier ein dürres Epos, dort ein letzter großer Former, hier Verkümmern und Vergessen. Nur das schied sie beide.

HISTORIA

Von D. Johañ
Fausten/dem weitbeschreyten
Zauberer vnd Schwartzkünstler/

Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine be-
nandte zeit verschrieben/Was er hierzwischen für
seltzame Abenthewr gesehen/selbs angerich-
tet vnd getrieben/biß er endtlich sei-
nen wol verdienten Lohn
empfangen.

Mehrertheils auß seinen eygenen
hinderlassenen Schrifften/allen hochtragen-
den/fürwitzigen vnnd Gottlosen Menschen zum schreck-
lichen Beyspiel/abschewlichem Exempel/vnnd trew-
hertziger Warnung zusammen gezo-
gen/vnd in Druck ver-
fertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnderthänig/widerstehet dem
Teuffel/so fleuhet er von euch.

CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.

Gedruckt zu Franckfort am Mayn/
durch Johann Spies.

M. D. LXXXVII.

Titelblatt des ersten Faustbuches.
Frankfurt a. M. 1587.

Ludolf von Walmoden, der Retter seiner Familie um die Mitte des 16. Jahrhunderts, hatte 1549 eine Chronik seines Geschlechts geschrieben. Den Sohn gab er in Goslar einem Zwickauer in die Schule, Georg Thym (1520 bis 1560), der hier und seit 1554 zu Wernigerode Rektor war. Ihn bat Ludolf die herrliche Familiensage zu gestalten. Für den Sohn des Erzgebirges war die Harzlandschaft mit ihren Mythen und Sagen mehr als nur eine zweite Heimat. In vierhebigen Versen, nüchtern und fromm, ohne jeden Anspruch auf höhere Geltung handelte er sein Thema ab. 1558 erschien das Gedicht vom edlen und streitbaren Helden Thedel von Walmoden. Ein Stoff so bedeutend wie der Faust. Aber für ihn fand sich keine Zeit und kein Dichter. Kolorit und Kostüm war ritterlich. Ein Alamanne vielleicht, dessen Stamm im Besitz lückenloser Tradition war, hätte den Stoff, wäre er alamannisch gewesen, gestalten können, für eine Zeit in der sich eben Rittertum und Humanismus noch trafen. Es wäre das Problem Kaiser Maximilians daraus geworden. So wurde es nur ein ärmliches Reimwerk, in dem strenge lutherische Kirchlichkeit den großen Gehalt in ihrem Sinne zu meistern suchte.

Faust selber ging noch in grobem Gewande auf Seeleneroberungen aus. Wenn man ihm glauben darf, trieb allgemeines Interesse den Frankfurter Buchdrucker Spieß 1587 dazu, ein Manuskript, das er aus Speier erhalten hatte — also Rheinpfälzer Lokaltradition — herauszugeben, das erste Faustbuch. Es war einer der glänzendsten deutschen Erfolge. Bis 1592 wurde es vierzehnmal gedruckt, 1587 bereits ins Englische übersetzt, 1588 zu Tübingen in Knittelverse gefaßt, im selben Jahr zu Lübeck plattdeutsch gedruckt und im folgenden ins Französische, 1592 ins Holländische übertragen. Am Ende des Jahrhunderts, 1599, erschien zu Hamburg die dreibändige Ausgabe des Schwaben Rudolf Widmann, dem Faust für das Luthertum so unbequem vorkam, daß er ihn dem Katholizismus zuschob und ihn von Wittenberg nach Ingolstadt versetzte.

Faust ist der Held des neuen Franken, wie einst Siegfried der Stammesheros. Franke selber von Geburt, in den entscheidenden mitteldeutschen Landschaften herangereift, vom Geiste einer jeden erfüllt, von Erfurt und Wittenberg Stimmung, Schicksal und Untergang, gebildet durch ihre klassische Lust und ihren religiösen Drang, von den mitteldeutschen Bergen aber mit den magischen Tafeln der Natur begabt, durchflutet vom Blut dieser Stämme und gesättigt vom Duft ihrer Erde. Die Saat lag in der Furche bis Goethe kam, der Rheinfranke zum Rheinfranken, der Brockenbesteiger, der neue Thüringer, der neue Grieche und Erdgeistbeschwörer. Was brauchte Goethe mehr als sich in diese Seele zu hüllen?

II. Kapitel.

Die deutsche Mittelachse.

1.

Das Nürnberger Vorland.

Wie ein Riegel, der den baierischen Stamm vom fruchtbaren Westen abschloß, lag die Städtelinie Nürnberg und Augsburg längs der fränkischen und alamannischen Stammesgrenze. Nürnberg und Augsburg gehören zusammen wie Erfurt und Wittenberg, Zwickau und Joachimstal. Im Raum waren die beiden verwandten Städte der kürzeste Weg aus dem Alamannischen ins Fränkisch-Mitteldeutsche, dort, wo die beiden Äste am weitesten auseinandergehen. Hier fand der geistige Güteraustausch statt, wie Gewerbefleiß und Handel den Besitzer wechselten. Sie vermittelten den Übergang und die Beziehungen zwischen den Zentren im Herzen Deutschlands und den alamannischen Mittelpunkten am Oberrhein. Längs dieser Linie war im Norden wie im Süden das literarische Vorland vom Westen her vorgelagert; die höchsten Erhebungen haben von Magdeburg bis Basel fast dieselbe geographische Länge.

Das Nürnberger Vorland war das alte Ostfranken, die Landschaft einst Trägerin des reinsten aristokratischen Lebens, dann der Mystik und jetzt der sozialen Revolutionen. Hier wurde der erste Akt des Bauerndramas gespielt, hier wurde Karlstadt geboren und die Rufer im Streite gegen Rom. Die hussitischen Lehren hatten in Ostfranken am frühesten Anklang gefunden. Hus war im Oktober 1414 in Nürnberg gewesen. Der Bamberger Rat war sogar gezwungen, von der Bürgerschaft einen Hussiteneid zu fordern. Zu Heilsbronn, der alten mystischen Stätte, richtete Friedrich Reiser eine Brüdergemeinde ein. Der Mann ist bedeutungsvoll für die Entwicklung der mystisch-sozialistischen Ideen, die von Franken nach Zwickau drangen und dort im Verein mit verwandten Tendenzen aus Böhmen ihre erste Verwirklichung versuchten.

Reiser war ein Schwabe, um 1400 zu Deusach bei Donauwörth geboren, auch das war ja eben ein mystisches Zentrum gewesen. Sein Vater weihte ihn in die Lehren der Winkeler ein und sandte den Siebzehnjährigen nach Nürnberg, wo er im Hause des Hans von Plauen wiclifsche Träume einsog. Nach abenteuerlichem Leben wurde er 1458 zu Basel verbrannt. Er ist der Vermittler und Ausgleicher alamannischer Mystik und alamannischer Brüdergedanken auf ostfränkischem Boden und galt lange für den Verfasser des berühmten Buches „Reformation des geistlichen und weltlichen Standes", das 1438 entstand und 1476 in Augsburg gedruckt wurde, politisch und sozial ein Taboritenevangelium, das bereits die Trennung von Kirche und Staat forderte. Doch ist es wohl nur die Bearbeitung einer Schrift von ihm. Im Jahr seines Druckes spielte zu Niklashausen ein junger Hirt Hans Böhm den ersten Takt des Bauernkrieges. Er konnte nicht einmal das Vaterunser; als er aber von Capistrano hörte, wollte er predigen wie er. Er trat unter die Menge, seltsam verwandelt, erzählte Gesichte, predigte Buße und kündete das wahre Reich Gottes ohne Obrigkeit und Steuer an, Gütergemeinschaft. Ganz Franken strömte nach Niklashausen, die Wallfahrer sangen wie einst die Geißler wilde Lieder. 70 000 Menschen sollen einmal beisammen gewesen sein. Als er gefangen wurde, brach offene Empörung aus. Fränkische Edelleute selber, bezeichnend für den Geist der Landschaft, führten die Haufen an. Böhm wurde verbrannt, die Bewegung war nicht zu unterdrücken. Vielleicht im selben Jahre wurde zu Karlstadt, stromabwärts von Würzburg, Andreas Bodenstein geboren, Luthers Freund und Feind, in dem diese Stimmung sich selber verzehrte.

Solch eine Heimat und solch ein Stamm ist freilich ein ganz anderer Hintergrund für Luther als das unbewegte Eisleben und Mansfeld, eine andere Bühne für Hutten. Sie trug die ersten Früchte der klassischen Wiedergeburt in einem engsten Landsmann Wolframs von Eschenbach, einem Ritter und Edelmann reinsten fränkischen Blutes, in Albrecht von Eyb. Das Geschlecht, die Herren von Iwe, war uralt. Auf Schloß Sommersdorf bei Ansbach wurde er 1420 geboren. Wie Luther, wie Hutten war ihm die Mutter mehr als der Vater, in dieser frühen Zeit vornehmer Frauen mit literarischen Interessen. 1436 war er zu Erfurt. Sein Bruder Ludwig war der erste moderne Beamte des ersten modernen Fürsten, Albrechts Achilles, des Hohenzollern. 1444 studierte er wieder zu Erfurt, die alte fränkisch-thüringische Beziehung, dann zu Pavia und Padua. In Bologna war er Studienfreund Johannes Pirkheimers, Willibalds Vaters. Als Bamberger Domherr schrieb er, der erste Deutsche auf deutschem Boden, die ersten humanistischen Schriften neben lockerer Prosalyrik. Seine Predigt war die typische humanistische Prunkrede. In Pavia wurde er 1459 doctor juris. Zu Eichstätt an der Altmühl residierte

Bischof Johann III. seit 1445, ein hochbegabter Staatsmann und Humanist mit seinem feinen Kreise, ein Freund des Äneas Silvius zu Wien. Hier trat Eyb 1459 sein anderes Kanonikat mit allen Rechten an und war nun diplomatisch und juristisch als Agent des Hohenzollern gegen Baiern tätig. Sein Einfluß war wie später der Schwarzenbergs ungemessen groß. 1475 starb er. Es ist merkwürdig, wie stark Cicero in Ostfranken, der Landschaft der Redner, Ethiker und Journalisten, wirkte. Für sein erstes Hilfsbuch humanistischer Beredsamkeit hat Eyb diesen Römer gründlich ausgebeutet, die Officien vor allem. Es war seine Margarita poetica, poetica als humanistisch gefaßt; Poeten nannte sich ja das junge Geschlecht. 1472 wurde das Buch sofort gedruckt, das mit seiner Auswahl klassischer Texte den Mangel an Ausgaben ersetzen mußte. Als sie da waren, verlor es seit 1503 Wert und Wirkung. Als Eichstätter Domherr schrieb er seine lateinischen Schriften zur sozialen Frauenfrage, wieder sind es Zitate mit verbindendem Text. Schöne Sinnlichkeit im Geiste des frühen 18. Jahrhunderts war ungefähr sein Ideal. Doch hatte er den ernsten Willen zu bessern und so stimmt sein Bild in manchen Zügen mit dem Schwarzenbergs überein. Diplomat wie dieser, trat er vorsichtiger als Luther für Ehereformen ein, als er 1472 im Ehebüchlein, dem Nürnberger Rat gewidmet, die Freuden und Leiden der Ehe erörterte, ob ein Mann heiraten solle oder nicht. Kurz vor seinem Tode lenkte der Spiegel der Sitten wieder schärfer in konservative Bahnen ein, ein halber Widerspruch zu seinem ganzen Leben, so harmlos man ihn erklären mag. Denn jetzt schöpfte er die Zitate aus scholastischen Autoren und Kirchenvätern. Angefügt waren Übersetzungen. So wurde Eyb wie Schwarzenberg und Hutten Mitschöpfer der deutschen Erzählung und Prosa.

Johann Freiherr von Schwarzenberg 1463—1528 ist eine Gestalt vom Schlage Kaiser Maximilians, mit dem er vertraut zusammenarbeitete, noch so spät ein fröhlicher Tjostierer und Wallfahrer ins heilige Land ohne die getragene religiöse Stimmung der alten Ostfranken. Aber doch ihr echter Nachfahr. Bei den Bamberger Bischöfen wurde er Hofmeister. Er füllte geistig die ganze Landschaft aus, der Schöpfer der Bamberger Halsgerichtsordnung 1507, aus der die Carolina so viel entnahm, in einflußvollen Reichsstellungen, der Reformator Frankens, doch neben Luther, der ihm, dem Greise, nach solchen Erfahrungen kein Apostel mehr war. Seine deutschen Werke, hartnäckig übersehen, verdienen dankbare Liebe um ihres Gehalts willen, da Form und Schönheit ja doch in diesen Tagen kein Maßstab war. Parzivalbilder und Parzivalstimmungen leben in den rührenden Versen auf den frühen Tod seiner Gattin 1502, im „Kummertrost", einem Gedichte, das historisch ungefähr die Bedeutung des Teuerdank hat. In tiefer Trauer sucht er einen Klausner auf. Auch er ist wie Herzeloides Sohn ein Zweifler, Gott könnte die Ursache des

Tytel dises püchleins des ersten teyls : .

Ob einem mane sey zunemē ein eelichs weyb oder nicht

Von lieb vnd keüscheit der eeleüte . vnd von vnördenlicher liebe vnd vnkeüsch : .

Von der schön vnd vngestalt der frawē So ein eefraw fruchtper oder vnfruchtper ist : .

Von lieb vnd sorgen der kind . vnd wie sie erzogen süllen werden . vnd so die kinder oder die elterñ sterben :

So die fraw wolredende . vnd zornig ist : .

Von dem heyrat gutt . vnd võ reichtum vnd armute : .

Tytel des annderñ teyls : .

Wie die welt vnd wie die menschen . vnd warum sie erschaffen sind : .

Die antwurt das ein weyb zunemen sey : .

Widerwerttigkeit in der Ee . vnd süst zudulden : .

Das man frawñ vnd iunckfrawñ zu rechtē zeyt menner geben solle : .

Wie sich ein fraw halten solle in abwesen ires mannes .

Das lob der Ee   Das lob der frawen : .

Tytel des dritten teyls .

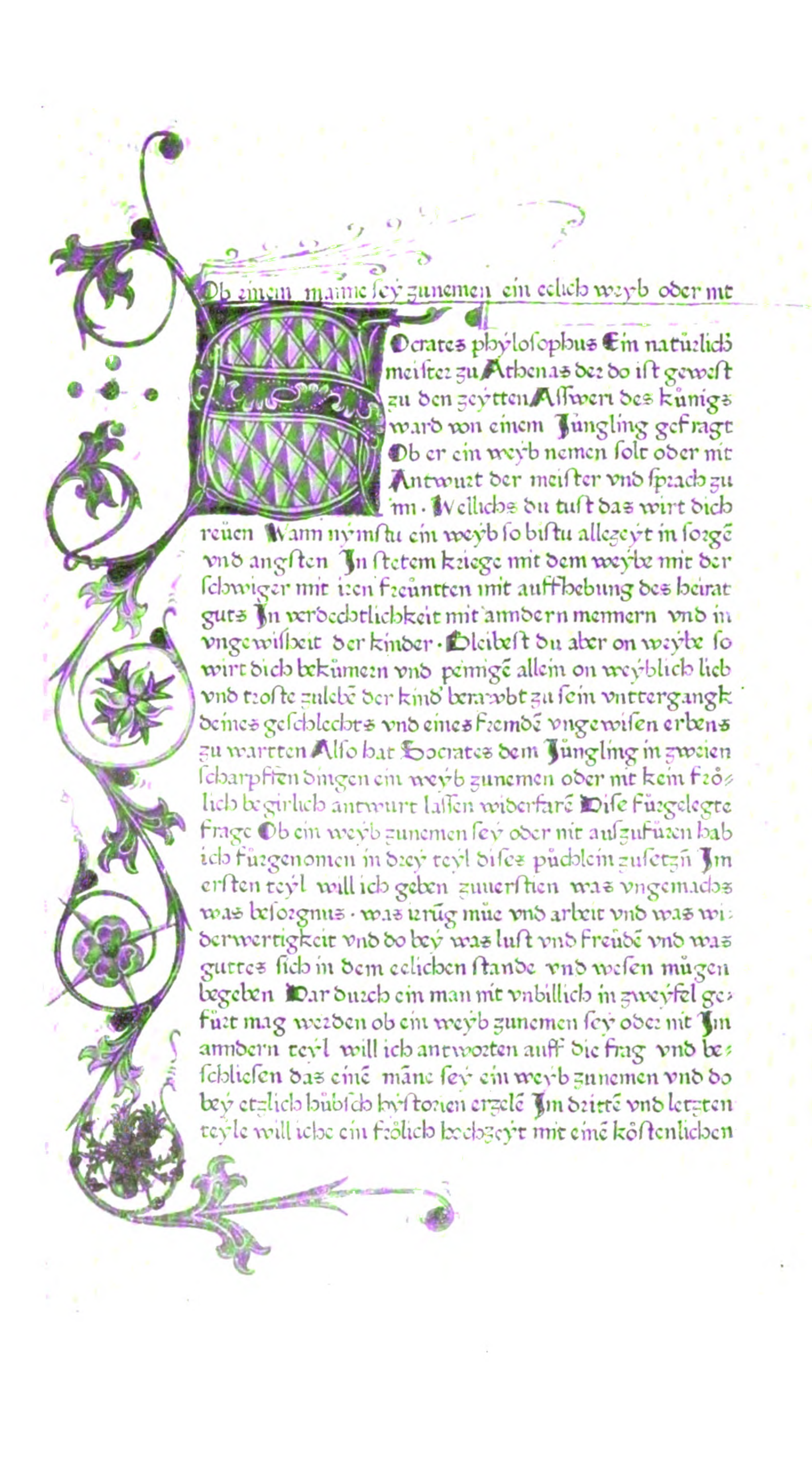
Wie die male vnd wirtschafft sein zuhalten : .

Von ellende . kranckheit vnd widerwerttigkeit der mēschlichen natur .

Das kein sünder verzweyfeln solle : .

Die natürlichen meister haben in irer schule vnd übung fürgenōmen vnd gedisputieret ein hüpsche gemeine frag . Ob einem mane sey zunemē ein eelich weyb oder nicht . Vnd wiewol dise frag mit kurtzen worten von den selben meisterñ wirt hingelegt yedoch hab ich Albrecht von Eybe in beyden rechten doctor Archidiacon zu Wirtzburg . vnd Thümherr zu

Albrecht von Eyb, Ehebüchlein. Nürnberg 1474.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Original 22×30 cm. Initialen in Gold und Farben.



Ob einem manne sey zunemen ein elich weyb oder nit

Socrates phylosophus Ein natürlich meister zu Athenas der do ist gewest zu den zeytten Assweri des künigs ward von einem Jüngling gefragt Ob er ein weyb nemen solt oder nit Antwurt der meister vnd sprach zu im · Wellichs du tust das wirt dich reüen Wann nymstu ein weyb so bistu allezeyt in sorgẽ vnd angsten In stetem kriege mit dem weybe mit der schwiger mit iren freüntten mit auffhebung des heirat guts In verdechtlichkeit mit anndern mennern vnd in vngewisheit der kinder · Bleibest du aber on weybe so wirt dich bekümern vnd peinigẽ allein on weyblich lieb vnd troste zulebẽ der kind beraubt zu sein vntergangk deines geschlechts vnd eines fremdẽ vngewisen erbens zu wartten Also hat Socrates dem Jüngling in zweien scharpffen dingen ein weyb zunemen oder nit kein frö-lich begirlich antwurt lassen widerfarẽ Dise fürgelegte frage Ob ein weyb zunemen sey oder nit auszufüren hab ich fürgenomen in drey teyl dises půchlein zusetzñ Im ersten teyl will ich geben zuuersteen was vngemachs was besorgnus · was krüg müe vnd arbeit vnd was wi-derwertigkeit vnd do bey was lust vnd freüdẽ vnd was guttes sich in dem elichen stande vnd wesen mügen begeben Dar durch ein man mit vnbillich in zweyfel ge-fürt mag werden ob ein weyb zunemen sey oder nit Im anndern teyl will ich antworten auff die frag vnd be-schliesen das einẽ mãne sey ein weyb zunemen vnd do bey etzlich hübsch hystorien erzelẽ Im drittẽ vnd letzten teyle will ichs ein frölich hochzeyt mit einẽ köstenlichen



Bösen sein, und der Klausner gibt ihm Trost und Lehre. Schwarzenberg muß den Parzival seines Landsmannes in irgend einer Form gekannt haben. 1512 auf dem Reichstag zu Trier, der scharfe Verordnungen gegen das Trinken brachte, dichtete er das „Büchle wider das Zutrinken“. Die sorgsam einheitliche Einkleidung und Auffassung — Sendbriefe der höllischen Stände an die Zutrinker und der himmlischen —, die Form von Staatserläßen — chirographus cancellariae Infernalis wird einmal unterschrieben, — das zeigt das Milieu des Diplomaten und Staatsmanns. Huttens deutscher Stil war in gleicher Weise beeinflußt. Stachliche Verse auf Souveräne sind eingestreut. Das Für und Wider des Trinkens könnte kein Weingegner von heute erschöpfender und überzeugender behandeln. Im Flugblatt wider das Rauben entfaltet er journalistische Fähigkeiten, die ihn nahe an die großen Publizisten Hutten, Luther, Alberus stellen. Die Vorrede ist länger als die Hauptsache, das eigentliche Lied im Volkston. In seiner Vielseitigkeit war Schwarzenberg ein Renaissancemensch trotz seines schlechten Lateins. Eben darum wagte er sich an eine Ciceroübersetzung. Es ist eines der prächtigsten deutschen Bücher in der Ausgabe von 1531 mit kolorierten Holzschnitten, das man voll Liebe und Ehrfurcht öffnet. Wie Schwarzenbergs Freund Pirkheimer es mit seinem Plutarch gemacht hatte, so wollte er der Nation Ciceros Werk von den Pflichten als Volksbuch schenken. Durch seinen Kaplan zumeist, Hans Neuber, ließ er sich die erste grobe wortgetreue Verdeutschung herrichten; dann gab er ihr Form und Schmiegsamkeit und ließ endlich durch geschulte Philologen die letzten Fugen verglätten. Er schreibt einen beneidenswerten Sprichwörterstil voll körniger Gedächtnisverse. Wie Brant begleitete er die Holzschnitte mit Verspaaren oder Dreireimen und ganzen Strophen. Der Jurist sprach den Gedanken aus, der weniger Humanismus war als Humanität:

> Verfügter Straf des Gelds und Pein
> Soll Lieb ohn' Haß die Ursach sein.
> Wer straft aus Zoren unverschuld,
> Wird selten lang ohn' Rach geduld't.

Und unter das Bild einer Beinamputation schrieb er, der ostfränkische Edelmann, die Verse:

> Wie man Tyrannen töten soll
> Find' wir bei diesem Gleichnuß wohl,
> Wann billich wird ein Glied verderbt,
> Des sunst der ganze Leichnam sterbt.

So antik-katonisch und ostfränkisch-revolutionär dachte dieser Mann, der eine Stütze der Fürstenmacht nicht bloß in der engern Landschaft war. Das „Büchle Memorial“ ist ein wundervolles Bilderbuch. Unter den Holzschnitten, die fast

die ganze Seite füllen, stehn die Denkverse, echte Volkspädagogik, meist episch erzählend, nur der Schlußvers ist moralisch. Zunächst eine biblische Geschichte in Bildern, dann Zeitgeschichte, sogar der Tellschuß, packende Episoden aus der antiken Geschichte und moralisch-symbolische Zeichnungen.

Merk, einer treuen Witwe zart
Ihr lieber Mann erschlagen ward.
Und als ihr' Söhn' dieselben Rach'
Gar zäglich wollten lassen nach,
Zeigt sie ein Hemd, von Blut was rot,
Darin der Vater litt den Tod,
Damit ihr' Söhn' beherzigt macht,
Und ward der Täter Fried veracht.
Also die heilig' Kirch' uns tut,
Zeigt unsers Vaters Christi Blut,
Das durch des Teufels argen List
Unschuldiglich vergossen ist,
Damit uns stärken will zu Hand
Zu solches Mörders Widerstand.

Darüber das Bild, wie die Witwe den Söhnen das blutige Hemd zeigt. „Ich bin kumen zu bewegen den Sun wider den Vatter die Tochter wieder die mutter und die schnur wieder die schwieger.“ Unter diesem Motto focht er 1525 mit seiner „Beschwerung der alten Teufelischen Schlangen mit dem Göttlichen wort“ den härtesten Strauß aus gegen seinen Sohn Christoph, der wie der jüngere Bruder Paul, ein Schüler Eobans, der alten Kirche treu geblieben war. Durch Flugschriften kämpften Vater und Sohn um die Seelen ihrer Familie. So hat dieser fränkische Aristokrat, den Nürnbergern so verwandt, einen eigentümlichen Renaissancetypus ausgeprägt; wo alle Horaz oder Plinius oder Galenus waren, den Cato, den starren Republikaner, das alte kernhafte Römertum. Seine Ethik ist puritanisch streng, Pflicht alles, ein erbitterter Feind des Hedonismus. Er hat der kirchlichen Revolution wirklichen ethischen Schwergehalt gegeben, und so führt er von den mitteldeutschen Landschaften, wo Luther herrschte, zu den alamannischen hinüber. In Ostfranken aber war er dictator noster.

Seiner Ruhe, seiner Mäßigung und führenden Hand wäre es beinahe gelungen, den unglücklichen fränkischen Ritter zu retten, der haltlos ins Verderben stürzte, Ulrich von Hutten. Weniger Haß und mehr Mitleid hat selten einer verdient, dessen Bild im Dämmerlicht streitender Meinungen verzerrt wurde. Ein verschlossener Vater, unbeugsam und zerstörend hart, und eine rührend frauenhafte, willenlose Mutter mußten ein Kind von solcher Begabung verderben. Burg Steckelberg, der Besitz der Familie, war Würzburger Lehen. Hier wurde Ulrich 1488 geboren. Kaum zehnjährig kam er ins Kloster Fulda, wider Willen, berufslos, und nur wer Ähnliches litt, mag sein Schicksal nachdulden. Aber die Schule hatte damals doch eine Tradition von siebenhundert Jahren, keiner der deutschen Humanisten konnte sich eines so ehrwürdigen Stammbaumes rühmen. Er floh aus dem Kloster. In Köln wurde er der Freund des Crotus Rubianus. Vom Vater verstoßen und den-

noch stets mit dem Herzen zu ihm eilend, hat er sein Elend ausgekostet. Rückkehr ins Kloster war unweigerlich der Preis der Versöhnung. Bei Greifswald ausgeplündert und wundgeschlagen, todkrank in Rostock, 1511 in Wittenberg, in Leipzig und Wien, Bologna, Pavia, dann Lanzknecht und wieder zu Mainz in Fürstendiensten, die typische Stellung des ostfränkischen Edelmanns. Stets waren es Fremde, die ihn schlugen, Freunde, um die er litt, die ihn drängten und stießen. 1515 wurde sein Vetter Hans von Hutten um sein eigenes eheliches Weib vom Württemberger erschlagen. Der gemeinsame Haß brachte ihm die Versöhnung seiner Familie; man brauchte seine Feder. Für seine Sippe trat er zum ersten Male wirkungsvoll hervor mit fünf Reden und dem aufreizenden Dialog Phalarismus, die er gegen Herzog Ulrich von Württemberg schleuderte. In Rom 1515 bestand er fünf Franzosen für die Ehre seiner Nation. Mit dem Anteil am zweiten Teil der epistolae obscurorum virorum griff er in Reuchlins Fehde ein, wurde 1517 zum Dichter gekrönt, nahm Luthers Partei, und immer machtloser den Wogen hingegeben, floh er auf die Ebernburg zu Sickingen und verzehrte sich nun in kleinen Gefechten. Sickingen ging unter, vor Hutten wich alles zurück, todkrank und verlassen, ohne Zukunft und Hoffnung, von allen gehetzt, fand er 1523 auf der Insel Ufnau im Zürcher See sein frühes jammervolles Ende.

Sein Schicksalsjahr war 1520 in Bamberg. Bereits 1517 hatte ihn Schwarzenberg für die Ciceroübersetzung gewonnen. Er sah abschließend für ihn das Buch vom Alter durch. Hier war ihm die rettende Hand geboten. Schwarzenberg stand ihm in der Sache nahe, nur in der Form war er vorsichtiger, maßvoller. Aber statt des Diplomaten wählte Hutten den offenen hinreißenden Revolutionär Sickingen. Wer weiß, wie sich diese Blätter füllen würden, wenn Ulrich in Bamberg geblieben wäre, bei dem Manne, dessen Gestalt immer höher in die Zukunft der Landschaft ragte. Mit diesem offenen Bekenntnis in seinen politischen Glaubensfragen ging Hutten auch öffentlich zur deutschen Prosa über. Sie war der literarische Ausdruck Ostfrankens, nach Albrecht von Eyb und Schwarzenbergs Cicero. Er mußte die deutsche Sprache wählen, sobald der Humanist zum Journalisten wurde. Im Winter 1520 auf 1521 übersetzte er auf Sickingens Burgen seine lateinischen Schriften. Radikaler wurde er erst, als ein Plan nach dem andern scheiterte. Er wollte eine Erneuerung des Kaisertums, das schließt seine Seele aufs engste an die großen Alamannen. Mit Hilfe des Kirchenvermögens sollte dem Kaiser ein stehendes Heer geschaffen werden wider Türken und Franzosen, aus Rittern und Lanzknechten, vielleicht die genialste Ahnung fernster Zukunft, die aus diesen seltsam aufgewühlten Gedanken brach. Geld und Waffen war ihm das Fundament des neuen Reiches. Aber der Habsburger, der halbe Spanier, sah nach andern Welten aus. Der Alamanne, Maximilian, hätte ihn sicher begriffen.

Nun wurden Gewalt und Aufruhr seine Mittel. Wer will ihn schelten, da ein Patrizier, Pirkheimer, reifer, fester und mehr Staatsmann als er, ebenso dachte? Er scheiterte in allem, und das Hohnwort seiner Gegner, er belle aber beiße nicht, traf ihn ins Mark. In tyrannos — jene Verse Schwarzenbergs fallen einem ein — eine Schrift, verloren und verschollen, war sein Letztes. Wahrhaft ergreifend ist es, wie sich von dem Todeswunden Erasmus wandte, sein Abgott. Hutten hat die Verwirrung ins Unerträgliche gesteigert und Luther vorwärts getrieben; er war der Mann nicht, gegen die Versunkenheit der Generation zu schelten. Aber sein patriotischer Dialog Arminius sammelt die erfreulichsten Züge seines Wesens, hingebende Liebe zur Nation. Man mag sie alle verwerfen, die in diesen Jahren das alte Gefüge auseinanderrissen, dieser eine verdient ein anderes Los. Er war der Sohn seiner Eltern.

Das einheitliche Bild dieser fränkischen Edelleute gemahnt an die Hochblüte des 13. Jahrhunderts. Politiker waren alle, von der Kirchlichkeit Eybs über Schwarzenbergs feine Mäßigung zum Feuerbrand Hutten. Eyb und Schwarzenberg Diplomaten, die die Landschaft beherrschten, Juristen und politische Agenten. Alle drei Mitschöpfer der neuen deutschen Prosa, Eyb und Schwarzenberg auf Ciceros Grundlagen, Ethiker alle, nur hatten die einen die Sendung und Hutten nicht. Römer alle drei, der Cicero Eyb, der Cato Schwarzenberg, der Gracchus oder Catilina Hutten, wie ihm seine Gegenwart und die Nachwelt eben ihr Herz zuwandte. Das Ostfranken dieser Edelleute, noch einfachere Linien, ein starker ungeteilter Stamm, trieb in dem bunteren Nürnberg tausend Verästelungen. Im Grunde dasselbe Bild, nur auf dem Lande erste Skizze, tastender Entwurf, nur Hintergrund und vorn so wenig agierende Personen. In der Stadt das überreiche Gemälde. Dieselben Kräfte, nur eben unter andern Bedingungen geübt, wie eben Stadt und Land, Vorberge und höchster Gipfel verschieden sind.

2.

Nürnberg.

Deutschland war blind, nur Nürnberg sah noch auf ein Auge, meinte der Venezianer. Mehr packend als Wahrheit wie jedes Schlagwort. Aber die Stadt der beiden Freunde Dürer und Pirkheimer zeichnet es treffend.

Ihre Urgeschichte ist dunkel wie die ethnographische Herkunft des Volkes. Die humanistische Gelehrsamkeit hat beide fast unentwirrbar verhüllt mit künstlichen Mythen und Namendeutungen. Äneas Silvius berichtet, daß die Stadt zwischen Baiern und Franken liege. Die Bewohner

möchten keines von beiden sein, sondern etwas Selbständiges, Drittes. Das sind sie auch, soweit Mischungen ein Neues ergeben. Von dem Felsplateau, jäh aufsteigend, hat sich Siedelung und Kultur zur Pegnitz herabgezogen. Daß der Waldgürtel östlich der Stadt ehemals eine Völkerscheide war, ist sicher. „Auf dem rechten Ufer der Rednitz-Regnitz, auf dem Nürnberger Tafellande und der Hersbrucker Jurabucht war der Slave der ursprüngliche Kolone, der sich erst später dem Übergewicht germanischer Kultur bequemte. Von West und Ost rückte der Bischof mit seiner geistlichen Pflanzung und der Grenzgraf mit seinem limes vor." Karl der Große verpflanzte Sachsen hieher, baierische Bauern saßen im Norden. Da aber weiterer Zufluß von Westen kam, trat das baierische Element mehr zurück. Dieses Volk in ewiger Bewegung und stets zu brennen bereit, handsam und der Schöpfer der mechanischen Instrumente der Zeit, hat aus dem slavischen Blute wohl viel von diesem seinem eigensten Wesen aufgenommen.

Nürnberg ist neben Wien, wo Fränkisches und Alamannisches beisammen waren, und neben dem alamannischen Augsburg die dritte Grenzstadt, durch die der baierische Stamm, hier in Verbindung mit dem Franken, teilnahm an der Stammesblüte. Im Dualismus der Stammesentwicklung dieser Zeit und im System der Landschaften ist Nürnberg der Angelpunkt. Über Augsburg vermittelte es zwischen Alamannien und dem fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland. Schon im 11. Jahrhundert sollen Augsburg und Nürnberg ein gemeinsames Warenlager in Venedig gehalten haben, den deutschen Hof. Die alamannischen Burggrafen waren wie die Habsburger in Wien der ruhende Punkt in den Beziehungen zum Oberrhein und der oberen Donau. 1389 trat die Stadt dem ältern schwäbischen Bunde bei, ihre Alliancen lagen in Alamannien, die fränkischen Fürsten schnitten sie politisch vom ostfränkischen Stammland ab. Die meisten Zollverträge des 14. Jahrhunderts fallen auf die alamannischen Landschaften. Augsburg und Nürnberg nahmen in Deutschland eine so gemeinsame Ausnahmestellung ein, daß sich ihr Doppelverhältnis im Bewußtsein der Nation zu einer festen Formel verdichtete. Zwischen Lech und Pegnitz schwang im Zeitalter des Humanismus das Pendel ständig hin und her.

So auch mit Erfurt. Dahin ging der Zwischenhandel nach dem Norden. Durch sein ostfränkisches Element hatte Nürnberg solchen Gleichklang mit Thüringen gewissermaßen geerbt. Nach Zwickau gingen Nürnberger Patrizier, um vom Bergbau Reichtum zu schöpfen, und im 16. Jahrhundert waren zwischen Erfurt und Wittenberg und zwischen Nürnberg immer geistige Güterzüge unterwegs. Der vielzitierte Geschichtschreiber des Nürnberger Handels schilderte vor mehr als hundert Jahren die Bedeutung dieser Stadt: „Alles, was durch Deutschland in gerader Linie von Triest, Venedig nach Hamburg,

überhaupt von den südlichen in die nördlichen Gegenden, was auf der Donau herauf und dem Main hinabtransportiert wird, was aus Frankreich durch Zweibrücken, die Pfalz nach Böhmen, Mähren, Schlesien hin- und hergeht, was von Osten nach Westen die deutschen Staaten in der Mitte durchpassiert: alles das berührt die Stadt oder ihr Gebiet.“

Wenn je soziale, politische, ethnographische Ursachen Literaturen schufen und beeinflußten, so war es in Nürnberg. Das Patriziat, das die Stadt regierte, hatte die Zünfte erfolgreich niedergehalten. Kaiserliche Beamte, der Adel vom Lande, der in die Stadt gezogen war, und reiche Bürger bildeten sein Grundelement, und so war in einer Stadt mit so starrem konservativem Regiment der Humanismus ein Zuströmen aus der Fremde, ein Übergreifen auf die vornehme eingeborene Jugend — hier allein hätte ein Sohn aus dem Volke mit dem schönsten Latein nicht wirken können — ein langsames Siegen über den mißtrauischen, jeder Neuerung abholden Rat. Der Ostfranke Gregor Heimburg aus Schweinfurt, seit 1435 im Dienste der Stadt, der Pfarrer bei Sankt Sebald Heinrich Leubing, ein Thüringer aus Nordhausen, der Rheinfranke Martin Mayr aus Heidelberg und der Alamanne Niklas von Wyle, seit 1447 Stadtschreiber, das war der erste Nürnberger Humanistenkreis. Nichts mag den Charakter und die Bedeutung der Stadt im ganzen besser zeichnen als diese Männer mit ihrer Herkunft. Was die Gesellschaft vor allem fruchtbar machte, war Heimburgs Einfluß auf die deutsche Prosa mit seinem Grundsatz, ein jedes Deutsch, das aus gutem Latein wohl übersetzt sei, sei auch ein gutes Deutsch. Sofort knüpften sich durch Rosenblüt, der Beziehungen zu ihnen unterhielt, Wirkungen an auf die bodenständige Literatur. Um 1450 zerfloß diese erste Bewegung. Sie hatte Vertreter der führenden deutschen Landschaften im Burgfrieden der Stadt ausgleichend zusammengeführt.

1465 studierte zu Padua die erste geschlossene Gruppe junger Patrizier, darunter Wilibalds Vater. Dieses jugendliche Geschlecht hielt sich der Rat noch glücklich vom Leibe. Johannes Pirkheimer mußte in Eichstätt wirken, Hartmann Schedel in Nördlingen und Amberg, Georg Pfinzing wurde mainzischer Rat, Johann Löffelholz ging in Bamberger und bairische Dienste. Aber allmählich wurde die Ernte reif. Wieder war es einer aus dem alten Ostfranken, Regiomontanus, der seit 1471 Nürnberg in aller Stille zu einem Hort des neuen Geistes machte. Der Kaufmann Bernhard Walther gab reiche Mittel her für seine erste wissenschaftliche Sternwarte und für eine mechanische Werkstatt. 1472 errichtete er ihm eine eigene Druckerei, wo er griechische und mathematische Schriften fast nur für sich allein herstellte. In Martin Behaim — das Geschlecht von Schwarzbach stammte aus der Pilsner Gegend — fand er einen Schüler, der mit dem Rüstzeug seines Lehrers auf Weltentdeckungen ausfuhr. Nürnberg wurde in der Folge ein Mittelpunkt der

Mechaniker, die für Geographen und Mathematiker arbeiteten, wo sich die Realisten Ostfrankens und des Erzgebirges in die Hände wirkten. Der Alamanne Meisterlin half mit seinen Werken weitere Breschen legen, die Historiker verbanden den Humanismus Nürnbergs und Augsburgs. Als Hermann Schedel starb, gingen Teile seiner klassischen Bibliothek an die Sammlungen bei Sankt Sebald und des Ägidienklosters über; Hans Tuchers Ankäufe aus diesem reichen Schatze machten aus der scholastischen Ratsbibliothek eine humanistische, der neue Geist drang durch die schwarzen Lettern in die Volkserziehung und in die städtischen Behörden; das war um 1485.

Zwischen den Hoffnungen dieser ersten Generation und den Siegen der zweiten steht ein großes Geschichtswerk, das wie ein Höhenzug, der Gewässer und Völker trennt, den Blick nach rückwärts führt bis an die Quellen der Menschheit und vorwärts in das Land, das der Verfasser kaum betreten konnte: Hartmann Schedel und sein Buch der Chroniken und Geschichten. Hartmann war 1440 zu Nürnberg geboren; sein älterer Bruder war der Dichter eines Passionals, 1457, sein Oheim Hermann Arzt und Humanist in Augsburg. In Leipzig und Padua Schüler des Rheinfranken Luder, zunächst Jurist und dann Mediziner, war er 1466 Doktor geworden und 1475 Physikus in Nürnberg. Sebald Schreyer, 1446 geboren, Kirchenmeister bei Sankt Sebald, war die Seele eines neuen Kränzchens geworden; opferwillig gab er aus seinem Vermögen für Kunst und Literatur. Wie er für Peter Vischers Sebaldusgrab die Mittel aufbrachte, so trug er mit Sebastian Kammermeister die Kosten für Schedels Weltchronik. Die Holzschnitte für das Prachtwerk schufen Wolgemut und Pleidenwurff. Es war das Meisterwerk aus Kobergers Offizin und in seinem künstlerischen Schmuck eine Kraftleistung der beiden Zeichner. 1493 erschien der wuchtige Band, auch in deutscher Übersetzung. Das Jahr ist die Grenze der ältern Zeit und der neuen, die Schritt für Schritt dem Humanismus eine Stimme nach der andern erstritt. Das Buch ist mehr Dichtung als Geschichte, nicht im Sinne freier Erfindung, sondern in gemütvollem Versenken und Ausschmücken, das humanistische Weltbild, Mensch und Erde in ihren Beziehungen, dieser tiefste, lebendigste Gedanke der Renaissance, eine Geschichtensammlung und ein Bilderbuch, wie Schwarzenberg es geschaffen hatte. Ein gutes Stück Mittelalter noch, die Summe der Zeit an Sagen und Mythen und dennoch schon so kritisch durchleuchtet. Die seltsamen Menschen des Orients, von denen höfische Dichter und Volksepen gefabelt hatten, sind mit der Karikaturenfreude des Jahrhunderts gesehen und von den Künstlern illustriert. Ein Buch der Legitimität wie die Kaiserchronik. Franken und Türken werden noch als Abkömmlinge Trojas geschildert; wie sah der Alamanne bereits die Wurzeln der deutschen Stämme offener liegen! Die christlichen Legenden sind als Teil der Weltgeschichte ge-

faßt, wieder ein Stück Kaiserchronik. Nürnberg bewahrte die Kaiserinsignien auf, und welche Reichsstadt wäre würdiger gewesen, diese Symbole der Legitimität zu umschließen als diese patrizische? Nicht umsonst sind unzähligemal Reichsapfel, Szepter und Krone der Völker abgebildet. Das war vom Geiste Pirkheimers, der alte dauerhafte Sinn dieses Gemeinwesens. Romulus und Remus gehn im Gewande deutscher Könige. Vom Ursprung und Herkommen des Kaisertums und wie dasselbe an die deutsche Nation gewendet worden ist, das gibt ein eigenes Kapitel. Das führte nach Augsburg und ins Elsaß, wo der begeisterte Rausch des Kaisertums in diesen Jahren die Herzen so mächtig erfaßt hatte; das war nicht der Kaiser der Ostfranken. Stammbäume weisen immer wieder auf die Tradition sorgsam fortgepflanzten Blutes. Scharfe Hiebe fallen gegen „die abtrünnig treulose hussisch unsinnigkeit", und die Wallfahrt nach Niklashausen ist als Ursprung der fränkischen Revolution vorausgeahnt. Catilina wird mit dem ganzen Haß patrizischer Loyalität gezeichnet. Ein gutes Stück Mittelalter noch. „Von dem Tod und Endschaft des Ding," Antichrist und jüngstes Gericht schließen diese Weltgeschichte. Und doch das neue Leben! Alte Weltkarten sind eingezeichnet. Die Einheit der Welt und des Menschen, das Ethnographische der deutschen Stämme ist scharfsinnig herausgefühlt und leise tastend sucht der neue Geist in Wort und Bild bereits die Charakterlinien der Rassen in den Gesichtern zu erkennen. Die Bibel ist etwas rationalisiert als Geschichtsquelle in die Ereignisse eingearbeitet. Die geographischen Grundlagen treten überall zutage. Das war die Bibel des Humanisten. Ein großes Bild, alle andern überragend, stellt am Schlusse Äneas Silvius und Friedrich III. nebeneinander dar. Wahrhaftig ein Buch modernen Geistes trotz der synchronistischen Chronikform. Literatur, Kultur und Kunst sind in den Bereich des Historikers gezogen, keine politische, sondern Kulturgeschichte, Lamprechts Ideal, im Zwielicht noch erkennbar. Alttestamentliche Geräte und Kleidungen sind abgebildet, Architekturen, Städte. Das war eine reife Frucht der frühhumanistischen Geschichtschreibung, Weltgeschichte im Nürnberger Auge.

Ein Ostfranke führte wie in Wien so in Nürnberg die Zeit zum letzten entscheidenden Stoße, Conrad Celtis, der feine Kenner deutscher Landschaften, der Dichter mit einer Dichtung, die eben diese Stadt verherrlichte, ein Sieg in Schönheit. Der Zufall hatte es gewollt, daß er auf der Nürnberger Burg zum Poeten war gekrönt worden. Im Juni 1495 überreichte er dem Rat seine Norimberga. Der Gedanke des Humanisten, den Menschen auf seinem Boden zu suchen, gab dem Werke den Grundgehalt. Der virtuose Meister des Beobachtens und Zeichnens schilderte hier das eigentümliche Volk in Gang und Kleidung, Leben und Sitte. Kein Stein auf der Straße, kein Ziegel auf dem Dache war übersehen. Das Volk in Bewegung, in Fest und Freude ist mit

Eneas pius bin ich genãt
Mein lob vnd preis ist hochbekãt

Eneas pius der babst — Friderich der dritt ein romischer kaiser



Der zornig leob verschonen thut
Desz: der gein im zaiget demůt
Also soll auch ein herrscher thon
Dem gelyhen ist des gewalts kron

Hartmann Schedel, Buch der Chroniken und Geschichten.
Nürnberg 1493.

herzlichem Behagen abkonterfeit. Wenn er auch dauernd nicht bleiben konnte, er kehrte öfter zurück und schloß sich den Großen der Stadt, Wilibald Pirkheimer, seiner Schwester und Dürer eng an die Seele. In Nürnberg erschien seine Hrotswithausgabe und Charitas Pirkheimer schrieb ihm bezeichnend darüber: daß er die Schriften und Gedichte eines schwachen Weibes studiert und ans Licht gebracht und der Öffentlichkeit übergeben habe und weder das gebrechliche Geschlecht, noch insbesondere den Stand einer armen Nonne verachte, das danke sie ihm. Und mit Bezug auf die Norimberga, eine Verherrlichung ihres himmlischen Vaterlandes, wäre ihr lieber gewesen als dieses irdischen.

Jetzt trat wie in Erfurt, da alles gerüstet war, der geborene König sein Reich an. Am 24. März 1496 war der denkwürdige Tag, wo im Stadtrat die Humanistenpartei bei einer entscheidenden Abstimmung siegte. Es wurde die Gründung einer humanistischen, einer Poetenschule beschlossen, die neben den bisherigen Anstalten zu Sankt Sebald, Lorenz und Ägidien und zum Spital, getrennt von den Bürgerlichen, die Patriziersöhne dem neuen Leben zuführen sollte. Wo wurde sonst noch in Deutschland Bildung und klassische Freude durch solchen sozialen Dünkel vergällt? Der regelmäßige Betrieb der Anstalt konnte erst allmählich aufgenommen werden. Kurz zuvor war Wilibald Pirkheimer in seine Vaterstadt zurückgekehrt und 1496 in den Rat gewählt worden. Zu Eichstätt, der Humanistenstadt seit Bischof Johann und Eyb, war er 1470 geboren, etwas älter als die zweite Generation, die Eoban, Hutten, Luther. Durch den Vater genoß er eine beneidenswerte Erziehung. Am bischöflichen Hofe erhielt er noch die ritterliche Ausbildung wie Schwarzenberg. In Padua und 1492 in Pavia studierte er die Rechte und kehrte 1495 zurück. In Nürnberg blühte es. Geschlechter, deren Töchter einst als Nonnen das Leben der Mystik gelebt hatten, die Tucher, die Ebner schenkten der Stadt nun Humanisten. Wilibalds Haus wurde zur gastlichen Stätte der Nation, echte griechische Symposien wurden hier gefeiert. Der Gothaer Domherr war bescheiden und der Erfurter Poetenkönig arm. Hier glühte die Lust des neuen Lebens reiner und wohlig genährt. Pracht und Glanz eines alten Hauses schufen den Genuß des Tages zu Lebensfesten um für die Einzelnen, die zusprechen durften. Pompa Norimbergensis wurde berühmt und keiner der geistigen Fürsten fehlte. Wie Mutianus Rufus hat Pirkheimer nicht durch Bücher gesiegt sondern durch seine Person.

Albrecht Dürer war sein intimster Freund. Was er keinem nachsah durfte ihm der Große sagen, ihn schelten und als Schürzenjäger verspotten. Vivitur ingenio, caetera mortis erunt, schrieb er 1524 unter Pirkheimers Bild. In Hinterhause der Pirkheimer war dieser Sohn eines Deutschungarn geboren worden, ein Gedanke von der bezwingenden Gewalt einer drama-

tischen Kontrastszene. Als Kupferstecher war Dürer den Humanisten, Erasmus von Rotterdam vor allem überaus wert. Hier berührte er sich mit literarischen Tendenzen wohl am meisten. Wenn Pirkheimer und Hans Sachs die beiden Vertreter der zwei Nürnberger Kulturhälften sind, Dürer steht dem Handwerker näher; das war ja auch sein Milieu. Das Nürnberger Lokale scheint auf allen Blättern durch. Fantastik und Lyrik, die Wirklichkeit des realen Lebens, Bauern und Lanzknechte, der verlorene Sohn, der heilige Antonius, lesend vor der Stadt, die sechs Kriegsleute, die Hexen, das sind alles Motive und Stoffe der bodenständigen Nürnberger Literatur. Und wenn die Madonna, wie rettend vor den brausenden Wassern der kirchlichen Revolution auf unangreifbare Höhe gehoben, zur schlichten Bürgerfrau verkörpert ist, so sprach wohl Dürer von seiner Mutter, nicht von den Müttern der Holzschuher und Ebner, der Tucher und Pirkheimer. Der heilige Hieronymus in seiner Studierstube, der gedämpfte Schein des Lichts in den Butzenscheiben, sprach die Zeit aus und steht dem humanistischen Leben so nahe. Aber selbst die antiken Gestalten hat er verdeutscht wie Schwarzenberg und Eyb lateinische Bücher übertrugen. Den gleichen Charakter tragen seine deutschen Schriften. Unter den Reimen finden sich Stoßgebetlein an die Heiligen und die Madonna. Gelegentlich zeichnete er einmal ein Traumgesicht auf — gewaltige Gewässer stürzten vom Himmel und überschwemmten alles Land —, führte über die Reise in die Niederlande 1520 und 1521 eingehend Tagebuch und schrieb 1524 seine Familiengeschichte. Vielseitig wie die Italiener beschäftigte er sich mit theoretischen Fragen „Unterweisung der Messung" 1525 und „Vier Bücher von menschlicher Proportion" 1528.

Pirkheimer war zunächst im Dienste der Stadt tätig und überwachte bis 1521 die Nürnberger Schulen mit Hieronymus Ebner und Hieronymus Holzschuher, ihm gleich an Adel des Blutes und verwandt in Bildung und Lebensführung. Er hat den fränkischen Humanismus organisiert. Seine Bibliothek stand allen offen; wie er die Anhänger Reuchlins sammelte, schien er im ersten Augenblick einer der religiösen Führer zu werden. Es schien nur so. Neben dem Schweizer Niklas Manuel ist er der einzige deutsche Renaissancemensch großen Stiles. Als Diplomat und Gesandter wirkte er entscheidend. 1499 führte er Kaiser Maximilian das Nürnberger Kontingent, 400 Fußknechte und 60 Reiter zu für den Schweizerkrieg. In Caesars Geiste beschrieb er die Heerfahrt in seinem bellum Suitense in Stilformen des Livius und Cäsar, doch in der Icherzählung. Sein Imperatorengesicht und das glatte Caesarenantlitz seines Schwiegersohnes Hans Kleberg 1486—1546, des rätselhaften Geldaristokraten, der aus dem Plebejer emporgewachsen war, Wilibalds Liebling Felizitas unglücklich machte, ein Atheist und der „gute Deutsche" in den Augen der Lyoner, zeigen dieses Geschlecht als unverfälschten Römertypus auch wenn

es deutsch sprach. In die Literatur griff er unmitelbar ein mit seinem Eccius dedolatus; in seiner Apologie Reuchlins sprach er seine Wünsche für die Kirche aus. Die Theologen sollten den modernen Geist mit ihrem Glauben zu vereinen wissen. Er stellte das Bild eines Theologen auf. Um dieses Anteils willen wurde er mit Lazarus Spengler, dem eigentlichen Vorkämpfer Luthers in Nürnberg, 1519 gebannt, sprach aber um Lösung an. Seine Stellung zur kirchlichen Revolution ist typisch für die Humanisten weit vor der Front und gleicht etwa dem Verhältnis Klopstocks, Schillers und Görres' zu den Umwälzungen ihrer Zeit. Zu Anfang sprach er das schicksalsschwere Wort aus, das einen aus seinem Munde erschreckt, Unordnung könne nur durch Unordnung gebessert werden. Waren darum die Reichsinsignien in Nürnberg? Dann griff es aber hart in seine Familie. Zwei Schwestern und drei Töchter waren im Klarakloster, und als die Zeit über ihre Pforten brach, mußte er offen Partei ergreifen. Charitas 1466—1532, seine Lieblingsschwester, die mädchenhaft Bescheidene bei all ihrem Reichtum an Geist und Gemüt, die sieghaft starke und herrliche Erbin alter Nürnberger Nonnentradition aus dem 14. Jahrhundert, kämpfte hart um ihre Stille. Hier stieß die letzte Vertreterin der alten mystischen Klosterkultur unmittelbar mit der neuen Zeit zusammen. Ihre Denkwürdigkeiten sind eines der ergreifendsten Dokumente, die den Zusammenbruch zweier Welten schildern. „Ihr sagt immer, wir werden mit unsern Gelübden und Kleidern Ursache geben zu einem Auflauf, ich fürcht mehr, daß euer' Prediger, die wir hören müssen, gern ein solches verursachten, so sie uns stetiglich auf der Kanzel also schänden und lästern und solch groß Sünd und Unreinigkeit von uns sagen ... Tun wir die Ding, die man von uns predigt, so wär' gut, daß man uns all in dem Kloster verbrennt." Sie schloß mit leisen Hoffnungen: „Daß Herr Philippus Melanchthon hieher beruft ist, hör' ich fast gern, denn ich längst von ihm gehört hab, daß er ein frumm, redlich, aufrecht Mann sei und ein Liebhaber der Gerechtigkeit; glaub' nit, daß ihm all Ding werden gefallen, besunder, daß man die Leut mit Gewalt zum Gelauben will nötigen und zu den Dingen, die wider ihr Gewissen sind." Der stürmische Verlauf der Kirchenbewegung machte Pirkheimer, wie den alten Luther selber, wieder konservativer. Er hatte sich von allem zurückgezogen. So hatte der Sturm wie in Erfurt die reine klassische Freude vernichtet. Er war wie Erasmus, Reuchlin und Mutian und stärker als Eobanus Hessus. Greisenhafte Stimmungen, die immer erklären sollen, was die Nachwelt so gern erklärt sähe, sind an diesem Wandel unschuldig. 1530 starb seine Lieblingstochter Felizitas; vor Weihnachten desselben Jahres folgte er ihr nach. Sein letzter Wunsch war: „Utinam post decessum meum bene sit patriae, utinam tranquilla sit ecclesia." „Möge es nach meinem Tode dem Vaterlande wohlergehn, möge die Kirche Ruhe haben."

Nürnbergs klassische Zeiten waren vorüber, wenn auch eine Neugründung für den Augenblick Erfolge und Glanz zu versprechen schien. 1524 hatte Luther die Stadtverwaltungen Deutschlands aufgefordert, christliche Schulen einzurichten. In Nürnberg griffen Hieronymus Baumgartner und Lazarus Spengler die Anregung auf, und schon im folgenden Jahre bat der Rat Melanchthon persönlich die Sache zu fördern. Er sagte zu und warb die Professoren der neuen Anstalt, die am 23. Mai 1526 im Ägidienkloster feierlich eröffnet wurde. Es waren drei Ostfranken: Joachim Kammermeister — Camerarius — aus Bamberg, Michael Roting aus Sulzfeld, Johann Schoner aus Karlstadt. Der vierte war der Erfurter Poetenkönig Eobanus Hessus, der ein Ertrinkender, noch einmal festen Boden gewann. Wieder schloß sich ein Poetenkränzchen zusammen; Eoban dichtete sofort das übliche Lobgedicht auf die Stadt. Aber Beziehungen wollten sich keine einstellen. Pirkheimer blieb kühl. Sie waren sich gegenseitig unangenehm, der Hesse mit seinen biderben, burschikosen Literatenmanieren dem vornehmen Patrizier, und die „Kaufleute" dem Dichter. 1530 schuf er beim Augsburger Reichstag das Gedicht über den Religionsfrieden und den Türkenkrieg, übersetzte Theokrit, Stellen aus Homer und einzelne Psalmen ins Lateinische. Und wieder ging es abwärts. 1532 entwarf er noch in seiner Urbs Noriberga in Hexametern ein herrliches Bild der Stadt, die er so ersehnt und die ihm so ferngeblieben war. Im folgenden Jahre wurde ihm die erlösende Berufung nach Erfurt und 1536 nach Marburg auf die Lehrkanzel der Geschichte. 1539 sammelte er seine Gedichte. Vor seinem Tode noch übertrug er 1540 die Ilias ins Lateinische.

Der Besuch der Reformschule blieb weit hinter allen Erwartungen zurück. 1535 schrumpfte sie kläglich zu einem einstündigen Lehrkurs der griechischen Sprache zusammen.

Recht behielt das Volk, ihm gehörten die folgenden Jahrzehnte. Die Kultur und Literatur der Stadt spielte sich im wesentlichen zwischen Gegensätzen ab. Patrizier, Humanismus, religiöse Probleme herüben, und drüben der Bürger und Handwerker, eine bodenständige Literatur aus tiefster Tiefe, Drama und vor allem, wenn auch primitiv, formale Triebe als entwickelnde Kräfte. Da die Bevölkerung, abgesehen von dem slavischen Urelement, sich wesentlich aus Franken und Baiern zusammensetzte, so müssen Beziehungen zwischen diesen sozialen und literarischen Mächten einerseits und den völkischen andrerseits bestehen. Auffallend ist, daß diejenigen Männer, die Nürnberg für den fernsten Blick verkörpern, die unmittelbaren Symbole der Stadt, Behaim, Dürer, Vischer, Hans Sachs aus der Fremde stammen. Der Geograph und Weltfahrer aus einem böhmischen Geschlecht; Dürers Vater kam aus Ungarn, Vischers und Sachsens von auswärts. Veit Stoß war aus Krakau zugezogen. Da aber der Name sich lang schon in Nürnberg findet und polnischen Laut-

formen widerspricht, so nahm man an, daß die Familie doch nürnbergisch war und der Künstler nur aus Krakau zurückkam. Doch so auffallende Tatsachen heischen das Recht ja die Pflicht, den ethnographischen Elementen gerade in einem so gemischten Volke die tiefsten und letzten Ursachen zuzuschreiben. Wenn sich — wie hundertfach beobachtet — selbst verdünntes fremdes Blut durch viele Menschenalter hartnäckig in eigenen Sitten und Satzungen äußert, so werden zwei so verschiedene literarische Welten wie hier, die genau auch den sozialen Gegenpolen entsprechen und die in der beweisbaren, statistisch deutlichen Entwicklung des fränkischen Westens und des bairischen Ostens ihre Lichtquelle haben, ihre letzten Gründe in den stammestümlichen Grundlagen finden. Da sich die Patrizier aus kaiserlichen Beamten und zugezogenem Landadel neben emporgestiegenen Bürgern zusammensetzten, da der Baier niemals und nirgends als Kaufmann von Bedeutung nachweisbar ist, so bildet der Stadtadel ohne Zweifel das ziemlich reine fränkische Teilelement. Da der Franke, der Ostfranke vor allen, der Träger des religiösen Problems war, der Franke Poet und Humanist, Franken durchaus und immer wieder die humanistische Bewegung vorwärts trieben; da die Patrizier die Humanisten und Reformatoren der Stadt waren, so ist die ganze Gruppe eine Summe von Wirkungen aus demselben einheitlichen Grunde. Der Humanismus des Stadtadels ist die Kultur, die unmittelbarste und eigenste Äußerung des fränkischen Elementes.

Im bairischen Osten hat sich ableiten lassen, was als der eigentliche Trieb des bairischen Stammes gelten muß. Dramatisches Leben, Volksfest und Volksfreude ist bis in die feinsten Verästelungen der Form in allem und jedem der Ausgangspunkt der Nürnberger Volksliteratur. Keine der kirchlichen Spielformen in ihrer frühen Gestalt ist in Nürnberg nachweisbar und in die spätere Entwicklung griff der Rat gewaltsam ein, indem er 1498 das Osterspiel und 1523 auch das Karfreitagspiel abschaffte. Das wäre nun freilich nur ein Einwand gegen r e i n bairischen Charakter der Stadt. In Wien war ja unter dem Einfluß von Stammeskreuzungen die Entfaltung des Spieltriebes auch eine andere. Umzüge, Tänze, Wortgefechte und Rätselspiele sind das Urelement, das hier dem Fastnachtsspiel, dem Drama, der ganzen Literatur der Stadt vorausliegt. Die verschiedenen Zünfte hatten ihre verschiedenen Feste; die Metzger und Messerschmiede, angeblich wegen ihrer loyalen Haltung in der Revolution des Jahres 1439 als ausschließliches kaiserliches Privileg das Schembartlaufen, die Plattner veranstalteten zur Fastnacht Turniere. Kam dazu nun die Verkleidung, so war das dramatische Leben da. 1483 durften Hans Preisensyn und Kunz Wild zu zwölf in anständiger Kleidung und ohne Maske zu Fastnacht gehen und züchtige Reime sagen. Bis 1539 erhielt sich das Schembartlaufen. In diesem Jahre fühlte sich der Pre-

diger Osiander, ein Mucker und Puritaner ärgster Sorte, verspottet und erwirkte ein Verbot dieser Aufzüge. Das Volk war wütend und stürmte ihm das Haus, aber der alte Brauch blieb verloren. Neben der Straße waren die Häuser der Schauplatz für Aufführungen dramatisierter Schwänke. Nur die öffentlichen erlaubte der Rat von Fall zu Fall, so 1476 den Tuchheftergesellen ein Fastnachtsspiel. Es gab eine Form, das Priamel, die eigentliche Nürnberger Dichtungsgattung, die aus solchen Aufzügen und Reimesprechen herauswuchs und in Wirkung, Stil und Vers dem öffentlichen Vortrag auf der Straße wundervoll angepaßt war. Jeder Vers und Satz in paradoxer Zusammenstellung ein Treffer, der reizt und aufruft, eine ganze Kette von Gedankenspielen, die den Zuhörer nicht losläßt.

Ein Beispiel anderer Art für diese Volksliteratur, ein ehrwürdiger Ahne unserer Volkskalender sind die handschriftlichen Monatsreime vom Jahre 1462, die das ganze Milieu von der Werkstatt bis zum Bauer vor den Toren widerspiegeln. Zum Februar stehen die Verse:

Hornung pin ich genant
Essen vnd trincken vnd die vaßnacht ist mir wolbekannt —
die weil die perg voller schnes sind
Und die pawm durr, so ist kalt der wint;
Darvmb wil ich dir raten als ich soll;
Beleib In der stuben vnd leb woll.

Auf drei Stufen ging es empor: der Nürnberger, der diese Urwelt nach allen Beziehungen darstellt, der Rheinfranke, der ihr wie immer bei jeder Bewegung die erste Formung gab, und der Vollender Hans Sachs, mit dem sie abschloß.

Schnepperer hieß wohl ursprünglich der erste bedeutende Dichter dieser Literatur, der sich edler und poetischer Hans Rosenblüt nannte. Anfang des 15. Jahrhunderts war er geboren, ein tüchtiger Handwerker, Gelbgießer, der als Büchsenmacher die Hussitenschlachten bei Mies und Taus mitkämpfte und am Siege der Nürnberger bei Hembach 1450 über Albrecht Achilles teilnahm. Der Witz und die Mundart seines engsten Milieus, eine Dichtung für sich, ist der Nährboden, aus dem er alle Kräfte zog. Was er auf der Gasse auflas und in den Kneipen erlauschte, die Komödien, Possen und Zoten des Hinterhauses, das ist seine Welt. Stets in Beziehung mit dem gegebenen Augenblick, im Groben und Unfeinen, was man Gelegenheitsdichtung im vollsten Sinne nennt. Als Spruchsprecher war er ein Erbe der alten höfischen Sänger an fürstlichen Residenzen. Das Lügenmärchen des Priamels war ihm geläufig.



Ein faſnacht ſpil võ den die ſich
die weiber mern loſſen
¶ Hans folcz barbirer

Titel eines Fastnachtsspiels von Hans Folz,
gedruckt c. 1480.

Ich sach den Dietrich von Bern den recken
Rennen scharp auf einen Heüschrecken.
Ich wil eüch neue mer hie sagen
Die Schweizer hat er all erschlagen
Der edel Fürst von Osterreich,
Sitzt in dem Schweizer Land gleich
Und hat gewunnen mit dem schwert
Als er vor lang hat begert.
Ich sag eüch das Fursten und Herrn
Der Juden schatz nit mer begern.

Er hat sich zweifellos geläutert. Es steckte ein gutes Stück Journalist in ihm. Wie er 1458 das Türkenlied dichtete, so feierte er die Siege der Stadt über den Hohenzoller Albrecht Achilles, dem noch Hans Sachs ingrimmige Verse nachschickte. Es war das Heldenzeitalter Nürnbergs. Vulpes Germaniae nannten seine Feinde diesen Fürsten, den die Freunde über Gebühr verherrlichten. In seinem Lager stand der fränkische, rheinische und schwäbische Adel gegen die fränkischen Städte. „Von Nürnberger Rayß" schilderte 1449 diese Kämpfe unter dem Bilde der zweiundzwanzig Wölfe, die die Stadt umlauern. Der wechselvolle Streit endete 1450 mit einem Waffenstillstande siegreich für Nürnberg. Schon Rosenblüt hatte die ersten Beziehungen zu dem frühen Nürnberger Humanistenkränzchen angeknüpft. Sein Spruch von Nürnberg, ein Städtelob im Sinne dieser Poeten war die Frucht. Als Wappenredner und Lehrspruchdichter folgte er anspruchsvolleren sozialen und ethischen Gedanken. Volkslieder wußte er wohl zu empfinden. In das Getriebe literarischer Entwicklung kam er mit seinen Fastnachtsspielen. Vor dem 15. Jahrhundert ist das Nürnberger Volksstück nicht anzusetzen. Rosenblüt stand noch auf altem Boden. Episch zerdehnte und lyrisch gefärbte Maskenzüge weisen noch unmittelbar die Fuge auf, wo die bewußte Kunstdichtung an das allgemeine Milieu anschloß. Er ist ein Wunder plastischen Schauens. Marktszenen hat er unmittelbar aus dem Leben genommen. Zur ersten primitiven Gestalt eines wirklichen Lustspiels ist er nur zwei dreimal gekommen. Der Rheinfranke, der immer Formen fand, wo ein Inhalt ungebärdig sprudelte, Hans Folz aus Worms, Wundarzt und Barbier, hat diese Stoffe zwar nicht endgültig dramatisiert, aber dem Drama entgegengeführt. 1513 starb er ungefähr 80 Jahre alt. Er leitete die Aufführungen selber, wohl zumeist in privatem Kreise, schuf kunstvolleren Aufbau, machte die unsagbaren Roheiten und Zoten für feinere Wirkungen möglich. Es war nur ein Teil seiner Wirksamkeit, wenngleich der bedeutendste. Im Alter kam er zu eifrigerer Pflege des Meisterliedes und des religiösen Gedichts. Politische Erfolge suchte er weniger. Aber er besaß wohl eine eigene Druckerei zur Verbreitung seiner Sachen.

Als Folz starb, waren die Tage des alten Fastnachtsspieles vorüber. Der derbe Geschmack, dem so grobe Kost behagte, hatte sich verfeinert. Die Patrizier, die noch gelegentlich an der Lust der Straße teilgenommen hatten, wandten sich, humanistisch gebildet, lateinischen Stücken zu. Der Bürger und Handwerker ließ sich beeinflussen. Seine Söhne spielten in den Lateinschulen antike Komödien. Die Reformation, die das alte Drama überall niederbrach und hier gerade mit doppeltem Eifer, die Gründung der Meistersängerzunft machten den Untergang vollständig. Am tiefsten griff wohl ein ethischer Wandel. Diese Literatur hatte von erotischen Derbheiten gelebt und am groben Witz das größte Behagen gefunden. Jetzt zog die Krankheit der Zeit durch Europa, vergiftete die ganze Generation und ließ den sexuellen Leichtsinn in anderem Lichte erscheinen. So furchtbarer Ernst verdarb den lockersten Spaß auf der Lippe. Dazu drang die Fremde ein. Bereits 1522 wurde in den Straßen wahrscheinlich eines der Stücke von Niklas Manuel gespielt. An der Spitalschule wagte sich Leonhard Kulmann, der es vorerst mit musikalischen Aufführungen versucht hatte, an das Drama, zunächst vor geladenem Publikum. Laurentius Roppolt, der im alten Kartäuserkloster die Rute schwang, führte 1547—1552 mit seinen Schülern Stücke auf. Der, in dem sich die Wege kreuzten, war Peter Probst, Rechenmeister und Kornschreiber. In ihm hat sich der Übergang von der alten Handwerkerkomödie zum Schulstück und zu Hans Sachs vollzogen. Zwischen 1540 und 1556 blühte er. Schon drangen fremde fahrende Truppen, zum erstenmal Italiener 1549, in die Stadt. Mit ihnen leuchtete bereits die Zeit Ayrers am Horizonte auf.

Nürnberg war ein vielbewunderter Polizeistaat, der das Kunststück fertig brachte fast allein in ganz Deutschland die Zünfte nachgiebig siegreich zu beherrschen. Bei aller Macht und Herrlichkeit des geistigen Lebens wurde die ganze Kultur peinlich bevormundet. Buchdruck und Meistergesang haben sich in stetem Konflikt mit der Polizei entwickeln müssen. Erst zehn Jahre nach der Einnahme von Mainz durch Erzbischof Adolf begann Gutenbergs Geselle Heinrich Keffer zu drucken. Noch galt das Handwerk als Kunst und Johann Sensenschmid nannte sich 1473 impressoriae artis magister. Bis 1500 kennen wir fünfundzwanzig Buchdrucker; die Familie der Koburger stieg zu großem Einfluß auf und nahm an der Führung des neuen Gewerbes teil. Ohne Wissen und Erlaubnis des Rats durfte nichts gedruckt werden und 1514 mußte Hieronymus Hölzl aus Traunstein „vier Wochen auff ain thurn mit dem leib verpringen“ weil er einen Druck „von dem auflauff zu Hungern“, also eine Zeitung, ausgegeben hatte. In „Behmischem Gezung“ durfte seit 1518 nichts gearbeitet werden. Was ist bezeichnender für den Anteil Nürnbergs an der slavischen Rasse? Anfang Dezember 1520 wurde allen Nürnberger Offizinen Luthers Bibel verboten — die Druckkosten für konfiszierte Bücher ersetzte der

Rat — aber Luthers Beschwerde 1525 über die Nürnberger Nachdrucker fand die Behörde bereits in gefälliger Stimmung.

Eine seltsame Figur, in der die Beziehung zwischen Polizeigewalt und Literatur Ausdruck gefunden hat, war Kunz Has, wahrscheinlich der städtische Beamte, der uns zwischen 1520 und 1527 bezeugt ist. Daß er bestellte Gedichte lieferte und in einem Meisterliede die Vertreibung der Juden aus Rotenburg ob der Tauber schilderte, ließe ihn neben ungezählten andern verschwinden. Aber wie Rosenblüt und Hans Sachs feierte er 1490 in einem Gedichte die Stadt. Das zwingt den Blick schärfer auf seine Gestalt. Wo Rosenblüt im stolzen Bewußtsein der Handwerkerfäuste, die die siegreichen Scharmützel Nürnbergs schlugen, die bürgerliche Kraft des Gemeinwesens rühmt, ist Has das hochweise Regiment preiswert.

O Nürnberg, du schöne Stadt!
Wer kann dein Statut vergelten?
Er ist nit weis' der dich tut schelten.
Behüt dich Gott vor falschen Zungen,
Weisheit ist in dir entsprungen,
Recht als ein Rosengarten geblümt,
Vor andern Städten hochberühmt.
Darum lob' ich die Reganden,
Die Statuta unter Handen
Regieren so aus großer Kunst.

Das Unglück wollte es, daß gerade die sorglich behüteten Zünfte sich eine Literatur schufen, in der sie sich recht eigentlich auslebten, auf die sie alle Formen ihres wirtschaftlichen Lebens übertrugen. Warum gerade in Nürnberg die Hochblüte des handwerksmäßigen, zunftgeordneten Meistergesanges, wo die Handwerker, überall herrschend, sich beugen mußten? Wieder einmal suchte gebundene Kraft sich Ausbruch auf geistigen Weg. Es war ein stetes Ringen mit der Polizei. Bis 1546 mußten sie um jede Singschule besonders einkommen und der Führer Hans Sachs hatte alles getan, das Mißtrauen des Rats gerade in den stürmischen Jahren der Kirchenbewegung zu wecken. 1527, als er zu den Bildern der „Weissagung vom Papsttum" die Verse geschrieben hatte, verwies ihn der Rat kurzweg zu seinem Leisten und ließ die Schrift vernichten.

Die drei Literaturen, des fränkischen Mitteldeutschlands, Augsburgs und Nürnbergs, Alamanniens liefen in drei überragende Gestalten aus. Die Geistesarbeit zwischen Rhein und Elbe, die sich an Problemen erschöpfte, die Landschaften des deutschen Dichterstammes in eine poetische Figur, in Faust; die Städtekultur der Handwerker in der deutschen Mittelachse in Hans Sachs;

die Wortfreude, Abenteuerlust, Fabulierkunst und Fabelliebe des Alamannen in Fischart. Auch hier stand das verkörperte Leben der Städte Augsburg und Nürnberg in der Mitte. Ein Stoffgenie wie Fischart, doch angehaucht von der Poetenstimmung des humanistischen Mitteldeutschlands, freilich ins Philisterhafte, Behaglich-sichere des Nürnberger Handwerks verbreitert. Die alamannische Wortgewalt erschien bei Sachs als Redseligkeit, ebensoweit entfernt von der Wortschönheit der fränkischen und hessischen Humanisten. Sein harmloses unbekümmertes Aufbrauchen von unfaßbaren Stoffmengen berührt sich nur in der Sache mit Fischarts Art, der ebenso viel brauchte zu abenteuerlichem Spiel, zum grimmigen Schwelgen und Verzerren. Bei Hans Sachs ist es das Behagen fleißiger Handwerker, immer neues Material nutzbar und brauchbar zu verarbeiten. Und während er peinlich sein Gut signierte und rubrizierte, zusammenzählte und sorgsam bewahrte, gab es Fischart hin, nur mit einem heimlichen, ewig wechselnden Zeichen versehen, das er und niemand sonst kannte. Zwei Brüder, die sich durch Ungleiches ähnelten, durch Fremdes verwandt waren, durch Kontraste zusammen gehörten und zum Dritten, Faust. Sie sind die Symbole der Dreiheit, die sich in diesen Zeiten auswirkte, Faust und Fischart einander näher, Hans Sachs nur als Übergang und Vermittlung, als Betonung dessen, was an den zwei andern nicht voll zum Ausdruck kam.

Wie der Nürnberger Humanismus ins Volk drang, das erlebte das Jahrhundert an Hans Sachs. Auch er war der Sohn eines Zugewanderten wie Dürer, Vischer und Stoß. Persönliche Beziehungen vermittelten ihm durch ein Zwischenglied den Zusammenhang mit der anderen Welt, getrennt von der seinen nach Gesellschaft und Bildung. Das war Niklas Praun, sein intimer Freund, der Kaufmann, der selber gelegentlich zur Feder griff. Die ungeheuern Stoffquellen, die der Humanismus erschlossen hatte, popularisierte er. Er war kein wahlloser Former und kannte neben der einen Quelle stets noch eine andere. Homer, Livius und Ovid, alte Volksschwänke, mittelalterliche Novellensammlungen, das Dekameron mußten sich seinen ewig gleichen Versen fügen. Aus zeitgenössischen Chroniken schöpfte er Motive für Dramen. So setzte er wertvoll für das Volk die Arbeit des Nürnberger Stadtadels fort.

Er baute die eigentliche Literatur seines Standes, das Meisterlied aus und es ist bezeichnend, daß er es war, der die älteste Schulordnung 1540 niederschrieb. Erst 1503 werden die Meistersänger zu frühest in den Ratsprotokollen erwähnt. Hans Folz ist wohl als der eigentliche Schöpfer der Zunft anzusehen; er brachte aus seiner Heimat die rheinischen Traditionen mit. Wie überall hielt die Gilde alle vier Wochen ihre gemeine Schule und zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten ihre öffentliche ab, 1526 im neuen Spital, dann ewig wandernd, selbst in der Vorstadt. Die Lieder wurden einstimmig vorgetragen, ohne rhythmische Bewegung und ohne Begleitung, rezitativ. Wie



Holzschnitt von Hans Brosamer 1545, verkleinert.

sich die guten Handwerker plagten, beteuert Georg Hager: „Zu solcher Müh, die ich mir selbst aufgelegt hab', darob ich vil schlof und anders versaumbt, hat mich der grose Euffer und lust gedriben.“ Um 1540 gab es 250 Meistersänger. Die Schulen wurden um diese Zeit bei Sankt Lorenz gehalten. Nach Sachsens Tode sank die Zunft wieder mehr in das alte Milieu zurück, so daß der Rat die Singschulen verbot. 1580 gab er sie wieder frei, doch unter der Bedingung, nichts als geistliche Lieder zu singen. 1583 wurde ihnen wieder die monatliche Versammlung gestattet, mit dem Befehl „sich schambarer unzüchtiger lieder gentzlich zu enthalten.“ Die Bedeutung des Nürnberger Meistergesanges liegt in der Autorität, die ihm weithin die einzelnen Schulen zuteilten, besonders die österreichischen. Für den bairischen Osten bedeutete Nürnberg das ferne Rom. Wels und Steyr standen in regem Verkehr. Die Steyrer Tabulatur von 1562 stammt von dem Niederdeutschen Lorenz Wessel aus Essen. Auch Adam Puschmann dichtete in Steyr. Der älteste bekannte Meistersänger in Wels war Thomas Stromair, der 1578 sein Liederbuch abschloß. Vom Ursprung der Fechtkunst, das Wappen der Messerschmiede, der Gang zum Eisenhammer waren Themen der Meister. Bis Ungarn und Iglau ging der Einfluß der Nürnberger Schule. Nachdem die beiden Tuchmacher Jakob Pukane und Jonas Zeidler 1571 den Iglauer Rat um die Errichtung einer Bruderschaft gebeten hatten, wurde in langsamer Entwicklung 1613 die Schulordnung zusammengestellt und im folgenden Jahre der Verkehr mit Nürnberg aufgenommen, auf dessen Tabulatur die neue Iglauer von 1615 beruhte. Aus der Nürnberger Ordnung von 1560 war der Satz übernommen worden, keiner solle einen Meistergesang auf der Straße singen bei Nacht, ausgenommen „Jungfrawenlob, Prennberger, muskatblüt und Schiller, welche gemein und in dem Truck sind.“ Aus dem Nürnberger Manuskript waren viele Lieder übernommen, die Unterschiede beruhten nur auf lokalen Sonderbedingungen. Diese Wirkung in die Weite, getragen von Hans Sachsens Einfluß, ist das Charakteristische des Nürnberger Meistergesanges zum Unterschiede von den Schulen aller andern Städte.

Durch Lienhard Nunnenpeck war Sachs der holdseligen Kunst zugeführt worden. Auf seinen Gesellenfahrten, die ihn durch die Landschaften der beiden Stämme brachten, deren Geist er vermittelte und vereinigte, den Rhein und die Donau, hatte er die Traditionen der Schulen kennen gelernt, in Braunau und Ried neue Töne erfunden. 1516 war er wieder in der Heimat; in Wohlstand und glücklich verheiratet griff er in die Kirchenbewegung ein und fand sich in seiner Art, innerlicher als viele andere, denen tiefere Bildung die Seele fruchtbarer hätte machen sollen, mit den Glaubensfragen ab. Sein konservativer Sinn und ruhige Milde näherten seine Auffassung so manchem der führenden Männer. Der praktische, auf das Nächste gerichtete Verstand

verhüllte ihm manche Gefahr der Zukunft; er stand nicht hoch genug im Leben um die ganze Bedeutung der erschütternden Taten zu übersehen. In seinen Meistergesängen pflegte er Liebeslied und geistliche Gedichte. Luther begrüßte er 1523 mit seiner Wittenbergischen Nachtigall. 1558 erschien der erste Folioband seiner Gedichte. Weder seine Meisterlieder noch die Fabeln und Schwänke, in denen er sich ganz stofflichem Behagen hingab, witzig und moralisch, arglos heiter erzählend, machen seinen historischen Wert aus, sondern sein Drama und Fastnachtsspiel.

Der Dramatiker Hans Sachs steht an einem schicksalsvollen Dreiwege. Er hat dem lokalen Fastnachtsspiel die letzte Form gegeben, die Bahn des biblischen Stückes gekreuzt und die ersten großen dramatischen Stoffe der Weltliteratur bearbeitet. Er selber spielte kaum, doch bildete er sich wohl eine Truppe heran; die Vorbedingungen waren ja durch lange Übung unter den Handwerkern günstig. Was er aus dem alten Fastnachtsspiel machte, kam weniger der Form als dem Inhalt zugute, der Gesinnung. Herolde und Ausschreier brauchte auch er, anfangs kam er noch ohne Akteinteilung aus; auf die Person war alles gestellt, den Typus, der Wirkungen auf die Zuschauer schon von vornherein in sich trug. Nur war diese Welt bei ihm viel bunter. Er war ein herrlicher Milieuschilderer, und die reinigenden Wasser, die er durch diese Stoffe fluten ließ, schlemmten den Schmutz von Jahrhunderten mit. Ohne Ehebruchmotive geht es freilich nicht ab und unwissende Bauern und häusliche Streitszenen sind im Grunde recht wohlfeile Mittel zum Erfolge. Seltsam, daß der Hintergrund, auf dem die Stücke spielen, katholisch ist. War der Stoff und seine Tradition so stark, oder war er sich seiner Trennung nicht stärker bewußt? Denn daß ihm das evangelische Milieu, das eben erst in Bildung begriffen war, zu gut dünkte, mag niemand glauben. Das wollte ja Luther.

Das Jahr 1544 war für Hans Sachs eine Stoffgrenze. Jenseits lag die Vergangenheit und diesseits die Zukunft. Die biblischen Stoffe, in denen die mitteldeutschen Dramatiker das Leben entdeckt hatten, erweiterte und vertiefte er. Sein Blick war untrüglich. Die erschütterndsten Probleme hat er in Jephthas Tochter, in Simson und Delila geahnt, in seinem Johannes der Täufer. Aber er stand zu tief in seiner Zeit. Ein flüchtiges Wegkosten war alles. Dabei ging er dem sozialen Leben bis auf die Wurzeln nach. Die ungleichen Kinder Evas, in so verschiedenen Formen gestaltet, rückten ihn in den Ideenkreis der mitteldeutschen Gebirgslandschaften mit ihrem sozialen Drange. War eine Erklärung für wirtschaftliche und gesellschaftliche Gegensätze primitiver, schlagender, überzeugender, metaphysischer als diese ungleich begabten und erzogenen Kinder der ersten Menschenmutter? Und diese Lösung in einer Stadt, die der Adel beherrschte, in der der Arbeiter selbst konser-

vativer dachte, nach den üblen Erfahrungen seiner sozialen Revolution, in einer Stadt, die Macht und Reichtum durch solide Handarbeit, durch Verteilung geistigen und materiellen Schaffens, durch stete natürliche Entwicklung erlangt hatte, während der rasch gewonnene Luxus des Erzgebirges schreiende Gegensätze und Unfrieden schuf, Wohlstand nicht als Lohn der Mühe sondern als Glücksgabe erscheinen ließ. Dieses Stück ist Hans Sachs und Nürnberg, echtes Lokalgut.

Da unten am Brenner, in der Landschaft alter Heldensagen, waren die Gestalten nationaler Vergangenheit zum ersten Male handelnd ins Leben geschritten. Wie in Nürnberg das österreichische Neidhartspiel aufgenommen wurde, so brachte Hans Sachs das erste Nibelungendrama auf seine ärmliche Bühne. Konnte das fränkische Sendung sein, da der Rheinländer nicht einmal den ersten epischen Gesamtbau vollendet hatte? Das war bairisch, die dramatische Kraft, denn stofflich hatte die fränkische Landschaft vorgearbeitet. Hier schrieb Kaspar von der Rön seine Handschrift des Heldenbuchs; in Nürnberg war das Siegfriedslied zum erstenmal gedruckt worden. 1557 entstand Sachsens Spiel von Hürnen Seufried. Es ist wohl das einzige Stück, in dem seine Fantasie selbständiger und lebhafter arbeitete. Aus Andeutungen des Liedes heraus schuf er die zwei verflochtenen Fassungen zu einer einheitlichen Handlung um: Siegfrieds Jugend, die Schmiede im Walde, der Drachenkampf, Kriemhildens Entführung und ihre Befreiung, die Katastrophe. Stand und fiel Siegfried in der Sage zwischen Frauen und um Frauenliebe und Haß, hier geht er an Männern zugrunde, an seinen Schwagern, denen er zu gefährlich wird. Konnte denn dieser Handwerker in seiner bürgerlichen Ehe die Liebe in diesen Urgestalten begreifen? Was war ihm Siegfrieds Welt? Und wie er die Szene in der Schmiede so im Geiste des Handwerks einleitete und die Recken vom Wetter reden läßt! Siegfried ist ein Bauer, derb und roh und ungezügelt wie die Bühnenfiguren der guten Sterzinger. Die Lokalüberlieferung hatte ja den edlen Namen Siegfried als Seufried, Säufritz gedeutet. So entstellte die harte Zunge des Jahrhunderts Süße und Wohllaut und so verzerrte der Geist die alte Größe und Schönheit ins Grobe. Fast alle Volksbücher dramatisierte Sachs. Es gibt kein Motiv von echter tragischer Gewalt, das die Dichter der folgenden Jahrhunderte gestalteten und das bei ihm fehlte, in Hagbard und Signe den Romeo- und Juliastoff des Nordens, den treuen Diener seines Herrn, die Sage von Alboin.

Sein Charakterbild steht wie wenige fest. Scharf und sicher bezeichnet er als Grenzstein die Stellung des bairischen Stammes, der neben Sterzing in den zwei Ecktürmen mit gemischter Besatzung, in Wien und Nürnberg, um diese Zeit und um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts das deutsche Drama fast aus dem Boden heraus zu den eigentlichsten Schöpfungen entwickelte.

Die Sterzinger Bühne des 15. Jahrhunderts, Hans Sachs und die Wiener Dramatiker um 1830 sind nichts anderes als der dreifach wiederholte Versuch auf bodenständigen und nationalen Grundlagen zum Drama großen Stils zu gelangen. Die Heldensage war's in all diesen Landschaften, eine ununterbrochene Tradition, durch das Spiel gestützt, aus grauer Vorzeit bis in die Tage Hebbels. In diesem Raume sind alle großen Nibelungendramen gedichtet worden, auch wenn es fremde waren. Mißlang es in Sterzing und blieb es in Nürnberg beim Versuch, der dritte Anlauf in Wien führte zu einem maßvoll glücklichen Ziele.

3.

Das Augsburger Vorland.

Wie Nürnberg sein fränkisches Vorland hatte, Reichsfürstengut mit eigener literarischer Entwicklung, und dennoch diesen Vorbergen so verwandt, deren Leben auf diesem Hochkamme der Kultur nur in eigener Weise durchsetzt wurde, so die Schwesterstadt Augsburg. Ihre Vorwerke lagen in Schwaben.

Der Schwabe hört es so gern, was man ihm so oft gesagt hat, daß er ein ebenbürtiger Bruder des Alamannen im Elsaß und in den Schweizer Bergen ist, nicht ganz desselben Blutes wie er, etwas Eigenes, Selbständiges, kein Alamanne schlechtweg. Er glaubt es selber. Eigene Wege ist er gewiß immer gegangen, daran war aber die Landschaft schuld und die staatliche Bildung. Die Grenzen gegen die übrige alamannische Welt wurden schärfer und tiefer, als am Ende des 15. Jahrhunderts der schwäbische Bund und am Anfang des 16. der schwäbische Kreis diesem Volk mit seinem eigenen Dialekt ein geschloßnes Gefüge gab. Im kulturellen und literarischen Leben steht die Landschaft zu Augsburg wie Ostfranken zu Nürnberg, und wie beide Städte verwandt sind und die gleichen Züge tragen, so Schwaben und Ostfranken. Hier wie dort versuchten es die ersten Träger des neuen Lebens, an römischen Sprachklängen geschult, die ersten modernen Prosasätze zu glätten. Und wie in Ostfranken so wurden in Schwaben fast vor den Toren der alten mystischen Heiligtümer die Schlachten der sozialen Revolution geschlagen.

Der Fortgang der Literatur trug hier schon das typische alamannische Gepräge. Ein leises Schreiten vom Alten über den Wandel zu Neuem. So war ja auch der Einfluß des alamannischen Kaisers Maximilian. In Schwaben stand eine Frau im Mittelpunkt, die selber ein Abbild des Wandelns war und der Mischung. Man weiß nicht recht, ob ihre freie Lebensart noch sinkende Ritterzeit ist oder die Größe der Renaissance. Rittergreise, die letzten Sänger verblichener Ideale, und die sprachgewandten Boten des jungen Mor-

gens warben um sie. Die Tochters Ludwigs III., Pfalzgrafen und Kurfürsten von Baiern, im später humanistischen Heidelberg um die Wende von 1418 und 1419 geboren, die Witwe des Grafen Ludwig von Württemberg und unglückliche Gattin Albrechts VI., des Regenten der alamannischen Besitzungen der Habsburger, war die Erzherzogin Mechtild die berufne Vermittlerin des fränkischen Geistes, der auch den Alamannen der neuen Zeit entgegenführte. Die Gründung zweier Hochschulen, Freiburg und Tübingen, regte sie mit an, jene 1455 gestiftet und fünf Jahre später eröffnet, diese 1477. Seit sie 1463 zum zweitenmal Witwe war, hielt sie zu Rottenburg am Neckar, am natürlichen Wege, wo die geistigen Güter von Heidelberg stromaufwärts kamen, freien Hof. Mit Männern umgeben, kraftvollen, selbständigen Gebarens, wurde sie bald der Gegenstand amüsanter Geschichten, ja derber Zoten. Das Volkslied freilich erfaßte sie tiefer und feierte sie als das Fräulein von Österreich. Ein seltsames Treiben war um sie. Hermann von Sachsenheim, ein Greis fast an der Schwelle der neunziger Jahre, widmete ihr 1453 seine „Möhrin". Der Hof der Venus soll nach Mechtilds Umgebung gezeichnet sein. So berührt sich das antikeste Element der höfischen Zeit mit der Stimmung der Renaissance, Frau Venus. An sie war Jakob Püterichs Ehrenbrief gerichtet, auch er ein alter Herr, der noch verrauschte Freuden nachkostete. Ihr Rat und Hofkaplan Anton von Pforr aus Breisach übersetzte das indische Geschichtenbuch Pantschatantra, das große Erfolge hatte. Für die tiefern Gedanken des Humanismus ist sie wohl durch den Schweizer Niklas von Wyle gewonnen worden, aus Bremgarten im Aargau, der in Nürnberg den leitenden Grundgedanken des Übersetzers erfaßt hatte und den sie seit 1460 kannte. Er wurde Stadtschreiber von Eßlingen, 1469 zweiter Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg und starb um 1478. Noch stand er im Vorhofe seiner Kunst, da er nicht unmittelbar aus dem Italienischen ins Deutsche schritt sondern über die Brücke des Lateinischen. Der Zweck seiner Arbeit war ein anderer als der Eybs und der ostfränkischen Übersetzer. Er wollte nicht belehren sondern unterhalten, edel und fein, der schöne Genuß des neuen Menschen. Die Liebesgeschichte der Aeneas Silvius, Euryalus und Lucretia machte er populär, aus Poggios Bearbeitung verdeutschte er Apuleius' goldenen Esel und Boccaccio den Erzähler, den Schöpfer süßempfänglicher Stimmung, belustigten, bewegten, erheiterten Zuhörens. Reife Ernten schnitt der andere, ein echter Schwabe, Heinrich Steinhövel, 1412 zu Weil geboren; mit siebzehn Jahren war er in Wien, in Padua wurde er 1442 Doktor der Medizin und Stadtarzt in Eßlingen, dann in Ulm. 1482 starb er als Leibarzt des Württembergers. Wie in Ostfranken und Nürnberg Juristen Bahnbrecher des Humanismus waren, so in Schwaben und Augsburg Mediziner. Steinhövel war einer der ersten. Beziehungen zu Mechtilds Kreise sind sicher, wenn auch nicht mit Dokumenten

zu belegen. 1461 übertrug er den Roman des Mittelalters, den vielgedichteten, vielgelesenen Apollonius von Tyrus aus dem Lateinischen, Boccaccios Schriften, schrieb einen Aesop, der die Fabelquelle für die folgenden Generationen wurde und 1473 eine deutsche Chronik. Italienisch konnte er vorzüglich, die Vermittlung des Lateinischen war ihm entbehrlich.

Wie in Augsburg nahmen die Klöster teil. Niklas Ellenbog brachte sie in Schwaben durch seinen Eintritt zu Ottobeuren zu neuer Blüte. 1481 war er als Sohn eines Arztes zu Biberach geboren, studierte in Heidelberg und ging 1504 ins Kloster. Die 900 Briefe, die dieser lateinische Poet hinterließ, geben ein Zeugnis seiner weitverbreiteten Tätigkeit.

Mechtilds Sohn, Eberhard im Barte, der was er fehlte sühnte und büßte, ein Wunder erfolgreicher Selbstzucht, von der Mutter mit warmem Interesse begabt für die junge Generation, war ein leidenschaftlicher Leser und Bücherfreund. Seine mangelnden Sprachkenntnisse wurden ein Ansporn für den schwäbischen Übersetzertrieb. Den Breisgauer Augustin Tünger aus Endingen regte er 1486 zu einer Schwanksammlung an, Facetien, die er deutsch und lateinisch zusammenstellte. Eine ganze Übersetzerschule beschäftigte er. Einer der großen Rheinfranken, der Meister dreier Sprachen, war sein geistiger Führer, Johannes Reuchlin in Pforzheim 1455 geboren. Die Stadt hat nie zum alten Herzogtum Schwaben gehört. Als sich die Franken nach der Eroberung um 536 durchsetzen, wurde die alamannische Bevölkerung verdrängt, vom Rhein schoß der breite Strom der Zuwanderer, Grafengeschlechter, vor allem aus Franken, siedelten sich im Enzgau an. Reuchlin hat dem Franken die alamannische Landschaft erobert und wie die Hessen die Thüringer Poetengeschwader führten, so sicherte er die fränkische Hegemonie im Süden wie Conrad Celtis im bairischen Osten. In seiner Stellung zur Landschaft läßt er sich nur einem vergleichen, Johann von Schwarzenberg, ein neuer Beweis für den Gleichklang zwischen Schwaben und Ostfranken. Fürstendiener wie dieser — 1481 war er nach Tübingen gekommen — begleitete er Eberhard auf seiner italienischen Reise; ein Diplomat wie Schwarzenberg wurde er Rat des jungen Herzogs Ulrich, und als Vorsitzender des schwäbischen Bundesgerichts war sein Einfluß auf das Rechtsleben Schwabens ebenso beherrschend wie der Schwarzenbergs in Franken. 1519 wurde er Professor in Ingolstadt, kehrte aber zwei Jahre darauf nach Tübingen zurück und starb 1522 in Stuttgart. Tübingen war ein Pflegstätte fränkischen Geistes im Lande, wo Pfälzer und Hessen wirkten. Der schwäbische Humanist Jakob Locher, der in Freiburg tätig war, gehörte anderen Kreisen an. 1497 kam Heinrich Bebel nach Tübingen als Professor der Poesie und Beredsamkeit, fünfundzwanzigjährig, zu Justingen geboren, zunächst in einer Dorfschule bei Ulm, dann in Krakau gebildet. 1501 wurde er zum Dichter gekrönt. Dieser Bauernsohn stand wohl

von allen dem Volke am nächsten. Das war ein hartköpfiger, verstockter Deutscher, der jede Schmähung witterte, die man irgendwo in der Welt dem deutschen Namen antat. Er hat darum auch sein Leben lang gestritten nach jeder Front und mit allen Waffen, besiegt und Sieger. Seine lateinischen Hexameter vom Triumph der Venus, die recht gut in dieses Milieu passen, führen die Diener der klassischen Göttin der Liebe auf, es ist alles, was da lebt und sich bewegt. Die Facetien 1506, Badelektüre, Anekdoten und Witze gehören zum schärfsten, was gegen die Geistlichen geschrieben wurde.

Die Kirchenbewegung fand in den Reichsstädten lebhafte Förderung; Ulm war ein Boden, wo sie festen Halt gewann. Wie Eßlingen war die Stadt ein Zentrum der Übersetzungskunst. Hans Neidhart schuf hier seinen deutschen Terenz. In den Kanzleien hatte Niklas von Wyle seine Schüler. Württemberg, damals von den Österreichern besetzt, blieb der Revolution verschlossen. Sie weckte auch hier wie in Magdeburg zunächst journalistische Kräfte. Johann Eberlin von Günzburg kann mit den großen fränkischen Publizisten verglichen werden. Zu Ulm und Tübingen war er Prediger und starb gehetzt und zerstritten 1530. Von Basel aus, dem alten alamannischen Revolutionsherde, gingen 1521 seine „fünfzehn Bundesgenossen" in die Welt. Die alamannische Eigenbrödelei fand in dem Donauwörther Sebastian Franck 1499—1542 ihren eigenartigsten Vertreter.

Das Drama, das in Ostfranken fehlte, gewann auch in Schwaben keine heimische Stätte. Die erste Aufführung einer lateinischen Komödie — es war eine Rebecca — fand 1576 bei Hofe statt. Ihr Dichter Nikodemus Frischlin war ein Alpenalamanne, die Familie stammte aus dem alten Literaturkanton, dem Thurgau. Geboren war er freilich in Erzingen 1547. Das Gebirge hatte sich im 14. und 15. Jahrhundert als die eigentliche Heimat des deutschen Schauspiels erwiesen — Augsburg, eine Pflegstätte noch im Mittelalter, und Zwickau gehörten ihm ja gewissermaßen an wie etwa München —, und so ist der einzige bedeutende Dramatiker des alamannischen Volkes in dieser Zeit ein Sohn der Berge, der dritte neben Rebhun und Naogeorgus, den beiden Baiern. 1568 kam er nach Tübingen, aber hier fing sein Unheil an. So eifrig der Hof ihn förderte, dem er sich durch ein Hochzeitsgedicht für Herzog Ludwig 1575 angenehm gemacht hatte, die Fakultät verfolgte ihn mit grimmigem Haß. In der Residenz wurden seine Stücke 1576 bis 1580 regelmäßig gegeben. Aber die schwäbische Geradheit ließ derbe Worte gegen die Höflinge über seine Lippen, unbesonnen und blindlings stach er auf alles los, und nach kurzem Wirken an der Martinschule in Braunschweig wurde er 1590 zu Mainz verhaftet und auf die Feste Hohenurach gesetzt. Ein umfangreicher Briefwechsel und Arbeit an Komödien und einem lateinischen Epos Hebrais half ihm zunächst weiter. Dann hielt es ihn nicht mehr, und in der Nacht vom 29. auf

den 30. November 1590 zerschellte er bei einem Fluchtversuch **an den Felsen**, in Drang und Hader ein Schicksal Schubarts und des jungen Schiller, in zerstörendem Ausgang ein Gefährte Hölderlins. Es waren Alamannen! Frischlin trieb alles, Grammatik und Wortforschung, übersetzte Aristophanes, dichtete Epen, Dramen, Epigramme, Lieder und sehr post festum vertrat er in Streitschriften den Humanismus. Vom biblischen Drama ging auch er aus. Die Rebecca 1575 und zwei Jahre später eine Susanna waren Erstlingsarbeiten. Auch mit dem Tendenzstück hatte er zu ringen, und wie er für den Humanismus kämpfte, so 1580 in „Phasma" für das reine Luthertum. Er lebte so spät noch ganz in der Welt der frühen Poeten. Im Julius redivivus 1584 erscheinen Caesar und Cicero in Deutschland, Hermann und Eobanus Hessus machen ihren Dolmetsch. Er reifte einer herrlichen Entwicklung zu. Wie er in Hildegardis magna ein Genovefamotiv aus der Karlingerzeit gestaltete, so schuf er im Weingärtner ein Volksstück und griff im Grafen von Gleichen und Frau Wendelgard lokale Stoffe auf. Beide Stücke sind verloren. Die Trilogie Joseph von Ägypten blieb stecken. Im Gefängnis arbeitete er noch an einer Ruth und einer Hochzeit von Cana. In seinem Drang nach historischen Stoffen, seiner Redepracht, die alles überwuchert, und seinem starken oberschwäbischen Einschlage hat er vieles mit Schiller gemein. Eine deutsche Legende Sankt Christoffel zeigt ihn als deutschen Erzähler.

Schwaben hatte seinen Anteil an der alamannischen Stammesblüte rasch ausgegeben. Den schwäbischen Volksgedanken städtisch und bürgerlich durchgelebt zu haben, war die Bedeutung Augsburgs.

4.

Augsburg.

„Augsburg ist eine Stadt, die von außen keine Ansicht bietet; man kann sie nur von innen oder aus der Vogelperspektive landschaftlich fassen . . . Mit einem Blick auf die Karte begreift man viel mehr die örtliche Notwendigkeit der weltberühmten Stadt als mit hundert Blicken auf die Landschaft. Dieser Zug der versteckten Bedeutung, die mehr ist als scheint, geht durch das ganze Wesen Augsburgs." Hier am Lech hat die Landschaft den Alamannen, oder sein zweites Wesen, den Schwaben, ganz anders erzogen als das Völklein auf den Neckarhügeln. Eine arme Umgebung trieb den Menschen zu rühriger Tätigkeit und was die Stadt groß machte, war das Gewerbe zunächst. Der Handel kam erst später. Die großen Vermögen wuchsen erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts heran. Auch diese Stadt hat ihre schwäbische und baierische

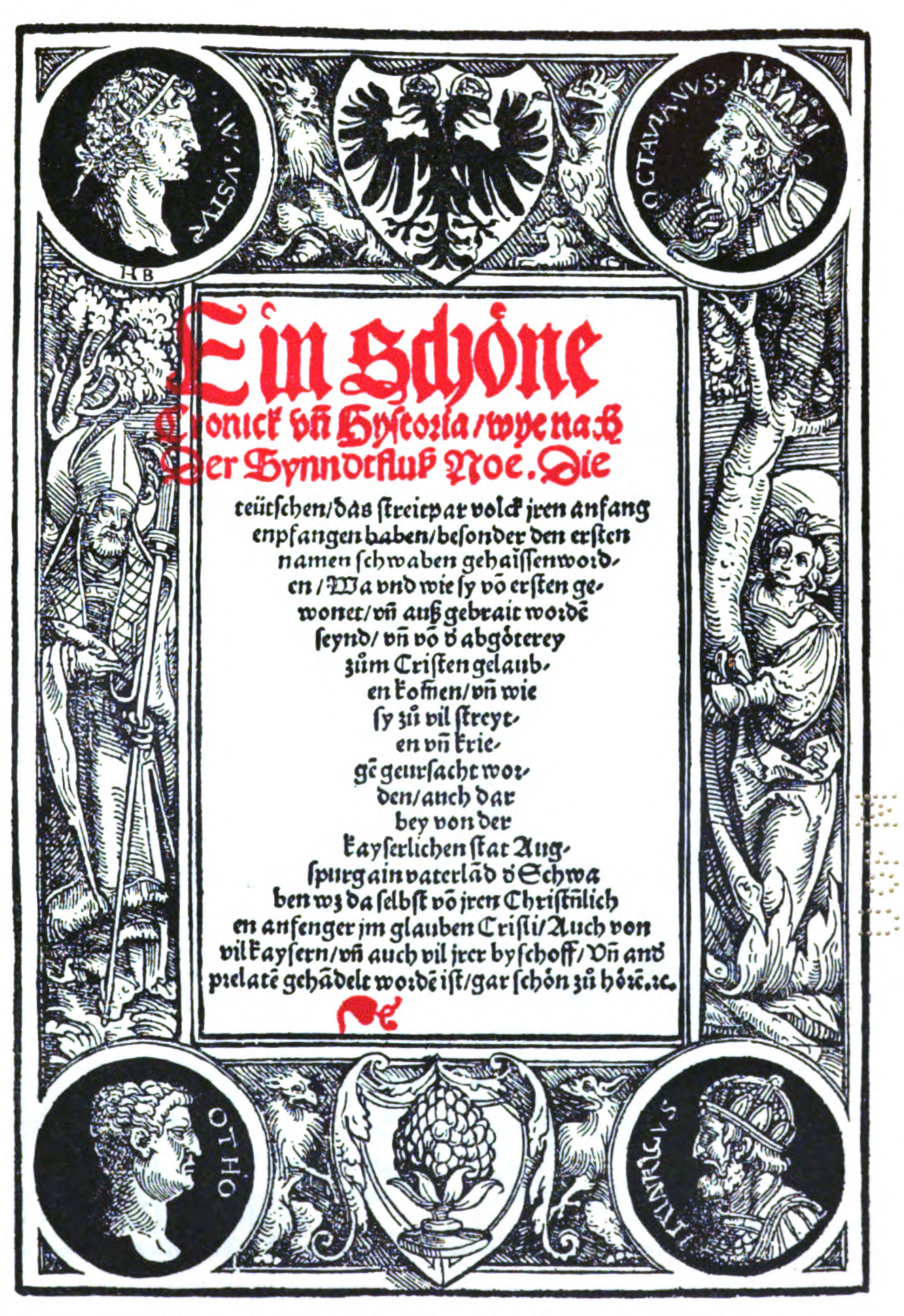
Seite, und schärfer wie in Nürnberg haben sich hier die zwei Stämme differenziert. Das bairische Häubchen der katholischen Mädchen war noch im 19. Jahrhundert ein untrügliches Wahrzeichen. Bruch mit dem Mittelalter ist als der eigentliche Grundzug dieser Stadtkultur erkannt worden. Und doch ist ihr das Stete, übergangreiche der alamannischen Entwicklung eigen, nicht das Sprunghafte, Revolutionäre der fränkischen Stämme. Man kann die Stadt in ihrer Umgebung nur mit München oder dem Zwickau des 16. Jahrhunderts vergleichen. Sie liegt in der Ebene und empfing wie die beiden andern vom nahen Gebirg Glanz und Farbe. So prägt sich in ihr das Doppelleben einer Hoch- und Tiefstadt aus. So war Augsburg wie Nürnberg vom Osten her gesehen nur der kaum geborene, leise angedeutete Wille des baierischen Stammes, im Süden an der alamannischen wie im Norden an der fränkischen Herrlichkeit teilzunehmen. Die eigentlichen Feste feierte der Baier in Wien, wo Franken und Alamannen zugleich vertreten waren.

Nürnberg und Augsburg war ein Schwesterpaar, Stiefschwestern vielleicht aus bairisch-fränkischer und bairisch-alamannischer Ehe. Auf dem Hintergrunde des aristokratischen Ostfrankens, wo der Edelmann selbst das 16. Jahrhundert einleitete, war Nürnberg patrizisch, der Humanismus war eine Frage des Stadtregiments, regelrechte Abstimmungen im Rat entschieden über seinen Fortgang, seine Träger waren darum Juristen. Der Handwerker hatte seine eigene Literatur und der Geistliche kämpfte gegen beide an. Innerer Zwiespalt bezeichnet die ganze Nürnberger Stadtkultur. Auf Augsburg her leuchteten die freien schwäbischen Städte und weiter das Symbol alamannischen Dranges, Straßburg, wo die Zünfte so rasch und gründlich gesiegt hatten. Wie dort hatte sich auch in Augsburg das Bürgertum gegen den Bischof durchgesetzt. Die Revolution von 1368 brachte die Zünfte in den Rat und damit ein demokratisches Regiment. Kein Fürst, soweit die Blicke reichten, und im Süden die Eidgenossen. Was bedeutete damals der kleine württembergische Graf, und die Habsburger verloren Zoll um Zoll des heißumkämpften alamannischen Bodens. Hier herrschten die Zünfte, hier ging der Bürgermeister selber voran als erster Träger des neuen Geistes, hier nahmen Ärzte und Priester und Mönche teil und führten die klassische Vorwelt herauf. Weder in Nürnberg noch in Augsburg eine Universität, das machte die Rezeption des Humanismus in beiden Gemeinwesen charakteristisch, im Gegensatz zu ganz Deutschland. Nürnberg, die Stadt, hat die Zeit fränkisch durchlebt und Augsburg, die Stadt, alamannisch.

Das Schulwesen war alt und festbegründet. Die Klosterschule zu Sankt Ulrich bestand seit dem 11. Jahrhundert, die Domschule war noch älter. Eine Stiftsschule bestand bei Sankt Moritz, Klosteranstalten zu Sankt Georg und zum heiligen Kreuz. Schreibschulen und Rechenunterricht blühten in

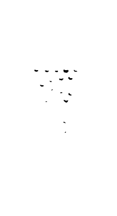
dieser Handelsstadt vor allem. Schönschreiben war eine Kunst und wurde von Meistern gelehrt, die spätere Historiker noch mit Bewunderung nennen. Meistergesang und Humanismus waren beide gleichzeitig schon um 1450 organisiert, so früh am Morgen und in solcher Verbindung ein voller Beweis für die soziale und politische Wirkung des Gemeinwesens auf die Literatur im Gegensatz zu Nürnberg. Der Patrizier Sigismund Gossembrot der Ältere war der erste, sein Sohn, ein Freund Peter Schotts und Geilers von Kaisersberg, hielt das Leben der Stadt mit der alamannischen Vormacht Straßburg zusammen. Sein Vater zog sich 1461 in das Straßburger Johanniterkloster zurück. Bischof Peter von Schaumburg 1421—1468, ein alter Bologneser Student, lateinisch und griechisch vorzüglich gebildet, verhütete, daß der Kampf um die Welt der Griechen und Römer, wo er nie hingehörte, auf kirchlichem Gebiete ausgefochten wurde. Der Alamanne brauchte keine Kölner Schlachten zu schlagen und er schlug sie auch nicht. Der Bischof und Gossembrot sammelten sich die ersten Männer, die der neuen Zeit Raum schufen. Zu jenem gehörte der Stadtschreiber Valentin Eber, zu diesem der Benediktiner Sigismund Meisterlin. Sibilla Gossembrot selber, seine Tochter, dichtete aus dem Stegreife.

Augsburg wurde ein Stützpunkt der frühhumanistischen Geschichtsschreibung, fast ein Menschenalter vor Nürnberg. Der Straßburger Jakob Twinger von Königshofen, Priester und unmittelbar von Konrad von Würzburg beeinflußt, hatte mit seiner Städtegeschichte die Gemeinwesen ganz Alamanniens in neue Bahnen gewiesen. Um 1440 erscheint in Augsburg der Kaufmann Erhard Wahraus als Annalist. Wenige Jahre darauf wurden hier die ersten humanistischen Geschichtswerke geschaffen. Das ist kein Zufall bei diesem bürgerlichen Stamme, dessen Handwerker so früh schon Geschichte gemacht und erlebt hatten. Im Benediktinerkloster von Sankt Ulrich und Afra, das 1442 von Melk aus reformiert worden war, wirkte Sigmund Meisterlin. 1456 vollendete er für Gossembrot die Chronographia Augustensium, die den Elsässer Historikern grundlegende Arbeit leistete. Wie ihnen später so war auch ihm Gründungsgeschichte und Ethnographie Anfang und Schlußstein seiner Wissenschaft. Auch er geht noch etymologisch vor, von den Eigennamen aus und doch hat er die grundlegende Tat der deutschen Stammesgeschichte geleistet, indem er die Legende von der fränkischen Abstammung aus Troia zerstörte. Die Schwaben sind ihm Ureinwohner. Trug der Nürnberger gewissermaßen die ganze Welt in seiner Stadt zusammen, der Augsburger baute zunächst die Hallen der Stadtgeschichte auf, dann öffnete er aber ein weites Panorama, die Weltgeschichte dehnte sich wie vor den Toren Augsburgs aus. Von den Mauern seiner Heimat sah er alles, was die Erde trug und was auf ihr geschah. Wie Meisterlin regte Gossembrot gleichzeitig auch den



Ein schöne
Cronick vn̄ Hystoria / wye nach
der Synndtfluß Noe. Die
teütschen / das streitpar volck jren anfang
enpfangen haben / besonder den ersten
namen schwaben gehaissen word-
en / Wa vnd wie sy vō ersten ge-
wonet / vn̄ auß gebrait wordē
seynd / vn̄ vō d abgöterey
zům Cristen gelaub-
en komen / vn̄ wie
sy zů vil streyt-
en vn̄ krie-
gē geursacht wor-
den / auch dar
bey von der
kayserlichen stat Aug-
spurg ain vaterlād d Schwa
ben wz da selbst vō jren Christēlich
en anfenger jm glauben Cristi / Auch von
vil kaysern / vn̄ auch vil jrer byschoff / Vn̄ and
prelatē gehādelt wordē ist / gar schön zů hörē. ꝛc.

Sigmund Meisterlin, Chronik. Augsburg 1522.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Original 18×27 cm.



auch so wz dz erdtrich hert/vñ wol gelegt dz es nit vil böser wz/deñ ain maur wañ die stain die daran geworffen warden/die beliben in dem ertrich/sam sy mit fleiß darein gelegt weren/es warē auch die greben berait/darū so mochtē sy nit wol ein gefült werden/also belyben die römer vor der stat lygen/vnd vil fynd erdencken/die doch lützel außgeng hetten.ꝛc.

Wie sych die Burger hielten als die Römer vor der

Stat lagen/Vnnd wie in die Schwaben zů hilff kamen/vnd wie Auer Erschlagen ward/vnd von den namen der von jm kommen ist. Das ander Capitel des driten bůchs.ꝛc.



Danziger Lorenz Blumenau an zu seiner Deutschordenschronik. Unermüdlich drängte der Förderer Meisterlin, sein Werk zu verdeutschen. Es lastete beherrschend auf der ganzen Landschaft. 1459 ging er nach Padua, wo auch Ulrich Gossembrot weilte. Drei Jahre darauf ist er im Kloster Murbach, wird 1476 Prediger in Würzburg und wendet sich nun, das lebendige Zwischenglied der beiden Städte, der Nürnberger Geschichte zu. Die vita Sancti Sebaldi war das Erste, dann folgte die Nürnberger Chronik, die er 1488 verdeutschte. So brachte er den Geist der Zeit in die patrizische, autobiographische Geschlechterhistorie Nürnbergs. Hartmann Schedel besaß solide Unterlagen.

Zwei Mönche führten den Augsburger Humanismus weiter. Ottmar Nachtigall — Luscinius — war ein Straßburger, 1487 geboren, von Wimpfeling und Geiler beeinflußt, Student zu Paris, Löwen, Padua, Wien. Paris und Wien sind wichtig, jenes als der Schwerpunkt, wohin der Elsässer neigte, dieses als die Stadt, in die mit den Habsburgern schwäbisches Leben eingezogen war. Löwen als die Residenz des Erasmus gibt interessante Streiflichter ab. So war Augsburg im Gegensatz zu dem rheinfränkisch geführten Schwaben unmittelbar von der am meisten alamannischen Landschaft beeinflußt. 1522 wurde Nachtigall Lektor der griechischen Sprache im Augsburger Benediktinerkloster. Daneben trieb er Hebräisch, die andere Lust eines wahren Humanisten. Seine Psalmenübersetzung wurde berühmt. Die starken reformatorischen Tendenzen unterdrückte er den Fuggern zuliebe, die seine Gönner waren. Doch drängte der Rat, eben darum, auf seine Entlassung. Er war ein Vielseitiger im Geiste Italiens, Naturforscher und Mathematiker, und als Herzensfreund Peutingers und Pirkheimers hielt er wirklich die Fäden des geistigen Lebens in seinen Händen. Veit Bild, 1481 zu Höchstädt geboren, war in Ingolstadt Lochers Schüler gewesen. 1503 trat er ins Kloster zu Sankt Afra, äußerlich zunächst wie Luther, aber er suchte die Ruhe und fand sie. Als er 1529 starb, war auch er von Luther zurückgetreten, so scheint es wenigstens. Zu Peutinger stand er in Beziehungen. Begabt war er nicht allzustark, aber er war ein solider Arbeiter, Mathematiker vor allem. 1515 vollendete er den astronomischen Kalender für Augsburg und die ganze Landschaft. Doch war der Rat und seine anderen Gönner nicht freigebig genug und vieles mußte ungedruckt bleiben. Daß das Augsburger Dominikanerkloster — das einzige in ganz Deutschland — humanistisch war, scheint einem kaum glaublich. Hier führte der Freiburger Johannes Faber den Reihen, von Maximilian eifrig gefördert.

Mönche und Ärzte, das ist die eigentümliche Lokalfarbe des Augsburger Humanismus. Sie fingen alle als Ärzte an, keine gescheiterten Poeten wie die Franken und Mitteldeutschen, die sich erst in reiferen Jahren der Heilkunde zuwandten. Das kann nicht wundern, denn keine Wissenschaft schöpfte so wie die Medizin aus den Erfahrungen der antiken Ärzte. Bezeichnend ist

es, daß der Nürnberger Hermann Schedel, hier, nicht in seiner Vaterstadt, seinen Beruf ausübte. Zehn Ärzte von Bedeutung sind in dieser Zeit gezählt worden und die meisten fremde; es ist als ob die Stadt sie angezogen hätte; die Friesenfamilie Occo, Großvater, Vater und Enkel, durch drei Menschenalter von 1494 an; Sigmund Grimm aus Zwickau, seit 1511 Stadtarzt, der sich eine Druckerei baute; Gasser aus Lindau, Moibanus aus Schlesien, Henisch aus Ungarn und Eingeborene.

Die eigentlichen Führer waren Peutinger und Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden. Seine Burg stand am Kocher bei dem Ort, von dem das Geschlecht sich nannte. Hier wurde Bernhard 1457 geboren. Zu Tübingen war er mit Reuchlin bekannt und hatte in Italien studiert. In Eichstätt, dem bischöflichen Humanistensitze, war er Kanonikus geworden und der Freund des Bohuslaus von Hassenstein. 1498 kam er als Domherr nach Augsburg und als Propst zu Sankt Gertrud. In der Societas Augustana, die zur Bearbeitung und Herausgabe von Quellenschriften gegründet wurde, fand er den ganzen Kreis Peutingers. Diese historische Gesellschaft war ein Sammelpunkt der humanistischen Geschichtsschreibung. Konrad Peutinger muß in seinem Einfluß auf die Rechtspflege seiner Landschaft mit Schwarzenberg und Reuchlin verglichen werden. Seine Persönlichkeit als Ganzes ragt neben Pirkheimer auf. Beide sind fast Gebilde dichterischer Fantasie, so einheitlich und kunstvoll schließen sie die Kultur der deutschen Mittelachse ab. Die beiden Städte sind in ihnen förmlich kristallisiert. In der Stadt der Zünfte der bürgerliche Peutinger und im Nürnberg der alten Geschlechter der Patrizier Pirkheimer. Wie dieser hatte Peutinger (1465—1547) zu Padua Jus studiert und weiter in Bologna, Florenz und Rom. 1497 erhielt er die Berufung zum Stadtsekretär auf Lebenszeit. Auch er steht wie Wilibald in einem Familienkreise Gleichbegabter. Seine Gattin ging verständnisvoll seine Wege, sein ältester Sohn Claudius Pius war sein würdiger Erbe. Peutinger wurde der Mitschöpfer der neuen Ordnung des Stadtgerichts von 1507, als Diplomat war er für Kaiser Maximilian tätig und für den schwäbischen Bund wie Pirkheimer. Wie dieser hat er als reine Persönlichkeit gewirkt, im Verkehr durch ausgebreiteten Briefwechsel. Der Inschriftenkunde wandte er auf kaiserliche Anregung sein ganzes Interesse zu, altrömische Epigraphien sammelte er; die habsburgischen Regesten konnte er nur beginnen. Wie Pirkheimer stand auch er vermittelnd in der kirchlichen Bewegung. Luther, den er 1518 auf dem Reichstage beherbergte, war auch ihm zu radikal. Eine Reformation im Sinne des Erasmus, streng auf kirchlichem Boden, war ihm das Äußerste. Vielleicht ging ihm wie Pirkheimer die Gewalt des religiösen Erlebnisses ab; das mag ihm wie diesem seine entscheidungslose Stellung erleichtert haben.

Einen eigenen Kreis sammelten die Fugger um sich. Jakob hatte lange in Italien gelebt und kannte die Hoffnungen der jungen Generation aus eigener Anschauung. Anton Fugger, der 1506 starb, verdiente sich den Namen einer Zuflucht der Armen und Literaten. Um ihn und seinen Bruder Raimund drängten sich die Poeten, darunter Georg von Logau aus Schlesien.

Die Geschichte des Buchdrucks hat Augsburg wohl als einzige deutsche Stadt von den Uranfängen an durchgelebt. Der Stempeldruck wurde wahrscheinlich hier erfunden, jedenfalls wurde mit unbeweglichen Lettern auf hölzernen Tafeln schon lange gearbeitet. Bereits 1448 druckte Jörg Scapf ein cheiromantisches Buch. Der Augsburger Erhard Ratholb, der zuerst in Venedig 1476 begann, war einer der berühmtesten Drucker Italiens und Deutschlands. An Reinheit und Richtigkeit der Texte und an Güte des Papiers übertrafen seine Bücher alles, wie auch an Schönheit manche mit ihren goldenen Anfangsbuchstaben. 1482 druckte er die Vorrede zu Euklids Elementa ganz in Gold. Er war ein Mann, der sein Gewerbe fürstlich trieb. Die meisten Drucke schenkte er dem Karmeliterkloster bei Sankt Anna. Johannes Froschauer 1496—1501 schuf Musikalien, Hans Schönsperger 1482—1522 Prachtwerke, so den Teuerdank und das Ehrengedicht auf Maximilian. Erhard Oeglin brachte 1514 die ersten hebräischen Typen, Heinrich Steiner 1527—1545 gab Holzschnitte von Burgmair und Scheuflin wieder. Die Stadt schuf ein nachahmenswertes Beispiel. Um Max Welser schloß sich ein Konsortium zusammen, Gelehrte, Kaufleute verschiedenen Standes und verschiedener Konfession, „welche die Wissenschaften liebten". Sie ließen herrliche Lettern gießen und Klassiker peinlich nach Handschriften drucken, die erste Grundlage, die den Philologen Textkritik und wissenschaftliche Ausgaben ermöglichten. Die meisten besorgte der Schulrektor David Höschel. Augsburg war immer voran. 1564 gab Georg Willer das erste Meßverzeichnis heraus.

Hans Sachsens erquickende Persönlichkeit hat uns für Nürnberg voreingenommen. Wo der Meistergesang die längste und reichste Entwicklung durchmachte, das war Augsburg. Schon 1449 bestand hier die erste eingerichtete Singschule. Daß Mainz der Ausgangspunkt ihrer Kunst war, dessen waren die Augsburger Meister sich bewußt. Von dort her entliehen sie sich „das große Buch" zu Nutz und Vorbild. Erst 1534 baten sie den Rat am Sonntag vor der Abendpredigt ihre Schule halten zu dürfen. Einer der kleineren Züge, die man so gern übersieht und die doch das Typische an historischen Tatsachen am schärfsten beleuchten, ist es, daß sich die Merker anfangs der alamannischen, der Züricher Bibel bedienten. Als ihnen aber der Verdacht helvetischer Ketzerei drohte, griffen sie zur Wittenberger. Ihr Versammlungsort war zunächst die Barfüßerkirche, dann die von Sankt Stefan, das Predigerhaus zum heiligen Kreuz, seit 1568 die Jakobskirche. Später kauften sie sich

in der unteren Stadt ein eigenes Lokal. Die Zunft war seit dem 16. Jahrhundert blühend. 1535—1614 sind 262 Namen bekannt. Es waren Meister darunter. Einer der geschicktesten, Onofferus Schwarzenbach, ersang sich den Kranz achtzehnmal, Martin Dirr sechzehnmal, Franz Lucas fünfzehnmal. Schwarzenbach sammelte 1565 den ersten Teil des großen Foliobandes, der uns diese Lieder überliefert. Viele von ihm selber sind darunter. Den zweiten Teil stellte 1576 Daniel Holzmann zusammen. Johannes Genicher gab mit seiner Psalmenparaphrase ein Musterbuch aller Töne, die in Augsburg geübt wurden. Es war ein Milieu wie überall. Aber wie tief hat der gesellschaftliche und politische Aufbau dieses Gemeinwesens die Literatur der Stadt beeinflußt! Die Nürnberger Zünfte mit ihrer Abgeschlossenheit, mit dem mäßigen Anteil am Stadtregiment waren eine Welt für sich und ihr Meisterlied wucherte in der engen Sphäre sozialer Beschränktheit fort. Was kümmerte die Humanisten der Stadt das Geklingel dieser Lieder, das wie das Geklapper des Schusterhammers oder des Weberschiffchens klang. In Augsburg war der Zunftgenosse der Herr. Seine Kultur war das Leben der Stadt, da gab es keine harten Schranken. Humanist und Meistersänger, ein Paradoxon, das in die Ohren sticht, das wäre nur hier möglich gewesen, das gab es wirklich. Johann Spreng war 1524 in Augsburg geboren, hatte in Wittenberg studiert, lehrte dann in seiner Vaterstadt Latein und Griechisch, ging in den siebziger Jahren zum Jus über und starb als Notar 1601. Vor allem war er freilich Humanist, bearbeitete 1563 Ovids Metamorphosen und übertrug sie im folgenden Jahre nach Jörg Wickrams mißglücktem Versuch ins Deutsche, 1569 übersetzte er Flavius Josephus. Seine deutsche Äneis und Ilias erschien erst 1610. Und mitten unter diesen gelehrten und philologischen Arbeiten dichtete er Meisterlieder, die bedeutendsten der ganzen Gilde. Hier war die Zunft über ihre sozialen Grenzen geschritten. Mancher Augsburger Meister ging, wenn auch bescheidener, ähnliche Wege.

Hans Rogel, der seit 1537 als Schulmeister bekannt ist und 1594 bereits tot war, fehlt in dem genauen Verzeichnis der Meistersänger. Er hat eine Reihe solcher Lieder gedichtet, neben Zeitungen, von der Auferweckung des Lazarus, von der Speisung mit fünf Broten und zwei Fischen, wie Esau dem Jakob die Erstgeburt verkauft und Israel trocken durch den Jordan geht. Nach der ersten Flaviusübersetzung des Straßburger Dompredigers Kaspar Hedio dichtete er in tausend Versen das Epos von der Zerstörung Jerusalems, von dem bis 1639 acht Drucke bekannt sind. So führte er nicht bloß zeitlich in die epische Gestaltungsruhe der Kavaliere des 17. Jahrhunderts hinüber. Barnabas Holzmann, Maler und Bürger, beschrieb in Versen die Augsburger Teuerung von 1570. Das Gedicht hat großen kulturhistorischen Wert. Was in Zwickau Stefan Roth war, das war für Augsburg in mäßigem Umfange

Georg Frölich, Stadtschreiber wie dieser 1537—1548. Er war als Vogtländer auch heimatlich mit Roth verwandt, aus Lemnitz bei Lobenstein und hat dem Zwickauer Stadtsekretär sogar Briefe geschrieben. Er hatte sich selber gebildet und übersetzte fleißig, aus dem Griechischen nur auf lateinischen Zwischenwegen. Das Büchlein „Vom Preis, Lob und Nutzbarkeit der lieblichen Kunst Musika“ 1540 zeigt ihn von der mitteldeutschen Musikfreude ergriffen.

Die alamannischen Übergänge sind unerschöpflich: Meistergesang und Mystik! 1484 verließ der Weber Georg Breuning die Stadt, begann in Sankt Radegunde das Leben eines Einsiedlers, predigte und wollte erneuern. Als er es überdrüssig wurde, ließ er, in die Stadt zurückgekehrt, poetische Sendbriefe, Lieder, Mariengedichte, Legenden ausgehn, von mystischen Vorstellungen gesättigt, in mystischen Formeln und Formen. Der Boden seiner Heimat wurde ihm endlich zu heiß und er verschwindet uns.

Meistergesang und Drama waren in Nürnberg nur durch die Einheit der Person zusammengehalten. Gewiß hat das Meisterlied auf das Schauspiel gewirkt, was besonders aus den Oberufener Spielen deutlich wird, aber ein ursächlicher Zusammenhang bestand da nicht. In Augsburg war es wieder das Charakteristische an der ganzen Entwicklung. Hier vollzog sich fast restlos der Übergang vom Meisterliede zum Drama innerhalb und im Rahmen der Zunft. In dieser Stadt war die Quelle des Schauspiels eine doppelte, wiederum die größten Gegensätze zu Nürnberg. Uralt waren die kirchlichen Spiele, die dort fehlten. Und dann wurden schon im 13. Jahrhundert bei Gelagen üppige und kunstvolle Zwischenspiele üblich, wieder ein lokaler Ausgangspunkt, so individuell und eigenartig wie die Nürnberger Maskenzüge und die Wiener Veilchenfeste. Selbst in den Klöstern herrschte solch weltliche Freude; eine Klostervisitation von 1443 in Sankt Ulrich und Afra tadelt ludos, cechas et huiusmodi theatralia. Die Pantomime scheint eine der stärksten Kräfte im Augsburger Theaterleben gewesen zu sein. Vor Karl V. wurde eine aufgeführt, vielleicht die aktuellste und großartigste, die freimütigste, die ein freies Volk einem Fürsten bieten durfte. Es traten Männer auf, kostümiert und mit Namen bezeichnet, Reuchlin trug Holzscheite herbei, Erasmus baute daraus einen Haufen, Luther zündete ihn an, der Kaiser schürte ihn mit dem Schwerte und der Papst goß Öl in die Flammen. Ob von dieser Gattung verbindende Fäden zu den Spielen der alamannischen Hochblüte führen, wäre dankbar festzustellen. Zunächst trug freilich das Schuldrama die Entwicklung. Der Augsburger Sixtus Birk war 1536 Rektor der Lateinschule zu Sankt Anna geworden. Zwei Jahre später gab er seine Lucineris. Sein Nachfolger Matthias Schenk ließ eine Enthauptung Johannis spielen. Der Rat war freigebig und räumte 1563 in der Stadtbibliothek einen eigenen Saal für Schultheater ein. 1578 erbat sich der Joachimstaler Balthasar Klein

vom Rat die Erlaubnis zur Aufführung eines Jonas. Als dann 1579 die Jesuiten bei Sankt Salvator einzogen und das protestantische Kollegium ebensowenig zurückstehen wollte, wetteiferten seit 1580 beide Anstalten in der Pflege des Schuldramas. Später als die Schulrektoren traten die Meistersänger mit Dramen hervor. 1540 spielten sie ihr erstes Stück von den fünf Betrachtnussen. Und nun entspann sich ein lebhafter Konkurrenzkampf. Die Zunft strebte das alleinige Aufführungsrecht an. In der Gilde selber begann das Interesse des Agierens über das Singen zu überwiegen. Seit 1540 spielten sie meist in der Martinsschule, 1582 richteten sie sich eine eigene Bühne in einem Stadel her. Und es gelang ihnen, wenn auch spät. 1650 erwirkten sie, „daß fürohin durchaus keine Aktionen, Komödien oder Tragödien, sie haben Nahmen oder Inhalt wie sie wollen, von Privat-Bürgern in ihren Häusern oder sonst nicht gebilligt seyen aufzuführen". Nur die Jesuiten machten eine Ausnahme.

Das gibt dem Augsburger Meistergesange seine Ausnahmsstellung, daß er den Humanismus erfolgreich an sich zog und sich wie nirgends in ganz Deutschland zu einer Monopolgesellschaft für dramatische Aufführungen ausbildete. Das war nur möglich in einer Stadt, wo die Zünfte sozial hoch standen und herrschten. Und diese Stadt konnte nur eine alamannische sein.



III. Kapitel.

Die Alamannen.

1.

Heidelberg.

Wo der Neckar in den Rhein fließt, von diesem Winkel ging der Franke von je auf geistige Eroberungen aus. Von da waren alle gekommen: Melanchthon in die kursächsischen Lande, Faust über ganz Mitteldeutschland, Reuchlin nach Schwaben, Wimpfeling ins Elsaß. Die Rezeption des Humanismus vollzog sich in jeder Stadt und in jeder Landschaft in vollständiger Abhängigkeit von Land und Leuten. Es gibt nicht zwei Stellen in Deutschland, wo er gleich oder unter ähnlichen Bedingungen aufgenommen worden wäre. Verwandt waren sich einige, Heidelberg, Bamberg, Eichstätt, der Württemberger Hof. Hier waren es Fürsten, weltliche und geistliche, die ihn förderten. Ostfranken besaß gar keine Universität, Mechtild und ihr Kreis schufen sich zwei, der Pfälzer erzwang den Eintritt der neuen Lehrer, souverän, gegen den Willen der Landesuniversität. Das war hier das Charakteristische, was nirgends sonst wiederkehrte. Wie sich die neue Zeit in der Seele des Rheinfranken spiegelte, das schafft der historischen Betrachtung genußreiche Stunden. Es ist wahrhaftig etwas von der feinen sittigen Ruhe der alten Pfälzer Aristokraten, ein stiller Glanz, den kein Kirchensturm und kein Bauer lärmend störte, wie in Erfurt, wie in Nürnberg, wie überall. Die Herrlichkeit erlosch sowie sich die Augen des geistigen Führers schlossen, als sie am schönsten war, und von keinem Kreise blieb ein so heitres nachkostendes Gedenken in der Seele Spätgeborner als von dieser Gesellschaft der Götterlieblinge.

An Christian von Mainz und seine Freiherrenfreunde erinnerte Kurfürst Friedrich I., der die Pfälzer Lande seit 1449 für seinen Neffen Philipp regierte, der sie fast um das Doppelte mehrte, ein Schlachtengewinner und Männereroberer. Seine Bildung war reich, sein Lehrer einer von Steinach

aus der Familie des höfischen Sängers Bligger, Hans Ernst Landschad. War der Humanismus in Nürnberg eine Angelegenheit der Ratsstube, der Kurfürst faßte ihn als seine persönliche Sache. Kurzweg erklärte er der Universität, daß er Widerstand gegen seine Reformen werde zu brechen wissen. Mit dem 29. Mai 1452 unterzeichnete er die grundlegende Urkunde. Er leitete die Reformen mit einer Tat modernsten Gepräges ein, indem er der Artistenfakultät zum ersten Male Lehr- und Lernfreiheit im heutigen Sinne gewährleistete. Damit war dem Humanismus das Tor geöffnet. Vom Kurfürsten selber berufen und besoldet schlug Peter Luder 1456 zum erstenmal am schwarzen Brett an, ein Kulturdokument ersten Ranges. Die Antrittsrede, die er am 15. Juli 1456 hielt, war das sichtbare Zeichen eines Sieges über Fakultät und eigenes Schicksal. Er begann mit Vorlesungen über Horaz und Valerius Maximus und erklärte dann Terenz und Cicero. Luder war einer der unglücklichen Menschen, die sich hartnäckig emporarbeiten, ohne daß das Selbstbewußtsein, die Kraft zu leben, mit ihnen wächst. Er gab sich ganz im freien Geiste der italienischen Renaissancemenschen, doch ohne ihren großen Stil und schuf den neuen Typus des Poeten, der Mißtrauen, Besorgnisse, Angst und Abscheu weckte und die Läuterung zweier Menschenalter brauchte, bis er allgemein gesellschaftlich und kirchenfähig wurde. Das hätte allein genügt die Heidelberger Fakultät in feste Abwehrstellungen zu scheuchen. Sie verfolgte ihn mit steigendem Grimme, der ihn endlich 1460 nach Ulm trieb. Nichts beweist mehr, daß Friedrich I. ein rechter Poetenfürst war, als die Elegie Luders, in der er den Landesfürsten unter dem Bilde einer Geliebten Panphila feierte. Wo so viel und so groß erlebt wurde, fehlte der Historiker nicht, Matthias Widmann von Kemnat aus der Oberpfalz. Seit 1447 studierte er in Heidelberg, wurde Friedrichs Kaplan. Er lehrte an der Hochschule nicht. Denn die Burg, nicht die Universität, war die Pflegstätte des neuen Lebens. Er stand wie die ersten Nürnberger und Augsburger Historiker auf der Grenzscheide der beiden Zeiten. Wie die Geschichtenbücher und Dichtungen des Mittelalters begann er mit der Erschaffung der Welt, der stereotypen Einleitung wie im klassischen Epos der Ruf an die Musen. Es wurde die Chronik Friedrichs I., die er in der Hauptsache als Augenzeuge schrieb und die ihn berühmt machte. Michael Behaim brachte sie in Verse.

Als Friedrich I. 1476 starb, als die Personen wechselten, die Charaktere, der Fürst, und die Sonne höher emporrückte, wurde die rheinfränkische Landschaft weithin fruchtbar. An die Stelle des Großen, der trieb und drückte, trat der Stillere, der Neffe Philipp, der Gelehrte, der mit Feuereifer erzog und lauschte und sich belehren ließ. Die Universität trat immer mehr hinter dem Schlosse zurück. Der seltsame paradoxe Sinn des Humanisten, der doch soviel an den Formen hing und die Förmlichkeiten so haßte, trieb seinen Eigen-

sinn hier am weitesten, verzichtete auf die bindende Einheit eines geordneten Lehrbetriebes und fand sich zwanglos, Freund zum Freunde, um den Fürsten zusammen, eine freie Gemeinde, die stärker war als die gelehrte Zunft da unten. Ohne Sprachenkenntnisse brauchte Kurfürst Philipp wie der Württemberger Übersetzer. Sein Schloß wurde zum Vorbild eines Musenhofes wie sie kurz zuvor zu Rottenburg am Neckar, zu Eichstätt und Bamberg in bescheideneren Ausmaßen bestanden hatten. Der leitende Gedanke der Landschaft verkörperte sich in einem jenes Geschlechts, das rheinfränkisch wie kein anderes, in beispielloser Tradition Jahrhundert um Jahrhundert immer wieder in der Kultur der Landschaft sich bildsam erwies, einem Dalberg. Johann, zu Oppenheim 1445 geboren, fand die ersten Quellen seines Wissens in Erfurt. Erst spät erging an den Dreißiger in Italien zu Ferrara in der Schule des Griechen Theodorus Gaza Ruf und Sendung. 1480 wurde er Dompropst zu Worms und Kanzler der Heidelberger Universität. Jetzt wurde sein Haus der Sammelplatz Rheinfrankens, eine Stätte idealer Gastlichkeit wie das Patrizierhaus Pirkheimer in Nürnberg und das Häuschen hinter dem Dom in Gotha. Er wurde ein Vorbild für die späteren Führer, nichts zu drucken, wenn er auch schrieb und dachte und dichtete, elegante Reden, dunkle Bücher, mathematische Probleme. Und wenn er in Epigrammen Hrotswith von Gandersheim pries, so weckte er das Andenken an die Nonne, die zuerst und für ihren Stamm so tief in das antike Heiligtum eingedrungen war. Wie Mutian und Pirkheimer sammelte er leidenschaftlich Bücher und teilte noch leidenschaftlicher von diesen Schätzen mit. Was wäre das obere Rheintal ohne ihn gewesen und geworden! In Italien hatte er Rudolf Agricola kennen gelernt, den Friesen, der wie die meisten aus seiner Heimat und aus Niedersachsen in der Fremde wirken mußte. 1482 berief er ihn nach Heidelberg. Was Agricola groß machte, gab er alles in diesen drei kurzen Jahren bis zu seinem Tode her. Er lehrte wie die meisten, ein freier Dozent, Hebräisch und Griechisch, wie so viele größer als seine Schriften.

Der Ostfranke war in diesen Jahren der große Organisator. Männer wie Schwarzenberg und Pirkheimer, die es gewohnt waren und Kraft und Willen hatten, Massen und Stimmungen zu lenken und zu führen, haben den größten Teil der Arbeit geleistet, einheitliche Richtung in die marschierenden Kolonnen zu bringen. Auch Hutten besaß die Gabe, nur war er zu nervös und zerfahren, trieb immer wieder auseinander, was er eben gesammelt hatte, verließ sofort den Posten wieder, der ihm eben zugefallen war. Mag das als ostfränkischer Charakterzug gelten — auch Götz von Berlichingen darf nicht vergessen werden —, seine lebendige Verkörperung war Konrad Celtis. Es verdient tiefste Bewunderung, wie dieser wechselnde Proteus in Wien, Nürnberg und Heidelberg, den Städten, die so ziemlich die entgegengesetzten Bedingun-

gen boten für das neue Leben, zu Heerlagern des Humanismus umschuf und schaffen half. Wenn auch überall die Fähnlein schon notdürftig geordnet waren, er schloß sie zur letzten höheren Einheit zusammen, zur landschaftlichen, und gab ihnen die tadellose Richtung, die das Auge erfreut. Woher besaß er die Sendung, daß es ihm überall gelang? Er kam nach Heidelberg, und 1491 wurde zu Mainz die Sodalitas literaria Rhenana gegründet, unter Dalbergs Vorsitz, der Ort ihrer Wirksamkeit war die Neckarstadt. Vierzehn Mitglieder kennen wir mit Namen, Trithemius, den Abt von Sponheim, den Schwaben Eitelwolf von Stein, Pirkheimer, Martin Polich, Celtis. Fehlt einer von denen, die eben damals auf der Bühne waren? Diese Gelehrtenrepubliken sind der eigenste Ausdruck dieses neuen souveränen Menschen. Der Landsmann Luders Johannes Wacker — Vigilius —, seit 1492 Jusprofessor, vertrat den Humanismus in der Rechtsfakultät. An Einfluß und Zahl der Verbindungen überragte Abt Johannes Trithemius vom Kloster Sponheim alle. Er war Historiker, der wie die meisten der Fantasie freiere Zügel ließ als der Wahrheit dienlich war und dennoch bedeutsam wirkte. Sein catalogus illustrium virorum 1495, an dem Wimpfeling mitarbeitete, war die erste deutsche Literaturgeschichte.

In dieser Stadt trieb man mit Lust und Liebe die Kunst, aus Kindern Menschen zu machen. Die große Familie des Kurfürsten und die Hingabe, die er ihr widmete, bot das beste Feld, wo sich die Erzieher Deutschlands an Prinzen und Thronerben üben konnten. Seit 1488 war Adam Werner von Themar an der Werra Lehrer des Kurprinzen Ludwig. 1496 war Johannes Reuchlin, ein halber Flüchtling, aus Württemberg eingetroffen, wurde Vorstand der Bibliothek und kurfürstlicher Erzieher. Es kam ein eigenes Leben in den Kreis. Seine rauschende Beredsamkeit weckte laute Bewunderung, sein diplomatisches Geschick verband ihm den Fürsten in Dankbarkeit. Unter diesen rheinischen Zechern tat er fröhlich mit, und wenn er nach scharfem Gelage am Morgen die Kleider verwechselte, so tat das der Würde keinen Abbruch. Hrotswiths Geist war bereits beschworen, und so dichtete Reuchlin mit seiner Komödie Sergius, einem persönlichen Tendenzstück, die erste wieder seit dieser Niedersächsin in den Formen des Terenz. Zur Aufführung kam nur die Posse Henno. 1499 verließ er Heidelberg wieder.

Der Einfluß der Stadt bewegte sich nicht in allgemeinen Bahnen. Sie schuf den alamannischen Landschaften, für die das Elsaß der Typus ist, eigentliche Charakterzüge. An dieser hohen Schule des Erziehens wurde der Alamanne zu dem, was sein vornehmster Beruf war, zum Pädagogen. Werner und Reuchlin waren Vorbilder. Zweimal 1469—1483 und 1498—1501 hielt sich hier Wimpfeling auf, der Sohn der großen Schulheimat Schlettstadt, der Medius Reuchlinista der Dunkelmännerbriefe, die so das echt Alamannische an

ihm, das Vermittelnde, Übergangreiche trefflich charakterisierten. Bei seinem zweiten Aufenthalte schuf er seine pädagogischen Werke Agatharchia, die Führung zum Guten, zur Kalokagathia, zur schönen Vollkommenheit und die Adolescentia. Es war ein denkwürdiger Tag, als Wimpfeling seine Studentenkomödie Stylpho vorlies. Auch sie war von der Liebe des Erziehers bewegt und enthielt im Keime eine ganze Entwicklungsreihe der nächsten Jahrzehnte, stofflich und nach Gesinnung und Tendenz, das Studentenleben, humanistische Formen und die Moral. So wurde Heidelberg neben der Erziehungskunst nun auch im Drama der Ausgangspunkt für die alamannische Landschaft.

1439 hatte das Basler Konzil der Marienverehrung neue Anregungen gegeben, nach Zeiten, die der Frau geweiht waren, und an den Schwellen eines Lebens, dessen neue Lust aus der sündigen Göttin Venus blühte und das übersättigt das Weib von seiner Höhe stürzte, eine Tat, die für die Literatur unendlich viel bedeutete. In der Pfalz und in Alamannien wurden sie literarisch wirksam. In der Landschaft Friedrichs von Hausen dichtete Werner von Themar seine berühmten Marienlieder, der humanistische Marienkult der Elsässer, denen Gottfried von Straßburg einst die Liebe, die Frau über alles gepriesen hatte, knüpfte hier an. Ein lebendiger Strom. Wimpfelings Seele floß 1492 über in seinem Preise de triplici candore Mariae, Brant sang Marienlieder und als Symbole für die große Tradition Rheinfrankens und des Elsasses stehn weithin sichtbar der Rheinfranke Spee und der Alamanne Balde als Träger dieser Stimmung im 17. Jahrhundert.

Von der jüngeren Generation klingen wenig Namen heller. Johannes Bockenrod, um 1490 zu Worms geboren, dichtete lateinisch wie tausend andere. Aber der Reichsherold Kaspar Sturm, der Luther zum Wormser Reichstag geleitete, griff auch literarisch stärker ein. Er war um 1475 zu Oppenheim geboren und starb nach 1548 zu Nürnberg. Er war vor allem Journalist und seine ganze Stellung machte es ihm möglich, in Zeitungen politische Nachrichten am frühesten zu verbreiten. Seine fürstliche Chronik 1543, die sich an das Thema der vier Weltmonarchien hält, schließt mit der Schlacht bei Pavia, ein Ausgang, der mehr alamannisch als fränkisch gedacht war. Einer wurde vergessen, der es nicht verdiente, Theodor Reysmann. Um 1500 war er zu Heidelberg geboren, studierte hier und in Wittenberg und wurde 1524 Schulmeister zu Altenburg. Ein eifriger Glaubenswechsler. Mit den Wittenbergern und Nürnbergern zerstritten, auch in Schwaben haltlos, endete er als Flüchtling auf der Burg Neukastel, deren Meier ihn freundlich aufgenommen hatte um 1543. Seine Distichen Fons Blavus auf Blaubeuren 1531 sind wohl die herrlichsten Naturschilderungen, die ein Humanist empfunden hat. In

seinem Lobgedicht auf Speier aus dem gleichen Jahre war er wieder einmal Katholik und schlug romantische Töne an.

Wieder war in Heidelberg die alamannische Entwicklung vorgezeichnet worden, in der Pädagogik, im Drama, in der humanistischen Marienlyrik. Mit Dalbergs Tode 1503 ging die Blüte der Landschaft dahin, ehe das rohe Ende mit Schrecken kam. In Melanchthon, dem praeceptor Germaniae, der als Heidelberger Student, als Landeskind und Großneffe Reuchlins die Schulfreudigkeit der Stadt geerbt hat, lebte die Erinnerung an diese Tage liebevollen Bildens und Pflegens heiter und ohne Mißklang fort.

2.

Schlettstadt und Kolmar.

Entdecker und Finder wie diese Generationen haben soviel Unscheinbares aus dem Boden gegraben. Es fieberte in der Zeit von neuen Offenbarungen. War nicht soviel Kleines groß geworden? So wollte es das Leben. Mit Staunen sah man in Mitteldeutschland Städtchen, die eben noch niemand zu nennen gewußt hatte, blendenden Glanz um sich verbreiten. Schlettstadt! Wem fiel's in die Augen! 1217 war es Reichsstadt geworden im Wirrwarr staufischer Auflösung wie Dutzende anderer. Ungebändigter alamannischer Freiheitsdrang. Die Zünfte stießen die Geschlechter aus dem Rat und 1358 erkannte Karl IV. die Revolution an. Die typische alamannische Stadt im Kleinen, was Straßburg und Augsburg mit der ganzen Wucht ihrer Macht bedeuteten. Und plötzlich im späten 15. Jahrhundert fiel diesem Gemeinwesen mit reichlich 4000 Einwohnern das herrlichste Los. Es ist kaum faßbar, wie viele Männer von Glanz und Bedeutung aus dieser Enge in alle Berufe und Landschaften traten. Der Grund war unscheinbar: ein Schulmeister.

Die Stadt liegt an der Grenze des Oberlandes und des Unterelsasses und war so berufen, nach allen Seiten zu wirken und vermitteln. 1452 schenkte der Pfarrer Johann von Werthus der Gemeinde die ersten zehn Bücher, der Grundstock zu der schicksalsvollen, so reichen und unter französischem Regiment so verlotterten Stadtbibliothek. Aus einer einfachen Schreib- und Leseschule war die Anstalt der Stadt herangewachsen, zu deren Leitung um 1450 Ludwig Dringenberg berufen wurde aus dem Ort gleichen Namens bei Paderborn. Zu Deventer hatte auch er studiert und war in Heidelberg Magister geworden. Viel ist von seiner Lehrmethode nicht bekannt, nur muß er seine ganze Persönlichkeit eingesetzt haben. Schulmärlein und Sprichwörter scheinen die

Würze seines Unterrichts gewesen zu sein. Humanist im Sinne der neuen Generation war er keiner, aber er machte seine Schüler dazu. Wimpfeling, Peter Schott, Eitelwolf von Stein waren die berühmtesten. Nach seinem Tode übernahm Crato Hofmann von Udenheim das Regiment, der wie Dringenberg alle Hoffnungen des Unterrichts auf die Persönlichkeit des Lehrers baute. 1501 starb er. Ihm folgte Hieronymus Gebwiler aus Harburg bei Kolmar, der zu Basel Brants Schüler gewesen war. Unter ihm begann die Schule über die Stadt hinauszuwachsen. 1524 ging er nach Hagenau, wohl mit dem Rat entzweit. In seiner Anhänglichkeit an die alte Kirche war er fast ein Typus der reiferen Generation seines Landes. Anders wie Dringenberg und Crato war er Humanist und Schriftsteller im vollen Sinne, Chronist vor allem. Sittenstreng und herb, doch maßvoll für schonende Reformen — wer sah sie damals nicht ein —, hielt er die Stadt Hagenau solange von der Kirchentrennung fern. Latein und Religion waren die Ziele seines Unterrichts. 1519 schrieb er seine libertas Germaniae, als der Franzose eifrig gegen die Wahl Karls V. wühlte. Der Rhein sei niemals Deutschlands Grenze gewesen. Seine historische Kritik hatte nicht immer die Leuchtkraft Meisterlins und so spät noch hielt er an der trojanischen Legende von der Abstammung der Franken fest. Auch habsburgische Familiengeschichte trieb er. Die Panegyris Carolina 1520, das Lobgedicht auf den Kaiser vereinigt alles: die imperialistischen Tendenzen des Stammes, die Zuneigung zu den Habsburgern und die lebhafte gemütvolle Schilderung des heimatlichen Landschaftsbildes. Zwei Schlettstädter waren seine Schüler, Hans Witz — Sapidus —, der nach dem Brixener Oswald Bär 1511 die Leitung der Anstalt übernahm und mit neunhundert Schülern zu höchster Blüte brachte, und Beatus Rhenanus.

Aus Rheinau im Elsaß war der Fleischer Antonius Bild nach Schlettstadt eingewandert. Rheinauer hieß man ihn hier, Rhenanus nannte sich sein Sohn Beatus, der 1485 geboren wurde. Mit ihm, dem Glied der zweiten so reich beglückten Generation, wurde das kleine Schlettstadt eine der geistigen Mächte Alamanniens. Der Bauch des trojanischen Pferdes hätte die Zahl der Schlettstädter Heroen nicht bergen können, scherzte sein Freund Erasmus von Rotterdam. 1503 ging er nach Paris, wo er mit dem Schwaben Hummelberger bekannt wurde. Bis 1527 weilte er in Basel im Kreise des Erasmus, der ihm vor allen anderen seine Manuskripte mitteilte, für den er die Drucke überwachte und förderte. Dann schloß er sich in seine Vaterstadt ein, in glücklicher Behaglichkeit, im Leben schüchtern und ohne festen Tritt, der Gelehrte aus Tiecks Novelle. Das Haus führte ihm die alte Mutter, und kurz vor seinem Tode heiratete er erst. Es fehlte die wärmende Sonne, die in Dalbergs und Pirkheimers und in Mutians Hause leuchtete, die Geselligkeit. Zu Straßburg starb er im Todesjahr dieser zweiten Generation 1547 und wurde in

seiner Heimat begraben. Zu den Führern der kirchlichen Bewegung, Luther und Zwingli, unterhielt er Beziehungen, immer mäßigend und behutsam, 1525 wich auch er zurück. An Hummelberger schrieb er: „Du warst bisher dem Luther geneigt wie alle Guten, welche einsehen, daß die Welt bei dem Zusammenbruche der Regeln der Verbesserung bedürftig sei und der Reform in vielen Dingen, über welche jener Mann in — vielleicht etwas scharfen — Schriften das Volk belehrte. Aber da die Sache zur Raserei und zu widrigen und sinnlosen Streitigkeiten gekommen ist, weiß ich, daß du ein kluges Urteil fällen wirst. Deshalb ist es weniger vonnöten, dich zu ermahnen, dich so vorsichtig und rückhaltend als möglich in dieser beklagenswerten Verwirrung zu verhalten.“ „Stillstand in seiner Auffassung“, wie es diplomatisch genannt wurde, ist das wohl keiner. Er gab die klassischen Texte der alten Historiker heraus und der Kirchenväter und schrieb die Biographie des Erasmus.

Der Humanismus hat zum ersten Mal die Bedeutung der Landschaft und die Grundlagen der Stammesgeschichte für die Erkenntnis der Nation erfaßt. Konrad Celtis verkörperte den Gedanken in poetischer Schönheit, die vielen Städtegedichte und die lokale Geschichtsschreibung der Stadt muß unter diesem Winkel betrachtet werden. Gebwiler, dem Lehrer des Rhenanus, war der Franke und Alamanne alles gewesen, und als Beatus seine deutsche Geschichte schrieb, die rerum Germanicarum libri tres, da stellte er in wundervoller Klarheit die beiden Stämme als Träger des gesamtdeutschen Schicksals dar. Nicht weil sie ihm beide, dem Elsässer, am nächsten standen, er sah in ihnen die alten Rivalen, deren Kämpfe sich bis in die entscheidenden Literaturschlachten des 18. Jahrhunderts fortsetzten. Sorgsam gräbt er die völkergeschichtlichen und geographischen Fundamente bloß; soziale und wirtschaftliche Gedanken locken ihn oft von der Heerstraße seines Buches ab; es ist im Grunde eine Geschichte des Franken und Alamannen. Klarer hat damals keiner gesehen, worauf die Herrlichkeit der Zeit gestellt war, auf die Sonderentwicklung beider Stämme. Ein merkwürdiges Buch, dessen Quelle unerschöpflich strömt. Er zitiert aus Otfrieds Evangelienharmonie, die er 1530 auf einer Gastfahrt zu Peutinger in Freisingen entdeckt hatte. In die gotischen Zacken der Elsässer Stadtgeschichte läuft die Historie des deutschen Volkes aus, und ahnungsvoll und bedeutend schließt er mit Paris.

Der Nuntius nannte Schlettstadt das „Nest besonders schlimmer lutherischer Akademiker“. Wen meinte er doch? Konnte einer treuer sein als Wimpfeling? Und sein Neffe Jakob Spiegel, der einflußreiche Geheimsekretär zweier Kaiser, Maximilians und Karls V. und des Königs Ferdinand I., war sogar der eigentliche Geschäftsträger der Kurie. 1483 war er geboren, studierte in Heidelberg und in Freiburg bei Ulrich Zasius aus Konstanz (1461—1535) Jus. Freiburg gewann auf das geistige Leben Schlettstadts und Kolmars

großen Einfluß. Der Schüler Brants, der hier wirkte, der Schwabe Jakob Locher aus Ehingen, wurde für die Straßburger und Basler ein Pfadbrecher großer Wirkungen. Spiegel, der 1519 in seiner Heimat eifrigen Anteil nahm an der von Wimpfeling begründeten gelehrten Gesellschaft, hatte sich nur anfangs für Huttens deutsche Nationalkirche erwärmt. Bald war er ein eifriger Vorkämpfer der österreichischen Gegenreformation. Auch nach seinem Sturze 1526 bis zu seinem Tode um 1547 genoß er die Gunst seines fürstlichen Gönners. Sein Hauptwerk war das Lexicon juris civilis.

Ein Schlettstädter Schüler, der frühvollendete liebe Matthias Ringmann Philesius, wohl aus Reichsfeld im Unterelsaß, führte in den Humanistenkreis zu St. Dié ins Gymnasium Vosagense. Nachdem er Lehrer zu Kolmar gewesen, starb er 1511. In dem kleinen Städtchen hatte der Kanonikus Walter Lud, der Sekretär des Herzogs René II. von Lothringen, ein Literatenkränzchen zusammengebracht. Ringmann muß man nennen, wenn man an den Elsässer denkt, der liebenswürdig und anmutig die Heimat diesseits der Vogesen mit seiner Seele umspannte, sie hegend und hütend vor fremden Wünschen. Er war der einzige wirkliche Poet der Landschaft. Sein Vogesengedicht ist Poesie, die man mit Wehmut in lateinischer Sprache klingen hört.

Hier wächst lieblicher Wein auf sonnengesegneten Hügeln,
Den man den Elsässer heißt, Elsässer weil von der Jll.
Hier holt Baier und Schwabe den Sorgenverscheucher, ja schier ganz
Deutschland löscht sich den Durst gern in dem süßen Geschenk.
Hier rauscht Moder und Breusch und die Sauer herab aus der Quelle,
Hier fließt Jll, fließest auch du mit dem Dörfchen o Scher,
Aus den Vogesen geschickt in die lachende Matte als Dorfbach,
Der mein väterlich Haus streift in dem grünenden Tal!
Welch ein Ergötzen zu schaun in die Fern' auf den Höhen die Burgen,
Die manch herrlicher Sproß edelsten Blutes behaust,
Wo hoch oben Odilia schläft auf dem Gipfel des Berges,
Sankt Odilia, sie, unser, des Elsasses Stolz.
Heil dir, Wasgau! Heil euch, heimische Berge vor andern,
Reich an Gewässern und doch füllend den Becher mit Wein.

Zu St. Dié traf er 1507 mit Martin Waldseemüller zusammen, mit dem er bereits 1505 in Straßburg Vorstudien für eine Ptolomaeusausgabe gemacht, den er aus Italien mitgebracht hatte. Eben war Amerigo Vespuccis Reisebericht erschienen. Lud gab das Geld und druckte, Basinus Sendacurius übersetzte ihn ins Lateinische, Ringmann steuerte zwei Gedichte bei und Waldsee-

müller Ilacomilus, der Geograph und Kartenzeichner, lieferte die Hauptsache, die geographische Abhandlung und die Karte. 1507 erschien zum ersten Male das Buch, das den Namen des neuen Erdteils nannte, America, es hieß cosmographiae Introductio. Ein erbitterter Kampf entstand — der Erfolg war ungeheuer gewesen — um das literarische Eigentum, bis Waldseemüller 1509 zu Straßburg in einem Neudruck sein Recht unzweifelhaft feststellte. Durch Lud gedruckt und empfohlen ging Ringmanns originelle pädagogische Schrift aus, die Grammatica figurata 1509. Jeder Redeteil wird durch eine Karte bezeichnet, das nomen, weil er das Wort führt, durch den Pfarrer, das pronomen durch seinen Stellvertreter, den Kaplan, das masculinum durch einen Knaben. Denkt man an Murner und sein Kartenspiel, an Fischarts Verkleidungen und die Mystik, so leuchtet einem die aberteuerliche Symbolfreude des Elsässers ein.

Schlettstadt war eine Schulheimat und doch wurde vor 1531 nur zweimal und von Fremden Komödie gespielt. Erst seit diesem Jahre, als Veit Kopp Rektor wurde, regte sich der Spieleifer. Schlettstädter Bürger führten am weißen Sonntag 1540 Thiebold Garts Josef auf, eine literarische Tat von größter Bedeutung. Der Schlettstädter Gart und der Kolmarer Wickram, beide von den Schweizern beeinflußt, verknüpfen im Drama die beiden Städte zu einer Einheit. Garts Stütze war das Stück des Amsterdamer Cornelius Crocus 1536. Dieser Josef war das Drama der sündigen Liebe, nach Gottfried von Straßburg ein Thema von ausgeprägter landschaftlicher Färbung. Was wenige trafen, ist Gart vorzüglich gelungen, die Zeichnung des Charakters und der Stimmung. Ein Meisterstück war der Monolog der Sophora:

> Brief', Brief', die müssens machen kund,
> Kein bessers möcht ich han erdacht.
> Er kommt, o weh, die Tür, die kracht,
> Er ist's, ich wag's und sollt' ich schon, —
> Eia, meins Herzens höchste Kron,
> Du bist's, nach dem mein Herz verlangt,
> An dir mein Leib und Leben hangt.

In Kolmar fehlte dem lebendigen Sinnbild, das die Stadt vertrat, die lebhafter abgestimmte Umgebung, ein Einzelner und keine Mitspieler. Außer Martin Schongauer 1450—1491, dem Maler der Madonna im Rosenhag und dem Übersetzer Hieronymus Boner saß keiner am Steuer. Jörg Wickram war ein natürlicher Sohn des Kolmarer Obristenmeisters Konrad Wickram, um 1505 geboren, 1546 Bürger der Stadt und in ihrem Polizeidienste. Er scheint höher und größer als er ist, weil ihn nichts umgibt, weil seine Mit-

arbeiter unsichtbar und namenlos über die Bühne huschen, und wie die Dinge sich von ihm gefügt emportürmen, glaubt man fast an eine Wunderkraft seiner Hände. Er scheint eine Literatur in all ihren Gattungen künstlich zu schaffen, wie man Häuser baut und Vereine gründet. Die bewußte dichterische Kraft, die weiß, was sie will, die diese Generationen beherrschte, wird an ihm vor allem deutlich.

Als Regisseur und Schauspieldichter ist er den Nürnbergern verwandt, als künstlicher Schöpfer des Meistergesanges hat er niemanden neben sich. In Nürnberg und Augsburg war das Meisterlied die natürlichste Sproßform eines längst gereiften wirtschaftlichen Milieus, in Nürnberg zünftig bis zum Ausgange, in Augsburg mit dem Humanismus verknüpft und in dramatischer Umbildung. Der Kolmarer Meistergesang war der Ausdruck eines persönlichen Willens, eines Einzelnen, wie Dichter bewußt ein Volkslied schaffen wollen. Mit seiner Gründung ging Wickram von Schlettstadt aus und von Freiburg. In der Kolmarer Schwesterstadt kaufte er eine Meisterliederhandschrift, die später so berühmte Kolmarer, und 1546 hielt er die erste Singschule. Die Formen übernahm er von Freiburg. Der Stiftungsbrief der dortigen Gesellschaft stammt aus dem Jahre 1513. Jedes Jahr gab es „zwey gemeine Hauptsingen" im Predigerkloster, das eine am Tage Johannes des Evangelisten, das andere am Pfingsttage. Der Jahresbeitrag war sechs Pfennige. Das Eigentum, das die Zunft 1631 besaß, mag auch für Kolmar ein Bild geben. „Zwen gemalte Umhang mit sampt zwain isenen Stenglin, wie mans beim Meistergsang in dem Gewerkht verhangen thut. Item der Singstuell, wie man darauf sitzt, wenn man singen thut. Item ein Schuellbrief, wie man die Meistersinger auf die Singschul laten thut. Item ein pergamentin Ordnung, wie sich die Meistersinger zu verhalten haben. Item ein Abriß von den Taflen, wie sie vor Unser lieben frowen Münster vor dem Wahrzeichen (einem Teufel, der gegen ein Kreuz die Hände aufhebt und betet), wenn man ein Singschuel hat gehalten, aldorten auf gehängt worden. Noch mangelt: die Bibel und die silbern übervergüldete Kron." Aus Freiburg entlieh sich nun Wickram 1549 geistliche Meisterlieder von Hans Sachs und schrieb im selben Jahre die Tabulatur und Singschulordnung nieder. Zugleich lief vom Rat die Bestätigung ihrer Verfassung ein. Schullieder sind von ihm keine erhalten, aber seine Versbücher stehn alle unter ihrem Einfluß, zumal das eine Lied im Goldfaden.

Groß leyd und Schmerz hat mir das Herz
Vor einem Jahr beladen.
Zu diesem Jahr hat mir fürwahr
Von rotem Gold ein Faden

Alls Leid zerstört und gar verkehrt
Mein Trauern und mein Scherzen.
Bin ganz fröhlich, drum jetzund ich
Will singen, springen, scherzen.

Die dramatischen Grundlagen der Stadt bieten nicht viel Charakteristisches. Der Schülerbischof am 28. Dezember, das Fest der Schuljugend war im ganzen Elsaß üblich. Die Handwerker führten Schwerttänze auf und am Martinstage die Bürger bewaffnete Umzüge. Die Krämer und Schreiner hatten ihre Spiele, Fronleichnams- und Passionsstücke wurden gegeben, seit 1540 deutsche und lateinische Schulkomödien. Aus den umliegenden Ortschaften führten seit 1521 junge Bürger Dramen auf, 1443 ist ein heiliger Georg, 1519 ein verlorener Sohn, 1521 ein Hildebrand und Tannhäuser bezeugt. Die lokale Blüte brachte erst Wickram. Hier stand er im Lichtkreis Basels und Nürnbergs, eigentlich nur Nürnbergs, denn Gengenbach stammte ja aus der Reichsstadt. Nach diesem brachte er 1531 seine Bearbeitung der zehn Alter zur Darstellung, im folgenden Jahr als Fastnachtsspiel den Stoff von Hans Sachsens Hofgesind Veneris, den getreuen Eckart. Das Grundmotiv, die wilde Jagd, weist auf Bergalamannien, in die fünf Orte, wo die Sage lokalisiert war. Das Narrengießen 1537 stand unter Straßburger Einfluß, wo der Narr wie nirgends die Literatur beherrschte. Die Narren nehmen ab, meint er, und er schafft dem Helden einen Meister, der neue gießen kann. Verschiedene Toren treten auf, die Näherin gibt jedem seine Kappe, der Buhler hat den Vortanz. Sein verlorener Sohn wurde 1540, sein Tobias zehn Jahre später gespielt.

Im Elsaß auf den alamannischen Vorbergen war in der höfischen Zeit der Roman geschaffen worden, nicht das Epos, das figurenreiche, das auf breiten Wogen Lebensschiffe ohne Zahl dahertrug, sondern die persönliche Geschichte des Einzelnen, seiner Seele, seines Ausgangs. Der Vers war nur das Kleid eines Jahrhunderts, das alles reimte. Jetzt kam wieder ein Alamanne, wieder ein Elsässer. Der ließ Reime und Verse fallen, und wo das 15. Jahrhundert sich noch an französische und lateinische Quellen geklammert hatte, da schritt er entschlossen ins Freie, zu selbständiger Erfindung, eine Tat, die ebenso kühn und groß war, wie der Mut von der Einzelstrophe zur ersten Strophenkette. Zwei Fugen weist seine Schöpfung auf: die eine schloß an den Geist des 13. Jahrhunderts an, die andere an die Generation der Ethiker und Dramatiker seiner Zeit. 1539 erschien ohne seinen Namen zu Straßburg der Ritter Galmy, wie es die alamannischen Dichter der höfischen Zeit liebten, ein Motiv der Weltliteratur, die Geschichte einer unschuldig verfolgten Frau, die durch einen Ritter vom Feuertode gerettet wird. Wimpfeling hatte 1470

Der Goldtfaden.

Ein schöne liebliche vnd kurtzweilige Histori von eines armẽ hirten son/ Lewfrid genant/ welcher auß seinem fleißigen studieren/ vnderdienstbarkeyt/ vnd Ritterlichen thaten eines Grauen Tochter vberkam/ allen Jungen knaben sich der tugendt zůbefleissen/ fast dienstlich zů lesen/ Newlich an tag geben durch Jörg Wickram von Colmar.



Getruckt zů Straßburg bey Jacob Frölich.

Jörg Wickram, Der Goldfaden. Straßburg 1557.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Wie Hirt Erich seines Viehes hůt/ vnd ein grosser Lew teglich zů jm vnd sein vieh kam/ dem aber gar keinen schaden thet/ allein wie ein ander zammer hund das halff verhůten.



ES ist gewesen vor vilen vñ langen Jarē in dē künigreich Portugal ein armer man mit namen Erich/ welchē Got in seiner armůt mit vil kindē/ Sön vñ Töchtern begabet die selbigē kind aber Got mit wunderbarer schöne an die welt kommen ließ/ so das gemelten Erichen aller arbeit/ angst vnd armůt gar nit beschweret/ dañ so bald er von seiner arbeit des nachtes heym zůhauß kam/ legt er von jm sein bickel vnd hawen/ nam zů jm seine jungen vnd schönē kinder/ schimpffet vnd schertzet mit freuden mit jn/ als wann er den gantzen tag keiner arbeit nie gepflegen. So bald auch seine kinder etwas erwůchsen/ begerten sie von jm die reichen Kauffleut/ die wur

 den

in Heidelberg in seiner Erzählung Philopertus und Eugenia denselben Stoff gestaltet. Das Freundschaftsmotiv, das die Alamannen wiederholt behandelt hatten, ist eingeflochten, höfisches Detail in sauberster Ausführung behandelt, das 16. Jahrhundert in den Wegspuren des 13., und der Romantiker Fouqué 1806 übermalte noch einmal das alte Bild. Realistischer, doch desselben Geistes und von Boccaccios Sonne durchleuchtet, brachte der Gabriotto 1551 die Historie von der brennenden Liebe zwischen vier Personen. Ein Kolmarer Jugendschicksal, ein gescheiterter Jüngling, schwebte ihm im Knabenspiegel vor, 1554, einer moralischen Geschichte, die ethische Kontraste mit sozialen gleichstellt, das wirksame Exempel vom bösen faulen Reichen und dem guten fleißigen Armen, der emporsteigende Bauernsohn und der sinkende Rittersprößling. Hätte sich Hans Sachs durch einen solchen Vergleich seiner Welt mit der ritterlichen beunruhigen lassen? Das war ein köstliches Stück elsässer Stimmung, der demokratischen Landschaft, die im Herzen den Ritter niemals loswurde, der Landschaft Gottfrieds, der die Lippen spöttisch gekräuselt, doch süß und entzückend fand, was er nicht eigentlich zu lieben vorgab. Erschütternde Gegenwart war diese Dichtung Wickrams doch, denn so stiegen und sanken damals die Schalen des sozialen Lebens. Er hat das Buch auch dramatisiert.

1554 kam er als Stadtschreiber nach Burgheim. Wilhelm Scherer schildert das Städtchen: „Es liegt am Abhang einer mäßigen Anhöhe, ein ganz kleines stilles Nest, aber mit Trümmern einer stattlichen Burg, zu deren Füßen einst der Rhein unmittelbar vorüberfloß; auch das Städtchen selbst ist jetzt gleichsam trocken gelegt; aber das Rathaus und andere Spuren des Renaissance erzählen von besseren Zeiten." Wickram ist hier trockener geworden, seine Bücher geben keinen Saft mehr. Die schrecklich langweiligen Sieben Hauptlaster 1556, das Losbuch, der Dialog von der Trunkenheit, der Versroman, der irrereitende Pilger 1556 gedruckt, eine Reisegeschichte, im Eingangsdialog vom Ackermann aus Böhmen beeinflußt. Schon die Metamorphosenübersetzung 1545 nach dem Buche Albrechts von Halberstadt war ein mißglückter Versuch. Ein Zoll an die Schwankfreude der Zeit ist sein Rollwagenbüchlein, das Anekdoten, vielfach nach wahren Begebenheiten und zumeist im Elsaß lokalisiert, erzählt. Die Geschichte von guten und bösen Nachbarn 1555 spielt in Portugal wie die wunderlich romantische Erzählung der Goldfaden, 1554 begonnen, 1557 vollendet. Wie der Hirtenknabe Küchenjunge bei einem Grafen wird, für seine Tochter Angliana heiß wird und zum Zeichen seiner Liebe sich einen goldnen Faden in die Wunde der Brust heilen läßt, die er sich geschnitten, ihn nach Jahr und Tag wieder herauslöst und das Fräulein gewinnt, das mag absonderlich dünken, aber ein Goldfinder wie Brentano hat in dieser Geschichte die hellste Lauterkeit entdeckt.

An Wickram ist alles alamannisch: die Stätte des Anschlusses an die Vergangenheit und der Entwicklung, der Roman, die Motive, die Gesinnung. Daß zwei Städte wie Schlettstadt und Kolmar mit so verschiedener Kultur sich so eng im Raume drängten, läßt den Reichtum dieser Landschaft ahnen.

3.

Die fünf Orte.

Für die ursächlichen Beziehungen zwischen Stamm und Landschaft und zwischen allem, was das Leben formt, Gemeinde, Gesellschaft, Kultur und Literatur gibt es in der Geschichte des fränkischen und alamannischen Stammes nur ein Beispiel, das mit der Beweiskraft unmittelbarer Anschaulichkeit wirkt, die Landschaft der Waldstätte, die fünf Orte, geographisch das Herz der Schweiz und politisch der feste Punkt, um den sich die Kristalle der Kantone ansetzten. Überschlagen kann man dieses Kapitel nur, wenn man Dichter und Dichtungen, losgewirbelt aus Raum und Zeit, nach den Schemen architektonischer Stilfreude zusammenbaut. Für die Erkenntnis der Stammesgesetze bedeutet der Vierwaldstättersee die Grundlage, von der man am sichersten auszugehn hätte. Der politische Aufbau der Schweiz zeichnete der literarischen Entwicklung die Wege vor: hier am See der Kern, im Westen und Osten Bern und Zürich an der Spitze verschieden gearteter Gruppen, im Norden Basel, das sich erst aus seinem Zusammenhang mit dem Elsaß und dem Reiche losreißen mußte. Zwischen Bern und Zürich spielte das Pendel hin und her und fand in den fünf Orten seine Rast, von Norden her mußten die neuen Kräfte erst gebunden werden.

Der Zusammenschluß der acht alten Orte um Uri, Schwyz und Unterwalden scheint nur revolutionär. In Wirklichkeit war es ein Ringen und Siegen der meist unfreien Leute, um aus der staufischen Auflösung durch Verträge und Zugeständnisse sich den wachsenden Landesherrn zu entziehen. Die Sage drängte die langsame Folge in eine einzige Tat zusammen. Der Mann, der Luzern und mit der Stadt der ganzen Landschaft in dieser Zeit ein äußerliches persönliches Symbol schuf, war Rennwart Cysat 1545—1604, der Stadtsekretär und durch 50 Jahre Beherrscher des kleinen Staates. In so primitiven Verhältnissen war das Volk der Urzeit näher. Der politische Führer war noch alles, der Dichter des Gemeinwesens, Leiter ihrer Feste und Spiele, Hüter ihrer Sagen, ihr erster Sprachforscher. Ein Vielseitiger, denn er war ein Italiener, dessen Vater eingewandert war, ein Mailänder aus dem Geschlecht de Cesati. Er konnte Latein, Französisch, Italienisch, etwas Griechisch,

legte ein mehrsprachiges Wörterbuch an und hinterließ in seinen handschriftlichen zwanzig Foliobänden Kollektaneen die Summe des Wissens, das sich auf die Landschaft bezog. Cysat war der erste Schweizer Sagenforscher. Mit dem geheimen Schauer ursprünglichen Volkssinns zeichnete er alles auf, was jenseits des Sichern und Klarverständlichen an Mythen und Geheimnissen webte. Die Landschaft hatte im Pilatus und in der Tellsage ihr Verhältnis zur Natur, fernste Vergangenheit und den Ursprung ihres Gemeinwesens dichterisch gestaltet, urgermanisches Gut mit diesem engsten Raume verknüpft. Hier war der wilde Jäger, die Wuotissage, die von ruhigem Umzug der Geister unter hellen Musikklängen erzählte, lokalisiert, und Cysat hielt die zerflatternden Nebelgebilde zusammen. Wie das Volk unerschütterlich beharrlich an den Traditionen seiner Kraft festhielt, an seiner Verfassung, seinem alten Glauben, seiner alten bodenständigen Literatur, so erhielt sich der Staat getreulich als Symbol seiner Stäte die ererbte Sprache. Bis 1300 verblich der Glanz der althochdeutschen Lautformen nicht, die mittelhochdeutschen überdauerten das ganze 16. Jahrhundert. Erst um 1550 machte die Kanzleisprache leise Zugeständnisse an die Mundart. Durchgreifenden Wandel vermochten auch die überrheinischen Stadtschreiber nicht zu schaffen, die zu Zeiten im Dienste des Staates tätig waren. Das Hochdeutsche drang erst 1600 ein. Schulmeister und Drucker hatten keinen Einfluß. Nach dem kurzen Abenteuer der ersten Presse 1526—1529, die Murner im Luzerner Barfüßerkloster betrieb, und die nicht allzu ergiebig arbeitete — es endete mit seiner Flucht — ließ die Stadt zumeist im nahen Freiburg arbeiten.

In dieser Landschaft wird es klar, warum die Berge die Heimat des deutschen Dramas waren. Stammestum und Heimat sind als die gattungbildenden Urelemente anzusehen. Beim Baiern trafen beide zusammen und schufen die Grundlagen für das Volksstück. In der Schweiz war es nur die Landschaft allein. Das alamannische Stammestum an sich war nicht der Träger des Spieltriebes. Es müßte doch einen großen Dramatiker gebildet haben. Hier waren es nur die Berge, durch die sich dramatische Formen entwickelten. Es fehlte der innere Drang des Stammes, der den Baier immer wieder zu neuen Problemen anregte und neue Formen finden ließ. In der Ebene gibt es kein Panorama, keinen Hintergrund. Nur das Gebirge konnte den Sinn entwickeln, den Blick dafür, eine Handlung von sich wegzurücken in eine gewisse Ferne, auf einen erhöhten Punkt, um ihr von der Höhe aus zuzusehen. Die Ebene lehrt den Menschen niemals gruppieren; die Stimme verhallt, das Interesse verfließt in die Weite. Aber in den Bergen schließt sich die Seele zu zum Schauen und zur Sammlung, das Auge haftet, die Stimme greift an und setzt sich fest. Hier ist alles Bühne und Gruppe. Die Erfahrung zeigt nun einmal das Drama in den Alpen zusammengedrängt von Wien bis

Bern, wir haben nur die Gründe zu finden. Warum schloß man sich hier nicht in Höfe und Gärten ein? Der wunderbarste Hintergrund türmte sich überall auf, ein feierliches Wallen durch diese Landschaft oder ein fröhliches Schweifen in bunter Verkleidung, die Szene war da, das Drama fertig. Und die Einsamkeit des Menschen. Von Berg zu Berg riefen sie sich zu und sangen sich Wechselstrophen; so fing der Dialog an für dieses Drama. Das Lied hat immer und überall das Drama beeinflußt, sogar in Nürnberg und Augsburg der Meistergesang, bei den Griechen wie bei den Germanen. Nur war in den Alpen alles bestimmt durch Ort und Gelegenheit. Der Germane strebte der Naturbühne zu und der Ostpreuße Gottsched, der niemals einen Berg gesehen, zwang dem Deutschen die französisch verbildeten hellenischen Formen auf. So sehr der Alamanne in den Literaturschlachten des 18. Jahrhunderts siegte, ihm fehlte die innere Begabung zum Drama, der Einfluß der Landschaft war nicht stark genug, den germanischen Drang nach einem freien offenen Schauplatz durchzusetzen. Sein Sieg war weniger als ein halber. Der berufene Stamm, der Baier, aber ging ja seinen eigenen Zielen zu.

Das älteste Osterspiel stammt aus dem Kloster Muri vom Anfang des 13. Jahrhunderts, das Weihnachtsspiel geht in Einsiedeln noch ins 12. Jahrhundert zurück. In Luzern haben sich die alten Formen dauerhaft erhalten, weil die Landschaft durch den traditionsfeindlichen Sinn der Kirchenbewegung nicht am Fortbau gehindert war. Seit 1450 stellte die Bürgerschaft regelmäßig solche Spiele dar. Sie waren eine Staatsangelegenheit wie in Hellas. Es bildete sich eine eigene Gesellschaft seit 1470, „Bekrönung unsers Herrn", die alle fünf Jahre zu Ehren der fünf Wunden Christi ein geistliches Drama gab. So waren wie in Griechenland Religion und Staat in öffentlicher Kunstübung verbunden. Die Stadtschreiber waren die amtlichen Regisseure. 1494 inszenierte Matthias Gundelfinger eine Grablegung, die stellenweise an die hessische Form anklang; 1538 wirkte Hans Salat, 1545 Zacharias Bletz, 1571 Hans Kraft, 1583 Cysat. Der Spielleiter hatte zu soufflieren, und Cysat schrieb sich in seine Rolle ein, wo und wann er die Spieler hatte auftreten zu lassen. Die Ausgaben trugen Rat und Bürgerschaft, und sie waren bedeutend genug bei dem Prunk, den man trieb. 156 Musikanten waren 1583 tätig; die Schauspieler hatten oft zwölf Stunden zu arbeiten. Der Schauplatz war der heutige Weinmarkt, die Bühnen wurden an die Häuser angebaut. Die letzte Aufführung fand 1616 statt, dann zog das Jesuitendrama ein. Von 1545 bis 1616 wurde im wesentlichen derselbe Text gespielt, 12 000 Verse, die das ganze Heilswerk umfaßten, Adam und Eva, das alte und das neue Testament, geschlossen wurde mit Pfingsten. Tanz und Gesang waren eng verknüpft. Die Juden singen zum Opfer vor dem goldenen Kalb „etwas hupfende mit Reigen":

Hiber, Heber, gabel, gobel,
Wir opfernd Cuonz von Tobel
Kyrion und Ueberwitz
Cuculus und Spillenspitz,
Nesplenstein und Flügenbein,
Haselnuß und Löchli drinn,
Das mag wol sin ein schlechter Gwün.

Das Priamel klingt unzweifelhaft wie in Nürnberg durch. Berühmt war die zweitägige Aufführung, die Cysat 1583 leitete. Vor allem stofflich und im Anschluß an die lokale Legende stufte sich das geistliche Drama nach dem Milieu der einzelnen Ortschaften ab. Nikolaus von der Flüe 1417—1487 aus Sachseln in Unterwald ob dem Wald, der sich 1476 in die Wildnis des Ranfts zurückzog, war eine Lieblingsfigur. In Luzern dirigierte Jakob Wilhelm Ritz 1572—1606 drei Heiligenspiele. In Einsiedeln wurden die Wunder des heiligen Nikolaus von Mira dramatisiert und durch Felix Büchser 1576 ein Sankt Meinrad gegeben, in Zug eine Kreuzerfindung und beim Bau oder bei der Einweihung der Sankt Oswaldkirche das Leben des Heiligen in 8000 Versen. An der Entwicklung dieser fünf Orte, nicht Berns, nahm Freiburg im Uichtland teil. Hier spielte die Bürgerschaft 1544 an zwei Tagen einen Daniel im engsten Anschluß an die Bibel.

In Uri entstand aus Volksliedern um 1520 das Tellenspiel, das zu ähnlichen Hoffnungen berechtigte wie die nationalen Stücke zu Sterzing. Der erste Teil war episch, drei Herolde erzählten die Fabel. Eine ethnographische Einleitung berichtet von den Anfängen des Volkes. Mit dem Auftreten des Landvogts setzt dann die Handlung ein und läuft in dem bekannten Rahmen der Sage ab.

Auch das Fastnachtsspiel ging von lokalen Gebräuchen aus. Es gab einen tollen Spaß zur Fasching, wenn den Luzernern ihr lustiger Bruder Fritschi, eine Strohpuppe, gestohlen wurde. „Giritzenmoosfahrten“ wurden heimlich veranstaltet und alten Jungfern zum Spott Spiele aufgeführt. Noch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt das älteste Luzerner Stück. „Der kluge Knecht“ und hat in der Form schon viel von der Nürnberger Posse voraus, nicht zum geringsten die Akteinteilung. Wie ein Advokat einem verschmitzten Preller rät, vor Gericht sich stumm und albern zu stellen und eben damit am Ende selber um seinen Lohn betrogen wird, Schwindeleien, Gerichtsszenen waren hier wie überall der beliebte Stoff. Neben andern Fastnachtsspielen brachte Bletz 1546 eine Dramatisierung des Volksbuchs „Markolfus“ zur Aufführung.

Im Drama erschöpfte sich die ganze Literatur des Ländchens. Nach den Traditionen der alten Schlachtliederdichter besang der Luzerner Stadt-

schreiber Nikolaus Schradin 1499 den Schwabenkrieg. Die Glaubenskämpfe fochten die fünf Orte mit dem Streitkolben aus, ein einziger griff zur Feder: Hans Salat, 1498 zu Sursee geboren, ursprünglich Seiler, dann Wundarzt, in den italienischen Feldzügen Schreiber und Luzerner Kanzleisekretär. Er war gewiß kein sanfter Gesell, aber viel Gehässigkeit und Verachtung haben sein Bild vergröbert. Er war der Journalist der katholischen Urkantone. Seit 1552 verschwindet er. Pamphlete, Geschichte, Lieder und Dramen, alles schrieb er. Sein verlorener Sohn 1537 ist selbständig, von keinem der einflußreichen Stücke bewegt. 1531 im Jahr der Kappeler Schlacht griff er in dem Spruchgedicht Tanngrotz — das Tannenreis war das Abzeichen der fünf Orte — in die religiöse Bewegung ein. Fein ist er nicht, aber wer konnte in dieser Zeit den ersten Stein auf ihn werfen? Zwingli war arg beschimpft und Heinrich Bullinger antwortete von Zürich her mit seiner Schrift „Salz zum Salat". Die Reformationschronik schrieb er 1536, und im folgenden Jahr bearbeitete er das Prosavolksbuch vom Bruder Klaus. Der Schöpfer der Schweizer Chronik Ägidius Tschudi 1505—1572 aus Glarus gehörte seiner Gesinnung nach den fünf Orten an. Er versuchte die seltsame Tat, die Sagen von der Gründung der Eidgenossenschaft mit den Urkunden zu kombinieren, ein Geschichtsdichter wie mancher unter den Humanisten. Daß Dichter aus seinem Buche schöpften, sollte nicht das vornehmste Lob sein, das man ihm immer anhängt.

Nicht glänzende Formen und überragende Wirkungen machen die Literatur dieses Ländchens zu einem Einzelkapitel von intimem Reiz, sondern Tüchtigkeit und Gesinnung und die unvergleichlich geschlossene historische Einheit. Gesteine und Pflanzen studiert man an tadellosen Exemplaren.

4.

Bern und Zürich.

Im System der Schweizer Kantone bedeuteten Bern und Zürich die Pfeiler, die Widerstrebendes zum Gewölbe zusammenpreßten. Als die ostalamannische Vormacht am 1. Mai 1351 mit den Waldstätten das Bündnis schloß und die Führerin der burgundischen Eidgenossen am 6. März 1353, war eine Fülle fruchtbarsten, gegensätzlichsten Lebens auf engem Raum zusammengedrängt. Die Urkantone, das starre Prinzip ländlichen Freiheitssinnes, Zürich die emporgewachsene alamannische Stadt wie die Gemeinwesen des Elsasses und dennoch auf vernünftigen Ausgleich zwischen Stadt und Land angewiesen; Bern, aristokratischer, konservativer nach seiner Herkunft, riß die

ganze Westschweiz mit in den Bund und gewann sofort maßgebende Bedeutung durch das kühlere besonnenere Wesen seiner Politik gegenüber dem unbändig vorwärts drängenden Osten. In der Kirchenbewegung freilich schienen beide Städte ihre Rolle getauscht zu haben. Doch das lag daran, daß die Frucht in beiden Landschaften nicht zur gleichen Reife gediehen war.

Literarisch sprach sich die Stellung Berns an der Grenze deutscher und romanischer Art ähnlich wie im Elsaß durch stärkere Pflege des Romans aus. Schon Thüring von Ringoltigen, geboren um 1412, Mitglied des Rats und Schultheiß zu Bern, übersetzte 1456 die Geschichte von der schönen Melusine aus dem Französischen und Wilhelm Ziely, seit 1502 Mitglied des großen Rats, war ein eifriger Vermittler wälscher Erzählungen.

Ein Romane führte die Stadt, Niklas Manuel, der natürliche Sohn eines Alemann, der aus Chieri bei Turin eingewandert war. Das erklärt vielleicht, daß er der einzige Renaissancemensch in Deutschland ist, den man mit den Maßen der allseitigen Großen Italiens messen kann. Ein Kind der Liebe wie seine Mutter. Als Maler war er ausgebildet und schuf von 1520 an den Totentanz im Predigerkloster, kam 1512 in den großen Rat und wurde der Staatsmann seiner Heimat, baute das Netzgewölbe im Chor des Berner Münsters, schlug die Schlachten von Novarra und Bicocca mit, und 1522 wurde er zum Dichter. 1528 trat er in die Berner Staatsregierung ein und verkörperte die friedliche besonnene Politik des Kantons. Nachdem er die Stadt dem neuen Glauben zugeführt hatte, starb er noch vor der Kappeler Schlacht 1530, etwa 47 Jahre alt. Die Verse zu den Totentanzbildern und das kraftvolle Bicoccalied 1522 waren das erste, was er versuchte. Im selben Jahr wurden seine beiden Fastnachtsspiele gegeben: vom Papst und seiner Priesterschaft und von des Papstes und Christi Gegensatz. Nur noch ein zweites Mal hat sich so viel Haß in dieser Zeit von der Seele gelöst, bei Naogeorgus. Bürgersöhne führten beide Stücke in der Kreuzgasse auf, 1524 wurden sie gedruckt und immer neue Auflagen unter die Massen geworfen. Die Schönheit war an die Straße verkauft; das Spiel vom Ablaßkrämer 1525 schürte die verderbliche Stimmung weiter und das Gespräch Barbali wandte sich gegen die Nonnenklöster, denen doch Alamannien eine Literatur süßester Worte verdankte. Es ist mehr naiv, fast komisch, wie das elfjährige Mädchen die Bibel studiert und die Schriftgelehrten schlägt. Ein Gegenstück zum zwölfjährigen Jesus im Tempel? Die Parodie liegt näher.

Die Stadt trieb immer rascher der Revolution zu. Lokale Verhältnisse waren schuld. Die traurigen Zustände im Dominikanerkloster und der unfaßbare Jetzerhandel, der ganz Deutschland in Aufregung brachte, machten ganz gegen alamannische Art die Kirchentrennung hier gewaltsamer und stürmischer als in Zürich, Basel oder Straßburg. Das Berner Religionsgespräch

1528 entschied. Vadian führte den Vorsitz, Manuel wirkte als Herold, Zwingli griff ein. Der ganze Grimm der Neuerer brach in der Literatur auf. Die Krankheit der Messe, ein Dialog in Prosa, gehört zum Furchtbarsten, was die Söhne vom Glauben ihrer Väter schied. Barocke, abenteuerliche Allegorien. Eine Wonne am Niederreißen, die einen unheimlich anmutet; das Gefühl für seelischen Schmerz, für alles, was noch immer, nicht dem schlechtesten Teile der Eidgenossen teuer war, scheint verloren. Das Testament der Messe trieb die Orgie bis zum Wahnsinn. Das waren Fieberschauer, kein gesundes Lachen mehr. Manuel erwachte bald, wenigstens der alte Künstler in ihm. Nach dem Schluß der Disputation wurden die Altäre aus dem Vinzenzmünster gerissen, die Bilder verbrannt, Gold und Silber der Kirchengeräte eingeschmolzen und noch 1528 warf der Dichter die Klagrede der armen Götzen aufs Papier, schwankend zwischen Zorn und Mitleid, nur noch ein halbes Lachen, fast ein schmerzliches Bedauern. Das Fastnachtsspiel Elsli Tragdenknaben ist das einzige Stück Manuels ohne Tendenz und konfessionellen Hader, eine derbe Kultursatire, gruppiert um die übliche Gerichtsszene. Sein Sohn Rudolf Manuel 1525—1571 hatte das meiste vom Vater geerbt, neben der Kunst der Linie das frische freie Schildern urwüchsigen Lebens. 1548 entstand sein Fastnachtsspiel vom edlen Wein und der trunkenen Rotte von Brant und dem Vater beeinflußt, das Vorspiel der Lebenskomödie Fischarts.

Der dramatische Einsatz der Stadt war zu stark gewesen, als daß die Generation von dieser Melodie losgekommen wäre. Hans Rüte aus Solothurn erwarb das Bürgerrecht und wurde Kanzlist, 1531 kam er in den großen Rat. Nur einmal begab er sich ganz unter Manuels Einfluß „Vom Ursprung und Ende heidnischer und päpstlicher Abgötterei". Dann wandte er sich ausschließlich biblischen Stücken zu. Sein Josef wurde 1538 gespielt, die dritte bedeutsame Staffel nach Majors und Greffs Jakob 1534 und dem Josef des Cornelius Crocus von 1536. Ganze Partien hat er aus dem Stück dieses Amsterdamer Jesuiten übersetzt. Gedeon 1540 und Noe 1546 waren für große zweitägige Aufführung berechnet und brachten schon gereimte Ethnographie und Stammbäume. Geschichtlich vermittelten sie den Anschluß an die Schweizer Naturbeschreibung des 18. Jahrhunderts. Jakob Funkelin stammte aus Konstanz, wirkte in Biel und starb 1565. Berühmt wurde er als Regisseur; er war es, der 1552 mit Schüleraufführungen begann; doch kam er selten über ein bloßes Bearbeiten fremder Stücke hinaus.

Zürich, das alte Turicum, dann eine Burg der fränkischen Könige, erwuchs aus dem von Karl dem Großen gegründeten Großmünster, und dem Frauenmünster, das Ludwig der Deutsche geschaffen hatte. Aus der Burg mit ihren unfreien Reichsleuten und der Markgenossenschaft freier Alamannen am Zürichberge setzte sich die Bevölkerung zusammen. Die Herrschaftsrechte

übte die Äbtissin des Frauenmünsters aus. Schon im 12. Jahrhundert bestand ein Rat, im 13. wurde die Stadt unmittelbar. Sie war gut österreichisch. Rudolf von Habsburg war ihr Feldhauptmann gewesen, sie lehnte sich stets an das Fürstenhaus an und begab sich 1313 unter seinen Schutz. Die Zünfte fanden beim Rat hartnäckigen Widerstand. Da trat Rudolf Brun aus einem alten Ratsgeschlecht an die Spitze der Handwerker und setzte 1336 die Änderung des Regiments durch, wurde Bürgermeister und gebot als Diktator. Die Stadt kam in Verwicklungen ohne Ende, überwarf sich mit den Habsburgern und schloß sich endlich in höchster Not den Bünden an. Zwanzig Jahre später erhielt sie ihre reine demokratische Verfassung. Es war der typische Weg zur Freiheit, den die alamannischen Städte zu gehn hatten. Methodischer, alamannischer vollzog sich auch die Kirchentrennung im Gegensatz zu Bern. Ulrich Zwingli war ein Toggenburger, 1484 geboren, hatte in Wien und Basel studiert, war mit Heinrich Loritti Glareanus befreundet, Pfarrer zu Glarus und 1515 Leutpriester in Maria Einsiedeln geworden. 1519 trat er in Zürich am Großmünster ein, damit begannen die kirchlichen Kämpfe. Die Urkantone traten schroff für den alten Glauben ein, alles drängte aufs Schlachtfeld; noch hielt Bern mäßigend und in politischem Weitblick die Katastrophe auf, bis 1531 die katholischen Orte bei Kappel das Schicksal der Schweiz durch ihren Sieg entschieden. Zürich verlor die Führung und den Führer, Zwingli fiel, die Urkantone gewannen den Reformierten wertvolle Stücke ab. Rückgängig war die Bewegung freilich nicht zu machen. Der Abendmahlstreit mit den Wittenbergern hatte bewiesen, daß die alamannischen Landschaften in Zwingli auch in der kirchlichen Frage ihre eigenen Wege gehn wollten. Die Züricher Bibel sprach den Drang in der Literatur aus. Luthers Buch war 1524 sofort dreimal gedruckt worden, doch schon in dieser Fassung sprachlich streng alamanniert. Die Züricher gingen, Leo Jud als Führer voran, selbständig an eine eigene Bibel, stützten sich unabhängig von Luther auf den Urtext, wenn sie sein Werk auch vergleichend herangezogen, und 1531 kam die Übersetzung völlig abgeschlossen, noch vor der Wittenberger, aus Froschauers Offizin. Luthers Wirkung war auf die fränkisch-mitteldeutschen Landschaften zurückgedämmt, die führende Stadt des reformierten Alamanniens, Straßburg, warf ihr ganzes politisches Übergewicht für die kirchliche Sondergestaltung des Stammes in die Wagschale.

Die Literatur war auch hier das Drama, und wie in Bern waren es Zugewanderte, in denen es blühte. 1514 wurde die älteste politische Komödie in Deutschland aufgeführt, das Neujahrsspiel von den alten und jungen Eidgenossen. Politische Vertreter der Schweizer Nachbarlandschaften sind die agierenden Figuren, Tagespolitik und Vergangenheit der Stoff. Auch das älteste biblische Drama der Schweiz wurde 1529 von Züricher Bürgern am

Sonntag Judica gespielt, ein Lazarus. Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger 1504—1575 stammte aus Bremgarten und schrieb als Lehrer der Klosterschule in Kappel 1523—1528 sein Stück Lucretia und Brutus, das Sixt Birk 1533 zu Basel spielte. Reuchlins Einfluß ist deutlich. Ein Herold gibt gewissermaßen die literarhistorische Einleitung. Der Aufbau ist wahrhaft künstlerisch, der Anschluß an die Geschichte streng, die politische Bedeutung war ungeheuer. Das Grundmotiv ist schweizerisch gedacht, und politische Fragen, die Zwingli in den Mittelpunkt des Interesses gerückt hatte, werden verfochten und erledigt. Der Wundarzt Jakob Ruf war aus dem Sankt Gallischen eingewandert, focht bei Kappel mit und wußte auch in seinen Dramen nicht den politischen und kirchlichrevolutionären Eifer zu zügeln. Er setzte bereits mit dem Erneuern älterer Stücke ein und bearbeitete 1545 das Urner Tellenspiel. Doch beschränkte sich die Arbeit auf das Umstellen von Szenen, auf die Vermehrung der Personen und leichte Kürzungen. Etter Heini um 1538 wendet sich gegen den Sittenverfall in der Schweiz, wettert gegen das Reislaufen und bringt das Bewußtsein gemeinalamannischer Abstammung zum Ausdruck. Wir alle, Schweizer und Schwaben, haben einen Vater. Seine biblischen Stücke leiteten die Züricher Lokaltradition ein bis ins 18. Jahrhundert, ein Hiob 1535, Von des Herrn Weingarten 1539, Josef 1540. Er schrieb das einzige Osterspiel — zweitägig —, das die reformierte Schweiz aufweist: Leiden unseres Herrn Jesu Christi 1545. Vielleicht bedeutender als alle, jedenfalls der einzige rechte Künstler, der ohne Polemik und Tendenz reine Wirkungen anstrebte, war Johannes Aal aus Bremgarten, katholischer Stiftsprediger in Solothurn. Er starb 1551. Sein Johannes der Täufer wurde in Solothurn gespielt und bringt in der Szene, wo Herodias das Haupt des Täufers verlangt, ein Meisterstück packender Gewalt, feinster Seelenschilderung, die unerhört in dieser Zeit ist.

Das Schuldrama fand in dieser Umgebung keine Heimat. Georg Binder aus Zürich, der es 1531 am Frauenmünster durchsetzte, blieb fast allein. In diesem Jahr wurde der Plutos des Aristophanes griechisch aufgeführt; Zwingli selber hatte noch die Chöre komponiert. Auch den Acolastus des Wilhelm Gnaphaeus bearbeitete er, und so ließ er in allen drei Sprachen die Stücke über die Bühne gehn. Aber stofflich scheint er doch gewirkt zu haben. Die klassische Geschichte wurde nun eifriger ausgebeutet, die Form verfiel freilich immer mehr. Der Topograph, Mathematiker und Glasmaler Jos Murer, geboren 1530 zu Grüningen im Kanton Zürich, Mitglied des Rates, wagte sich nach einem Naboth 1556 gar an eine Belagerung der Stadt Babylon, ein Stück, das in endloser Länge zwei Tage ausfüllte. Sein Sohn Christoph, der Maler, dramatisierte 1596 einen Scipio Africanus. Streitbare Pamphletisten, wie der Pfarrer in Talweil und Schüler Manuels Utz Eckstein und Heinrich



Sebastian Brant aus Reußers „Jcones“.

Wirri aus Aarau verklären und beleben kaum das eintönige Bild, das die Stadt in diesen Tagen bietet.

Zwischen den fünf Orten, der Urwelt volkstümlicher Kunst, und den Leuchttürmen des neuen Geistes, Straßburg und Basel, füllt die Täler von Bern und Zürich wogender, ringender Nebel. Nicht einmal Niklas Manuel sah die Sonne. Daß die Ausgangspunkte der kirchlichen Bewegung Wittenberg im Norden und Bern und Zürich im Alamannischen keine Zentren reiner Schönheit und unbeirrten künstlerischen Schaffens werden konnten, war kein Wunder, da alle Kräfte im Kampf des Tages verzehrt wurden.

5.

Straßburg und Basel.

Im nördlichen Seitenschiff des Straßburger Münsters leuchten die Kaiserbilder des 13. und 14. Jahrhunderts aus den Fenstern. In ihrem gedämpften Lichte gewinnt das Leben noch einmal Seele und Atem, das in dieser einzigen Stadt die beste Lust von allen Blüten der Zeit wegkostete. Straßburg war die Hauptstadt des alamannischen Reiches, das in diesen Jahren seinen Kaiser hatte, seinen echten alamannischen Kaiser, ein Reich von Städten, dessen Grenzen man spürte und fühlte. Das deutsche Wort klang in ihnen wärmer, der Kaiser war kaiserlicher, das Latein deutscher, aller Streit sachlicher, maßvoller. Hätte Murner nicht gescholten, wer haderte denn? Fischart war kein reiner Alamanne, ein Franke, der elsässisch geworden war. Was sich aus solchen Mischungen vererbt, ist selten das Liebenswürdige; meist sind es Unarten. Es geht die Wehmut um Frühgestorbene durch die Gedanken, die sich das Straßburg der alamannischen Hochblüte aufbauen. Wie lange dauert es noch, dann rückt der Franzose ein und es schließt sich die Gruft. Das Straßburg dieser Tage ging so früh dahin.

Es war nicht anders geworden seit Gottfried und Tauler, nur größer, blühender, reifer und reicher. Die alten Züge. Man muß sich nur auf Basel besinnen, wenn man die Stadt der Geiler, Brant, Wimpfeling betrachtet, und man findet, daß man sie da schon einmal gesehen hat. Basel um 1500 ist die Vorvergangenheit der Straßburger Vergangenheit.

Basel war geworden wie Straßburg und Augsburg. Eine Bischofsstadt! 1212 war der Rat noch bischöflich, in den nächsten Jahren nicht mehr, dann überwog der Einfluß des Kirchenfürsten wieder. Vor 1260 bestand der Rat aus milites und cives. Die Handwerker, die an ihm teilnahmen, kamen nicht als Vertreter ihrer Zünfte. 1260 aber gab Bischof Heinrich von Neuen=

burg dem Gemeinwesen großmütig seine Magna charta, die Zünfte kamen ans Ruder. Wie der Wandel des Regiments, so hing auch die Rezeption des Humanismus mit der Kirche aufs engste zusammen. Durch die Konzile von Konstanz und Basel waren Italiener des neuen Geistes in die Landschaft gekommen und die Versammlungen tagten lange genug, um die fremden Gewässer in den Boden sickern zu lassen. 1432 erschien Äneas Silvius, und sofort, als er Papst geworden war, wandte sich die Bürgerschaft an ihn mit der Bitte um eine Universität. 1459 wurde sie gegründet. Den verdienstvollsten Anteil nahm der erste Vizekanzler der Hochschule, Peter von Andlau aus dem Unterelsaß, der 1444 nach Basel gekommen war und an der Domschule lehrte, der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechtes. Zweimal sah die Stadt nun die besten Männern des Humanismus in ihren Mauern, in den siebziger Jahren die Straßburger und Elsässer und seit 1521 den König selber, Erasmus von Rotterdam. 1471 war Geiler von Kaisersberg gekommen, 1474 Reuchlin, 1475 Sebastian Brant; Heinlin von Stein, Wimpfeling fehlten nicht. Brant sammelte einen bedeutenden Schülerkreis um sich, auch Geiler las an der Universität.

Sebastian Brant war 1458 zu Straßburg geboren, trieb in Basel Jus seit 1475, promovierte 1489 und lehrte bis 1500. Außer Flugblättern, Dramen und Zeitungen dichtete er Marienlieder, übersetzte die Sequenz verbum bonum und schuf das litaneiartige Rosenkränzlein. 1494 erschien das Buch, das einen unbegreiflichen Erfolg hatte, und selten hat sich das Erstlingsurteil über ein neues Buch durch Jahrhunderte so unerschütterlich gehalten. Es war das Narrenschiff. Gewiß köstliche Verse, das erste Reimbuch wieder, dazu von einem halben Humanisten in deutscher Sprache, gewiß nachgeahmt und von großem Einfluß auf Motive und Stoffe. Was er antrat, war das Erbe der alten Reimsprecher, die in fortlaufenden Versen, behaglich, spottend, scheltend, lästernd sich mit den Torheiten des Lebens abfanden. Auf fliegenden Blättern waren längst Narren dargestellt worden, die ein bestimmtes Laster vertraten. Er faßte das alles zusammen und brachte es gewissermaßen in ein System, indem er ein ganzes Schiff mit solchen Narren belud. Der Narr war alamannisch, der Teufel fränkisch-mitteldeutsch. Das war die Ethik, die beide Stämme trennte. Der Narr ist gutmütig. Bonhomie, ein verständnisvolles Lächeln, ein verzeihendes Lachen, etwas Leichtsinn, ein Verkleinern, Vermenschlichen der Schuld und Sünde; es ist Realismus, vielleicht ein letzter Ausklang des feinen Geistes Gottfrieds von Straßburg. Der Teufel ist Fanatismus, behagliche Selbstgerechtigkeit, ingrimmiger Menschenhaß, ein Ausfluß schweren Blutes, der Eindruck der mitteldeutschen Berge, etwas Niedersächsisches im Franken, ein groteskes Vergrößern der Sünde ins Übermenschliche, Mythische. Der Franke und Alamanne schritten ganz andere Wege.

Der Freidanck

Den freydanck nüwe mit den figuren
Fügt pfaffen/adel leyen buren
Man hielt etwan vff kein spruch nicht
Den nit herr frydanck het gedicht



Freidank. Ausgabe von S. Brant. Straßburg 1508.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Von manger hand lüten

Der münch wolt ich gern einer sein
Der für das wasser drincket win
Wer nit eim yeden recht kan leben
Der sol doch nach dem besten streben
Der won ist manigen lüten bey
Das ir leben das besser sey
Wer hoffnung nit vnd güter won
So mecht die welt kum halbs beston
Vil verheissen vnd wenig geben
Ist aller der von gouchberg leben

Cū recte vi-
uas non cu-
res verba
malorum.

Promissis
diues q̄libʒ
esse potest.
Ouidius.

Von alten vnd kinden.





Brant war kein Gestalter, das war keiner von diesem Volke. Er tritt oft aus dem Kreis des Bildes, keine innere Ordnung sammelt die Narren. Ein volkstümlicher Spruch leitet jeden Abschnitt ein, dann der Holzschnitt, dann die Überschrift, dann das Kapitel und das moralische Schwänzchen. Die Verse sind leidlich. Das Buch behandelt die ganze Kultur der Zeit und kann nur mit Feyerabends Theatrum Diabolorum verglichen werden. Sie sprechen beide die ethischen Gedanken der zwei Stämme aus. Und doch ein unbegreiflicher Erfolg. Erschütterte denn das Buch die Literatur? Wurden denn die Formen glatter, schuf er neue Gefäße, einen neuen Inhalt, eine andere Technik? Eben ein Bucherfolg mit all seinen Rätseln. Sein Geheimnis waren vielleicht die lateinischen Verse, in die es Brants Schüler Jakob Locher brachte. Der Schwabe mag viel von seinem Lehrer geerbt haben, die Flugblattdichtungen, den Marienkult, vielleicht aus dem Umgang den Türkenzorn. Brant dichtete 1498 Thurcorum terror et potentia, Wimpfeling de bello Thurcico und von Locher wurde 1497 die Tragödie De Thurcis et Suldano aufgeführt und 1502 sein anderes Türkenstück. So beharrlich wandelte der Alamanne auf den Wegen des Türkenpapstes Äneas Silvius, Pius II. 1498 gab Locher in Straßburg den ersten Horaz heraus. Ein Lyriker war er wirklich vor allem. Seine Marienlieder sind die lieblichste Mischung aus den klarsten und reinsten kirchlichen Formen und aus antiken Elementen. Wie diskret klingt in Veneranda Tonantis sponsa die Vorstellung vom Jupiter tonans in die christliche Anschauung! Nachdem Locher 1495 Professor der Poesie und Beredsamkeit in Freiburg geworden war, erhielt er zwei Jahre darauf den Lorbeer. Seine Tat von europäischem Ruf war aber die Stultifera navis, die 1497 mit den Holzschnitten des Originals erschien. Es war die erste deutsche Dichtung, die sich in lateinischer Rüstung den Kontinent eroberte. Der Sieger hieß nicht Brant, sondern Locher.

Schon 1471 hatte Basel seinen Setzerstreik. Es wurde rasch die erste deutsche Druckerstadt, die zumal mit den Ausgaben der Klassiker und Kirchenväter den Markt beherrschte. Der „König der Drucker“ Johannes Froben war ein Franke, aus Hammelburg, und wurde 1490 Baseler Bürger. 1491 kam bei ihm eine lateinische Bibel heraus. 1513 führte er die römische Kursivschrift des Aldus Manutius in Deutschland ein und druckte ein chaldäisches Wörterbuch, 1518 die erste Sammlung von Luthers lateinischen Schriften. Kein Drucker hat bedeutendere Korrektoren gehabt wie er: Beatus Rhenanus, Oecolampadius, Capito, Pellican. Holbein und Urs Graf waren seine Illustratoren; seit 1520 nahm Basel die führende Stelle im deutschen Buchhandel ein. Es ist ein Beweis für die dramatische Urkraft, die den fünf Orten innewohnte, daß in Basel das Fastnachtsspiel erst aufblühte, als sich die Stadt den Eidgenossen anschloß. Volkstümliche Grundlagen waren reichlich vor-

handen. Beim Rutenfest wurde das wichtige Schulinstrument feierlich aus dem Birkenwalde geholt, am 12. März zu Sankt Gregorius gab es Mummereien. Am Kirchweihtage der Sankt Theodorkirche wurde der „Tanz des Löwen mit dem Uli“ aufgeführt, in dem sich eine alte dramatisierte Legende des Kirchenpatrons spiegeln soll. Mit den Beziehungen zu den Bündlern wurden gegenseitige Besuche beliebt. 1503 kamen die Züricher vermummt nach Basel, 1508 die Luzerner wegen ihres gestohlenen lustigen Bruders Fritschi. Die Schulkomödie brachte Thomas Plater auf, ein Schüler Johann Sturms in Straßburg. Handschriftlich erzählt sein Sohn von einer Aufführung, zugleich ein Beispiel für Theaterkritik der Zeit: „Mein Vater spielte in der Schule die Hypocrisis. Darin war ich eine Gracia. Man legte mir der Harvagin Tochter Gertrud Kleider an, die mir zu lang waren, also daß ich sie im Umhergehn in der Stadt nit ufheben konnt und zerriß. Weinperg war die Psyche, Scalerus die Hypocrisis, Theodor Zwinger, der klein aber schön von Gestalt war, Cupido. Er spielte denselben mit so angenehmer Verschiedenheit der Gebärden, mit soviel Anmut der Aussprache, daß er aller Augen auf sich zog und man schon damals die größten Fortschritte von ihm ahndete. Es ging sonst wohlab, allein der Regen kam zuletzt, welcher uns das Spiel verdarb und macht', daß wir uns verwusteten. Mein Vater hatte auch ein deutsches Spiel komponiert; als er agieren wollt', riß der Sterbend ein, aber nachher (1551) ward dasselb' doch gehalten. Sein Kostgänger Gilbert Cattalan war die Hauptperson darin: Bromius, der Wirth zum dürren Ast. Bei der Aufführung waren die Häupter zugegen und auch der Herre von Binningen, der Niederländer (David Joris), der einen Goldgulden verehrte.“ Platers Nachfolger an der Münsterschule, Vinzenz Prallus aus Hamburg, 1578 spielte im folgenden Jahre Karl den Großen und Hildegardis.

Die Dichter waren auch hier wie in Bern und Zürich Fremde. Ein Nürnberger Pamphilus Gengenbach, der bei Koburger Setzer gewesen war, ein Prozeßhans und übler Gesell mit langer Strafliste, ist der eigentliche, fast einzige Träger der Literatur. 1524 oder bald darauf starb er. Er war Drucker und besaß hinreichend klassische und theologische Bildung. Ein politisch-symbolisches Stück „Der wälsche Fluß“ ist das früheste. Nach diesem Kartenspiel warfen die einzelnen Personen mit Sprüchen ihre Blätter aus. 1515 schrieb er eine Dichtung, die nach rückwärts und vorwärts Ahnen und Nachfolger in Fülle hat: die zehn Alter dieser Welt. Die Laster der einzelnen Lebenszeiten werden durchgegangen; der Einsiedler zieht an allen vorüber und warnt sie. Nollhart 1517 behandelt die Prophezeiungen eines Begharden, satirisch auf die Zeit gedeutet, die Gauchmatt 1521 — ein Fest auf der Venuswiese — ist auf den Ehebruch gewürzt. Murners Dichtung, der 1518 in Basel inskribiert

Varia Sebastiani Brant Carmina.



Que tibi diua miser christipara / carmina lusi
Celicolisque aliis: suscipe grata velim.
Et mihi pro reliquis erratibus optima virgo
Exores veniā: criminibusque precor.
Nam pro laude tui nati / superique tonantis:
Cuncta hec concinui que liber iste tenet.

·1498·

NIHIL SINE CAVSA.

Olpe.

Sebastian Brant, Vermischte Gedichte. Basel 1498.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. 4⁰ Inc. c. a. 1480.
Original 15×21 cm.

wurde, steht zu ihm in keiner Beziehung. Als Ostfranke in Alamannien setzte er mit diesem Stoff nur die alte Minneallegorie der Mystik und der späten Epigonen fort. Der Totenfresser ist das widerlichste Pamphlet, ekelhaft in der Vorstellung und in der Satire empörend zwecklos. Lärm aus Freude am Bellen! Als Nürnberger dichtete er Meisterlieder, auch Zeitungen in dieser Form. Keiner ist unsympathischer von all den argen und ärgsten Scheltern. Aus Luzern wahrscheinlich stammte Kolroß, der Rektor der Knabenschule bei den Barfüßern, der 1530 zum erstenmal sich mit Rechtschreibung befaßte und zwei Jahre später das Stück von den fünferlei Betrachtnissen spielte. Sixt Birk war hier seit 1530 an der Schule bei Sankt Theodor tätig. 1536 ging er nach Augsburg zurück, wo er 1554 starb. In Basel wurde seine Susanna und die Tragödie wider die Abgötterei gespielt. „Ein ganz ungewöhnliches dramatisches Talent“ war der Maler Tobias Stimmer in Schaffhausen. Und das war gerade überhaupt kein Alamanne, sondern eben ein Baier; sein Vater, ein Schulmeister, war aus dem Salzburgischen eingewandert. 1539 war er geboren. Er malte Szenen aus der Odyssee und den Metamorphosen. Sein Lustspiel von zwei jungen Eheleuten 1580 ist eine gewagte geniale Komödie der Irrungen. Wie im Elsaß sich Jörg Wickram im Irreitenden Pilger an den Reiseroman angelehnt hatte, so schrieb Johann Wetzel, Bürger der Stadt, 1583 die Reisen der drei Söhne Giaffers.

Ein Schwabe aus Reutlingen, hatte Hans Amerbach 1484 sich in Basel das Bürgerrecht erworben, hatte in Paris studiert, war bei Anton Koburger Korrektor gewesen und richtete sich in der Stadt nun eine Druckerei ein. Er schuf besonders Kirchenväter. Für die Humanisten war er ein vielbesuchter Wirt. Da verkehrte Hans Holbein der Jüngere, Zwingli, Beatus Rhenanus und Matthias Adrianus, ein getaufter Jude aus Spanien. Seine Söhne Bruno und Basilius traten in das Geschäft ein, auf den Jüngsten, Bonifacius, geboren 1495, ging gewissermaßen der Geist dieses gastlichen Hauses über. Wimpfeling schloß den Knaben ins Herz, im Beghinenkloster Engental bei Muttenz, zu Schlettstatt bei Gebwiler, von Zasius in Freiburg wurde er gebildet, 1524 bekam er in seiner Vaterstadt die juristische Lehrkanzel.

1513 kam zum erstenmal der König nach Basel, Erasmus Desiderius von Rotterdam 1467—1536. Immer wieder ist der alles umspannende internationale Einfluß dieses Fürsten der klassischen Welt mit dem Voltaires verglichen worden. Persönlichste Wirksamkeit nach allen Seiten, anmutige Verse, die sich schmeichelnd alle Welt verbanden. Ihm taten die fürstlichen Sonnen so wohl und er suchte sie selbst um den Preis eines Kompliments, das schon mehr Lüge als Schmeichelei war. Ein Künstler des Lebens, der lange mitten im Sturm ölglatte Gewässer zu finden wußte, bis das Steuer nicht mehr zu arbeiten vermochte. Ein Edelmann im Geist und im Handeln lieh er lange

keiner der streitenden Parteien nur ein Wort, von den Kölner Gefechten abgesehen, wo anfangs ja nur um Bücher gekämpft wurde. Das undurchdringliche diplomatische Schweigen verhüllte ihn den Werbern, die seinen Namen vor ihre rollenden Hoffnungen zu spannen suchten. Als er zum erstenmal am Oberrhein erschien, wurde er gefeiert und geleitet, wie der Elsässer den siegreichen Kaiser zu feiern hoffte und wünschte. Das war ihm Seelenbalsam. Aber das naive Schwärmen niemals alternder Poeten, die ihn zudem noch kompromittieren konnten, machte ihn kühl. Das war ihm in der Sache zu ehrlich und in der Form nicht pomphaft genug. Seine Verse waren Adelsbriefe, um die eine Stadt die andere beneidete, sein Lob ein Zeugnis, das die Rangstufe in dieser Hierarchie der Geister bestimmte. Ein überschwängliches Wort, dem Jüngling in einer vergnügten Stunde gesagt, behielt seinen Glanz für den Greis noch und galt im Kreise der Eingeweihten als Talisman. Hartnäckig blieb er den alamannischen Städten treu. Der Götzendienst ist dem Menschen angeboren, und da diese Republikaner keinen Fürsten in der Nähe hatten, lobten sie an ihm sich aus, und Erasmus hätte an einem Fürstenhofe nicht halb so reichlich ernten können. Seine Jugend war traurig, noch in Deventer, und gedrängt und müde geraten wurde er endlich Augustinerchorherr. Doch auf Verwenden Heinrichs von Berghes, Bischofs von Cambrai, wurde er 1491 aus der Klausur entlassen, weil ihn der Kirchenfürst zum Reisebegleiter nach Italien wünschte. In Paris, in England, jenseits der Alpen, überall wurde er heimisch. Es war eine Selbstverständlichkeit in seinen Erfolgen, die in solchem Umfange weder in seiner Person noch in seinen Werken ganz begründet war. Es war die Heroenfreude der neuen Zeit, die ihn emporhob. Unter seinen Gedichten war das Enkomion Moriae 1512 der Vater einer neuen Gattung, des satirischen Lobgedichts. 1513 kam er zum erstenmal nach Basel, große Pläne im Kopf, eine Ausgabe des Hieronymus, des Seneca, die 1515 erschien, das griechische neue Testament, das 1516 Frobens Presse verließ. Leo X. war es gewidmet, ein Buch, das die Arbeit einer ganzen Generation bedeutete. Seit 1521 blieb er dauernd in der Stadt. Es waren glänzende Tage. Kein Haus gab es in Basel, das nicht einen Gelehrten barg. Mit einem ganzen Stabe junger Offiziere umgab sich dieser Feldherr, als er seit 1518 die lange Reihe seiner Kirchenväter und Klassiker herausgab. Aber dann kam der Sturm. Seine Kräfte schienen zu wachsen. Er hatte nicht ungestraft zwischen den Schlachtreihen hindurchzugleiten versucht. Wie die Neuerer über ihn herfielen, wie er mit Luther de libero arbitrio stritt, so setzten ihm die Altkirchlichen zu, die sich jetzt an manches deutbare Wort erinnerten, und immer peinlicher war er darauf bedacht, seine konservative Gesinnung zu erweisen. Und dennoch wurde es immer einsamer um ihn. 1529 siegte in Basel die kirchliche Revolution. Er ging nach Freiburg, Bernus und

Glareanus mit ihm und 1536 starb er. Die Verwüstungen der Sturmflut auf dem gewonnenen Neuland waren in seinen Feldern am ärgsten, weil seine Ernte am schönsten stand. Er war vielleicht für ganz Europa, gewiß aber in Deutschland der Reichsbannerträger. Da er nicht siegte, war die Sache des Humanismus verloren.

Mit ihm zugleich war der böse Traum des neuen Geistes in Basel, der alamannische Faust, Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenstein aus dem schwäbischen Dynastengeschlecht. Der Vater wirkte seit 1492 als Arzt bei Einsiedeln. 1493 war Paracelsus geboren. In diesem Leben rauschten die magischen Quellen. Was Georg Agricola als Vorläufer der romantischen Naturforscher Mitteldeutschlands war, das wurde Paracelsus für die Abenteurer, Geisterseher und Nekromanten, ein trüber Brunnen, aus dem aber doch köstliche Perlen zu fischen waren. Die Berge machten es auch hier. Mit dem Vater kam er nach Kärnten und wurde zu Schwaz im Laboratorium der Fugger der Magie und Alchimie zugeführt. Seine Persönlichkeit weckte Ekel, Widerwillen, Staunen, Bewunderung und Hingabe. Als Feldscher war er nach Schweden gekommen und besuchte die Bergwerke, die Bergwerke wie Agricola, Novalis, Schubert, Swedenborg. 1526 kam er nach Basel und begann im folgenden Jahr seine Vorlesungen. Er trug über Chirurgie der Wunden, über tartarische Krankheiten, über den Puls und die Kennzeichen der Todesphysiognomie vor. Der Zulauf war ungeheuer. Sein Schüler Oporin erzählt: „Die ganze Zeit, die ich mit ihm zusammengelebt, hat er sich nachts nie ausgezogen, was ich der Betrunkenheit zuschrieb; denn meist kam er nur betrunken und in später Nacht zu Hause und warf sich angezogen wie er war aufs Lager, den Degen in der Hand, der, wie er selber rühmte, einem Scharfrichter gehört hatte. Oft erhob er sich nachts und wütete mit dem Degen so durchs Zimmer, daß ich mehr als einmal für mein Leben fürchtete. Item, von Geld war er oftmals so entblößt, daß ich wußte, er besaß keinen Pfennig mehr, am Morgen aber zeigte er mir den Beutel wieder voll gespickt.“ Beim Diktieren war er rasend wie von einer Bremse gestochen, schrie und tobte.

Der alamannische Faust, aber eben in jedem der Alamanne. Kein Hauch der klassischen Herrlichkeit ist um ihn, die über den Heidelberger Baccalaureus und Erfurter Poeten leuchtet, keine Helena, kein griechisches Wunder. Kein Teufel an seiner Seite, nur wenn sein Bild stärker aus dem Nebel träte, würde man vielleicht den alamannischen Narren bei ihm sehen. Der Natur magisch verbunden wie Faust, aber wo ist das Suchen nach den Rätseln des Daseins, wo ist der Gottesgedanke, im Leugnen und Vereinen sogar bezwingend? In seinem Buch von den Geistern der Elemente, De nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de ceteris spiritibus herrscht die Mythengewalt der bairischen und alamannischen Alpenbewohner. Der Teufel mit seiner ethi-

schen Bedeutung war fränkisch-mitteldeutsch, der Baier und Alamanne des Hochgebirges hatte die reine Naturkraft poetisch gestaltet. Waren in Augsburg, in Schwaben nicht die Ärzte voran, spielten sie nicht in ganz Alamannien eine Rolle? Paracelsus ist der Magier der Erd- und Menschenkunde, wie Faust der Magier der klassischen Schönheit war, des Gottesgedankens, der Weltgedanken. Der Franke war der große Former, Faust wird zum Gedicht. Der Alamanne ging mehr im Stoff auf und Paracelsus verlor sich im Nebel.

So war Basel gewiß alamannischer, aber Straßburg war deutscher. Als das innere Gewicht der Stadt nach Süden rollte, stieg Straßburg gleichsam empor. In der Enge der Eidgenossenschaft war kein Raum für ein Gemeinwesen, das die Sache Alamanniens vor ganz Deutschland zu vertreten gedachte. Am frühesten war Geiler gegangen, 1501 folgte Brant in seine Heimat als Syndikus, zwei Jahre später wurde er Kanzler und gelangte an diplomatische Sendungen. Die nationale Haltung des elsässer Humanismus hatte politische Voraussetzungen und schwere politische Folgen. 1445 verließen die „Armengecken" die Landschaft nach entsetzlichen Verheerungen. Im Lande brannte ein furchtbarer Haß empor. Die zweideutige Haltung des Adels, die zum größten Teil das Unglück verschuldet hatte — selbst der Habsburger in Tirol wurde angeklagt — reizte den demokratischen Zorn der Städte aufs höchste. Straßburg und Basel nahmen Rache und brachen die Burgen nieder. Aus solchen Stimmungen heraus erwuchs um die Wende der zwei Jahrhunderte die überschwengliche Reichsbegeisterung und Kaiserverehrung der Humanisten. Und was sie säeten, ging fünfzig Jahre später fruchtbar auf. In den Kämpfen von 1552 hielt Straßburg, Ulm und Frankfurt unerschütterlich zum Habsburger und Straßburg deckte dem Kaiser die wichtige Rheinbrücke. Heinrich II. beklagte sich empört über die „Unverschämtheit" der Straßburger. Jakob Sturm freilich, der verantwortliche Diplomat der Stadt bis zum schmalkaldischen Kriege, riß bedenklich an der alten elsässer Tradition. Das Lob, das ihm so überreich zuteil wird, ist erheblich zu dämpfen und einzuschränken.

1501 erschien zu Straßburg eine Germania. Kurz zuvor hatte an der äußersten Ostgrenze des Reichs Conrad Celtis das gleiche Buch des Tacitus dem geistigen Besitz der Generation eingegliedert. Der Verfasser war Jakob Wimpfeling. Die Führer der Literatur in dieser Zeit, Geiler, Brant, Murner, waren gezwungen, sich sofort in ihrer Art zu dieser Tat zu stellen. Geilers Ideal war die Errichtung einer höheren Schule in Straßburg, und Wimpfeling unternahm es in dieser Germania, den Plan dem Stadtrat zu empfehlen. Zunächst erwies er die Deutschheit des Elsasses, verfocht wie Gebwiler und Beatus Rhenanus den Rhein als Deutschlands Strom, nicht als Deutschlands Grenze, betonte das Deutsche an Karl dem Großen. Der Kampf, der um das

Defensio Germaniae Jacobi Wympfelingii quam frater Thomas Murner Impugnauit.

Epistola: T. Wolfij Junioris D.D. ad F. Tho. Murner in defensionem Iacobi Wympfelingi.



Jakob Wimpfeling, Verteidigung Deutschlands. o. O. und J.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Germ. g. 209.
Größe des Originals.

Buch entbrannte, nährte sich aus örtlichen Stoffen. Johannes Geiler von Kaisersberg aus Schaffhausen 1445—1510 hatte mit einer Predigt ein paar Würzburgern so gefallen, daß sie seine Berufung in ihre Vaterstadt betrieben. Er war auf dem Sprunge, der Einladung zu folgen, da gewann ihn im letzten Augenblick Peter Schott unter materiellen Opfern als Prediger für die Lorenzkapelle. Schott 1458—1490 war der erste Humanist auf elsässer Boden, hatte in Schlettstadt, Paris und Bologna studiert, wurde 1481 Priester und suchte den Humanismus für die Theologie fruchtbar zu machen, ein Gedanke, der ins Leben übertragen, der Nation die furchtbaren Erschütterungen der folgenden Jahrzehnte erspart hätte. Geilers Berufung war als Gegengewicht gegen den übermächtigen Einfluß der Straßburger Mönche gedacht. Mit Haß beladen kam er von Anbeginn nach Straßburg; er mied auch, wie Wimpfeling, jeden Verkehr mit den Bettelmönchen.

So griff denn Murner sofort die Germania an, der Scholastiker das Buch eines Humanisten, der Mönch die Idee des Weltpriesters. 1502 erschien seine Germania nova. Er bestritt, daß Gallier oder Franzosen niemals das Kaisertum besessen hätten, bestritt, daß sie nie über Straßburg und das Elsaß geherrscht hätten. Es wurde ein arger häßlicher persönlicher Streit. Murner, der alte Gast Wimpfelings, der sich Bücher von ihm entliehen und Förderung erfahren hatte. Wimpfeling antwortete mit seiner kurzen declaratio. Aus dem Streit kam er zu fruchtbaren Gedanken. Jetzt griff er auf die elsässer Ortsnamen zurück, die erste Ahnung grundlegender ethnographischer Forschung und bewies, daß sie deutschen Klang hätten. Deutschland besitze ein natürliches und historisches Recht auf die Landschaft. Nun griff hüben und drüben die Schule ein, für Wimpfeling sein Doppelgänger, der Kanonikus Thomas Wolf, und Murner wurde arg gezaust. Aber obgleich der Rat seine Germania nova verbot, in der Sache behielt er recht, die Regierung griff Wimpfelings Gedanken einer Universitätsgründung nicht auf. Aber die große Stimmung war doch geweckt. Es war ein überschwengliches Schwärmen der ganzen Generation. Ihre Heimat war ihnen das Herz Europas, der Rosengarten, das irdische Paradies, die Wohnung der Engel. Die alte mystische Seelensüße duftet in diesen Worten nach. Seltsame Widersprüche zerrissen sie. In ihrem nationalen Eifer kehrten sie die Waffen gegen das römische Recht, das drückend genug auf den Landschaften lag; da fanden sie sich eins mit dem Volke. 1502 war von Friedrich Fürer, einem einfachen Manne, das „Büchlein von den geschwinden finden und gebruch der rechten, domit der arm gemein man beladen“ erschienen, mit starken Anklängen an Kaiser Sigmunds Reformation, ein Vorspiel des Bauernkrieges. Dieselben Gedanken, doch feiner und schärfer, sammelte 1513 ein Gedicht von 4000 Versen, die Welsch-Gattung. Ingrimmig wandte sich hier ein Dichter, vielleicht ein Magister der

freien Künste, gegen die Feinde des deutschen Gedankens und Wesens, gegen Fremde und römisches Recht und gab der nationalen Stimmung fast ethische Geltung: welsch war ihm das böse Prinzip aller Sünden der Zeit, die Kaiseridee das wundertätige Heilmittel. Der Alamanne Kaiser Maximilian war ihr Ideal. Eine ganze Literatur erwuchs aus dieser Stimmung, die Kaiserbüchlein. Maximilian wünschte eine Verherrlichung der ganzen Institution und regte zunächst Peutinger an 1508, dann Cuspinianus, der 1522 seine Caesares vollendete. Zum Druck kam es nicht. Es waren die meisten Alamannen. Der Freiburger Jakob Memel schrieb eins, 1525 der Straßburger Johann Huttich, 1532 Pirminius Gasser in Basel, 1538 Sebastian Franck in seiner Germania. Hans Sachsens Volksbuch ist zu nennen und das späte Werk des Eilenburgers Johannes Zschorn von Westhofen 1559, der es im Elsaß schrieb.

Der Humanismus war aus zwei Quellen geflossen, aus Schlettstadt und Basel. In Straßburg ging er die bedeutsamsten Verbindungen ein, mit jenen geistigen Bewegungen gerade, die der Landschaft so eigentümlich waren. Der nationale Gehalt wog nirgends schwerer, so daß sich die Elsässer kaum mit den Fränkisch=mitteldeutschen vergleichen lassen. Wimpfeling, Beatus Rhenanus, Peter Schott, was hatten sie mit Hutten gemein, mit Eoban, mit Celtis? Nur daß sie Latein sprachen und schrieben. In Straßburg wurde der neue Geist mit den letzten Regungen der Mystik verschmolzen. Die Predigten Geilers von Kaisersberg hielten an der Tradition Bertholds von Regensburg und Taulers fest. Und doch ist er, an ihnen gemessen, nur ein Epigone; so derb und oft geschmacklos, mehr unterhaltend als rührend und erbauend glitten ihm die Bilder nicht mehr so rund und zart und gefällig aus der Hand. Die bekehrten Seelen sind ihm Kamele, die Seele, von der Erbsünde beladen, ein Esel. Und wenig Wirkungen und keine Ergriffenheit. Wo waren die schönen Sünderinnen, die sich in Bertholds Predigten reuig wandelten. Um sein Haupt leuchtete es nicht mehr und dennoch hatte er den reinsten Willen. Jedes Bild ist ihm gut genug. Er hält 142 Predigten über das Narrenschiff und deutet den Ameisenstaat auf das kirchliche Leben. Selber veröffentlichte er nicht viel: Wie man sich verhalten soll bei einem sterbenden Menschen 1482, der christliche Pilger mit seinen Eigenschaften und Figuren 1493, der Trostspiegel. Seine Predigten wurden von den Zuhörern nachgeschrieben, übertragen und zurückübersetzt. Johannes Pauli, 1506—1510 Franziskanerguardian in Straßburg, bearbeitete mehrere Sammlungen, die erste 1515 in Schlettstadt. Sein Büchlein Schimpf und Ernst ging gleichfalls landschaftliche Bahnen. An keinem werden die Beziehungen zwischen Spätmystik und Humanismus klarer als an dem Straßburger Adelphus Muling. Er übersetzte viel; in Versen das Vaterunser des Ludovici Bigi aus Ferrara,

Die Emeis

Dis iſt das bůch von der
Omeiſſen. vnnd auch. Her der künnig ich diente
gern. Vnd ſagē von Eigentſchafft der Omeiſſen/vnd gibt vnderweiſung vō dē
vnholden vnd hexen/vnd von geſpenſt der geiſt/vnnd von dem wütenden heer
wunderbarlich/vnd nützlich zewiſſen/was man darvon halten oder glauben ſoll.
Vnd iſt von dem hoch-
gelerten doctor Joānes
Geiler vō Keiſersperg
Predicant der Keiſerli-
chen freien ſtatt Straß
burg/der ſelben zeit. in
eim quadrageſimal ge-
predigt worden alle ſon-
tag in der faſten/mag-
ſtu die euangelia darzů
ſůchen/in ſeinem euan
geli bůch. Vnnd iſt hie
angezeugt an der erſten
predig/die figur vonn
dem euangelium an dē
Sontag Sexageſima
iſt der erſt Sontag vor
herren faſtnacht. Cum
turba plurima conueni
ret. Schrei. lu. am. 8. c.



Johann Geiler von Kaisersberg, Die Ameis. Straßburg 1516.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. Original 20 × 29 cm.

Von der Omeiessen

Zu dem ersten so wil ich von der Omeissen predi-
gen/wann Salomon ratet das (Prouerbi.vi.Vade ad formicam) Gang zů der Om-
meissen o du treger mensch/vnd ler der weißhet/wann sie tregt yn/in dem Summer
das sie in dem winter zůessen hat.



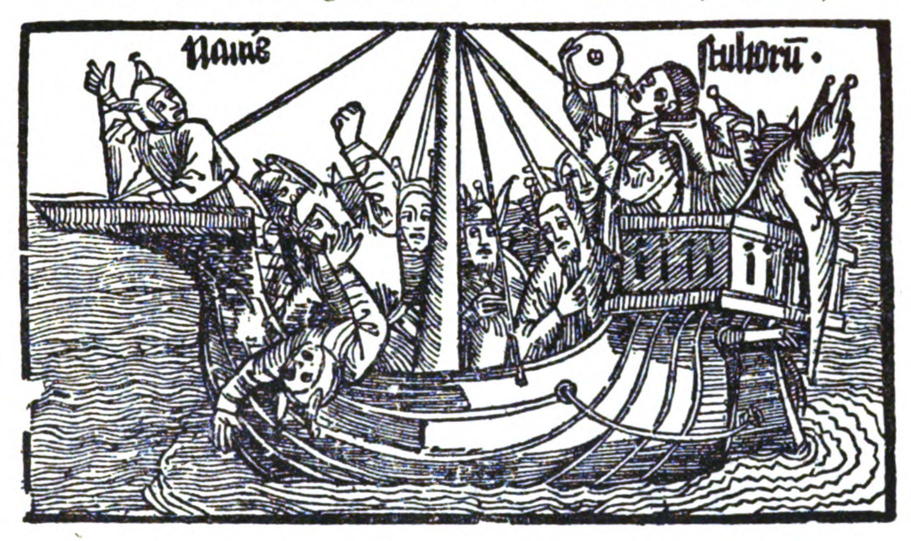
Zu dem anðn vmb eigner natur willen der Ommeissen/wañ sie vil eigentschafft hőt die lerlich seind / wol lx.hab ich zesamen gelesen. Du hast auch gehőrt.lxiii.Leuwen geschrei.

Zů dem dritten wā der heilig geist vns das lert.(Prouerbi.xxx.quatuor sunt minima terre/formica locusta stellio lexuscu lus) Die Omeiß/Stermentier/ Heuwschrecken/Heßlin. Dise vier thier sein wyser/dañ die weissesten vff erden.

Zů ðē vierðē/wā die doctores habē die Omeiß geistlich beschriben als Thomas Brobantinus.

Zům.v.Dz großmechtig lüt vnd lerer habē wőllē erfarē die natur vñ eigētschafft ð Omeissen.Als da ist gesein Plinius/Isidorus/Solinus/Aristo.Albertus mag.

Aus Geilers Predigten über das Narrenschiff. (1. und 2.)



1. Das Narrenschiff.



2. Eitelkeit.



3. Wickrams „Rollwagenbüchlein“.



1. Johannes Pauli predigt. Aus „Schimpf und Ernst".



2. Hier steht der Pfarrer in dem Glockenhaus auf dem Turm zu Kalenberg und will über die Donau fliegen.



3. Hier kommt die Fürstin mit ihrem Gesind und der Pfarrer empfangt die Frauen.

2. und 3. aus dem „Pfarrer von Kahlenberg".

Aus Paulis „Schimpf und Ernst“.



1. Vom Gedächtnis der Toten.

2. Von der Beicht.



die Bucolica des Vergil, Waldseemüllers Globus mundi. 1512 schrieb er über den heiligen Rock zu Trier und schloß an die Ausgabe der Möhrin die eigene Dichtung Von der Ehe an. Am wichtigsten wurden seine Bearbeitungen von Erasmus Handbüchlein eines christlichen und ritterlichen Lebens und 1514 von Geilers Predigtzyklus Passion und Vaterunser. „Zum neunten, das tut er — der gute Hirt — also mit großen Freuden, daß er etwann dazu pfeifet mit Sackpfeifen, Schalmeien, Vorpfeifen, Weidenpfeifen und anderen dergleichen. Desgleichen auch die geistlichen Hirten machen fröhlich ihre Untertan' durch Ergötzlichkeit der Prälaten, das seind die Sackpfeifen; die Schalmeien, das seind die Dumherren, die Vorpfeifen, das seind die Chorpfaffen und Vikarien; und Weidenpfeifen, das dann bedeutete die armen Dorfpfäfflein und Kaplon."

Aber dem Straßburger Humanismus fehlte das Herz, die Schule. Wimpfelings und Geilers Pläne waren gescheitert und es dauerte bis zum Jahre 1538, daß die Stadt ihre gelehrte Anstalt erhielt. Jakob Sturm war der Schöpfer. Es kam ein fremder Geist in das Gemeinwesen. Johannes Sturm war ein Kind der Eifel, 1507 zu Schleiden geboren, ein Landsmann des Historikers Sleidanus. In Lüttich studierte er, und als ihn Martin Butzer einlud, eröffnete er 1537 in Straßburg seine Vorlesungen. Was wollte dieser Fremde? International, wie alle, die von der Rheinmündung kamen, fehlte ihm jedes Verständnis für das stammestümliche Milieu der Landschaft. Und waren die Pädagogen aus der Heidelberger und Schlettstädter Schule ganz bei der Sache gewesen, Lehrer voll Liebe und Güte, die ihr ganzes Leben für ihre Pflicht einsetzten, ein diplomatischer Agent wie Johannes Sturm, der bald nach allen Seiten zu schlagen und zu parieren hatte, mit seinen letzten Kräften in den religiösen Kämpfen der Zeit gebunden war, was blieb ihm denn allzuviel für die Schule? Bewundernswert war es, wie er den Unterricht organisierte. Die um 1508 gegründete Münsterschule wurde 1538 mit den später geschaffenen zum alten Sankt Peter und im Predigerkloster zu einer Akademie vereinigt. Doch Sturms Methode war unfruchtbar und zog ein Geschlecht von Rednern und gewandten Stilisten groß. Von dem ethischen Ernst, der Tiefe und Strenge der alten Schule keine Spur. Beredsamkeit war sein leitender Gedanke, eine Rhetorenschule des späten Rom etwa das Bild, das ihm vorschwebte. Er ist an der Tragik dieses verfehlten Lebens 1589 zugrunde gegangen.

Noch später als die Schule blühte das Drama auf. Die erste Nachricht erzählt 1512 von Brants Herkules am Scheidewege. Das Werk ist verloren. Die Kürschnerzunft spielte auf dem Kornmarkt, in Höfen und Häusern, und auch die Bettelkomödie, die den Schulmeistern die schmalen Einkünfte etwas verbesserte, wurde gepflegt. Das letzte Passionsstück wurde 1518 auf dem

Roßmarkt gegeben. Dann kam der Schlettstädter Sapidus und führte mit seinem Lazarus redivivus das Schuldrama dem religiösen zu. Als das neue protestantische Gymnasium ins alte Predigerkloster übersiedelte, kam es zur Aufführung. Es mußte ein Franke sein, Otto Brunfels, der 1524 aus Mainz zuwanderte und eine Lateinschule gründete. Seit 1529 spielt er, aber als er vier Jahre später nach Bern ging als Arzt, folgte wieder eine lange Unterbrechung, bis 1557 die fortlaufenden Aufführungen einsetzten. Nun kam es auch zu einer höheren Blüte. Seit 1603 leitete Wolfhart Spangenberg prächtige Vorstellungen des akademischen Theaters. Schade war es, daß die Arbeit begabter Straßburger der Stadt verloren ging. Jakob Micyllus, 1503 geboren, lernte im Kreise Eobans dichten. Als Lehrer an der Frankfurter Lateinschule schrieb er den Apelles in Ägypten um 1530. Der Stoff stammt aus Lucians Verleumdung des Apelles, nach der Schilderung eines Bildes des Meisters. Für den Gerichtssaal des Nürnberger Rathauses wurde das Motiv von Dürer gemalt. Es war eine Künstlerlegende, die allegorisch den Kampf des Apelles mit Mißgunst, Neid und übler Nachrede behandelt.

Die gelehrtesten Buchdrucker besaß wohl Straßburg. Johannes Schott 1477—1550 war auf Universitäten gewesen und schrieb humanistische Werke. Auch er war ein Patriziersohn. Sein Vater Martin druckte mindestens schon seit 1480. Aus der Presse des Sohnes ging die große Ptolomaeusausgabe hervor 1513 und zwanzig Karten, der erste moderne Atlas. So war der Humanismus aufs engste und fruchtbarste mit allen Regungen der Stadt verbunden, weniger konsequent durchgebildet, nicht im Geiste des italienischen Ideals, aber eben darum barg er so wenig Gegensätze zum Volk in sich. Dieses Hinüberbilden und Ausgleichen hat es hier verhindert, daß die Literatur der Stadt in zwei getrennte Hälften zerfiel. Der einzige große Satiriker des Elsasses und nach Umfang und Fülle seiner Werke ganz Alamanniens stand auf katholischer Seite und der einzige große Satiriker der Altkirchlichen des Reiches war ein Elsässer. Das beweist eben die konservative Kraft des Stammes, die sich hier nachhaltiger wehrte als anderswo. Nicht der Zorn, das Streitbare, das Ruhelose ist eigentlich das Alamannische an Thomas Murner, sondern eher der Scholastiker, das starre unentwegte Festhalten, die mystischen Nachklänge. Das wenige, was die neue Zeit Wimpfeling, Geiler, Brant abrang, sogar das wenige versagte ihr Murner. Im Grunde sind alle vier nur Nuancen mit vielen Übergängen, Murner, Geiler, Brant, Wimpfeling. Er war in Straßburg geboren 1475, der Vater stammte aber aus Oberehenheim. In Freiburg, Paris, Krakau, Köln, Rostock, Prag studierte er. Jede dieser Universitäten ist für sein Bild wichtig. Paris und Köln, die alten scholastischen; bei Prag und Krakau denkt man an die Slaven und Polen in Nürnberg und Augsburg; in Freiburg war der Jurist Zasius; Krakau war

Ein andechtig geistliche
Badenfart/ des hochgelertẽ Herrẽ Thomas
mürner/ der heiligẽ geschrifft doctor barfüser
ordẽ/ zů Straßburg in dẽ bad erdicht/ gelert
vñ vngelerten nutzlich zů bredigẽ vñ zů lesen.



Thomas Murner, Badefahrt. Straßburg 1514.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Er witzig hie vff erden iſt
Der ſey all augēplick geriſt
Vnd alle ſtund vñ alle zeit
Weñ er durch ſynē dot erleit
Das er voꝛ gottes angeſicht
Vmb vbeldadt beſoꝛge nicht
Kein ſtund ſoltu hie müſſick gon
Darin du dich nit rüſteſt ſchon
Für got mit dugenden zůſton
Nun zwingt die not deß leibes mich
Das in ein bad müß ſitzen ych
Wil ich von kranckheit gar geneſen
Darum ych weder ſchreiben/ leſen
Oder ſunſt mich ieben kan
So mag ich ſchlecht nit müſſig gan
Darum mein iunger ſetz dich har
Vnd nym al meiner reden war
Schreib mein wörter alle an
Die ich im ſin veruaſſet han
Jch hoff ſie nützē manchen man
Müß ich ie baden/vnd hie ſitzen
So wil ich doch mein ſin vnd witzē
Bruchen ſo ich doch nit kan
Mit meim leib nüt ſahen an
Schreib an ein geiſtlich badenfart

Qua hoꝛa nō putač filiꝰ homi nis veniet

Laboꝛate ne diabolꝰ vos inue niat ocio ſos.

Audi fili mi precep ta patris.

Jngenio pollet cuꝫ vim natu ra negauit



Murner:
Von dem großen lutherischen Narren.
„Wie Luther den Bundschuh schmiert“.

eine Kultstätte dunkler Wissenschaften. Er wurde Guardian seines Franziskanerklosters, auch in Speier. Die eigentliche Polemik begann er im Streit mit Wimpfeling, die heftigsten Kämpfe focht er in der Schweiz aus, in den fünf Orten, für die er journalistisch tätig war. 1522 griff er in die kirchliche Bewegung ein: Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen. Als Narrheit erschien dem Alamannen, was dem Franken Teufel und Antichrist war. Er übersetzte juristische Werke und schrieb Zeitungen, so Entehrung Mariä durch Juden, auf ein Ereignis im Hennegau. Anhänger Reuchlins ist er nie gewesen; aus dem Hebräischen übertrug er spottschlecht und unglaublich leichtsinnig und in seinem antisemitischen Grimm beschimpfte er sogar den getauften Pfefferkorn. Schon 1513 schien er Kaiser Maximilian wertvoll genug, daß er einen eigenen Beamten nach Straßburg schickte, um auszuforschen, ob Murner zu haben wäre.

Als Dichter, und er war wirklich einer, kam er aus Brants und Geilers Schule. Mit diesem verbinden ihn die letzten Fäden der Mystik, mit jenem Stoffe und das beherrschende Bild, in das sich fast alles fügte, was er schrieb, der Narr. 1512 erschien die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft. Unbedenklich griff er bei Brant auf, was ihm paßte. Selbst Holzschnitte sind zu ihm übergegangen. Die Gäuchmatte ist eine groteske Verzerrung der letzten ritterlichen Ideen, der Minnehöfe, des Venustriumphes, selbst an die Tannhäusersage könnte man denken. Er schildert eine Wiese voll Liebesnarren, zu der ihm eine Baseler Örtlichkeit die Anregung bot. Es ist der Grundgedanke der Minneburgen und Minneorden, die in Alamannien und Ostfranken waren gedichtet worden und selbst von der Mystik noch einen leisen Strahl aufgefangen hatten. Und so ist Murner der Kanzler der Gäuche, die Zunft ist in 22 Artikeln geregelt. Internationale Motive, ganz alamannisch! Boccaccio und Äneas Silvius. Eine andächtige Badefahrt ist das späteste Buch mystischer Gestaltungskunst, ein reiner Nachhall Geilers. Das Bad ist das einigende Band aller Vorstellungen, Christus der Bader der Seele. Und er, der einst den Elsässern so fern zu stehen schien, ließ das Buch in ein begeistertes Lob des Straßburger Münsters ausklingen. Er blieb bei seiner alten Technik. So deutet die Mühle von Schwindelsheim 1515 die Vorgänge im Hause satirisch aus. Gret Müllerin feiert die Feste mit ihren Liebhabern. Dem Müller ist sein Esel abhanden gekommen und siehe, er sitzt im Rat. Wenn ihm Zwingli vorwarf, er sei noch nie in Ehren von einem Ort gegangen, so war das Übertreibung. Niemand konnte Murner eine Makel nachsagen. Grobheit und Schelten war guter Ton, Unstäte und leidenschaftlicher Hader erfüllte alle. Aber Formen und Stoffe meistern konnte ihm keiner so nachtun. In tiefster Seele ist all sein Spott wie behagliche Narrenfreude; wo er grimmig wird, liegt es an der Zeit, die manch ruhigerem Manne das Blut in die

Schläfe jagte. Arbeiteten denn die andern langsamer, solider? Er hat den Kampf weit weniger vergiftet als Naogeorgus, Gengenbach oder Niklas Manuel.

Die volkstümlichste Literatur, die Schwankbücher, hatten im Alamannischen ihre eigentliche Heimat. 1555 war Wickram vorangegangen. 1556 druckte der Maursmünsterer Stadtschreiber Frey seine Gartengesellschaft und im folgenden Jahre der Straßburger Martin Montanus den Wegkürzer. Selbst die beiden Leipziger Studenten Lindener und Schumann ließen in Augsburg drucken, der eine das Rastbüchlein und Katzibori, der andere das Nachtbüchlein. 1560 erschien die Schildwacht des Elsässers Hertzog und 1563 der Wendumut des Hessen Kirchof.

1492 vereinigten sich in Straßburg sechzehn Kürschner, Bäcker, Steinmetzer zu einer Meistersingerzunft und stellten eine Tabulatur auf. Hagenau, Weißenburg und Kolmar erhielten ihre Schulen. In Straßburg kam es zur eigentlichen Blüte erst 1591. Zehenthoffer aus Villach eröffnete zu Johanni dieses Jahres die neubegründete Schule, die 1598 abermals durch den Rat bestätigt wurde und eine jährliche Aushilfe erhielt. Hier herrschte die Tendenz. Die Gilde sammelte den Widerstand gegen die katholische Gegenreformation. Die treibende Kraft war ein Thüringer Exulant, Cyriacus Spangenberg aus Nordhausen, Wittenberger Student, Lehrer am Eislebner Gymnasium, der bis 1581 in Straßburg war, nachdem er sein gutes Teil dazu beigetragen hatte, durch Eigensinn und Eigendünkel das evangelische Glaubensleben in der Grafschaft Mansfeld unerträglich zu verbittern. Seine biblischen Dramen sind ungedruckt, und nur die siebzig Predigten des Ehespiegels zeigen ein reineres Bild. Als er nach Straßburg kam, knüpfte er Beziehungen zur Zunft an und schrieb ihr das Buch von der edlen und hochberühmten Kunst der Musika. Wolfhart, sein Sohn, der 1577 in Straßburg Korrektor wurde, erhielt die eigentliche Leitung der Schule, zumal die glanzvollen Aufführungen am Beginn des 17. Jahrhunderts gingen zum guten Teil von ihm aus. Für die Zunft schrieb er das Lustspiel Fleisch und Geist. Das Reimgedicht Der Ganskönig folgt Fischart. 1611 wurden seine Glückwunschgedichte gesammelt, die Anbind- und Fangbriefe. Er ist bereits von Opitz beeinflußt. Die Straßburger Früchte waren überreif.

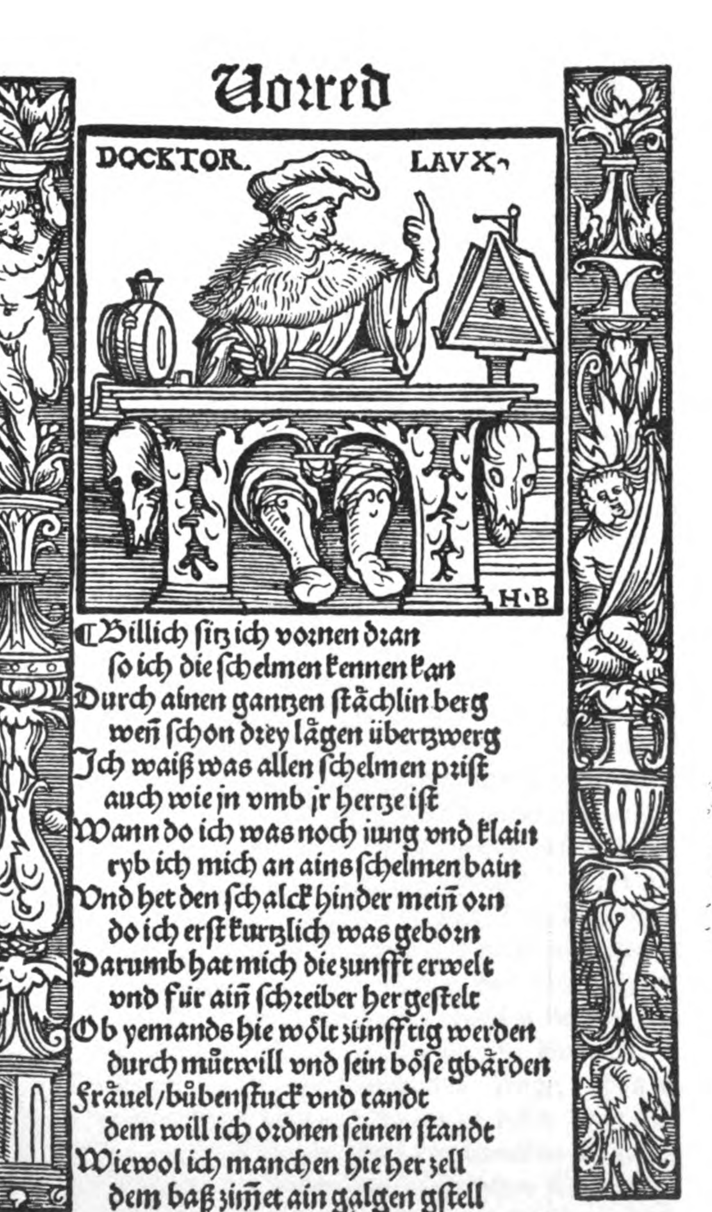
Durch die Kirchenbewegung wurde die Elsässer Tradition gebrochen. Martin Butzer 1491—1551 war ein Schlettstädter und 1516 gezwungen Dominikaner geworden. Einsichtige Obere hatten ihn nach Heidelberg versetzt. Hier machte er 1518 Luthers Bekanntschaft; das Kloster wurde ihm zu eng und er floh auf Sickingens Feste, die Ebernburg. Bereits in Landstuhl und Weißenburg begann er zu reformieren. 1523 kam er nach Straßburg und führte mit Capito die neue Ordnung durch. Die erste deutsche Messe wurde



Schelmenzunfft
Antzaigung alles Weltleuffigen
můtwillens/schalckaiten vñ bůbereyen
diser zeit Durch den hochgleerten her
ren Doctor: Thoman murner von
Straßburg/schimpflichen er-
dichtet/vnd zů Franckfurt
an dem Māñ mit ernst
lichem fürnemen
gepredigt.

Thomas Murner, Schelmenzunft. Augsburg 1513.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

Vorred



Billich sitz ich vornen dran
so ich die schelmen kennen kan
Durch ainen gantzen stächlin berg
weñ schon drey lägen übertzwerg
Ich waiß was allen schelmen prist
auch wie jn vmb jr hertze ist
Wann do ich was noch iung vnd klain
ryb ich mich an ains schelmen bain
Vnd het den schalck hinder meiñ orn
do ich erst kurtzlich was geborn
Darumb hat mich die zunfft erwelt
vnd für aiñ schreiber her gestelt
Ob yemands hie wölt zünfftig werden
durch můtwill vnd sein böse gbärden
Fräuel/bůbenstuck vnd tandt
dem will ich ordnen seinen standt
Wiewol ich manchen hie her zell
dem baß zim̃et ain galgen gstell

1524 gehalten. Bauern und Wiedertäufer störten nur zu Zeiten. Im Abendmahlstreit arbeitete er 1536 an der Konkordienformel mit, aber Bern und Zürich lehnten sie ab. So brach Straßburg nicht mit einer Vergangenheit, sondern mit einer Gegenwart, mit einer stammestümlichen Kultur, die eben in herrlichster Blüte war. Nirgends war der gute Wille so fest, die Einsicht so klar gewesen, daß dem Unheil zu steuern sei und im Rahmen der Kirche erneuert werden mußte. Nirgends waren wie hier die Kräfte des Humanismus im Bunde mit dem Volke so auf dieses Ziel gerichtet. Das machte die Tat hier weniger begreiflich als sonstwo. An dem das Schmerzliche dieser Abkehr fast persönliche Färbung erhielt, in dem der Bruch sichtbar zum Ausdruck kam, war Jakob Sturm 1489—1553. Er stammte aus einem alten Straßburger Patriziergeschlecht, der Urenkel mütterlicherseits des ersten Elsässer Humanisten Peter Schlott. Wimpfeling war sein Erzieher, Geilers Freundeskreis umschloß und hegte den unvergleichlichen Jüngling, wie Erasmus ihn nannte. Er studierte in Heidelberg, anfangs für den Priesterstand bestimmt, wandte er sich um 1510 von der Theologie ab, und als Luther auftrat, sahen ihn die alten Straßburger mit tiefem Schmerz scheiden. Selten war ein Wort ungerechter als das, das er ihnen zurief: Bin ich ein Ketzer, so habt ihr mich dazu gemacht. Wimpfeling? Geiler? 1524 kam er in den großen Rat und zwei Jahre darauf in das Dreizehnerkollegium. Schon stand er, der Führer der Stadt und mit ihr des ganzen alamannischen Südens, auf der Höhe schwerer Verantwortlichkeit. Alliancen suchend und schließend vertrat er Straßburgs Sache auf den Reichstagen von 1527 und 1529. Jetzt kam es politisch zum Ausdruck, daß zwei Kirchen, die alamannische und die fränkisch-mitteldeutsche, nebeneinanderstanden. Es kam der Abendmahlsstreit, und so sehr Sturm zwischen Wittenberg und Zürich auszugleichen suchte, die alamannischen Bande waren stärker; Straßburg stand zu Zwingli. Sturm, der die landschaftlichen Verhältnisse bis in die verwirrendsten Einzelheiten souverän beherrschte, wurde selbst im Nordosten des Reiches mit Bewunderung genannt. 1544 begannen die Verhandlungen mit dem Kaiser, der Hilfe gegen Frankreich suchte. Der schmalkaldische Bund und Sturm wollten sie nur gegen Bedingungen gewähren; die Mitteldeutschen um persönliche Vorteile, und das gelang; Sturm für Garantien in der konfessionellen Frage. Das war den Fürsten nun eher zu verzeihen, denn niemand konnte es besser erwarten. Aber der Alamanne Sturm, der eine Landschaft mit so nationalen Traditionen zu vertreten hatte, eine Landschaft, die unter den feindlichen Kanonen lag, die vor hundert Jahren das Elend eines schwachen Kaisertums bis auf die Neige ausgekostet hatte, mußte ein feineres Gewissen haben. Das alte Elsaß der Wimpfeling, Gebwiler, Beatus Rhenanus brach langsam nieder, und wenn Sturm nach dem schmalkaldischen Kriege für seine Heimat dem siegreichen

Kaiser noch abrang, was zu retten war, der Blick des Alamannen hatte Paris suchen gelernt.

Den französischen Krieg von 1552 überdauerte es noch; aber die Politik hatte verdorben, was vor fünfzig Jahren Schulmeister und Dichter geschaffen hatten. Am Untergang des alamannischen Kaiserideals war Jakob Sturm schwer beteiligt. Versäumte Pflicht ist der leiseste Vorwurf.

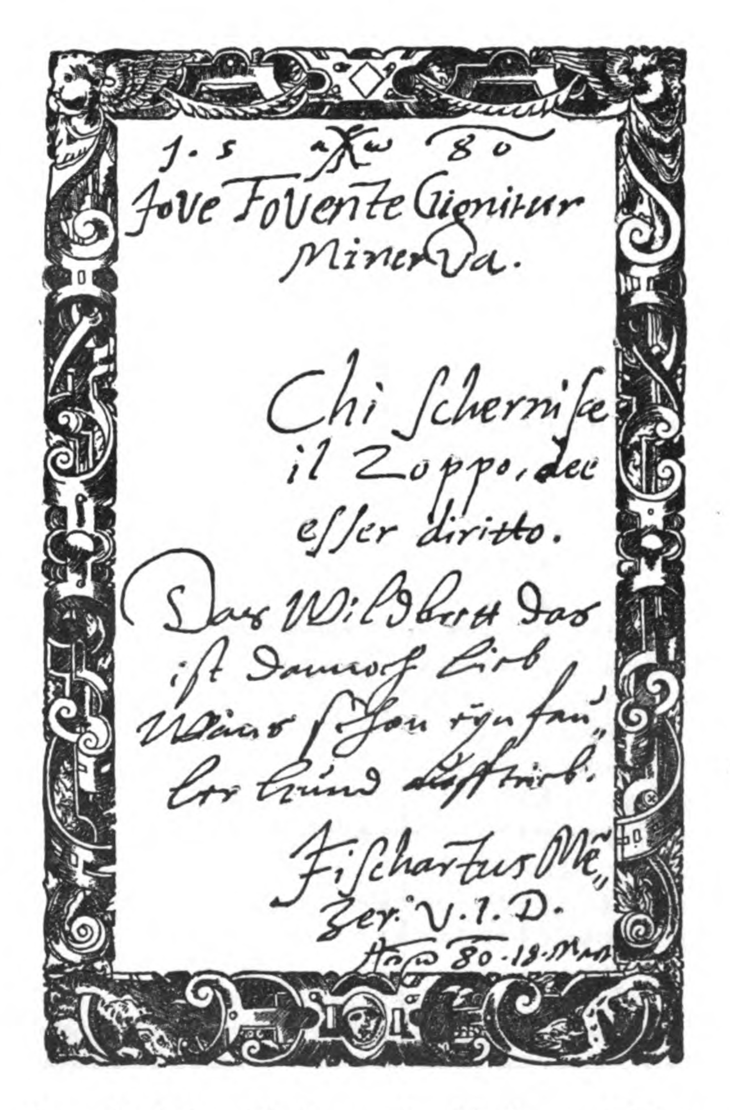
6.

Fischart.

Fischart wird uns ein Mysterium bleiben. Ein schmales Blatt, auf das zwei Stämme ihre inneren Gesichte gekritzelt und ein ganzes Jahrhundert seine tollsten Gedanken, mag niemand entziffern. Seltsame Bruchstücke von Worten, die erschrecken und verwirren, die Ahnungen wecken und keine erfüllen, das wird er immer bleiben. Sein Vater hieß Mentzer; ein Mainzer also, ohne Zweifel. Der Sohn ein alamannisierter Rheinfranke, ein Landsmann Fausts. Ein Franke, der so alamannisch war, daß gerade diese Fäden leiblich sein Labyrinth auf- und abführen. Jeder Gedanke, der kaum bewegt die Landschaft ergriffen hat, jeder Charakterzug von Gottfried von Straßburg über Tauler, Geiler bis Murner, keiner fehlt ihm. Das Wort war stets die Lust des Alamannen; bei Gottfried ein süßes Läuten, bei Tauler und den alamannischen Mystikern der Wein, in dem er die Seligkeit Gottes kostete; bei Geiler die Angel, um Seelen zu fischen; bei Murner der streitbare Stahl, in dem sich die Leidenschaft ausglühte. Bei Fischart alles, der bunte Spielball des Lebens, Gedanken entfesselnd, ein Irrlicht, das immer weiter lockte und nie zu haschen war, Träger aller Wirkungen, des ganzen Stils, des ganzen Wesens. Alamannische Pseudomystiker waren die abenteuerlichen Fälscher gewesen, Fischart verbarg sich in die tausend fließenden Falten seiner Sätze, ewig neckend, ein Proteus, der nicht zu greifen war. Der Alamanne war berauscht vom deutschen Kaisergedanken; tiefer und leidenschaftlicher, fast sentimental hat keiner sein Stammestum empfunden. Und doch war der Stamm voll innerer Widersprüche. Die Humanisten haßten das römische Recht; dem Kaisertum einst schwärmerisch hingegeben, löste die Landschaft sich völlig von der Nation los. Fischart ist voller Gegensätze. Gebildet und aufgeklärt, und im trübsten Aberglauben befangen; für Luther wortreich bemüht, und ein Anhänger Calvins; der deutscheste unter den Dichtern des Stammes, und keiner schöpfte den wälschen Brunnen so wie er bis auf den Schlamm aus. Scheinbare Gegensätze in Stoff und Form. Wer verzehrte so rasch und un-



J. Fischart M.



1.5 80

Jove Fovente Gignitur Minerva.

Chi schernisce il Zoppo, dee esser diritto.

Das Wildbrett das ist dannoch lieb
Wann schon eyn fau-
ler Hund dafftrieb.

Fischartus Mẽ
zer. V. I. D.

[illegible] 80. 18. [illegible]

Stammbuchblatt Fischarts, eigenhändig geschrieben.

ersättlich, wer schien formloser und ungebändigter als er! Und doch ist sein ganzes Wesen nichts als ein ewiges Wandeln und Schreiten durch Formen, ein Spielen mit Gewändern und Hüllen, ein Suchen der Form, die seiner Seele entsprach. Das war ein Schwanken zwischen dem Fränkischen und dem Alamannischen. Fischart war das Abbild des neuen Straßburg, das Jakob Sturm geschaffen hatte.

Hier war er um 1548 geboren, im Todesjahr der großen Generation, ein Epigone, der zu spät kam, der in die Gesellschaft trat und das Histörchen erzählte, das eben vor ihm ein anderer berichtet hatte. Sein Name war wohl Fischer, er wandelte ihn unbefriedigt in Fischart, bezeichnend für ihn. Sein Vetter Kaspar Scheidt erzog den früh Verwaisten. 1566 besuchte er das Straßburger Gymnasium und seit 1568 die Akademie unter Sturm. 1570 taucht er in Siena auf und besuchte Assisi, das alte Paradies der Seelensüße. 1574 wurde er in Basel Doctor juris und lebte zwei Jahre später in seiner Heimat, von Jopin dem Buchdrucker, seinem Schwager, beschäftigt. 1584 wurde er Amtmann in Forbach, im Dienste der Herrschaft Hohenfels. 1590 oder bald darauf starb er.

Die Streitschriften, die er mit seinem Gegenspieler, dem Ostfranken Johannes Nas 1534—1590 wechselte, erneuerten die zweifelhaften Genüsse der frühern Jahrzehnte, der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit läßt Gengenbach an Häßlichkeit und Roheiten kaum den Vorrang. Der Bienenkorb 1579 war unselbständig, eine Anlehnung an das Buch des Niederländers Philipp von Marnix. Das Jesuiterhütlein des folgenden Jahres schöpfte viel mehr aus Eigenem und schloß an ein landschaftliches Ereignis an. 1580 hatte der Straßburger Bischof die Jesuiten gerufen. Der Journalist siegte immer wieder über den Dichter, oft freilich nur des täglichen Erwerbs willen, und so verdeutschte er eine ganze Reihe politischer Flugschriften aus Frankreich und den Niederlanden. Seine 36 Bildergedichte, für die meist Tobias Stimmer zeichnete, Erklärungen von Porträts und Abbildungen Straßburger Denkmäler bilden eine Gruppe für sich. Das Elsaß hatte sich gründlich gewandelt, wenn die beste Feder im Dienste französischer und niederländischer Kirchenpolitik arbeitete.

Zum eigentlichen Dichter ist Fischart erzogen worden, durch keinen Alamannen, durch seinen Vetter, den Niederdeutschen Kaspar Scheidt, der 1565 als Schulmeister zu Worms starb. 1549 war ein merkwürdiges lateinisches Buch erschienen, das sich Grobianus nannte und von Friedrich Dedikind stammte, aus Neustadt an der Leine. Man hat es aus Freude, das Jahrhundert mit einem Schlagwort charakterisieren zu können, den Geist der Zeit genannt. Aber es gab nicht lauter Grobiane, es gab Narren und Teufel, Faustnaturen und Charlatane. Das Buch ist nicht der Ausdruck eines Inhalts, sondern nur

einer Form, eines Mangels an Form. Sankt Grobian, der Witz stammt von Brant, war nur ein Genius loci und herrschte im wesentlichen dort, wo der Teufel zu Hause war. Die paar maßlosen Schreier haben der Zeit zu dieser üblen Nachrede verholfen. Wir werden doch die Unterströmungen nicht für das Oberwasser nehmen und das späte 18. Jahrhundert etwa mit Cagliostro charakterisieren. Das Buch war einzig in seiner Art und gab Vorschriften zur Unanständigkeit. Es ist der gleiche Ausgang der Zeit, wie Murner etwa die Minneallegorien karikierte und verzerrte. 1551 übersetzte Kaspar Scheidt das Buch. Dieser Ausklang einer Zeit der feinen Sitte stimmte zu Scheidt, der um dieselbe Zeit im Auftrag des Kurfürsten von der Pfalz dem Mai eine Lobrede hielt. Man glaubt nicht recht zu hören, wie dieser Mann liebenswürdig und gemütvoll die Farben symbolisiert, wie er aus der französischen Poesie Blütensträuße sammelt. Seine fröhliche Heimfahrt glänzt in wohnlichen Lichtern. So war Scheidts Grobianus nur die Satire auf leise Mängel feiner Zucht, die er übertrieb. Mit seinen Beziehungen zum Pfälzer Fürsten lag ihm das nahe. Er wollte nicht die Roheit geißeln, sondern ein Mindermaß guter Sitten. Das Buch wurde für Fischart eine seiner bedeutendsten Anregungen.

Im Eulenspiegel, den er nach der Erfurter Ausgabe von 1532 in Reime brachte, redet er den Helden ganz im Stile des Grobianus an. Der Geist lebt auch in seiner Flohhatz 1577. Aus einem antiken Stoffe, der den Floh und seine Klage vor Jupiter vorführt, erwuchs eine reiche Literatur, auch in Deutschland. Fischart fügte einen zweiten Teil hinzu, die Gegenrede der Frauen, Rezepte gegen die Flöhe und ein volkstümliches Flohlied. Pirkheimer hatte, wie es die Humanisten liebten, ein komisches Lobgedicht auf das Podagra geschrieben; Fischart bearbeitete den Scherz in seinem podagramischen Trostbüchlein. Noch stärker unter humanistischem Einfluß stand er im philosophischen Ehezuchtbüchlein 1578. Albrecht von Eyb hatte mit seinem Ehebuch am frühesten in Deutschland diese Literaturgattung der italienischen Humanisten aufgegriffen. Um die Mitte des Jahrhunderts war das Thema eines der beliebtesten. Im ersten und dritten Teil übersetzte Fischart die Abhandlung des Plutarch, im vierten das Coniugium des Erasmus, das Mittelstück ist sein Eigentum. Vielleicht war es diese Schrift, die dem Dichter aus dem Herzen kam. Er wird wärmer, weicher und schreitet behaglich und freundlich einher.

1572 hat Fischart zum erstenmal der Franzose ergriffen, der ihn nun nicht mehr losließ, der ihm verwandt war wie selten zwei Menschen anderer Zunge und anderen Standes, Rabelais. Ihm verdankte er das verworren lustige, ernsthaft spottende Kalenderschriftchen Aller Praktik Großmutter. Er hatte es auf die Astrologie und die Kalender abgesehen mit ihren abenteuer-

Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen / mit vergleichung des Frülings vnd Herbsts.

Beschriben durch Casparum Scheidt von Wormbs.





Kaspar Scheidt, Lobrede des Maien. Worms 1551.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

lichen Prophezeiungen. Den Astrologen galt Murners erste Kampfschrift, die Practica practicorum des Johannes Nas hatten dasselbe Thema behandelt. Fischart spottete über die Abhängigkeit der Menschen von den Planeten und weissagt die selbstverständlichsten Dinge.

Drei Jahre später tat der Dichter den Schritt, der ihn unsterblich machte, wagte sich an ein Buch, das alle seine Nichtigkeiten und formlosen Launen aufwog und gutmachte, an den Gargantua Rabelais' 1532—1552. Der Franzose erzählte die Geschichte einer Riesenfamilie in drei Generationen. Es war ein schwaches Gerüst und brach beinahe zusammen unter der überreichen Last von Schwänken, Spässen und Anekdoten. Die Scholastik kam schlecht weg und Rabelais zeichnete eine Karikatur des ganzen französischen Volkes zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Die Verdeutschung wurde ein Buch wie kein zweites in unserer Literatur existiert. Fischart übersetzte zunächst, Wort für Wort, peinlich, musterhaft. Die Fehler, die ihm zwischen den Fingern durchschlüpften, waren kaum zu vermeiden bei der schwierigen Sprache Rabelais, die sich an die Mundart anlehnte, seltsame Wörter bildete und Mischformen schuf aus verschiedenen Zungen. Zwischen den Text des Franzosen schob Fischart nun seine eigenen Einfälle ein, das Buch schwoll an, so daß er nur einen der vier Bände bearbeiten konnte. Ganze Kapitel fügte er hinzu, die aus Andeutungen Rabelais herauswuchsen. Eine seltsame Psychologie. Das vernünftige Plaudern am Faden der fremden Gedanken, dann ein Riß, es sprüht durcheinander, Witze, Schnurren, Bosheiten, dann verlöscht das Kunstfeuer und zur alten Stelle zurückgekehrt, führt er die Erzählung weiter. Da zieht in den übersetzten Partien französisches Leben an uns vorüber und plötzlich schwirren die deutschen Narren, von Fischart losgelassen, in deutschen Kostümen unter die Wälschen. Nach der ersten Fassung erschienen 1582 und 1590 Erweiterungen, die aber zumeist nur mehr Papier füllten. Der Dichter hat sich völlig ausgegeben. Was er nur wußte, was ihm aus hundert Büchern zugeflogen war, teilte er mit. Und wie er ausschrieb: Handbücher, Anekdotensammlungen, Schriften über nordische Fische und die deutsche Speisekammer. Der Roman ist ein Kompendium der Kultur des 16. Jahrhunderts: Speisezettel, Trachten, Erziehungswesen; endlose Reihen von Büchertiteln, Spielen, die er aus der Landschaft kannte, Namen und Wappen; ein großartiges Bild dieser Zeit, die in allem ungeheuerlich maßlos war und nur durch plumpe Riesen symbolisiert werden konnte. Berühmt wurde das fünfte Kapitel über die Ehe. Jean Paul nannte es ein Meisterstück. Ein feierlicher Harfenton im Gewirr tollen Lachens und lärmender Zecher. Die herrlichste Dichtung der ganzen Zeit ist das achte Kapitel, die Trunkenlitanei, ein Stück, das tiefste Kenntnis der Seele verrät, ergreifende Beobachtung des Lebens, eine Gestaltungskraft, die nur einem Rheinfranken zu Gebote stand. Eine Studenten-

kneipe! Wie es eben beginnt, die Zecher nach Wein rufen, wie es poltert und sich zurechtsetzt, wie der Trunk zuerst fließt und fließt. Dann wird es heißer. Der erste Durst ist gestillt, nun kommt die Lust, Lieder schlagen an und reißen ab, überschrien, der lallenden Zunge entglitten; das Ohr horcht schärfer und möchte so gerne eines fangen, es sind die schönsten Töne, die hier entweiht werden. Die ersten Opfer fallen. Die Orgie beginnt. Alles ist nur noch Lärm und den mit Worten zu malen, sinnlos, sinnvoll, die Fäden durcheinanderzuwerfen, daß doch Figuren zu ahnen sind, das war die Kunst. Und wie der graue Tag hereingähnt und das betäubende Gewirr müde verhallt und einschläft.

So war ihm Gewalt über die Sprache gegeben! Das Geheimnis seines Stils ist die Kenntnis, wie aus Lauten und Lautverbindungen Gedanken werden, wie das Wort die Gedanken lockt, die Kenntnis der geistigen Assonanzen; er baut die Sätze nicht vom Gedanken aus, sondern läßt sie aus Worten und Silben aufblättern. Das romantische Spiel mit Verkleidungen ist ein Bild seines Stils. Nach Gleichklängen tönen ihm die Vorstellungen fort in unzähligen Übergängen vom ersten Wort zu stets erneuten Fortbildungen. Daher die unendlichen Reihen von Klängen, in denen sich die Seele schimmernd und schillernd fortdehnt, selbstgefällig und der Farben froh, die in der Sonne spielen. Die Rhythmen seiner Sätze sind reinste Natur, das Temperament seines Lebens; nicht der Rhythmus der Arbeit, auf und ab in süßem Wechsel, anspannend, ermüdend und rastend. Sein Rhythmus ist Jagd, Galopp, dem Ziele nach, das flieht und flieht; nur der Takt des Hufschlages schafft leise Abschnitte, bis er's jauchzend verjagt hat, oder der Satz ohne Abschluß zusammenbricht. Auch das ist eine Kunst, wem der Atem reicht. Der Stil von Gewaltmenschen, die sich verzehren wie er und mit vierzig Jahren sterben. Der Stil eines Jahrhunderts, das an die Urquellen des Lebens gekommen war und es nun vergeuden durfte. Der Stil eines Volkes, das soviel Sprachen sprechen gelernt hatte und sich wie das Kind nicht genug tun konnte im Üben der neuen Fertigkeit.

Sie schlossen das Leben ab: Faust, Hans Sachs und Fischart, die ungleichen Kinder Evas. Der Franke hatte die Gedanken entfesselt, sie zum erstenmal in die Tiefe der Natur gesenkt, ob sie wohl Grund und Boden fänden; hatte sie in die Wolken steigen lassen, ob da oben wohl wirklich der Anfang der Dinge wäre. Er hatte nur gefragt und gesucht, aber Antwort noch keine gefunden. Der Alamanne hatte die Sprache geprüft, sie gedehnt und gebogen, ob sie wohl bräche, ob sie ihn wohl trüge, wenn er den Flug einmal wagen möchte. Der Handwerker der deutschen Städte hatte emsig gearbeitet, nicht viel nach Stoff und Form gefragt, aber was er machte, war gut und seinen Preis wert. Wer würde nun kommen, zum Inhalt die Sprache finden

Das Philosophisch Ehezuchtbüchlin
oder



Ehezucht/sampt der Kin-
derzucht.

Auß des Berhümbsten vnnd Hocherleuchten/ Griechischen Philosophi Plutarchi vernunfft gemäsen Ehegebotten vnd allerley andern Anmütigen Gleich-nussen Sprüchwöetern/Gesangen/Reimen der Fürtrefflichen Authoren vnd Scribenten/von allerley Nationen zusamen gelesen/verteutscht/vñ auff gantz lustige angeneme weiß in Gesatzen vnd Gleichnussen tractiert vnd auß-geführt/mit beigethaner Missiff vnd Ehelicher schuldig-keit erjnnerung Herrn Anthoni von Gueuara.

Durch Weiland den Ehrnvesten Hochgelehrten Herrn Johann Fischarten genant Mentzer der Rechten Doctorn seligen auß Griechischen vnd andern Sprachen verteutscht/vnd zusamen getragen.



Getruckt zu Straßburg/bei Bernhart Jobin.
M. D. LXXXXI.

Johann Fischart, Ehezuchtbüchlein.
Straßburg 1591.
Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.
Größe des Originals.

und dauerhaft und unermüdlich zusammenschweißen? Würde es ein Franke oder ein Alamanne sein? Aber die Zeit war ja noch gar nicht reif. An der Mündung der Elbe saß ein Volk, das bisher noch gar nicht gesprochen hatte. Was würde es sagen? Längs der Donau war ein anderer Stamm verstummt, rang um neue Gebilde seines staatlichen Lebens. Er war in herrlicher Arbeit unterbrochen worden. Wie wird er sie nun fortsetzen, wenn einmal nur sein Haus feststünde? Und die Ungezählten zwischen Elbe und Weichsel, die einst Fremdlinge waren und jetzt Volksgenossen wurden, in denen doch nun endlich einmal die Früchte langer Blutmischung aufbrechen mußten. Was würden wohl sie geworden sein? Die Literatur glich dem Vorgefecht. Die Kolonnen hatten sich entwickelt und festgesetzt; aber es waren Hauptkräfte noch unterwegs. Wenn sie in der Front erschienen oder in der Flanke, dann flackerte das entscheidende Feuer die Linien entlang auf. Franken und Alamannen, die alten Ringer am Rhein um die Herrschaft hatten sich so getrennt und an einzelnen Punkten so gegensätzlich entwickelt, daß die Literatur der Zukunft ein Kampf werden mußte. Und sie wurde es.





1. Die Literatur.

Der bibliographische Stoff ist im allgemeinen mit dem Text fortlaufend geordnet worden. Um Raum für das zweite und dritte Buch zu sparen, die erst eine umfangreichere stammesgeschichtliche Darstellung ermöglichten, wurde beim ersten Buch nur wenig vermerkt. Das Hauptgewicht habe ich auf die Zusammenstellung des landschaftlichen Materials und der Erträgnisse aus lokalen Zeitschriften gelegt. Siglen wurden aus guten Gründen nicht angewendet. Kleinere Abkürzungen wurden nach räumlichen Bedürfnissen vorgenommen, wie sie jeweils die Stelle ergab. Bände sind mit arabischen Ziffern bezeichnet; wo der Jahrgang mehrere Hefte umfaßt, der Band mit römischer, dahinter das Heft mit arabischer Zahl.

Erstes Buch. Wurzeln und Übergänge.

I. Kapitel. Die Vorzeit.

1. Stämme und Landschaften.

Lamprecht K., Deutsche Geschichte. Berlin 1891.

Bremer O., Ethnographie der germanischen Stämme. Mit 6 Karten. Grundriß 3, 735 bis 950. 2. Aufl. Straßburg 1900.

Haag K., Über Mundartengeographie. Alemannia 29, 228 ff.

Zippel G., Deutsche Völkerbewegungen in der Römerzeit. Programm. Königsberg 1895.

Schmidt L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Berlin 1905.

Zeuß K., Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. München 1837.

Arnold W., Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme zumeist nach hessischen Ortsnamen. Marburg 1875.

Bremer O., Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas. Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten. 3. Vgl. Beiträge 21, 27 ff. Anzeiger für deutsches Altertum 19, 346; 21, 260.

Weiß R., Stammeswanderungen der großen und kleinen Chauken. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 46, 41 ff.; 57 ff.

Bolze G., Die Sachsen vor Karl dem Großen. Programm. Berlin 1861.

Nordhoff J. B., Altwestfalen. Volk, Land, Grenzen. Münster 1898.

Größler, Forschungen zur Gaugeographie und Ortsnamenkunde der Bistümer Merseburg, Zeitz-Naumburg u. Meißen. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 30, 291 ff.

Schäfer D., Niedersachsen und die See. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1909, 1 ff.

Schultze W., Die fränkischen Gaue Badens. Stuttgart 1896.

Bender J., Über Ursprung und Heimat der Franken. Programm. Braunsberg 1857.

Dederich A., Ursprung der Franken. Emmerich 1870.

Schröder R., Die Herkunft der Franken. Sybels historische Zeitschrift 45, 1 ff.

Wormstall J., Über die Chamaver, Brukterer u. Angrivarier mit Rücksicht auf den Ursprung der Franken und Sachsen. Münster 1888.

Iltgen Fr., Die Ansiedelungen am Niederrhein von der Lippemündung bis zur holländischen Grenze. Mit Karte. Diss. Halle 1892.

Watterich, Die Germanen des Rheins. Leipzig 1872.

Huschberg J. F., Geschichte der Allemannen u. Franken bis zur Gründung der fränkischen Monarchie durch König Chlodwig. Sulzbach 1840.

Lamprecht K., Fränkische Wanderungen u. Ansiedlungen vornehmlich im Rheintal. Zeitschrift d. Aachener Geschichtsvereins 4, 189ff.

Eckertz G., Die Ausdehnung des fränkischen Ripuarlandes auf der linken Rheinseite. Annalen d. historischen Vereins f. d. Niederrhein 1, 1 ff.

Schiber A., Die fränkischen u. alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders in Elsaß und Lothringen. Straßburg 1894.

Stein Fr., Die Urgeschichte der Franken und die Gründung der Frankenreiches durch Chlodwig. Archiv d. historischen Vereins von Unterfranken u. Aschaffenburg 39, 1 ff.

Nitzsch W., Die oberrheinische Tiefebene. Preußische Jahrbücher 30, 239 ff.; 341 ff. Vgl. Westdeutsche Zeitschrift 1, 1 ff.

Arnold W., Zur Geschichte des Rheinlands. Westdeutsche Zeitschrift 1, 1 ff.

Böhmer E., Sprache und Gründungsgeschichte der pfälzischen Kolonie am Niederrhein. Wrede, Deutsche Dialektgeographie. 3. Marburg 1909.

Ramisch J., Studien zur niederrheinischen Dialektgeographie. Wrede, Deutsche Dialektgeographie. 1. Marburg 1908.

Weller K., Die Ansiedlungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar. Württembergische Vierteljahrshefte. N. F. 3, 1 ff., 455.

Hartmann J., Über die Besiedlung des württembergischen Schwarzwaldes, insbesondere des oberen Murgtales. Württembergisches Jahrbuch f. Statistik u. Landeskunde 1893, 1 ff.

Stein Fr., Geschichte Frankens. Schweinfurt 1885 f.

Rotenhan J. v., Die staatliche u. soziale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde von Oberfranken IX 1, 1 ff.

Dürrwaechter A., Studien zur Besiedlungsgeschichte des Bamberger Landes. Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des historischen Vereines zu Bamberg 68, 13 ff.

Stein Fr., Ostfranken im zehnten Jahrhundert. Forschungen zur deutschen Geschichte 24, 123 ff.

Holle, Die Slaven in Oberfranken. Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde von Oberfranken II 1, 1 ff.

Urbanstädt v., Die Egerländer. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 2, 142 ff.

Pfister H. v., Chattische Stammeskunde Kassel 1880.

Heßler C., Hessische Landes- und Volkskunde. Marburg 1906 ff.

Seelig Fr., Der Name Hessen u. das Chattenland. Hessenland 3, 22.

Duncker A., Geschichte der Chatten. Zeitschrift d. Vereins f. hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 13, 225 ff.

Kellner W., Chatten und Hessen. Zeitschrift f. preußische Geschichte und Landeskunde 7, 425 ff.

Werneburg A., Die Wohnsitze der Cherusker und die Herkunft der Thüringer. Jahrbuch d. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. 10, 1 ff.

Kirchhoff A., Thüringen doch Hermundurenland. Leipzig 1882.

Schottin R., Die Slaven in Thüringen. Programm. Bautzen 1884.

Fraunstadt, Die Suevenstämme des mittleren Deutschland. Webers Archiv f. d. sächsische Geschichte 1, 21 ff.

Wislicenus P., Die Geschichte der Elbgermanen vor der Völkerwanderung. Halle 1868.

Riese A., Die Sueben. Rheinisches Museum. N. F. 44, 331 ff., 488.

Weller K., Die Besiedlung des Alamannenlandes. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 7, 301 ff.

Schubert H. v., Die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken. Diss. Straßburg 1884.

Schricker A., Älteste Grenzen und Gaue im Elsaß. Straßburger Studien 2, 305 ff.

Baumann Fr. L., Schwaben und Alamannen, ihre Herkunft und Identität. Forschungen zur deutschen Geschichte 16, 215 ff.

Haas H., Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer. Erlangen 1865.

Baumann Fr. L., Die alamannische Niederlassung in Rhaetia secunda. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 2, 172 ff.

Witte H., Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet. Stuttgart 1897.

Hartmann J., Die Besiedlung Württembergs von der Urzeit bis auf die Gegenwart. Württembergische Neujahrsblätter. 11. Stuttgart 1894.

Quitzmann A., Abstammung, Ursitz u. älteste Geschichte der Baiwaren. München 1857.

Mehlis C., Markomannen und Bajuvaren. Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Baierns. 5. München 1882.

Bachmann A., Die Einwanderung der Baiern. Wiener Sitzungsberichte, phil.-hist. Klasse 91, 815 ff.

Resch F. V., Die Bergvölker des alten Germaniens. Variscia. Mitteilungen aus d. Archive des voigtländischen altertumsforschenden Vereins 5, 49 ff.

Haushofer M., Alpenlandschaft und Alpensage in den bairischen Alpen. Baierische Bibliothek. 21. Bamberg 1890.

Krones Fr. v., Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, insbesondere Steiermarks, Kärntens u. Krains. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 3. Stuttgart 1889.

Biedermann H. J., Die Nationalitäten in Tirol. Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. 7. Stuttgart 1886.

Tappeiner F., Die Abstammung der Tiroler und Räter auf anthropologischer Grundlage. Beiträge z. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte von Tirol. Festschrift. Innsbruck 1894.

Blochwitz J., Die Verhältnisse an der deutschen Ostgrenze zwischen Elbe und Donau zur Zeit der ersten Karolinger. Diss. Dresden 1872.

Kaemmel O., Die Entstehung des österreichischen Deutschtums. Leipzig 1879.

Strakosch-Graßmann G., Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn. Wien 1895.

Wersebe A. v., Über die niederländischen Kolonien. Hannover 1815.

Schröder R., Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Berlin 1880.

Schulze E. O., Niederländische Siedelungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jahrhundert. Diss. Hannover 1889.

Tollin, Die Hohenzollernsche Kolonisation und die Wallonische Gemeinde. Geschichtsblätter f. Stadt und Land Magdeburg 11, 192 ff. Vgl. 11, 345 ff.

Schwartz W., Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg. Mit kolorierter mythologisch-ethnologischer Übersichtskarte. Märkische Forschungen 20, 104 ff.

Guttmann B., Die Germanisierung der Slaven in der Mark. Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte 9, 395 ff.

Rudolph Th., Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jahrhundert. Berlin 1889.

Adler F., Die niederländischen Kolonien in der Mark Brandenburg. Märkische Forschungen 7, 110 ff.

Winter, Die Volkssprache in der Landschaft am Zusammenfluß von Bode, Saale und Elbe. Geschichtsblätter f. Stadt und Land Magdeburg 9, 97 ff.

Götze L., Niederländische Kolonisten in Burg. Geschichtsblätter f. Stadt u. Land Magdeburg 4, 252 ff.

Kaemmel O., Die Germanisierung des deutschen Nordostens. Zeitschrift f. allgemeine Geschichte 1887, 721 ff.

Vogel, Ländliche Ansiedlungen der Niederländer und anderer deutscher Stämme in Nord- und Mitteldeutschland während des 12. und 13. Jahrhunderts. Programm. Döbeln 1897.

Ernst H., Die Kolonisation Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert. Rostock 1875.

Boll F., Mecklenburgs deutsche Kolonisation im 12. u. 13. Jahrhundert. Jahrbuch des Vereins f. mecklenburgische Geschichte 13, 57 ff.

Sommerfeld W. v., Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slavien bis zum Ablauf des 13. Jahrhunderts. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen XIII 5. Leipzig 1896.

Schmidt E., Deutsche Dorfansiedlungen im Netzedistrikt vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Die Ostmark 3, 136 ff.

Günther F., Die Besiedlung des Oberharzes. Zeitschrift d. Harzvereins 17, 1 ff.

Jecht R., Grenzen u. Gliederung der Mansfelder Mundart. Zeitschrift d. Harzvereins 20, 96 ff. Mit Karte.

Seelmann F., Das Slaventum in Anhalt. Mitteilungen des Vereins f. Anhaltische Geschichte 6, 469 ff.

Schulze E. O., Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Leipzig 1896.

Töpfer H., Thüringen und das Slaventum. Mit Karte. Deutsche Erde 8, 5 ff.; 34 ff.

Hey G., Die slavischen Siedelungen im Königreich Sachsen. Dresden 1893.

Gabelentz H. C. von der, Der Pleißengau im 10. Jahrhundert. Mitteilungen der geschichts- u. altertumsforschenden Gesellschaft d. Osterlandes 7, 307 ff.

Winter, Die Nationalität des Adels in den wendischen Marken. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 11, 139 ff.

Heimbrecht H., Die erdgeschichtliche Entwicklung des Meißner Landschaftsbildes. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen 7, 13 ff.

Stübler J., Anthropogeographische Studien in der sächsischen Schweiz. Diss. Leipzig 1903.

Scherer W., Über die religiöse und ethnographische Bedeutsamkeit des Zentralstockes des Fichtelgebirges. Archiv f. Geschichte u. Altertumskunde von Oberfranken XII 2, 57 ff.

Zemmrich J., Vogtland nicht Voigtland. Unsere Heimat. Illustrierte Monatsschrift f. das gesamte Erzgebirge und Vogtland 1, 136 f. Vgl. Tischer W. Neue vogtländische Zeitung Nr. 15. 1902.

Hofmann R., Die Besiedelung des Vogtlandes. Unsere Heimat. Illustrierte Monatsschrift f. d. gesamte Erzgebirge u. Vogtland 4, 220 ff.

Schmidt M., Zur Geschichte der Besiedelung des sächsischen Vogtlandes. Programm. Dresden 1897.

Zemmrich J., Die vogtländische Landschaft von einst und jetzt. Mitteilungen d. Altertumsvereins zu Plauen i. V. 16, 170 ff.

Benedict, Vogtländische Orte wendischen Ursprungs. Vortrag. Mitteilungen d. Altertumsvereins zu Plauen i. V. 12, 6 ff.

Gerbet E., Die Mundart des Vogtlandes. Leipzig 1896.

Raab C. v., Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. Bd. 2. 1485 bis 1563. Plauen 1898.

Knothe H., Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz. Webers Archiv für die sächsische Geschichte. N. F. 2, 237 ff.; 289 ff.

Andree R., Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Prag 1873.

Grünhagen C., Geschichte Schlesiens. Gotha 1884. 1886.

Schulte W., Die Anfänge der deutschen Kolonisation in Schlesien. Silesiaca. Festschrift des Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens 35 ff. Breslau 1898.

Thoma W., Die kolonisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus im 12. u. 13. Jahrhundert. Diss. Leipzig 1894.

Hauffen A., Die vier Stämme in Böhmen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 34, 181 ff.

Bendel J., Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Völker Österreich-Ungarns 2, 85 ff. Teschen 1884.

Schmidt V., Beiträge zur Agrar- und Kolonisationsgeschichte der Deutschen in Südböhmen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 34, 268 ff. 35, 83 ff. 36, 369 ff.

Mörach A., Kleine Beiträge zur Geschichte der Deutschen im südlichen Böhmen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 41, 128 ff. 43, 116 ff. 44, 268 ff.; 336 ff.

Schlesinger, Skizzen aus dem Böhmerwald. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der

Deutschen in Böhmen 2, 176 ff. 3, 176 ff. 4, 72 ff.; 178 ff. 5, 86 ff. 6, 26 ff. 7, 12 ff. 9, 113 ff.; 248 ff. 10, 59 ff.

Pangerl M., Die Choden zu Taus. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 13, 144 ff.; 215 ff.

Lippert J., Die älteste Kolonisation im Braunauer Ländchen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 26, 381 ff.

Loserth J., Materialien zur Geschichte der Ansiedlungen im nördlichen Mähren und Schlesien. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 20, 98 ff.

2. Die Sage.

Symons B., Heldensage. Grundriß 3, 606 bis 734. Daselbst die weitere Literatur.

Grimm W., Die deutsche Heldensage. 3. Aufl. Gütersloh 1889.

Uhland L., Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. 1. Stuttgart 1865. Bd. 7. Stuttgart 1868.

Jiriczek, Deutsche Heldensage. Straßburg 1900.

Voretzsch C., Das Merowingerepos und die fränkische Heldensage. Philologische Studien. Festgabe f. E. Sievers. Halle 1896. S. 53 ff.

Boer R. C., Die Sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern. Germanistische Handbibliothek 10. Halle 1910.

Mogk E., Mythologie. Grundriß 3, 230—406.

Heinzel R., Über die ostgotische Heldensage. Wiener Sitzungsberichte 119.

Müllenhoff, Von Sigfrids Ahnen. Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 113 ff.

3. Die Dichtung.

Kögel R. u. Bruckner W., Althoch- und altniederdeutsche Literatur. Grundriß II 1, 29—160.

Kögel R., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Straßburg 1894, 1895, 1897.

Kelle, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert. Berlin 1892, 1896.

Scherer W., Deutsche Studien. Wien 1891.

Scherer W., Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1868.

Müllenhoff, Älteste Spuren der Alliteration. Zeitschrift für deutsches Altertum 7, 527 f.

Merseburger Zaubersprüche. Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 463 ff. Zeitschrift f. deutsches Altertum 36, 135 ff.

Roth u. Schröder, Althochdeutsches aus Trier. Zeitschrift f. deutsches Altertum 52, 169 ff. Vgl. 396.

Meyer R. M., Trier und Merseburg. Zeitschrift f. deutsches Altertum 52, 390 ff.

Grimm J., Kleine Schriften 2, 1 ff.

Meyer R. M., Die altgermanische Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben. Berlin 1889.

Vetter F., Über die germanische Alliterationspoesie. Diss. Wien 1872.

Hoffmann O., Reimformeln im Westgermanischen. Darmstadt 1885.

Joseph E., Der Dialog des alten Hildebrandsliedes. Zeitschrift f. deutsches Altertum 43, 59 ff.

Lachmann K., Über das Hildebrandslied. Kleine Schriften 1, 407 ff.

Heinzel R., Über den Stil der altgermanischen Poesie. Quellen u. Forschungen 10. Straßburg 1875.

Heusler A., Lied und Epos in germ. Sagendichtung. Dortmund 1905.

II. Kapitel. Die deutsche Renaissance.

2. Die Franken.

Kelle J., Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des 11. Jahrh. Berlin 1892.

Ebert A., Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Leipzig 1880.

Traube L., Karolingische Dichtungen. Berlin 1888.

Meier J., Studien zur Sprach- und Literaturgeschichte der Rheinlande. Beiträge 16, 64 ff.

Manitius M., Die humanistische Bewegung

unter Karl dem Großen. Zeitschrift f. allgemeine Geschichte 1, 417 ff.

Justus E., Rhabanus Maurus und seine Beziehungen zum Rheingau. Nassovia 6, 2 ff.; 18 ff.; 32 ff.

Kossinna G., Die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler. Quellen u. Forschungen. 46. Straßburg 1881.

Sievers E., Tatianausgabe. Paderborn 1892.

Steinmeyer E. u. Sievers E., Die althochdeutschen Glossen. Berlin 1879—98.

Hench G. A., Der althochdeutsche Isidor. Quellen u. Forschungen. 72. Straßburg 1893.

Falk F., Zur Geschichte der wissenschaftlichen Tätigkeit des Klosters Lorsch. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 22, 18 ff.

Stümbke W., Das schmückende Beiwort in Otfrieds Evangelienbuch. Diss. Greifswald 1905.

Inama-Sternegg K. Th. v., Rheinisches Landleben im 9. Jahrhundert. Westdeutsche Zeitschrift 1, 277 ff.

Maßmann, Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8. bis 12. Jahrhundert. Quedlinburg 1839.

Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert. 3. Aufl. Berlin 1892.

Erdmann Otfrid hsg. u. Piper. Freiburg 1882 und 1884. Daselbst weitere Literatur.

Wilmanns, Der altdeutsche Reimvers. Bonn 1887.

Ludwigslied. Zeitschrift f. deutsche Philologie 3, 311 ff.

Seemüller, Lied vom heiligen Georg. Studie zu den Ursprüngen der altdeutschen Historiographie. Festgabe für Heinzel 311 ff. Halle 1898.

Seelmann W., De Heinrico. Ein lateinisch-altsächsisches Gedicht vom Jahre 952. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 12, 75 ff.

Meyer H., De Heinrico. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 23, 70 ff. Vgl. 94 ff.

3. Die Baiern.

Wackernagel, Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen. Berlin 1827.

Müllenhoff, De carmine Wessofontano et de versu ac stropharum usu apud Germanos antiquissimo. Berlin 1861.

Mayer Ch. A., Die Heimat des Wessobrunner Gebets. Alemannia 31, 161 ff.

Bartsch, Über Muspilli. Germania 3, 7 ff.

Müllenhoff, Zum Muspilli. Zeitschrift für deutsches Altertum 11, 301 ff.

Seiler, Ruodlieb. Der älteste Roman des Mittelalters. Halle 1882.

4. Die Alamannen.

Winterfeld, Über die Dichterschule St. Gallens und der Reichenau. Neue Jahrbücher f. klassisches Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur 5, 350 ff.

Henning R., Über die Sanktgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Großen. Quellen u. Forschungen. 3. Straßburg 1875.

Hattemer H., Notkers Schriften. Hsg., Denkmale des Mittelalters 2. u. 3. St. Gallen 1844—49.

Heinzel R., Über die Walthersage. Wiener Sitzungsberichte 117.

Peiper R., Ekkehardi primi Waltharius. Berlin 1873.

Scheffel J. V. und Holder A., Waltharius. Stuttgart 1874.

Althof H., Das Waltharilied. Leipzig 1899 und 1905.

5. Die Sachsen.

Curs O., Deutschlands Gaue um das Jahr 1000. Große Karte. Deutsche Erde 8, 96.

Piper P., Die altsächsische Bibeldichtung. Stuttgart 1897.

Wackernagel, Die altsächsische Bibeldichtung und das Wessobrunner Gebet. Zeitschrift f. deutsche Philologie 1, 291 ff.

Behaghel O., Der Heliand und die altsächsische Genesis. Gießen 1902.

Bechstein R., Der Heliand u. seine künstlerische Form. Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung 10, 133 ff.

Jostes, Der Dichter des Heliand und seine Heimat. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 46, 133 ff.

Bruckner W., Der Helianddichter ein Laie. Programm. Straßburg 1904. Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 36, 535 ff. Zeitschrift f. deutsches Altertum 40, 341 ff.

Größler H., Die Grafschaft Mansfeld oder ihre Umgebung die Heimat des Heliand-dichters. Mansfelder Blätter 14, 155 ff.

Stockmayer G., Über das Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters. 4. Leipzig 1910.

Förstemann E. G., Über zwei nordhäusische Schriftsteller im 10. und 11. Jahrhundert. Mitgeteilt von Michelsen A. L. J. Zeitschrift des Vereins f. thüringische Geschichte 4, 1 ff.

Steinhoff R., Hrotsvitha. Vortrag. Zeitschrift des Harzvereins 15, 116 ff.

Winterfeld P., Hrotswiths Werke. Berlin 1902.

Bartsch K., Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters. Rostock 1868.

Winter G., Die früheste Dichterin in Deutschland. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 1, 580 ff.

III. Kapitel. Das deutsche Wiedererwachen.

2. Die österr. Landschaften. 3. Alamannien und Schwaben.

Vogt Fr., Mittelhochdeutsche Literatur. Grundriß II 1, 160—362.

Nagl J. W. u. Zeidler J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Wien 1899.

Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Wien 1849.

Scherer W., Geschichte der deutschen Literatur im 11. u. 12. Jahrhundert. Quellen und Forschungen. 12. Straßburg 1875.

Scherer W., Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Quellen und Forschungen. 1. u. 7. Straßburg 1874 f.

Karajan Th. G. v., Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts. Wien 1846.

Diemer J., Deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrhunderts. Wien 1849.

Waag A., Kleinere deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrhunderts. Halle 1890.

Dollmayr V., Die Sprache der Wiener Genesis. Quellen u. Forschungen. 14. Straßburg 1903.

Koßmann E., Die altdeutsche Exodus. Quellen u. Forschungen. 57. Straßburg 1886.

Schröder E., Das Anegenge. Quellen und Forschungen. 44. Straßburg 1881.

Heinzel R., Heinrich von Melk. Berlin 1867.

Piper P., Avas Gedichte. Hsg., Zeitschrift f. deutsche Philologie 19, 129 ff.; 275 ff.

Wallner, Kürnbergs Falkenlied. Zeitschrift f. deutsches Altertum 50, 206 ff.

Brunner K., Die Kürnberger-Forschung. Alemannia 26, 1 ff.

4. Ost- und Mittelfranken.

Weinhold K., Zu dem deutschen Pilatusgedicht. Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 253.

Tardel H., Untersuchungen zur mittelhochdeutschen Spielmannspoesie. Schwerin 1894.

von der Leyen Fr., Des armen Hartmann Rede vom Glouven. Germanistische Abhandlungen. 14.

5. Rheinfranken.

Rödiger M., Das Annolied. Monumenta Germanica, Deutsche Chroniken I, 2.

Kinzel K., Alexanderlied. Hsg., Halle 1884.

6. Altbaiern.

Wiegand J., Stilistische Untersuchungen zum König Rother. Germanistische Abhandlungen. 22. Breslau 1904.

Rückert H., König Rother, hsg. v. Leipzig 1872.

Schröder E., Kaiserchronik. Monumenta Germanica, Deutsche Chroniken I, 1.

Golther W., Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. München 1887.

Ahlgrimm F., Untersuchungen über die Gothaer Handschrift des Herzog Ernst. Kiel 1890.

Bartsch K., Rolandslied, hsg. v. Leipzig 1874.

7. Elsaß.

Lorenz u. Scherer, Geschichte des Elsaßes. Berlin 1871.

Voigt E., Ecbasis captivi. Quellen u. Forschungen. 8. Straßburg 1875.

Zarncke, Beiträge zur Ecbasis captivi. Sächsische Gesellschaft d. Wissenschaften 42, 109 ff.
Voigt E., Kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage. Quellen und Forschungen. 25.
Kawerau W., Zur Geschichte der Tierdichtung. Geschichtsblätter f. Stadt und Land Magdeburg 28, 264 ff.

Zweites Buch. Gesamtleben und Einzelstämme.

I. Kapitel. Die Elbelandschaften.

1. Grundlagen.

Nitzsch K. W., Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrhundert. Leipzig 1859.
Kluckhohn, Ministerialität und Ritterdichtung. Zeitschrift f. deutsches Altertum 52, 135 ff.
Nathusius-Reinstedt v., Ritterbürtige Familien unter den Geschlechtern der deutschen Städte im Mittelalter. Vortrag. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins d. deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 37, 8 ff.; 18 ff.; 30 ff.
Weinhold K., Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Wien 1897.
Luderitz A., Die Liebestheorie der Provençalen bei den Minnesängern der Stauferzeit. Literarhistorische Untersuchungen. 29. Berlin u. Leipzig 1904.
von der Hagen, Minnesinger. Berlin 1838.
Pfeiffer, Die alte Heidelberger Liederhandschrift. Stuttgart 1844.
Schulte A., Die Disposition der großen Heidelberger Liederhandschrift. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 43, 3. Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher 4, 52 ff.
Grimme Fr., Anordnung der großen Heidelberger Liederhandschrift. Neue Heidelberger Jahrbücher 4, 52 ff.
Lechleiter Fr., Der deutsche Minnesang. Wolfenbüttel 1893.
Hoffmann J. L., Über die Minnesänger. Album des literarischen Vereins in Nürnberg 1846.
Streicher O., Zur Entwicklung der mittelhochdeutschen Lyrik. Zeitschrift f. deutsche Philologie 24, 166 ff.
Schönbach A. E., Die Anfänge des deutschen Minnesanges. Graz 1898.
Grimme Fr., Beiträge zur Geschichte der älteren Minnesänger. Germania 32, 367 ff.; 411 ff. Vgl. 33, 47 ff.
Grimme Fr., Geschichte der Minnesänger. I. Paderborn 1897. Daselbst die weitere Literatur.
Schönbach A. E., Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke. I. Die älteren Minnesänger. Wiener Sitzungsberichte 141. Separat Wien 1899. Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 33, 393 ff.
Schönbach A. E., Über den biographischen Gehalt des altdeutschen Minnesanges. Biographische Blätter 1, 39 ff.
Grimme Fr., Urkundliches zu mittelhochdeutschen Dichtern. Alemannia 21, 191 ff.
Vogt Fr., Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter. Vortrag. Halle 1876.
Meyer R. M., Alte deutsche Volksliedchen. Zeitschrift f. deutsches Altertum 29, 121 ff. Vgl. 17, 563 ff. 18, 262 ff. 20, 65 ff. 27, 343 ff. Quellen und Forschungen 12, 70.
Meyer R. M., Volksgesang und Ritterdichtung. Zeitschrift f. deutsches Altertum 34, 146 ff.
Meyer R. M. Grundlagen des mittelhochdeutschen Strophenbaues. Quellen u. Forschungen. 58. Straßburg 1886.
Mörner J. v., Die deutschen u. französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte. Leipzig 1886.
Marold K., Über die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang. Zeitschrift f. deutsche Philologie 23, 1 ff.
Drees, Die poetische Naturbetrachtung in den Liedern der deutschen Minnedichter. Festschrift zur Silberhochzeit des Fürsten Otto. Wernigerode 1888.

Haakh E., Die Naturbetrachtung bei den mittelhochdeutschen Lyrikern. Teutonia 9. Leipzig 1908.

2. Die Thüringer Schule.

Knochenbauer Th., Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses, hsg. von K. Menzel. Gotha 1871.
Rein W., Kurze Geschichte und mittelalterliche Physiognomie der Stadt Eisenach. Zeitschrift des Vereins f. thüringische Geschichte 5, 1 ff.
Warnatz M., Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte. Wien 1881.
Beyer C., Geschichte der Stadt Erfurt bis zur Unterwerfung unter die Mainzische Landeshoheit i. J. 1664. Neujahrsblätter, hsg. von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 17. Halle 1893.
Kirchhoff A., Erfurt im 13. Jahrhundert. Berlin 1870.
Langetal, Die Friesen in Erfurt. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 3, 155 ff.
Funkhänel, Über ein Psalterium Hermanns II., Landgrafen von Thüringen. Zeitschrift d. Vereins f. thüringische Geschichte 2, 109 ff.
Kolbe W., Hessische Volkssitten u. Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Marburg 1886.
Fischer Th., Das satirische Gedicht des Nikolaus von Bibera, übersetzt im Versmaß des Originals von A. Rienäcker. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins. Halle 13, 295 ff.
Fischer Th., Nicolai de Bibera occulti Erfordensis carmen satiricum, hsg. u. erläutert. Geschichtsquellen d. Provinz Sachsen. 1. Halle 1870.
Rienäcker A., Das satirische Gedicht des Nicolaus von Bibera. Jahrbuch der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. 7. Vgl. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete hist.-antiquarischer Forschungen 13, 295 ff.
Behaghel, Eneide. Heilbronn 1882.
Roetteken H., Die epische Kunst Heinrichs von Veldecke und Hartmanns von Aue. Halle 1887.
Runge O., Die Metamorphosendichtung Albrechts von Halberstadt. Palaestra 73. Berlin 1908.
Schröder E., Der deutsche Ovid von 1210. Zeitschrift f. deutsches Altertum 51, 174 ff.
Reuß W., Die dichterische Persönlichkeit Herborts von Fritzlar. Diss. Wertheim 1896.
Schröder E., Zur Datierung des Herbort von Fritzlar. Zeitschrift für deutsches Altertum 52, 360 ff.
Graef H., Eraclius. Quellen u. Forschungen. Straßburg 1883.
San Marte, Wolfram von Eschenbach. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des Thüring.-Sächsischen Vereins. Halle 3, 1 ff. Vgl. III 3, 1 ff.
Martin E., Zur Gralsage. Quellen u. Forschungen. 42. Straßburg 1880.
Hagen P., Der Gral. Quellen u. Forschungen. 85. Straßburg 1900.
Lichtenstein J., Zur Parzivalfrage. Beiträge 22, 1 ff.
Meier J., Zu Wolframs Parzival. Beiträge 15, 218.
San Marte, Über Wolframs von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Oranien. Quedlinburg u. Leipzig 1871.
Panzer, Zu Wolframs Willehalm. Beiträge 21, 225 ff.
Förster P. T., Zur Sprache und Poesie Wolframs. Leipzig 1874. Germania 21, 257 ff.
Wimmer J., Über den Dialekt Wolframs von Eschenbach. Programm. Kalksburg 1895.
Kinzel, Zur Charakteristik des Wolframschen Stiles. Halle 1873.
Hoffmann W., Der Einfluß des Reimes auf die Sprache Wolframs v. Eschenbach. Diss. Straßburg 1894.
Kück E., Zu Wolframs Liedern. Beiträge 22, 94 ff.
Stark Chr., Darstellungsmittel des Wolframschen Humors. Programm. Schwerin 1879.
Kant K., Scherz und Humor in Wolframs v. Eschenbach Dichtungen. Heilbronn 1878.
Satter A., Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach. Grazer Studien. 1. Graz 1895.
Jacobs E., Parzival in der Grafschaft Wernigerode. Zeitschrift des Harzvereins 28, 371 ff.
Schröder E., Erfurter Dichter des 13. Jahrhunderts. Zeitschrift für deutsches Altertum 51, 143 ff. Vgl. 50, 381.

Priest M., Ebernand von Erfurt. Diss. Jena 1907. Zeitschrift für deutsches Altertum 51, 143.
Biterolf, Alexanderlied. Beiträge 29, 461. Zeitschrift für deutsches Altertum 51, 152. 52, 191.
Mülverstedt G. A. v., Des Minnesängers Heinrich von Morungen Heimat und Geschlecht. Zeitschrift des Harzvereins 13, 440 ff.
Schmidt Fr., Das obersächsische (Mansfeldische) Ministerialengeschlecht von Morungen. Zeitschrift des Harzvereins 32, 537 ff.
Michel F., Heinrich von Morungen und die Troubadours. Quellen u. Forschungen 38.
Gottschau, Heinrich von Morungen. Beiträge 7, 403 ff.
Lech F., Heinrich von Morungen. Germania 19, 419 ff.
Gärtner Fr., Über ein Lied Heinrichs von Morungen. Germania 8, 54.
Rebe A., Drei thüringische Minnesänger, Christian Luppin, Heinrich Hetzbolt von Weißensee und Heinrich von Kolmas. Zeitschrift des Harzvereins 19, 173 ff.
Funkhänel, Der tugendhafte Schreiber im Sängerkriege auf der Wartburg. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 2, 193 ff. 3, 366 ff.
Aue K., Zeugnisse für den Sängerkrieg auf der Wartburg. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 2, 257 f.

3. Neuland.

Bachmann A., Geschichte Böhmens. 1. Band. Gotha 1899.
Wolkan R., Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Prag 1894.
Schmalfuß A., Das deutsche Städtewesen und sein politischer und sozialer Einfluß auf Land u. Volk in Böhmen und seinen Nachbarländern. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 3, 1 ff.
Schurtz H., Die Pässe des Erzgebirges. Mit Karte. Leipzig 1891.
Laube G., Alte Wege über das Erzgebirge in der Gegend bei Teplitz. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 41, 451 ff.
Klimesch J. M., Zur Geschichte der deutschen Sprachinsel von Neuhaus und Neubistritz. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 28, 87 ff.
Hildebrandt A. M., Magdeburgisches Recht in Böhmen. Geschichtsblätter f. Stadt u. Land Magdeburg 3, 215.
Kürschner F., Das Stadtrecht von Eger und seine Verbreitung. Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 6, 197 ff.
Singer S., Willehalm. Ein Rittergedicht von Meister Ulrich von dem Türlin. Bibliothek d. mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 4. Prag 1893.
Toischer W., Ulrichs von Eschenbach Alexander, hsg. vom Literarischen Verein. 183. Stuttgart 1888.
Toischer W., Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden, hsg. v., Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 1. Prag 1876.
Berndt A., Heinrich von Freiberg. Mit Einleitungen über Stil, Sprache, Metrik, Quellen und die Persönlichkeit des Dichters. Halle 1896.
Bechstein R., Heinrichs von Freiberg Tristan. Leipzig 1877. Vgl. Germania 19, 420 ff. Zeitschrift f. deutsches Altertum 6, 174 ff. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 15, 149 ff.
Singer S., Die Quellen von Heinrich v. Freibergs Tristan. Zeitschrft f. deutsche Philologie 29, 73 ff.
Feifalik J., Über König Wenzel von Böhmen als deutschen Liederdichter und über die Unechtheit der altböhmischen Písen milostná krále Václava I. Wiener Sitzungsberichte 25, 326 ff.
Höfler C., König Wenzel I. als deutscher Minnesänger. Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit. 1854, 296; 1855, 1. Vgl. Sitzungsberichte der k. k. Akademie Wien 1858.
Brendel R., Dietrich von der Glezze. Diss. Halle 1906.
Weinhold K., Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde. 13. 1887.
Rückert H., Entwicklung einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Zeitschrift f. Geschichte und

Altertum Schlesiens 7, 1 ff. 8, 1 ff.; 235 ff. 9, 27 ff.; 311 ff. 11, 97 ff.; 328 ff.
Luchs H., Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters. Breslau 1872. Anhang: Rückert der Minnesinger, Heinrich von Breslau. Bogen 10 d.
Kinzel K., Das Gedicht von des Landgrafen Ludwig Kreuzfahrt nach Sprache u. Komposition. Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 379 ff. Vgl. 7, 126.
Jantzen H., Untersuchungen über die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen. Zeitschrift für deutsche Philologie 36 (VI.), 1 ff.
Kegel E., Die Verbreitung der mittelhochdeutschen erzählenden Literatur in Mittel- und Niederdeutschland. Halle 1905.
Bartsch, Bertold von Holle. Nürnberg 1858.
Grotefend, Bertold von Holle. Zeitschrift d. historischen Vereins für Niedersachsen. 1864. S. 117 ff.
Leitzmann A., Untersuchungen über Bertold von Holle. Beiträge 16, 1 ff.; 346 ff. Dazu Vogt ebenda 452.
Hosäus W., Demantin von Bertold von Holle. Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte und Altertumskunde 1, 72 ff.
Schönbach A. E., Die Quelle Wernhers von Elmendorf. Zeitschrift f. deutsches Altertum 34, 55 ff.
Sauerland H. V., Wernher von Elmendorf. Zeitschrift für deutsches Altertum 30, 1 ff. Vgl. 4, 284 ff. 26, 87 ff.
Müllenhoff K., Mittelhochdeutsche Gedichte an nordelbische Herren. Nordalbingische Studien 3, 91 ff.
Roethe, Rumzlant. Allgemeine Deutsche Biographie 30, 37. Vgl. Germania 28, 185 ff.

II. Kapitel. Die Rheinlandschaften.

1. Rheinpfalz und Westalamannen.

Häußer L., Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. Heidelberg 1856.
Varrentrapp K., Erzbischof Christian I. von Mainz. Berlin 1867.
Hausen. Germania 1, 480 ff.
Gutenburg. Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 440 ff. Germania 33, 369 ff.
Pfeiffer F., Über Bliggers Umhang. Freie Forschung 55 ff. Wien 1867.
Heinzenberg. Germania 8, 36 ff. 32, 413 ff.
Gößgen C., Die Beziehungen König Rudolfs von Habsburg zum Elsaß. Beiträge zur Landes- u. Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 24. Straßburg 1899.
Schultz, Reinmar v. Hagenau und Auboin de Sezane. Zeitschrift für deutsches Altertum 30, 185 ff.
Schulte A., Ein Minnesänger der Baar. Herr Wachsmut von Künsingen. Schriften des Vereins f. Geschichte und Naturgeschichte d. Baar 5, 112 ff.
Pfaff Fr., Der Minnesang im Lande Baden. Neujahrsblätter der Badischen historischen Kommission. Heidelberg 1908.
Bader J., Geschichte der Stadt Freiburg. Freiburg i. B. 1883.
Pfaff F., Die Lieder des Brunwart von Ougheim. Zeitschrift d. Gesellschaft f. Beförderung d. Geschichts-, Altertums- und Volkskunde v. Freiburg 7, 1 ff. 9, 71 ff.
Püller. Germania 25, 329.
Witte H. N., Der letzte Püller von Hohenberg. Ein Beitrag zur politischen und Sittengeschichte des Elsasses u. der Schweiz im 15. Jahrhundert. Beiträge zur Landes- u. Volkskunde v. Elsaß-Lothringen. 16. Straßburg 1893.

2. Schwaben.

Krauß R., Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg i. B. 1897.
Mone, Kritik der Wappen der Minnesinger aus Schwaben. Diözesanarchiv von Schwaben 14, 158 ff.
Bossert G., Die Ministerialen der Staufer in ihrer schwäbischen Heimat und in Franken. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 13, 76 ff.
Grimme Fr., Neue Beiträge zur Geschichte der Minnesänger. Alemannia 22, 33 ff.
Rugge. Germania 7, 111; 32, 368. Neue Heidelberger Jahrbücher 4, 58 ff.
Hiltpolt v. Schwangau. Germania 32, 420. Anzeiger für deutsches Altertum 14, 230.

Zeterling, Der Minnesinger Gottfried von Neifen. Programm. Posen 1880.
Grimme Fr., Geschichte Gottfrieds v. Neifen. Programm. Metz 1894.
Richter O., Gottfried von Neifen als volkstümlicher Dichter. Mit Übersetzungen. Neues Lausitzisches Magazin 44, 450 ff.
Minor J., Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Wien 1882.
Wahsmut v., Mülnhausen. Neue Heidelberger Jahrbücher 7, 58.
Schenk von Limburg. Germania 37, 159.
Buwenburg. Germania 35, 330. Neue Heidelberger Jahrbücher 4, 85. Alemannia 36. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. 7.
Bech F., Zu dem von Buwenberc. Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 295 ff.
Hildebrandt, Freidank und Walther. Zeitschrift für deutsches Altertum 34, 6 ff.
Strauch Ph., Der Marner. Quellen u. Forschungen 14.
Freidank. Herausgegeben v. Stettin 1868 u. von Bezzenberger. Halle 1872.
Joachim R., Freidanks Bescheidenheit, lateinisch und deutsch nach der Görlitzer Handschrift veröffentlicht. Neues Lausitzisches Magazin 50, 217 ff.

3. Bodenseelandschaften.

Barack, Über den Minnegesang am Bodensee und der Minnesänger Burkard von Hohenfels. Schriften des Vereins f. Geschichte d. Bodensees. Lindau 1870.
Buchholz E., Die Lieder des Minnesingers Bernger von Horheim. Programm. Emden 1889.
Sydow M., Burkart von Hohenfels und seine Lieder. Berlin 1901.
Richter O., Burghart von Hohenfels. Neues Lausitzisches Magazin 47, 85 ff.
Bader, Burkart von Hohenfels. Familie u. Heimat. Badenia 3, 284 ff.
Bartsch C., Die Schweizer Minnesinger. Frauenfeld 1886.
Grimme Fr., Die Schweizer Minnesänger. Germania 35, 302 ff. Daselbst die weitere Literatur.
Pupikofer J. A., Walther III. Freiherr von Klingen zu Klingenau. Schriften d. Vereins f. Geschichte d. Bodensees und seiner Umgebung 2, 190 ff.
Pupikofer J. A., Geschichte der Freiherrn von Klingen zu Altenklingen, Klingenau und zu Hohenklingen. Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte. 10.
Götzinger E., Zwei St. Gallische Minnesänger. Neujahrsblätter hsg. v. historischen Verein in St. Gallen 1866.
Morel G., Herr Otto von Turne, der Minnesänger zu Luzern. Der Geschichtsfreund 25, 1 ff.
Meißner, Berthold Steinmar von Klingenau und seine Lieder. Vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum 20, 121. Zeitschrift f. deutsche Philologie 32, 138 f.
Stange, Hadlaub. Zeitschrift für deutsches Altertum 52, 276 ff.
Ettmüller L., Sechs Briefe und ein Leich. Zürich 1843.
Meyer E., Der deutsche poetische Liebesbrief. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 17, 393 ff.

4. Der alamannische Roman.

Schönbach A. E., Hartmann von Aue. Graz 1894.
Sozin A., Zur Frage nach der Heimat Hartmanns von Aue. Alemannia 25, 133 ff.
Martin E., Die Heimat Hartmanns von Aue. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 50, 41 f.
Martin E., Die Heimat Hartmanns von Aue. Alemannia 30, 35 ff.
Barthel K., Leben und Dichten Hartmanns von Aue. Berlin 1854.
Henrici, Die Nachahmer von Hartmanns Iwein. Programm. Berlin 1890.
Lippold Fr., Über die Quelle des Gregorius Hartmanns von Aue. Diss. Leipzig 1869.
Schmitz B., Ein alter Sagen- und Legendenstoff und seine Wandlungen. Gottesminne 4, 528 ff.; 665 ff.
Cassel P., Die Symbolik des Blutes und der arme Heinrich. Berlin 1882.
Wislocki H. v., Volkstümliches zum „Armen Heinrich“. Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 217 ff.
Saran Fr., Hartmann von Aue als Lyriker. Halle 1889.

Haupt M., Der arme Heinrich und die Büchlein. 2. Aufl. Leipzig 1881.

Kraus C. v., Das sogenannte zweite Büchlein und Hartmanns Werke. Festgabe für Heinzel 111 ff. Halle 1898.

Schmuhl C., Beiträge zur Würdigung des Stiles Hartmanns von Aue. Halle 1881.

Hausen Fr., Die Kampfschilderungen bei Hartmann von Aue u. Wirnt von Grafenberg. Halle 1885.

Baechtold J., Ulrich von Zatzikhoven. Germania 19, 424 ff.

Schütze P., Das volkstümliche Element im Stil Ulrichs von Zatzikhovens. Diss. Greifswald 1883.

Kochendörfer K., Die Kindheit Jesu u. Konrad von Fußesbrunnen. Quellen u. Forschungen. 43. Straßburg 1881.

Baltzer, Ministerialität und Stadtregiment in Straßburg bis zum Jahre 1266. Straßburger Studien 2, 53 ff.

Schmoller G., Straßburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert. Quellen und Forschungen. 6. Straßburg 1875.

Kindler v. Knobloch J., Das goldene Buch von Straßburg. Wien 1886.

Stöber A., Zur Sittengeschichte des Elsasses im 13. Jahrhundert. Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte 3, 760 ff.

Heinzel R., Über Gottfried von Straßburg. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 19, 533 ff.

Heidingsfeld M., Gottfried von Straßburg als Schüler Hartmanns von Aue. Diss. Rostock 1886.

Bechstein, Gottfrieds von Straßburg Tristan. Leipzig 1869.

Hertz, Tristan und Isolde. 3. Aufl. Berlin 1901.

Bahnsch, Tristanstudien. Programm. Danzig 1885.

Golther W., Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der Neuzeit. Leipzig 1907.

Golther W., Bemerkungen zur Sage u. Dichtung von Tristan und Isolde. Zeitschrift f. französische Sprache u. Literatur 22, 1 ff.

Hoffa, Antike Elemente bei Gottfried von Straßburg. Zeitschrift f. deutsches Altertum 52, 339 ff.

Lobedanz E., Das französische Element in Gottfrieds von Straßburg Tristan. Diss. Rostock 1878.

Roetteken, Das innere Leben bei Gottfried von Straßburg. Zeitschrift für deutsches Altertum 34, 81 ff.

Lüch K., Der Ausdruck dichterischer Individualität in Gottfrieds Tristan. Programm. Parchim 1881.

Preuß R., Stilistische Untersuchungen über Gottfried von Straßburg. Straßburger Studien 1, 1 ff.

Denzinger J., Über den Geburtsort des Minnesängers Konrad von Würzburg. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken XII 1, 61 ff.

Joseph E., Konrads von Würzburg Klage der Kunst. Quellen u. Forschungen. 54. Straßburg 1885.

Laudan H., Die halbe Birne. Zeitschrift für deutsches Altertum 50, 166 ff.

Lauchert F., Die Sprache der Martina des Hugo von Langenstein. Alemannia 17, 211 ff. 18, 53 ff.

Wächter O., Untersuchungen über das Gedicht Mai und Beaflor. Diss. Erfurt 1889.

Regel K., Ein dichterisches Zeugnis (Wilhelm von Österreich) für einige Persönlichkeiten des thüringisch-fränkischen Gebietes. Zeitschrift des Vereins f. thüringische Geschichte 7, 419 ff.

III. Kapitel. Die Donaulandschaften.

1. Ostfranken und Altbaiern.

Bechstein L., Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben. Mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Leipzig 1845. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 3, 193.

Wegele Fr., Graf Otto von Henneberg-Botenlauben. Würzburg 1875. Vgl. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg 4, 149 ff.

Stockel H., Otto von Botenlauben. Neue Untersuchung und Ausgabe seiner Dichtungen. Programm. München 1884.

Voigt J., Graf Otto von Henneberg und die Botenlauben bei Kissingen. Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums vom Hennebergischen altertumsforschenden Verein 1, 65 ff.

Stumpf, Bodenlauben. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken IV 1, 149 ff.

Engelhard v. Adelnburg. Germania 32, 420 f.

Hornoff J., Albrecht von Johansdorf. Germania 33, 385 ff. 34, 175 ff. Vgl. Beiträge 7, 382; 388; 418. Allgemeine Deutsche Biographie 14, 484.

Kraus C. v., Metrische Untersuchungen über Reinbots Georg. Berlin 1902. Vgl. Zeitschrift f. deutsche Philologie 36, 552 ff.

Saran F., Über Wirnt von Grafenberg und den Wigalois. Beiträge 21, 253 ff.

Janicke K., Über Hugo v. Trimbergs Leben u. Schriften. Germania 2, 363 ff.; 418 ff. Vgl. Zeitschrift f. deutsches Altertum 28, 145 ff.

Haupt M., Der Winsbeke und die Winsbekin. Leipzig 1845.

Panzer Fr., Meier Helmbrecht, hsg. von. Halle 1902.

Meyer R. M., Helmbrecht und seine Quelle. Zeitschrift f. deutsche Philologie 40, 421 ff.

2. Wien.

Scherer W., Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich. Berlin 1874.

Müller, Beiträge zur Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur in Österreich. Zeitschrift f. deutsches Altertum 30, 82 ff.

Diemer J., Über den Anteil Österreichs an der deutschen Dichtung des Mittelalters. Österreichische Blätter f. Literatur u. Kunst 1854, 61 f.; 69 f.; 87 ff.; 95 f.; 101 ff.

Sueß E., Der Boden der Stadt und sein Relief. Geschichte der Stadt Wien 1, 1 ff.

Müller R., Entwicklungsgeschichte des österreichischen Stammescharakters. Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 21, 389 ff.

Schönbach A. E., Dichtungen und Sänger, das Hof- und Minneleben bis 1270. Geschichte der Stadt Wien 1, 524 ff.

Ficker A., Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger. Innsbruck 1884.

Ruedinger M., Über einige Reste der Vagantenpoesie in Österreich. Wien 1854.

Burdach K., Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880.

Schmidt E., Reinmar von Hagenau u. Heinrich von Rugge. Straßburg 1874.

Schönbach A. E., Walther von der Vogelweide. Dresden 1890.

Hamann E., Der Humor Walthers von der Vogelweide. Diss. Rostock 1889.

Müller R., Vogelweiden in Österreich? Blätter des Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich 22, 196 ff.

Hallwich H., Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide? Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 32, 93 ff.

Drees, Die politische Dichtung der deutschen Minnesänger seit Walther von der Vogelweide. Programm. Wernigerode 1887.

Storck J., Der von Sachsendorf. carmina quot supersunt. Münster 1868. Vgl. Germania 15, 251 f. 33, 53 ff. Allgemeine Deutsche Biographie 30, 146.

Roethe G., Die Gedichte Reinmars von Zweter. Leipzig 1887.

Schröder, Die höfische Dorfpoesie des Mittelalters. Gosches Jahrbuch für Literaturgeschichte 1. Halle 1865.

Zoepfel G., Die höfische Dorfpoesie. Wien 1889.

Bielschofski A., Leben und Dichten Neidharts. Acta Germanica II 2.

Pfeiffer C., Die dichterische Persönlichkeit Neidharts v. Reuental. Paderborn 1903.

Richter O., Neidhart v. Reuental als Hauptrepräsentant der höfischen Dorfpoesie. Neues Lausitzisches Magazin 45, 321 ff.

Meyer R. M., Reihenfolge der Lieder Neidharts von Reuental. Diss. Berlin 1883.

Meyer R. M., Die Neidhartlegende. Zeitschrift f. deutsches Altertum 31, 64 ff.

Zingerle O., Zur Neidhartlegende. Zeitschrift f. deutsches Altertum 7, 32; 430 ff.

Keinz Fr., Nachtrag zur Neidhartlegende. München 1889.

Brill R., Die Schule Neidharts von Reuental. Palaestra 37. Berlin 1908. Vgl. Anzeiger f. deutsches Altertum 51, 167.

Raab R., Die Tannhausen. Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde 12, 3 ff.

Gräße J. G. Th., Die Sage vom Ritter Tannhäuser. Leipzig 1846.

Holland H., Die Sage vom Ritter Tannhäuser. Neue Münchener Zeitung 1860, Abendblatt Nr. 305, 308, 310.
Schmidt E., Tannhäuser in Sage und Dichtung. Nord und Süd 63, 176 ff.
Siebert J. Tannhäuser. Inhalt und Form seiner Gedichte. Berliner Beiträge. Germ. Abt. 5. Berlin 1894.
Roethe, Tannhäusers Rätselspruch. Zeitschrift f. deutsches Altertum 30, 419 f.
Werner R. M., Zu Tannhäuser. Zeitschrift f. deutsches Altertum 30, 363 ff.
Leitzmann A., Das chronologische Verhältnis von Strickers Daniel und Karl. Zeitschrift f. deutsche Philologie 28, 43 ff.
Rosenhagen G., Daniel von dem blühenden Tal, hsg. v., Germanistische Abhandlungen 9. Breslau 1894.
Walz C. M., Garel. Freiburg 1892.
Strauch Ph., Jans Enenkel, hsg. v., Monumenta Germanica 1891.
Strauch Ph., Jansen Enikels Werke, hsg. v. Hannover 1900.
Toischer W., Zu der Wiener Meerfahrt. Zeitschrift f. deutsches Altertum 30, 212 ff.
Khull F., Der Kreuziger des Johannes von Frankenstein. Lit. Verein 160. Tübingen 1882.
Starey J., Beiträge zur Geschichte der Kultur am Ende des 13. Jahrhunderts nach Seyfried Helbling. Programm. Kaaden 1896.

4. Die Alpenlandschaften.

Zingerle J., Tirols Anteil an der poetischen Nationalliteratur im Mittelalter. Programm. Innsbruck 1851.
Schönbach A. E., Urkundliches über die Spielleute in Tirol. Zeitschrift f. deutsches Altertum 30, 171 ff.
Wackernell, Ältere Tirolische Dichter. Innsbruck 1881.
Zupitza J., Rubins Gedichte. Oppeln 1867.
Walther v. Metz. Allgemeine Deutsche Biographie 21, 529. Zeitschrift f. deutsche Philologie 5, 159 ff.
Leutold v. Säben. Allgemeine Deutsche Biographie 34, 73 f.
Ammon, Der Burggraf von Lienz. Publikationen des Walther-Denkmal-Komitee in Bozen. 5. Bozen o. J. Vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 7, 305.
Burggraf von Lienz. Germania 32, 424 f.
Zingerle O., Über Friedrich von Sonnenburgs Leben und Dichtung. Diss. Innsbruck 1878.
Weinhold K., Über den Anteil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts. Vortrag. Wien 1860.
Weisbach A., Die Deutschen Steiermarks. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 28, 195 ff.
Karajan, Ulrich von Lichtenstein, hsg. v. Lachmann. Berlin 1841. Vgl. Germania 32, 422 ff.
Schönbach A. E., Über den steirischen Minnesänger Ulrich von Lichtenstein. Biographische Blätter 2, 15 ff.
Knorr K., Über Ulrich von Lichtenstein. Quellen und Forschungen. 9. Straßburg 1875.
Ortner M., Ulrich von Lichtenstein u. Steinmar. Germania 32, 120 ff.
Schönbach A. E., Zum Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein. Zeitschrift für deutsche Philologie 28, 198 ff.
Kummer K. F., Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen Minnesänger. Wien 1880.
Weinhold K., Der Minnesänger von Stadeck und sein Geschlecht. Wiener Sitzungsberichte 35, 152 ff. Vgl. Germania 32, 426 f.
von Suneck. Germania 32, 425 f.
Tangl, Die Freien von Suneck, Ahnen der Grafen von Cilli. Mitteilungen d. historischen Vereins f. Steiermark 10, 89 ff.
Graber G., Heinrich von dem Türlin und die Sprachform seiner Krone. Zeitschrift für deutsche Philologie 42, 154 ff.
Seidl O., Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivmischung bei der Pleier. Dortmund 1909.
Busson, Beiträge zur Kritik der steirischen Reimchronik. Wiener Sitzungsberichte 111, 381 ff.
Seemüller J., Steirische Reimchronik. Monumenta Germanica 1903.

4. Das österreichische Volk.

Kettner E., Die österreichische Nibelungendichtung. Berlin 1897.
Panzer F., Das altdeutsche Volksepos. Vortrag. Halle 1903.
Heinzel R., Über die Nibelungensage. Wiener Sitzungsberichte 109, 671 ff.

Schönbach A. E., Das Christentum in der altdeutschen Heldendichtung. Graz 1897.
Henning R., Nibelungenstudien. Quellen und Forschungen. 31.
Stuhrmann G., Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen. Paderborn 1904.
Wilmanns W., Der Untergang der Nibelungen in alter Sage und Dichtung. Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen N. F. 7, 2 ff.
Hartung O., Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen 1894.
Gengler H. G., Rechtsaltertümer im Nibelungenlied. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 3, 191 ff.
Schmedes, Untersuchungen über den Stil der Epen Rother, Nibelungenlied und Kudrun. Diss. Kiel 1893.
Brenner O., Zum Rhythmus der Nibelungen- und Gudrunstrophe. Beiträge 19, 466.
Behringer, Das Beiwort in der Iliade und im Nibelungenlied. Aschaffenburg 1853.
Radke, Die epische Formel im Nibelungenlied. Diss. Kiel 1890.
Grimme Fr., Anklänge an das Volksepos in Ortsnamen. Germania 32, 65 ff.
Panzer F., Personennamen aus dem höfischen Epos in Baiern. Philologische Studien. Festgabe f. Sievers S. 205 ff.
Knöpfler A., Die Stadt Wien im Nibelungenlied. Germania 19, 343 ff.
Eibl J., Ein Rüdiger von Pechlarn aus dem Jahre 1281. Zeitschrift f. die österreichischen Gymnasien 48, 276 ff.
Müller R., Was wissen wir von der Burg Pechlarn. Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 22, 436 ff.
Wolf L., Der groteske und hyperbolische Stil d. mittelhochdeutschen Volksepos. Palaestra. 25. Berlin 1903.
Stoltzenberg-Luttmersen v., Die Spuren der Langobarden vom Nordmee bis zur Donau. Hannover 1889.
Amelung A. und Jänicke O., Ortnit und die Wolfdietrich. Heldenbuch. 3. 4. Berlin 1871, 1873.
Vogt W., Die Wortwiederholung. Ein Stilmittel in Ortnit und Wolfdietrich A. Germanistische Abhandlungen 20. Breslau 1902.
Zupitza J., Dietrichs Abenteuer. Heldenbuch. 5. Berlin 1870.
Holz G., Zum Rosengarten. Halle 1893.
Kraus C. v., Virginal und Dietrichs Ausfahrt. Zeitschrift für deutsches Altertum 50, 1 ff.
Schmidt E., Zur Entstehungsgeschichte und Verfasserfrage der Virginal. Prager Deutsche Studien. 2. Prag 1906.
Müllenhoff K., Laurin, ein tirolisches Heldenmärchen. Berlin 1874.
Kettner E., Das Verhältnis des Alphartliedes zu den Gedichten von Wolfdietrich. Zeitschrift für deutsche Philologie 31, 327 ff.
Martin E., Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Rabenschlecht. Heldenbuch. 2. Berlin 1866.
Löhner R., Beiträge zu Alpharts Tod. Programm. Kremsier 1885.
Kettner E., Untersuchungen über Alpharts Tod. Programm. Mühlhausen i. Th. 1891.
Jänicke O., Biterolf und Dietleib. Laurin u. Walberan. Heldenbuch. 1. Berlin 1866.
Schönbach A. E., Über die Sage von Biterolf und Dietleip. Wiener Sitzungsberichte 136. 9. Abhandlung.
Wilmanns W., Die Entwicklung der Kudrundichtung. Halle 1873.
Panzer Fr., Hilde-Gudrun. Halle 1901.
Panzer Fr., Beiträge zur Kritik und Erklärung der Gudrun. Zeitschrift für deutsche Philologie 34, 426 ff.
Kettner E., Der Einfluß des Nibelungenliedes auf die Gudrun. Zeitschrift f. deutsche Philologie 23, 145 ff.

IV. Kapitel. Zwischen zwei Jahrhunderten.

1. Landschaften der Mystik.

Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Leipzig 1874.
Görres J., Die christliche Mystik. Regensburg 1879.
Pfeiffer Fr., Deutsche Mystiker. Leipzig 1845 ff.
Strauch Ph., Kleine Beiträge zur Geschichte der deutschen Mystik. Zeitschrift für deutsches Altertum 27, 368 ff.

Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden. Freiburg 1871.
Schönbach A. E., Altdeutsche Predigten. Graz 1886 ff.
Roth F. W. E., Lieder der heiligen Hildegardis. Geschichtsquellen aus Nassau 2, 433 ff. Wiesbaden 1880.
Huffschmid M., Beiträge zur Geschichte der Zisterzienserabtei Schönau bei Heidelberg. Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins N. F. 6, 415 ff.
E., Die Geschichte des Klosters Schönau in Bildern. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 8, 396 ff.; 434 f.
Schmidt X., Kloster Schönau einst und jetzt. Nassovia 1, 98 ff.
Roth F. W. E., Die Visionen der heiligen Elisabeth. Brunn 1884.
Roth F. W. E., Das Gebetbuch der heiligen Elisabeth von Schönau. Augsburg 1866. Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 30, 25 ff.
Morel Gall, Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg. Regensburg 1869.
Jostes Fr., Meister Eckhart und seine Jünger. Ungedruckte Texte. Collectanea Friburgensia. 4. Freiburg, Schweiz 1895.
Birlinger A., Traktate Meister Eckharts, des Mönches von Heilsbronn, Gebete. Alemannia 3, 15 ff.; 97 ff.; 205 ff.
Weinhold K., Lamprecht von Regensburg. Paderborn 1880.
Bernhardt E., Bruder Berthold von Regensburg. Erfurt 1905.
Gildemeister H., Das deutsche Volksleben im 13. Jahrhundert nach den Predigten Bertholds von Regensburg. Diss. Jena 1889.
Roetteken H., Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. Quellen und Forschungen. 53. Straßburg 1884.
Schönbach A. E., Über eine Grazer Handschrift lateinisch-deutscher Predigten. Graz 1890.
Schröder K., Der Nonne von Engeltal Büchlein von der Genaden Uberlast. Literarischer Verein. 108. Tübingen 1871.
Lauter Th., Zur Urgeschichte von Heilsbronn. Jahresberichte des historischen Vereins für Mittelfranken 48, 42 ff.
Stillfried R., Freiherr von, Kloster Heilsbronn. Berlin 1877.
Grabmann M., Die wissenschaftlichen Bestrebungen im ehemaligen Zisterzienserstift Kloster Heilsbronn. Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt 23, 90 ff.
Caselmann W., Ein wiedererstandener Mönch von Heilsbronn. Jahresbericht d. historischen Vereins im Rezatkreis (Mittelfranken) 38, 161 ff.
Wagner A., Der Mönch von Heilsbronn. Quellen und Forschungen. 15. Straßburg 1876.
Heumann J., Opuscula. Nürnberg 1747.
Vetter F., Ein Mystikerpaar des 14. Jahrhunderts. Vortrag. 1876. Basel 1882.
Strauch Ph., Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen. Freiburg und Tübingen 1882.
Denifle, Die deutschen Schriften des Heinrich Seuse. München 1880.
Hafner A., Das Dominikanerinnenkloster Töß. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek. Winterthur 1879.
Greith H., Suso und seine Schule unter den Ordensschwestern zu Töß bei Winterthur. Schweizer Blätter f. Wissenschaft u. Kunst 2, 65 ff.; 137 ff.; 399 ff.
Vetter F., Das Leben der Schwestern zu Töß. Deutsche Texte des Mittelalters. 6. Berlin 1906.
Strauch Ph., Die Offenbarungen der Adelheid Langmann. Quellen u. Forschungen. 26. Straßburg 1878.
Roth F. W. E., Aufzeichnungen über das mystische Leben der Nonnen von Kirchberg bei Sulz. Alemannia 21, 103 ff.
Stumpf A., historia flagellantium praecipue in Thuringia, hsg. von Erhard H. A. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-sächsischen Vereins. Halle 2, 1 ff.
Nebert R., Untersuchungen über die Entstehungszeit und den Dialekt der Predigten des Nikolaus von Straßburg. Zeitschrift f. deutsche Philologie 33, 456 ff.
Kothe W., Kirchliche Zustände Straßburgs im 14. Jahrhundert. Freiburg 1903.
Denifle, Taulers Bekehrung. Quellen und Forschungen. 36. Straßburg 1879.
Strauch P., Zur Gottesfreundfrage. I. Das Neunfelsenbuch. Zeitschrift d. deutsche Philologie 34, 235 ff.

Rieder K., Der Gottesfreund vom Oberland. Innsbruck 1905.

Lauchert Fr., Des Gottesfreundes im Oberland Buch von den zwei Manen. Bonn 1896.

Wackernagel W., Die Gottesfreunde in Basel. Beiträge zur Geschichte d. Stadt Basel 2 111 ff.

Rieger M., Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter. Sammlung von Vorträgen. 8. Heidelberg 1879.

Petz B., Bibliotheca ascetica. Ratisbonae 1725.

Schleußner W., Magdalena von Freiburg. Eine pseudomystische Erscheinung des späteren Mittelalters. 1407—1458. Der Katholik 35, 15 ff.; 109 ff.; 199 ff.

Krebs E., Die Mystik in Adelhausen. Festgabe für Heinrich Finke. S. 41 ff. Münster 1904.

Birlinger A., Die Nonnen von Sankt Katharinental bei Dießenhofen. Alemannia 15, 150 ff.

Birlinger A., Die Nonnen von Kirchberg bei Haigerloch. Alemannia 11, 1 ff.

Denifle P. H. S., Das Leben der Margarethe von Kentzingen. Zeitschrift für deutsches Altertum 19, 478 ff.

Birlinger A., Elisabeth Bona von Reute. Alemannia 9, 275 ff. 10, 81 ff.; 128 ff.

Bartsch K., Die Erlösung. Mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen. Bibliothek d. gesamten deutschen Nationalliteratur. 37. Quedlinburg u. Leipzig 1858.

Bolte J., Die Braut Christi. Nonnenlied aus Kloster Inzigkofen. Alemannia 17, 167.

Banz R., Christus und die minnende Seele. Diss. Solothurn 1907.

Hoepfinger Fr., Der geistliche Streit. Diss. Straßburg 1907.

2. Der Westen.

Albert P. P., Über die Heimat Heinrichs von Beringen, Verfassers des ersten deutschen Schachgedichts. Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins 57, 9 ff.

Schröder E., Die Gedichte des Königs vom Odenwald. Archiv f. hessische Geschichte und Altertumskunde N. F. 3, 3 ff.

Ehrismann G., Untersuchungen über das mittelhochdeutsche Gedicht von der Minneburg. Beiträge 22, 257 ff.

Birlinger A., Legende von den Jakobsbrüdern. Alemannia 13, 42 ff.

Euling K., Die Jakobsbrüder und Kunz Kistener. Germanistische Abhandlungen. 16. Breslau 1899.

Seelig, Der Elsässer Dichter Hans von Bühel. Straßburger Studien 3, 243 ff.

Holzner F., Die deutschen Schachbücher in ihrer dichterischen Eigenart gegenüber ihrer Quelle. Programm. Pilsen 1895.

Pfeiffer, Boner, hsg. v. Leipzig 1844.

Waas Chr., Die Quellen der Beispiele Boners. Diss. Dortmund 1897.

Müller R., Heinrich Loufenberg. Diss. Berlin 1888.

Baas C., Notiz über Heinrich Louffenbergs Gesundheitsregiment 1429. Alemannia 33, 235 ff. 36, 137 ff.

Bohnenberger K., Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im 15. Jahrhundert.

Geuther K. A., Komposition und Entstehung des Liederbuches der Klara Hätzlerin. Halle 1899.

Bolte J., Ein Augsburger Liederbuch vom Jahre 1454. Alemannia 18, 97 ff.

Birlinger, Amores Soeflingenses. Alemannia 3, 86 ff.; 140 ff.; 296.

Bolte J., Zu den Amores Soeflingenses. Alemannia 26, 72 ff.

Euling K., Heinrich Kaufringers Gedichte. Literarischer Verein 182. Tübingen 1888.

Euling K., Studien über Heinrich Kaufringer. Germanistische Abhandlungen H. 18. Breslau 1900.

3. Der Osten.

Mone F. J., Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846.

Wirch L., Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert. Halle 1889.

Michels V., Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele. Quellen und Forschungen 77. Berlin 1896.

Heinzel R., Beschreibung des geistlichen Schauspiels im Mittelalter. Hamburg u. Leipzig 1898.

Creizenach W., Geschichte des neueren Dramas. Halle 1893 und 1901.

Pichler A., Das Drama des Mittelalters in Tirol. Österreichische Revue 1, 27 ff.

Schuster R., Politische Geschichte bis zur Zeit der Landesfürsten aus Habsburgischem Hause. Geschichte der Stadt Wien 1, 185 ff.

Müller R., Wiens höfisches und bürgerliches Leben im ausgehenden Mittelalter. Geschichte der Stadt Wien III 2, 626 ff.

Seemüller J., Deutsche Poesie vom Ende des 13. bis in den Beginn des 14. Jahrhunderts. Geschichte der Stadt Wien III 1, 1 ff.

Jantzen H., Geschichte des Streitgedichtes im Mittelalter. Germanistische Abhandlungen. 13. Breslau 1896.

Rodlow O. W. v., Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter. Prager Studien. 7.

Wackernell J. E., Über die altdeutschen Passionsspiele in Tirol. Jahrbuch der Leogesellschaft Wien 1894.

Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. Graz 1897.

Pichler A., Über Bauernspiele in Tirol, Österreichische Blätter für Literatur und Kunst. 1854 S. 209 f.; 221 ff.; 234 ff.

Fischnaler C., Das Volksschauspiel zu Sterzing im 15. und 16. Jahrhundert. Zeitschrift d. Ferdinandeums für Tirol u. Vorarlberg 38, 353 ff.

Zingerle O., Sterzinger Spiele. Nach Aufzeichnungen von Vigil Raber. Wiener Neudrucke 9. Wien 1886.

Gloth W., Das Spiel von den sieben Farben. Teutonia. Königsberg 1902.

Hochegger R., Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes. Innsbruck 1884.

Kummer K. F., Erlauer Spiele. Wien 1882.

Schlosser A., Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Halle 1891.

Gusinde K., Neidhart mit dem Veilchen. Germanistische Abhandlungen 17. Breslau 1899.

Schönbach A. E., Ein altes Neidhartspiel. Zeitschrift f. deutsches Altertum 40, 368 ff.

Strauch Ph., Die Textgeschichte des Oberammergauer Passionsspieles. Preußische Jahrbücher 69, 234 ff.

Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig 1880.

Ammann J. J., Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 30, 181 ff.

Lambel H., Die Aufführungen des Höritzer Passionsspiels. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 32, 194 ff.; 298 ff.

Urban M., Das Passionsspiel in der Stadt Plan. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 36, 48 ff.

Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 33, 121 ff.; 217 ff.; 315 ff.

Stelzig A. W., Der Bauer und die Bergleute. Ein Sing- und Fastnachtsspiel aus dem nördlichen Böhmen. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 3, 148 ff.

Laube G. C., Ein Weihnachtsspiel aus der Gegend von Teplitz. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 7, 49 ff.

Mach F., Ein Christspiel im westlichen Nordböhmen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 37, 213 ff.

Mach F., Ein Volksspiel am „Totensonntage" in der Saazer Gegend. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 36, 253 ff.

Milchsack G., Das Egerer Fronleichnamsspiel. Literarischer Verein. 156. Tübingen 1881.

Gradl H., Deutsche Volksaufführungen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 33, 121 ff.; 217 ff.; 315 ff. Daselbst weitere Literatur.

Marbach J., Die Aufführung des geistlichen Spiels „von den zehn Jungfrauen" zu Eisenach am 24. April 1322. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 42, 150 ff.

Koch C., Das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen. Nach Sinn und Tendenz beleuchtet. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 7, 109 ff.

Beckers O., Das Spiel von den zehn Jungfrauen und das Katharinenspiel. Germanistische Abhandlungen. 24.

Zimmermann E., Das Alsfelder Passionsspiel und die Wetterauer Spielgruppe. Diss. Göttingen 1909.

Richter O., Das Johannisspiel zu Dresden im 15. und 16. Jahrhundert. Neues Archiv für sächsische Geschichte 4, 101 ff.
Opel J. O., Das Pölziger Weihnachtsspiel. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins. Halle 11, 248 ff.
Stern, Passionsspiel in Villingen. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 397 ff.
Bolte J., Ein Spandauer Weihnachtsspiel 1540. Märkische Forschungen 18, 109 ff.
Pfeiffer, Die Kirchenlieder des Mönchs von Salzburg. Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter 2, 325 ff.
Ampferer, Über den Mönch von Salzburg. Programm. Salzburg 1864.
Meyer F. A. u. Rietsch H., Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg. Acta Germanica III 4 u. IV. Berlin 1894 u. 1896.
Will C., Der Anfang eines Klageliedes Oswalds von Wolkenstein auf die Hussitenschlacht bei Taus. Verhandlungen d. historischen Vereins f. d. Regenkreis 51, 89 ff.
Schatz J., Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Göttingen 1904.
Schatz J. u. Koller O., Oswalds von Wolkenstein geistliche und weltliche Lieder. Wien 1902.
Haas, Über Peter Suchenwirt. Archiv f. Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken I 1, 64 ff.

Drittes Buch. Fränkische und alamannische Stammesblüte.

I. Kapitel. Franken und Frankenbürtige.

2. Prag u. Wien.

Hauffen A., Zur Geschichte der deutschen Universität in Prag. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 38, 110 ff.
Buchwald R., Prag und Leipzig. Deutsche Arbeit 9, 534 ff.
Bernt A., Ein neuer deutscher Psalter vom Jahre 1373. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 39, 23 ff.; 155 ff.
Lulvès J., Die Summa cancellariae d. Johann von Neumarkt. Diss. Berlin 1891.
Loserth J., Über die Nationalität Karls IV. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 17, 291 ff.
Friedjung H., Kaiser Karl IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit. Wien 1876.
Lippert W., Meißnisch-böhmische Beziehungen zur Zeit König Johanns u. Karls IV. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 35, 240 ff.
Grueber B., Deutsches Leben. Festschrift. Prag 1871.
Hoepfner E. G. R., Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin 1866.
Burckhardt J., Die Kultur der Renaissance in Italien. 7. Aufl. Leipzig 1899.
Voigt G., Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. 2. Aufl. Berlin 1880.
Hagen K., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Erlangen 1844.
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Berlin 1852.
Blaß L., Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Prag 1877.
Schmidt V. und Picha A., Das wissenschaftliche Leben und der Humanismus in Krumau im 15. Jahrhundert. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 42, 61 ff.
Knott R., Ein Bericht über Prag und seine Bewohner aus dem Jahre 1531. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 38, 155 ff.

Schlesinger, Der große Böhme Bohuslav von Hassenstein ein Deutscher. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 2, 155 ff.

Horawitz A., Nachträge zu Kaspar Bruschius. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 14, 312 ff.

Jaksch A. v., Kaspar Brusch in Kärnten. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 22, 270 ff.

Clemen O., Zu Kaspar Brusch. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 42, 103 ff.

Frank G., Johann Major der Wittenberger Poet. Halle 1863.

A. Z., Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst. Mitteilungen des Vereins für Geschichte d. Deutschen in Böhmen 4, 66 ff.

Pohl J., Christoph Simon, ein Meistersänger aus Friedland. Deutsche Arbeit 10, 690 ff.

Rebhann A., Elisabeth Johanna von Weston. Eine vergessene Dichterin des 16. Jahrhunderts. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 32, 305 ff.

Schrauf K., Die Universität Wien. Geschichte der Stadt Wien. Hsg. vom Altertumsverein in Wien II 2, 961 ff. Wien 1895.

Horawitz A., Zur Geschichte des Humanismus in den Alpenländern. Wiener Sitzungsberichte 111, 331 ff.

Zingerle A., Der Humanismus in Tirol unter Erzherzog Sigmund dem Münzreichen. Festgruß aus Innsbruck an die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien. Innsbruck 1893.

Weiß A., Äneas Silvius Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluß auf die literarische Kultur Deutschlands. Rektoratsrede. Mit 149 ungedruckten Briefen. Graz 1897.

Mell M., Enea Silvio Piccolomini, Briefe, übersetzt und eingeleitet von. Jena 1911.

Walkan R., Ein unbekanntes Marienlied des Äneas Silvius Piccolomini. Gottesminne 4, 302 ff.

Mayer A., Wiens Buchdruckergeschichte. Wien 1883.

Bauch G., Die Rezeption des Humanismus in Wien. Breslau 1903.

Horawitz, Der Humanismus in Wien. Separatabdruck aus dem historischen Taschenbuch. Sechste Folge 2.

Bauch G., Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Breslau 1901.

Moth Fr., Conradus Celtis Protucius. Kolding 1898.

Geiger Th., Konrad Celtis u. seine Beziehungen zur Geographie. München 1896.

Hartfelder K., Fünf Bücher Epigramme von Konrad Celtis. Berlin 1881.

Reber J., Ein noch ungedrucktes Gedicht des Konrad Celtis. Verhandlungen des histor. Vereins für den Regenkreis 28, 201 ff.

Bürger O., Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank. Quellen u. Forschungen. 92. Straßburg 1902.

3. Erfurt.

Bauch G., Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus. Breslau 1904.

Braun J., Geschichte der Buchdrucker u. Buchhändler Erfurts. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 10, 59 ff.

Sonnemann M., Die Fläminger in der goldenen Aue. Beilage zur Magdeburger Zeitung 1903, 388 f.

Michelsen A. L. J., Flämische Rechtsgewohnheiten in der goldenen Aue. Rechtsdenkmale aus Thüringen 2, 139 ff. Jena 1853.

Karstens W., Sächsisch-hessische Beziehungen in den Jahren 1524, 1525 und 1526. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 12, 305 ff.

Norrenberg P., Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Viersen 1873.

Wattenbach W., Peter Luder der erste humanistische Lehrer in Heidelberg. Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins 22, 33 ff.

Wattenbach W., Samuel Karoch, ein Heidelberger Humanist. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 28, 38 ff.

Krause K., Der Briefwechsel des Mutianus Rufus. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde N. F. Suppl. Kassel 1885.

Kawerau G., Der Briefwechsel des Justus Jonas. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. 17. Halle 1884.

Kraus C., Helius Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. Gotha 1879.

Krause K., Euricius Cordus. Epigrammata 1520. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. 5. Berlin 1892.

Einert E., Crotus Rubianus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Thüringen. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 12, 3 ff.

Pressel Th., Justus Jonas. Elberfeld 1862.

Polack C., Johannes Drach, ein thüringischer Reformator. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 7, 211 ff.

Brecht W., Die Verfasser der epistolae obscurorum virorum. Quellen u. Forschungen. 93. Straßburg 1904.

Clemen O., Zwei Thüringer Flugschriften aus der Reformationszeit. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins 21, 64 ff.

4. Zwickau und Joachimstal.

Laube C., Land und Leute im böhmischen Erzgebirge. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 21, 1 ff.

Grohmann, Das Obererzgebirge. Heimatkundliche Geschichtsbilder für Schule und Haus. 2. Auflage. Annaberg 1900.

Göpfert E., Die Mundart des sächsischen Erzgebirges. Mit Karte. Leipzig 1878.

Meiche A., Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz. Mit Karte. Diss. Halle 1898.

Berlet E., Die sächsisch-böhmische Grenze im Erzgebirge. Diss. Oschatz 1900.

Hötzsch O., Die wirtschaftliche und soziale Gliederung vornehmlich der ländlichen Bevölkerung im meißnisch-erzgebirgischen Kreise Kursachsens im 16. Jahrhundert. Leipzig 1900.

Markgraf B. O., Vlämisches Recht in der Umgebung von Leipzig. Neues Archiv für sächsische Geschichte 29, 150 ff.

Kroker E., Sachsen und die Hussitenkriege. Neues Archiv für sächsische Geschichte 21, 1 f.

Gradl J., Die Irrlehre der Wirsperger. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 19, 270 ff.

Richter O., Der Bußprediger Johann von Capistrano in Dresden und den Nachbarstädten 1452. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte Dresdens. 4.

Gurlitt C., Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation. Ein Bild aus dem Erzgebirge. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 29. Halle 1890.

Falk F., Die Verehrung der heiligen Anna im 15. Jahrhundert. Der Katholik. 55. Mainz 1878.

Sternberg C., Geschichte der böhmischen Bergwerke.

Dechen H. v., Das älteste deutsche Bergwerksbuch. Bonn 1885.

Herzog E., Martin Römer. Ein biographischer Beitrag zur sächsischen Kulturgeschichte. Mitteilungen des kgl. sächsischen Vereins f. Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Altertümer 14, 49 ff.

Gehmlich E., Die städtischen Lateinschulen des sächsischen Erzgebirges im 16. Jahrhundert. Diss. Leipzig 1893.

Bartusch P., Die Annaberger Lateinschule im 16. Jahrhundert. Programm. Annaberg 1897.

Olzscha K., Johann Rivius in seiner Stellung als Rektor der Annaberger Lateinschule (1527—1533). Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg u. Umgebung 2, 33 ff.

Buchwald G., Zu dem Briefwechsel des Johann Rivius. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen I 5, 48 ff. Vgl. I 1, 115 f.

Schöpff W., D. Zacharias Rivander. Sein Leben und seine Komödie Lutherus redivivus. Mitteilungen d. Geschichts- u. Altertumsvereins zu Leisnig 13, 1 ff.

Lungwitz H., Was der Pritschmeister Benedikt Edlbeck von Annaberg erzählt. Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgebung I 2, 51 ff.

Heyden, Beiträge zur Geschichte der Meißner Lateinschule. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Stadt Meißen 5, 265 ff.

Simon J., Aus der Geschichte der Egerer Lateinschule. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 37, 409 ff. 38, 424 ff.

Siegl K., Johannes Sensenschmied, ein berühmter Buchdrucker aus Eger und seine Werke. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 48, 38 ff.

Weber W., Die vormalige Lateinschule zu Schlaggenwald. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 1, 8 ff.

Reyer E., Städtisches Leben im 16. Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Leipzig 1904.

Clemen O., Klagelied des Stadtarztes von Schlaggenwald vom Jahre 1583. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 45, 431 ff.

Clemen O., Johannes Sylvius Egranus. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 6, 1 ff. 7, 1 ff.

Bömer A., Paulus Niavis. Ein Vorkämpfer des deutschen Humanismus. Neues Archiv für sächsische Geschichte 19, 51 ff.

Mirus C. A., Peter Apianus. Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Leisnig 10, 1 ff.

Stocklöw J., Die Weihnachtsspiele im Erzgebirge und Mittelgebirge. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 3, 115 ff.

Mosen G., Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861.

Zesch M., Eine Schulkomödie aus dem 16. Jahrhundert. Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Leisnig 10, 54 ff.

Holstein H., Drama und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Archiv f. Literaturgeschichte 10, 145 ff. Vgl. 12, 46 ff.

Seeliger, Zur ältesten Geschichte der Stadt Zwickau. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 4, 1 ff.

Hofmann R., Bilder aus einer sächsischen Stadt im Reformationszeitalter. Neues Archiv für sächsische Geschichte 25, 31 ff.

Langer O., Zur religiösen Bewegung in Zwickau während der Reformation. Mitteilungen d. Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 8, 65 ff.

Clemen O., Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratsschulbibliothek. 3. Heft. Berlin 1903.

Fabian E., Die Beziehungen Philipp Melanchthons zur Stadt Zwickau. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 11, 47.

Geß F., Die Anfänge der Reformation in Schneeberg. Neues Archiv für sächsische Geschichte 18, 31 ff.

Fabian E., Die Einführung des Buchdrucks in Zwickau 1523. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 6, 41 ff.

Fabian E., Die Zwickauer Schulbrüderschaft. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 3, 50 ff.

Hofmann R., Dr. Georg Agricola. Ein Gelehrtenleben aus dem Zeitalter der Reformation. Gotha 1905.

Fabian E., M. Petrus Plateanus. Programm. Zwickau 1878.

Wappler P., Thomas Münzer in Zwickau und die Zwickauer Propheten. Programm. Zwickau 1908.

Strobel G. Th., Leben, Schriften und Lehren Thomä Münzers. Nürnberg und Altdorf 1795.

Fabian E., Fürstenbesuche und Volksbelustigungen in Zwickau im 16. Jahrhundert. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 1, 119 ff.

Fabian E., Zwickauer Gelegenheitspoesie im 16. Jahrhundert. Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau und Umgebung 10, 129 ff.

Anonym, Das große Fürstenschießen zu Zwickau im Jahre 1573. Unsere Heimat. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland 5, 301 ff. Vgl. Erzgebirgsnummer 6, 249 ff.

Seidemann J. K., Herzog Georg von Sachsen als Dichter. Archiv für Literaturgeschichte 3, 45 ff.

Palm H., Paul Rebhuns Dramen, Literarischer Verein. 49. Stuttgart 1859.

Müller J., Eine Predigt Paul Rebhuns nebst Bemerkungen über seine Schriften. Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V. 6, 65 ff.

Buchwald G., Ein ungedruckter Brief Paul Rebhuns vom Jahre 1542. Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen i. V. 13, 45 ff.

Holstein H., Dramen von Ackermann und Voith. Literarischer Verein. 170. Tübingen 1884.

Buchwald G., Stadtschreiber M. Stephan Roth in Zwickau in seiner literarisch-buchhändlerischen Bedeutung für die Reformations-

zeit. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 16, 6 ff.

Neuwirth J., Kunstleben und Kunstdenkmale am Südabhange des Erzgebirges während des Mittelalters. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 34, 161 ff.

Knieschek J., Der Ackermann aus Böhmen Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 2. Prag 1877.

Hansgirg K. v., Beitrag zur Geschichte der Stadt Joachimstal. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 8, 239 ff.

Laube C., Aus Joachimstals Vergangenheit. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 11, 75 ff.

Wolkan R., Die Anfänge der Reformation in Joachimstal. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 32, 273 f.

Vogel J. F., Die alte Lateinschule in Joachimstal. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 9, 163 ff.

Vogel J. F., Die Liberey von Joachimstal. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 10, 215 ff.

Clemen O., Der erste Stadtarzt von Joachimstal. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 43, 120 ff.

Vogel J. F., Hochzeitsgebräuche von Joachimstal aus dem Jahre 1538. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen 11, 34 f.

Bernt A., Zum Liede des Hans Lutz auf das Joachimstaler Schützenfest vom Jahre 1521. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 42, 107 ff.

5. Wittenberg und Magdeburg.

Köstlin J., Martin Luther, sein Leben und seine Schriften. Elberfeld 1875.

Kawerau W., Welche Schule in Magdeburg hat Luther besucht? Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 16, 309 ff.

Krumhaar K., Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Eisleben 1855.

Jacobs E., Die Wiedertäufer am Harz. Zeitschrift des Harzvereins 32, 423 ff.

Rembe H., Geschichte der Buchdruckerkunst in der Stadt Eisleben. Zeitschrift des Harzvereins 18, 421 ff. 19, 362 ff.

Hosäus W., Geistliche Gedichte aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte 4, 377 ff.; 460 ff.

Brückner H., Möhra, Luther und Graf Wilhelm von Henneberg. Webers Archiv für die sächsische Geschichte 2, 27 ff.

Jacobs E., Thalmansfeld, Luther, seine Familie und Mansfelder Freundschaft. Zeitschrift des Harzvereins 2, 53 ff.

Franke K., Die Salzunger Mundart. Von Dr. L. Hertel, Meiningen 1888. Rez. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht 3, 565 f.

Hertel L., Thüringer Sprachschatz. Mit Karte. Weimar 1895.

Regel Fr., Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes. Jena 1884.

Hertel L., Mundarten von Steinbach und Lindenau. Baierns Mundarten 2, 343 ff.

Fuckel A., Zur Dialektgrenze im Thüringerwald. Baierns Mundarten 2, 313 ff.

Höhn W., Kurze Geschichte der Kirchenreform in der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Halle 1894.

Grohmann J. Chr. A., Annalen der Universität Wittenberg. Meißen 1801 f.

Bauch G., Wittenberg und die Scholastik. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 18, 331 ff.

Suhle, Der Einfluß der Reformationswerkes in Anhalt auf den Besuch der Universität Wittenberg. Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte 9, 218 ff. Vgl. 2, 581 ff. 3, 381 ff.; 383 ff. 6, 218 ff.; 319 ff.; 221 ff. 8, 18 ff.

Förstemann K. E., Der Studentenauflauf zu Wittenberg im Jahre 1520. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins 8, 51 ff.

Bauch G., Christoph Scheuerl in Wittenberg. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins. Halle 21, 33 ff.

Hartfelder, Melanchthon als praeceptor Germaniae. Monumenta Germ. paedagogica 7. Berlin 1889.

Hartfelder K., Philippus Melanchthon. Declamationes. Lateinische Literaturdenkmäler d. 15. und 16. Jahrhunderts. 4. 9. Berlin 1891 u. 1894.

Kawerau G., Johann Agricola von Eisleben. Berlin 1881.

Geß F., Leipzig und Wittenberg. Ein Beitrag zur sächsischen Reformationsgeschichte. Neues Archiv f. sächsische Geschichte 16, 43 ff.

Bauch G., Geschichte des Leipziger Frühhumanismus mit besonderer Rücksicht auf die Streitigkeiten zwischen Konrad Wimpina u. Martin Mellerstadt. Beihefte zum Zentralblatt für Bibliothekwesen 22. Leipzig 1899.

Schmidt O. G., Petrus Mosellanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen. Leipzig 1867.

Lieffen H. J., Hermann von dem Busche. Leben und Schriften. Programm. Köln 1884.

Burdach K., Bericht über Forschungen z. Ursprung der nhd. Schriftsprache und des deutschen Humanismus. Abhandlungen der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1903.

Wülcker E., Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache. Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte 9, 349 ff.

Panzer G. W., Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung. Nürnberg 1781.

Walter, Die deutschen Bibelübersetzungen des Mittelalters. Braunschweig 1889 ff.

Clemen O., Vom Namen „Luther". Euphorion 13, 47 ff.

Köhler W., Luthers Werden. Protestantische Monatshefte 11, 292 ff.; 345 ff.

Franke C., Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Neues Lausitzisches Magazin 64, 1 ff.

Hauserth A., Luther als Dichter. Neue Heidelberger Jahrbücher 8, 58 ff.

Gödeke K., Dichtungen von Martin Luther. Leipzig 1883.

Günther R., Luthers geistliche Lieder. Monatsschrift f. Pastoraltheologie 3, 10 f.

Achelis, Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern. Marburger Universitätsprogramm 1883.

Seidemann J. K., Volkslieder bei Luther und Melanchthon. Archiv für Literaturgeschichte 9, 1 ff.

Kade O., Ausgabe des Wittenberger Geystlichen Gesangkbuechleyn von 1524. Hsg. durch die Gesellschaft f. Musikforschung 1878.

Größler H., Die Entstehungszeit und Geburtsstätte des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott". Mansfelder Blätter 17, 113 ff.

Zelle Fr., Ein feste Burg ist unser Gott. Zur Entwicklung des evangelischen Choralgesanges. Programm. Berlin 1895.

Thiele E., Luthers Fabeln. Neudrucke. 76. Halle 1888.

Thiele E., Luthers Sprichwörtersammlung. Weimar 1900.

Janicke, Ein Beitrag zur Kunde mittelniederdeutscher Sprache und Literatur. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 2, 307 ff.

Tümpel H., Die Mundarten des niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500. Mit zwei Karten. Beiträge 7, 1 ff.

Hülße, Das Zurücktreten der niederdeutschen Sprache in der Stadt Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 13, 150 ff.

Götze L., Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 4, 384 ff.; 472 ff. 5, 78 ff.; 389 ff.; 501 ff. 6, 289 ff.; 524 ff.

Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 15, 21 ff.; 164 ff.; 275 ff.; 331 ff. 16, 86 ff.; 156 ff.; 268 ff.; 342 ff. 17, 34 ff.; 150 ff.; 211 ff.; 358 ff.

Hülße, Dr. M. Luther in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 19, 220 ff.

Weber, Der Drucker der Halberstädter Bibel von 1522. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen des thüringisch-sächsischen Vereins. Halle 11, 121 ff.

Götze L., Die Magdeburger und Hallenser auf der Universität Wittenberg in den Jahren 1502—1560. Geschichtsblätter für Stadt u. Land Magdeburg 4, 125 ff.

Winter, Magdeburger auf der Universität Leipzig von 1421—1489. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 5, 359 ff.

Winter, Magdeburger Studenten des Rechts auf der Universität Prag von 1372—1418. Geschichtsblätter f. Stadt u. Land Magdeburg 5, 437 ff.

Wolter F. A., Das hohe Lied des Brun von Schonebek. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 27, 240 ff.

Hülße F., Meistersänger in der Stadt Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt u. Land Magdeburg 21, 59 ff. Vgl. Blätter für Handel ꝛc. der Magdeburger Zeitung 1878 S. 196.

Hülße F., Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 18, 209 ff.

Fischer A., Zur Geschichte der Magdeburgischen Gesangbücher. Geschichtsblätter für Stadt u. Land Magdeburg 4, 218 ff.; 350 ff. 5, 181 ff.; 479 ff.; 425 ff. 6, 360 ff. 7, 303 ff.

Naumann M., Einige Beziehungen Magdeburgs zum Humanismus. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 22, 79 ff.

Schmidt Expeditus, Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas u. seiner volkstümlichen Ableger im 16. Jahrhundert. Berlin 1903.

Kaulfuß-Diesch, Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. u. 17. Jahrhunderts. Probefahrten. 7. Leipzig 1905.

Scherer W., Zur Geschichte des lateinischen Dramas im 16. und 17. Jahrhundert. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1, 1 ff.

Schwabe E., Ältere dramatische Aufführungen in Kursachsen mit besonderer Berücksichtigung von Meißen. Mitteilungen des Vereins f. Geschichte d. Stadt Meißen 7, 129 ff.

Meißner, Geistliche Aufführungen und Schulkomödien in Altenburg. Mitteilungen der geschichts- und altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes 10, 351 ff.

Seelmann W., Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Halle 1886.

Theobald L., Thomas Naogeorgus, der Tendenzdramatiker der Reformationszeit. Neue kirchliche Zeitschrift 17, 10.

Bolte J. u. Schmidt E., Thomas Naogeorgus. Pammachius. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhundert. 3. Berlin 1891.

Stübel B., R. Roth, Cunnz von Kauffungen. Hsg. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 7, 29 ff.

Milchsack G., Burkard Waldis. Halle 1881.

Burkard Waldis, Der verlorene Sohn. Neudrucke. 30. Halle 1881.

Spengler Fr., Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts. Innsbruck 1880.

Pilger R., Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert. Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 129 ff.

Franz P., Der sächsische Prinzenraub im Drama des 16. Jahrhunderts. Diss. Marburg 1891.

Doebner R., Ein Passionsspiel auf Kurfürst Johann Friedrich den Großmütigen. Neues Archiv für sächsische Geschichte 4, 215 ff.

Suhle H., Greff, Schulmeister in Dessau, der Verfasser des Dramas vom Patriarchen Jakob. Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte 5, 91 ff.

Fischer A., Das Hohe Lied des Brun von Schonebeck. Germanistische Abhandlungen. 6.

Kawerau W., Joachim Greff in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt u. Land Magdeburg 29, 154 ff.

Kindscher F., Joachim Greffs Tod 1552. Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte 5, 280 ff.

Seelmann W., Georg Rollenhagen. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 24, 83 ff. mit Bibliographie. Vgl. 27, 375 ff.

Uhle P., Der Dramatiker und Meistersänger Valentin Voith aus Chemnitz. Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte 9, 159 ff.

Kawerau W., Das Magdeburger Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 32, 1 ff.

Körner E., Erasmus Alber, das Kämpferleben eines Gottesgelehrten aus Luthers Schule. Quellen und Darstellungen aus der Geschichte d. Reformationsjahrh. 15. Leipzig 1910.

Crecelius W., Erasmus Alberus. Archiv für Literaturgeschichte 6, 1 ff.

Kawerau W., Erasmus Alberus in Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt u. Land Magdeburg 28, 1 ff.

Schnorr v. Carolsfeld F., Erasmus Alberus als Verfasser der anonymen Schrift „vom schmalkaldischen Kriege“. Archiv für Literaturgeschichte 11, 177 ff.

Stromberger Ch. W., Erasmus Alberus geistliche Lieder. Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. 10. Halle 1857.

Schnorr von Carolsfeld F., Erasmus Alberus Beziehungen zu Desiderius Erasmus Roterodamus. Archiv f. Literaturgeschichte 12, 26 ff.

Möhlmann, Ein Lied auf den Herzog Georg von Mecklenburg vor Magdeburg. Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde 21, 165 ff.

Jacobs, Ein bisher unbekanntes, während der Belagerung von Magdeburg im Jahre 1550 bis 1554 gedrucktes niederdeutsches Gesangbuch. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 6, 161 ff. Vgl. 7, 327 ff.; 345 ff.

6. Faust und seine Landschaften.

Jacobs E., Der Brocken in Geschichte u. Sage. Neujahrsblätter, hsg. von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 3. Halle 1879.

Jacobs E., Der Brocken und das deutsche Vaterlandsgefühl. Zeitschrift des Harzvereins 29, 311 ff.

Hölscher U., Hexenspuk. Zeitschrift des Harzvereins 35, 411 ff.

Palm K., Über die Roßtrappensage. Zeitschrift des Harzvereins 8, 489 ff.

Menzel C., Ein Beitrag zur Geschichte des Wilden Mannes. Zeitschrift des Harzvereins 5, 216 ff.

Kiesewetter K., Faust in Geschichte und Tradition. Leipzig 1893.

Bolte J., Zeugnisse zur Faustsage. Euphorion 6, 679 ff.

Bode J., Die Faustsage. Neues Lausitzisches Magazin 56, 216 ff.

Fränkel L., Neue Beiträge zur Literaturgeschichte der Faustfabel. Euphorion 2, 754 ff.

Scherer W., Das älteste Faustbuch. Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen. 2. Berlin 1884.

Ehlen L., Ein Faustbuch von c. 1530. Euphorion 16, 1 ff.

Milchsack, Historia D. Joh. Fausti. Wolfenbüttel 1897.

Pick A., Faust in Erfurt. Programm Meseritz 1902.

Szamatólski S., Faust in Erfurt. Euphorion 2, 39 ff.

Meyer W., Nürnberger Faustgeschichten. Abhandlungen der kgl. bairischen Akademie. 1. Klasse 20. München 1895.

Schmidt E., Faust und Luther. Berliner Sitzungsberichte 26, 567 ff. Vgl. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 2, 156 ff.

Schmidt E., Faust und das 16. Jahrhundert. Goethejahrbuch 3, 77 ff.

Osborn M., Die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts. Acta Germanica. III 3. Berlin 1893.

Theatrum Diabolorum. Frankfurt a. M. 1569.

Kirchhoff A., Die Familie Feyerabend. Archiv f. Geschichte des Deutschen Buchhandels 1, 187 ff.

Kawerau W., Lob und Schimpf des Ehestandes in der Literatur des 16. Jahrhunderts. Preußische Jahrbücher 69, 760 ff.

Thym G., Des Edlen und Streitbaren Helden Thedel Unvorferden von Walmoden. Straßburg o. J. (1558).

Dürre H., Ludolf von Walmoden. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Zeitschrift des Harzvereins 24, 407 ff.

Zimmermann P., Georg Thyms Gedicht Thedel von Wallmoden. Neudrucke. 72. Halle 1888.

Zimmermann P., Georg Thyms Dichtung u. die Sage von Thedel von Wallmoden. Zeitschrift des Harzvereins 20, 329 ff.

II. Kapitel. Die deutsche Mittelachse.

1. Das Nürnberger Vorland.

Höfler C., Fränkische Studien. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 1. Wien 1850.

Hermann M., Zur fränkischen Sittengeschichte im 15. Jahrh. Germania 35, 45 ff.

Heller S., Reformationsgeschichte des ehemaligen Bistums Bamberg. Bamberg 1825.

Haupt H., Die religiösen Sekten in Franken vor der Reformation. Würzburg 1882.
Keller L., Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885.
Schulz H., Die sogenannte Reformation Kaiser Sigmunds. Monatshefte der Comeniusgesellschaft 8, 240 ff. Vgl. Neues Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde 23 und Zeitschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte. 6.
Boehm W., Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Hsg. Leipzig 1876.
Werner H., Die Reformation des Kaisers Sigmund. Archiv f. Kulturgeschichte. Ergänzungsheft. 3.
Borack K. A., Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niklashausen im Jahre 1476. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken XIV 3, 1 ff. Vgl. IX 2, 300 ff.
Anonym, Der pauren lob. c. 1493. Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg. 6.
Barge H., Andreas Bodenstein von Karlstadt. Leipzig 1905.
Heller J., Einige Nachrichten über die fürstbischöflichen Hofbuchdrucker zu Bamberg. Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg 6, 68 ff.
Welzenbach Th., Geschichte der Buchdruckerkunst im ehemaligen Herzogtum Franken und in den benachbarten Städten. Archiv des historischen Vereins von Unterfranken XIV 2, 107 ff.
Herrmann M., Albrecht von Eyb u. die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin 1893. Hier weitere Literatur.
Herrmann M., Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb. Schriften zur germanischen Philologie 4 u. 5.
Strauch Ph., Grisardis von Albrecht von Eyb. Zeitschrift für deutsches Altertum 29, 373.
Schepps, Ein Gedicht des Magisters Popon. Ein Beitrag zur fränkischen Gelehrtengeschichte des 15. Jhrhunderts. Archiv d. historischen Vereins f. Unterfranken 27, 277 ff.
Hermann E., Johann Freiherr von Schwarzenberg. Leipzig 1841.
Philippi R., Freiherr Johann von Schwarzenberg in Preußen. Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins 1, 45 ff.
Schwarzenberg J., Freiherr v. Officia. Augsburg 1535. Enthält Schwarzenbergs sämtliche Schriften.
Scheel W., Johann von Schwarzenberg. Trostspruch. Neudrucke d. Literaturwerke d. 16. u. 17. Jahrh. Halle 1907.
Berlichingen-Roßbach Fr. W. Götz v., Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen u. seine Familie. Leipzig 1861.
Egeltaaf G., Ulrich von Hutten. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 5, 245 ff.
Moringer A., Burg Steckelberg und die Familie Hutten. Hessenland 19, 222 ff.
Szamatólski S., Ulrich von Huttens deutsche Schriften. Quellen und Forschungen 67. Straßburg 1891.
Böcking E., Hutteni opera. Leipzig 1859—70.
Hobrech M., Hutten in Rostock. Rathenow 1886.
Werkshagen C., Luther und Hutten. Wittenberg 1888.

2. Nürnberg.

Priem-Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg. 2. Aufl. Nürnberg 1895.
Mummenhoff E., Altnürnberg. Baierische Bibliothek. 22. Bamberg 1890.
Mummenhoff E., Nürnbergs Ursprung und Alter. Nürnberg 1908.
Nürnberg. Bavaria III. 2, 1166 ff.
Roth J. F., Geschichte des Nürnbergischen Handels. Leipzig 1800 ff.
Lochner G. W. K., Lebensläufe berühmter u. verdienter Nürnberger. Nürnberg 1861.
Herrmann M., Rezeption des Humanismus in Nürnberg. Berlin 1898.
Joachimsohn P., Gregor Heimburg. Diss. München 1889.
Loose H., Heinrich Leubing. Mitteilungen d. Vereins für Geschichte der Stadt Meißen I 2, 34 ff.
Ziegler A., Regiomontanus. Dresden 1874.
Petz H., Urkundliche Nachrichten über den literarischen Nachlaß Regiomontans u. B. Walthers. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 7, 237 ff.
Günther S., Martin Behaim. Baierische Bibliothek. 13. Bamberg 1890.
Heerwagen H. W., Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen. Programm. Nürnberg 1860 u. 1867.

Bauch G., Die Nürnberger Poetenschule 1496 bis 1509. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 14, 1 ff.

Wattenbach W., Hartmann Schedel als Humanist. Forschungen zur deutschen Geschichte. 11.

Joachimsohn, Hermann Schedels Briefwechsel. Tübingen 1893.

Schedel H., Buch der Chroniken u. Geschichten mit Figuren u. Bildnussen. Nürnberg 1493.

Hartmann B., Konrad Celtis in Nürnberg. Nürnberg 1889.

Roth Fr., Wilibald Pirkheimer, ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 21. Halle 1887.

Reimann A., Pirckheimer-Studien. Diss. Berlin 1900.

Hagen R., Wilibald Pirkheimer in seinem Verhältnis zum Humanismus und zur Reformation. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 4, 61 ff.

Rück K., Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg. München 1895.

Szamatólski S., Eckius dedolatus. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhunderts. 2. Berlin 1891.

Höfler C., Der hochberühmten Charitas Pirkheimer Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter. Quellensammlung f. fränkische Geschichte. 4. Bamberg 1853.

Lübke W., Albrecht Dürers sämtliche Kupferstiche. Nürnberg o. J.

Cantor M. A., Dürer als Schriftsteller. Neue Heidelberger Jahrbücher 1, 17 ff.

Lange K. u. Fuhse F., Dürers schriftlicher Nachlaß. Halle 1893.

Ehrenberg R., Hans Kleberg, der „gute Deutsche". Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 10, 1 ff.

Lochner G. W. K., Pirkheimer und Scheuerl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1872. Nr. 11.

Soden Fr. v. u. Knaake J. K. F., Christoph Scheuerls Briefbuch. Potsdam 1867.

Soden Fr. v., Beiträge zur Geschichte der Reformation u. der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Chr. Scheuerl II. Nürnberg 1855.

Neff J., Helius Eobanus Hessus. Norimberga illustrata und andere Städtegedichte. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhunderts. 12. Berlin 1896.

Meyer M. M., Nürnbergisches Schembartbuch. Nürnberg 1831.

Euling K., Das Priamel bis Hans Rosenplüt. Germanistische Abhandlungen. 25.

Meyer K., Fastnachtsspiel u. Fastnachtsscherz im 16. Jahrhundert. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 3, 161 ff.

Soldau S., Nürnberger Volksbelustigungen in früheren Jahrhunderten. Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung. 1860. Nr. 1, 2, 3.

Keller, Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert. 4 Bde. Lit. Verein 28, 30, 46.

Hampe Th., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg. Nürnberg 1900.

Lier L., Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtsspiel. Diss. Nürnberg 1889.

Rosenblüt, Allgemeine Deutsche Biographie 29, 222 ff.

Hampe Th., Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader vornehmlich in Nürnberg. Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums 1894, 25 ff.

Lochner G. W. K., Von Nürnberger Rayß. Erzählendes Gedicht des Hans Rosenblüt. Programm. Nürnberg 1849.

Lochner G. W. K., Der Spruch von Nürnberg. Beschreibendes Gedicht des Hans Rosenblüt. Programm. Nürnberg 1854.

Folz, Allgemeine Deutsche Biographie 7, 151 ff.

Lochner G. W. K., Urkunden Hans Folz betreffend. Archiv für Literaturgeschichte 3, 324 ff.

Panzer G. W., Älteste Buchdruckergeschichte Nürnbergs. Nürnberg 1789.

Baader J., Die ältesten Buchdrucker Nürnbergs. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 7, 119 f.

Hase O., Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg. Leipzig 1869.

Baader J., Preßmandate des Rats zu Nürnberg. Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit 8, 50 ff.

Schnorr von Carolsfeld Fr., Zur Geschichte des deutschen Meistergesanges. Berlin 1872.

Barack K. A., Zur Geschichte der Meistersänger in Nürnberg. Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte 4, 376 ff.

Baader J., Zur Geschichte der Meistersänger in Nürnberg. Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit 9, 8 ff.

Goetze E., Das Wappen der Meistersänger. Archiv für Literaturgeschichte 5, 281 ff.

Mummenhoff E., Die Singschulordnung vom Jahre 1616/1635. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 278—319.

Hampe Th., Nürnberger Ratserlässe über Kunst und Künstler 1449—1633. Quellenschriften f. Kunstgeschichte N. F. 11 ff. Leipzig 1904.

Schroer K. J., Meistersinger in Österreich. Die deutschen Weihnachtsspiele in Ungarn und deren Zusammenhang mit dem Meistergesang und dem Volksliede. Germanistische Studien. Hsg. von K. Bartsch. 2. S. 197 ff. Wien 1875.

Widmann H., Zur Geschichte und Literatur des Meistergesanges in Oberösterreich. Wien u. Leipzig 1885.

Streinz F., Der Meistergesang in Mähren. Beiträge 19, 131 ff.

Werner K., Über den Meistergesang in Iglau. Österreichische Blätter für Literatur und Kunst. 1854, 78; 105; 110 f.; 128 f.; 141 f.; 154; 165 f.; 177 f.; 182 f.; 189 f.; 201 f.

Hartmann A., Deutsche Meisterliederhandschriften in Ungarn. München 1894.

Keinz Fr., Hans Sachsens Zeitgenossen und Nachfolger im Meistergesang. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 320—381. Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1859, 385 ff. Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 159 ff. Sitzungsberichte der bairischen Akademie. 1873, 843 ff. Vierteljahrsschrift 6, 326 ff.

Matthias E., Der Nürnberger Meistersänger Kunz Has. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 7, 169 ff. Vgl. 8, 239 f.

Barack K. A., Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490. Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte 3, 376 ff.

Barack K. A., Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Kuntz Haß. Nürnberg 1858.

Boesch H., Ein neues Gedicht von Kunz Has. Mitteilungen des Vereins für Geschichte d. Stadt Nürnberg 16, 240 ff.

Goetze E., Hans Sachs. Allgemeine Deutsche Biographie 30, 113 ff.

Goetze E., Hans Sachs. Festrede. Nürnberg 1894.

Schultheiß Fr., Hans Sachs in seinem Verhältnis zur Reformation. Programm. München 1879.

Kawerau W., Hans Sachs und die Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 26. Halle 1889.

Michels V., Hans Sachs und Niklas Praun. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 1—32. Vgl. Hauffen Vierteljahrschrift 6, 179 ff.

Goetze E., Hans Sachs. Hsg. Lit. Ver. 102 ff. Stuttgart 1870—1887.

Thon Fr. W., Das Verhältnis des Hans Sachs zur antiken und humanistischen Komödie. Diss. Halle 1889.

Landau M., Zu Hans Sachs Quellen. Zeitschrift f. vergleichende Literaturgeschichte 10, 285 ff. Vgl. 17 ff. 281 ff. 11, 36 ff. 8, 483; 254.

Goedeke, Die Büchersammlung des Hans Sachs. Archiv f. Literaturgeschichte 7, 1 ff.

Stiefel A. L., Über die Quellen der Fabeln, Märchen und Schwänke des Hans Sachs. Hans Sachsforschungen S. 33—192.

Golther W., Hans Sachs und der Chronist Albert Krantz. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 263—277.

Goetze E., Die Handschriften des Hans Sachs. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 193—208.

Goetze E., Das 13. Spruchbuch des Hans Sachs. Archiv für Literaturgeschichte 7, 7 ff.

Drescher K., Die Spruchbücher des Hans Sachs und die erste Folioausgabe. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 209—252.

Schnorr von Carolsfeld F., Die ungleichen Kinder Evas. Archiv für Literaturgeschichte 12, 177 ff.

Drescher K., Studien zu Hans Sachs. I. Hans Sachs und die Heldensage. Diss. Berlin 1890.

Drescher K., Hans Sachs und das Nibelungendrama. Stiefel, Hans Sachsforschungen S. 253—262.

Steffen E., Zur Quellenfrage des hürnen Seufrid von Hans Sachs. Euphorion 10, 505 ff.; 759 ff.

Goetze E., Hans Sachs als Gegner des Markgrafen Albrecht Alcibiades. Archiv f. Literaturgeschichte 7, 279 ff.

3. Das Augsburger Vorland.

Kraus R., Schwäbische Literaturgeschichte. Freiburg i. B. 1897.
Birlinger A., Die Namen Alamannen, Schwaben, Teutonia, Hochdeutsch, Oberdeutsch, Oberländisch, Niederländisch. Alemannia 15, 257 ff.
Bohnenberger K., Mundartgrenze und die Nordgrenze der alemannisch-schwäbischen Mundart. Alemannia 26, 249 ff.
Wilser L., Schwaben u. Alemannen. Alemannia 23, 50 ff.; 191 ff.
Strauch Ph., Pfalzgräfin Mechtild in ihren literarischen Beziehungen. Tübingen 1883.
Martin E., Erzherzogin Mechtild, Gemahlin Albrechts VI. von Österreich. Zeitschrift d. Gesellschaft f. Beförderung der Geschichts-, Altertums- u. Volkskunde von Freiburg 2, 145 ff.
Horawitz A., Analekten zur Geschichte des Humanismus in Schwaben. Wien 1877 u. Analekten zur Geschichte des Humanismus u. der Reformation in Schwaben. Wien 1878.
Joachimsohn P., Frühhumanismus in Schwaben. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 5, 63 ff.; 257 ff.
Hermelink, Die Anfänge des Humanismus in Tübingen. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 15, 319 ff.
Crecelius W., Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Schwaben u. Elsaß u. des Erwachens der klassischen Studien im 15. u. 16. Jahrh. Alemannia 7, 184 ff.
Martin E., Hermann von Sachsenheim. Hsg. v., Lit. Verein 137.
Hofmann H., Ein Nachahmer Hermanns von Sachsenheim. Diss. Marburg 1894.
Goette A., Der Ehrenbrief des Püterich von Reicherzhausen. Straßburg 1899.
Bech F., Zu Anton von Pforr. Germania 9, 226 ff. Vgl. 10, 145 ff.
Krauß R., Das Todesjahr Steinhöwels. Euphorion 18, 24 ff.
Karg, Die Sprache Steinhöwels. Diss. Heidelberg 1884.
Kraft Fr., Heinrich Steinhöwels Verdeutschung der historia Hierosolymitana des Robertus Monachus. Quellen u. Forschungen. 96. Straßburg 1905.
Wunderlich W., Steinhöwel und das Dekameron. Heidelberg 1889.
Keller A. v., Niklas von Wyle. Lit. Verein Nr. 57.
Schelenz H., Humanisten als Naturwissenschafter und Arzneikundige. Deutsche Geschichtsblätter 9, 1.
Geiger L., Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871.
Pflüger J. G. F., Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1861.
Josenhans J., Die deutsche Bibelübersetzung in Württemberg zur Zeit der Reformation. Württembergische Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte. N. F. 3, 353 ff.
Weinkauff F., Sebastian Franck von Donauwerd. Alemannia 7, 1 ff.
Birlinger A., Eberlin von Günzburg. Alemannia 8, 28 f.
Radlkofer M., Die älteste Verdeutschung der Germania des Tacitus durch Johann Eberlin. Blätter f. das baierische Gymnasialschulwesen 23, 1 ff.
Seuffert B., Frischlins Beziehung zu Graz u. Laibach. Euphorion 5, 257 ff.

4. Augsburg.

v. Stetten P., Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1779.
Buff A., Augsburg in der Renaissancezeit. Bamberg 1893.
Riehl W. H., Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Augsburger Studien S. 261 bis 330. 2. Aufl. Stuttgart 1859.
Radlkofer M., Die humanistischen Bestrebungen der Augsburger Ärzte im 16. Jahrh. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 20, 25 ff.
Roth Fr., Augsburgs Reformationsgeschichte. 2. Aufl. München 1901.
Joachimsohn P., Augsburger Schulmeister u. Augsburger Schulwesen in vier Jahrhunderten. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 23, 177 ff.
Greiff L., Beiträge zur Geschichte der deutschen Schulen Augsburgs. Augsburg 1858.
Hans J., Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens. Zeitschrift d. historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 2, 78 ff. 4, 17 ff.

Joachimsohn P., Die humanistische Geschichtsschreibung. Heft 1. Die Anfänge. Sigmund Meisterlin. Bonn 1895.
Schröder A., Beiträge zum Lebensbilde Ottmar Nachtgalls. Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 14, 83 ff.
Lier H. A., Ottmar Nachtigalls Jociae sales mire festivi. Archiv für Literaturgeschichte 11, 1 f.
Schröder A., Der Humanist Veit Bild, Mönch bei St. Ulrich. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben u. Neuburg 20, 173 ff.
Adelmann v. Adelmannsfelden H. Graf, Ursprung und älteste Geschichte der Grafen Adelmann von Adelmannsfelden. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 17, 301 ff.
Hier H. A., Der Augsburgische Humanistenkreis mit besonderer Berücksichtigung Bernhard Adelmanns von Adelmannsfelden. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 7, 68 ff.
Lier H. A., Peutinger. Allgemeine Deutsche Bibliographie 25, 561 ff.
Fink E., Mitteilungen über Beziehungen der Fugger zum Humanismus. Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 21, 54 ff.
Radlkofer M., Die poetischen und historischen Schriften eines Augsburger Bürgers an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 22, 57 ff.
Witz F. A., Versuch einer Geschichte der theatralischen Vorstellungen in Augsburg. Augsburg 1876.
Radlkofer M., Die künstlerischen und schriftstellerischen Leistungen des Hans Rogel. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 24, 1 ff.
Radlkofer M., Die Teuerung zu Augsburg in den Jahren 1570 und 1571 in Versen beschrieben von Barnabas Holzmann. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 19, 45 ff.
Radlkofer M., Leben und Schriften des Georg Frölich, Stadtschreibers zu Augsburg. Zeitschrift des historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 27, 46 ff.
Clemen O., Zur Biographie Georg Frölichs. Zeitschrift d. historischen Vereins f. Schwaben und Neuburg 30, 75 f.
Beyschlag D. E., Beiträge zur Geschichte der Meistersänger. Augsburg 1807.
Keinz Fr., Aus der Augsburger Meistersingerschule. Ein gelehrter Meistersinger und ein Liederbuch. Sitzungsberichte der kgl. baierischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 1893, 153 ff.
Keinz Fr., Ein Verzeichnis der Augsburger Meistersinger des 16. Jahrhunderts. München 1893.

III. Kapitel. Die Alamannen.

1. Heidelberg.

Wille J., Der Humanismus in der Pfalz. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 62, 9 ff. Vgl. Korrespondenzblatt d. Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 56, 1.
Hausz J. F., Geschichte der Neckarschule in Heidelberg. Heidelberg 1849.
Hartfelder K., Zur Gelehrtengeschichte Heidelbergs am Ende des Mittelalters. Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins N. F. 6, 141 ff.
Hartfelder K., Heidelberg und der Humanismus. Zeitschrift für allgemeine Geschichte 2, 177 ff.; 671 ff.
Hartfelder K., Deutsche Übersetzungen aus dem Heidelberger Humanistenkreis. Beilage zum Jahresbericht des Heidelberger Gymnasiums. Heidelberg 1884.
Eckardt J. H., Buchdruck und Buchhandel in Heidelberg in früherer Zeit. Heidelberger Familienblätter 1901 Nr. 4.
Schneider J., Beiträge zur Geschichte Neckarsteinachs u. der Landschaden von Steinach. Alemannia 25, 63 ff.
Wattenbach W., Peter Luders Lobrede auf Pfalzgrafen Friedrich den Siegreichen. Zeitschrift f. Geschichte des Oberrheins 23, 21 ff.
Hartfelder K., Heidelberger Studentenleben in alter Zeit. Zeitschrift f. allgemeine Geschichte 2, 780 ff.
Knod G., Elsässische Studenten in Heidelberg und Bologna. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 46, 329 ff.

Schepps G., Zu Peter Luders Briefwechsel. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 38, 364 ff. Vgl. 39, 433 f.

Bezold Fr. v., Rudolf Agricola. Festrede. München 1884.

Wattenbach W., Nachträgliches über Peter Luder. Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins 27, 95 ff.

Buhl H., Hugo Donellus in Heidelberg (1573 bis 1579). Neue Heidelberger Jahrbücher 2, 280 ff.

Wiskowatoff P. v., Jakob Wimpfeling. Sein Leben und seine Schriften. Berlin 1867.

Knod G., Wimpfeling und die Universität Heidelberg. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 40, 317 ff.

Schwarz B., Jakob Wimpfeling der Altvater des deutschen Schulwesens. Gotha 1875.

Buchner M., Ein Jugendgedicht Jakob Wimpfelings auf Bischof Matthias Ramung von Speier. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 61, 478 ff.

Ballmann, Das lateinische Drama von Wimpfeling bis Mitte d. 16. Jahrhunderts. Münster 1899.

Bahlmann P., Die lateinischen Dramen von Wimpfelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. 1480—1550. Regensburg 1893.

Goedeke, Jacob Wimpfelings Stylpho. Archiv für Literaturgeschichte 7, 157 ff.

Martin E., Wimpfelings Stylpho. Straßburger Studien 3, 472 ff.

Roth F. W. E., Johannes Bockenrod, ein vergessener lateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 8, 480 ff.

Kolde Th., Der Reichsherold Kaspar Sturm und seine literarische Tätigkeit. Archiv für Reformationsgeschichte 4, 117 ff.

Bossert G., Theodor Reysmann, Humanist u. Dichter aus Heidelberg. Zeitschrift für die Geschichte d. Oberrheins 61, 561 ff. 62, 78 ff.; 221 ff.; 682 ff.

Bossert G., Der Humanist Theodor Reysmann in Tübingen. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte N. F. 15, 368 ff.

2. Schlettstadt und Kolmar.

Marckwald E., Elsaß-lothringische Bibliographie I. bis 1887. Straßburg 1889.

Lorenz O. u. Scherer W., Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Berlin 1871.

Bloch H., Die geschichtliche Einheit des Elsaß. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 48, 37 ff.

This C., Die deutschfranzösische Sprachgrenze im Elsaß. Beiträge zur Landes- u. Volkeskunde v. Elsaß-Lothringen. 5. Straßburg 1888.

Knepper J., Das Schul- u. Unterrichtswesen im Elsaß von den Anfängen bis gegen das Jahr 1530. Straßburg 1905.

Horawitz A., Nationale Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert. Sybels historische Zeitschrift 25, 66 ff.

Lenz M., Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 49.

Knepper J., Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den Elsässer Humanisten. Erläuterungen und Ergänzungen zu Jannsens Geschichte des deutschen Volkes 1, 101 ff.

Knepper E., Kleine Funde zum elsässischen Humanismus. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 60, 40 ff.

Gény J., Geschichte der Stadt Schlettstadt. Separat aus: Das Reichsland Elsaß-Lothringen in: Städte und Burgen in Elsaß-Lothringen. 10. Straßburg 1905.

Gény J., Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Anteil an den sozialpolitischen u. religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Erläuterungen und Ergänzungen zu Jannsens Geschichte des deutschen Volkes 1, 417 ff.

Eggert, Über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Stadt Schlettstadt. Programm. Schlettstadt 1874 f.

Gény J., Aus dem Schlettstadter Bürgerleben des 16. Jahrhunderts. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 45, 283 ff.

Crecelius W., Lobgedicht des Erasmus von Rotterdam auf Schlettstadt. Alemannia 3, 137 ff.

Strüver W., Die Schule zu Schlettstadt von 1450—1560. Diss. Leipzig 1880.

Gény J., Geschichte der Stadtbibliothek zu Schlettstadt. Straßburg 1889.

Kalkoff P., Jakob Wimpfeling und die Erhaltung der katholischen Kirche in Schlettstadt. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 51, 577 ff. 52, 84 ff.; 264 ff.

Gény J., Die Schlettstadter Chronik d. Schulmeisters Hieronymus Gebwiler 1530. Schlettstadt 1890.

Horawitz A., Beatus Rhenanus. Wiener Sitzungsberichte 70, 189 ff.

Vulpinus Th., Drei lateinische elsässische Kaisergedichte aus alter Zeit. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 6, 1 ff.

Horawitz A., Michael Hummelberger. Programm. Wien 1875.

Horawitz A., Beatus Rhenanus' literarische Tätigkeit. Wiener Sitzungsberichte 71, 643 ff. 72, 323 ff.

Horawitz A. u. Hartfelder K., Briefwechsel des Beatus Rhenanus. Leipzig 1886.

Horawitz A., Die Bibliothek und Korrespondenz des Beatus Rhenanus insbesondere zu Schlettstadt. Wiener Sitzungsberichte 78, 313 ff.

Vulpinus Th., Matthias Ringmann 1482 bis 1511. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 18, 127 ff.

Crecelius W., Ein Brief von M. Ringmann an Wimpfeling. Alemannia 14, 237 ff.

Klement K., Neue Belege für das Lebensbild des Philesius Vogesigena. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 20, 298 ff.

Wieser Fr. R. v., Die Cosmographiae Introductio des Martin Waldseemüller. Faksimiledruck. Straßburg 1907.

Jakob Spiegel. Allgemeine Deutsche Biographie 35, 156 ff.

Knod G., Jakob Spiegel aus Schlettstadt. Programm. Schlettstadt 1884 u. 1886.

Schmidt E., Josef. Biblische Komödie von Thiebold Gart 1540. Elsässer Literaturdenkmäler. 2. Straßburg 1880.

Martin E., Landsknechte u. Hofleute in elsässischen Dramen des 16. Jahrhts. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 5, 90 ff.

Waldner, Geschichte der Stadt Colmar. Separat aus: Das Reichsland Elsaß-Lothringen. In: Städte und Burgen Elsaß-Lothringen. 7. Straßburg 1905.

Moßmann X., Les origines du théâtre à Colmar. Colmar 1878.

Stöber A., Jörg Wickram. 2. Auflage. Mülhausen 1866.

Bolte J. u. Scheel W., Jörg Wickrams Werke. Lit. Verein 1901—1906. Daselbst die Literatur.

Waldner E., Zur Biographie Jörg Wickrams. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 46, 320 ff.

Bolte J., Zu Georg Wickrams Schriften. Alemannia 22, 45 ff.

Waldner E., Jörg Wickram. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 11, 6.

Scherer W., Die Anfänge des deutschen Prosaromanes und Jörg Wickram von Colmar. Quellen und Forschungen. 21. Straßburg 1877.

Moßmann X., Die von Magistrat und Stadt Colmar den 10. September 1549 bewilligte Ordnung der Meistergesangschule. Alsatia 1873—74, 97 ff.

Plate, Gemerkbuch der Kolmarer Meistersänger. Straßburger Studien 3, 226 ff.

Bartsch K., Meisterlieder der Colmarer Handschrift. Lit. Verein. 68. Stuttgart 1862.

Bolte J., Passionsspiel in Gebweiler. Alemannia 17, 154.

Schreiber H., Urkunden der Meistersinger zu Freiburg. Badisches Archiv. Karlsruhe 1827.

Martin E., Freiburger Passionsspiele des 16. Jahrhunderts. Zeitschrift der Gesellschaft f. Beförderung der Geschichts-, Altertums- u. Volkskunde von Freiburg 3, 1 ff.

Haffner O., Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache zu Freiburg i. B. Alemannia 32, 241 ff.

Neff J., Ulrich Zasius. Ein Freiburger Humanist. Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg 9, 1 ff.

Neff J., Udalricus Zasius. Programm. Freiburg 1890.

Pfaff Fr., Festschrift zum vierhundertjährigen Gedächtnis d. ersten Freiburger Buchdrucks. 1493. Freiburg i. B. 1903.

3. Die fünf Orte.

Wyß G. v., Geschichte der Historiographie in der Schweiz. Zürich 1895.
Dierauer J., Geschichte d. schweizerischen Eidgenossenschaft. Gotha 1887—1907.
Jenny E. u. Rossel V., Geschichte der schweizerischen Literatur. Bern-Lausanne 1910.
Brandstetter J. L., Der Rigi und der Pilatus, zwei Grenzsteine zwischen Helvetien u. Rätien. Der Geschichtsfreund 63, 143 ff.
Tobler L., Die schweizerische Nationalität. Kleine Schriften zur Volks- u. Sprachkunde. Hsg. von Baechtold u. Bachmann. Frauenfeld 1897.
Tobler L., Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung 12, 183 ff.
Brunnhofer H., Schweizerische Heldensage. Bern 1911.
Meyer R., Die Entstehungsgeschichte des ewigen Bundes der Eidgenossen. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 6, 1 ff.
Rohrer F., Die Anfänge Luzerns. Der Geschichtsfreund 37, 269 ff.
Hidber B., Rennwart Cysat, der Stadtschreiber zu Luzern. Archiv f. Schweizerische Geschichte 13, 161 ff. 20, 3 ff.
Lütolf A., Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten. Luzern 1865.
Brandstetter R., Die Wuotansage im alten Luzern. Der Geschichtsfreund 62, 101 ff.
Brandstetter R., Die Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern. Der Geschichtsfreund 46, 191 ff. 47, 225 ff.
Brandstetter R., Die Mundart in der alten Luzerner Kanzleisprache. Separat aus: Zeitschrift für Norddeutsche Mundarten 3.
Schiffmann Fr. J., Zu den Anfängen des Buchdrucks u. des Buchhandels in der Stadt Luzern. Der Geschichtsfreund 44, 257 ff.
Hidber B., Doktor Thomas Murners Streithandel mit den Eidgenossen von Bern und Zürich. Archiv für Schweizerische Geschichte 10, 272 ff.
Lütolf A., Aus der früheren Schaubühne der Stadt u. Landschaft Luzern. Der Geschichtsfreund 423, 154 ff.
Morel G., Das geistliche Drama vom 12. bis 19. Jahrhundert in den fünf Orten. Der Geschichtsfreund 17, 75 ff. 23, 219 ff.
Foß R., Ein Luzerner Osterspiel. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 8.
Brandstetter R., Die Aufführung eines Luzerner Osterspiels. Der Geschichtsfreund 48, 277 ff.
Brandstetter R., Die Figur der Hochzeit zu Kana in den Luzerner Osterspielen. Alemannia 13, 241 ff.
Heinemann Fr., Tellbibliographie. Der Geschichtsfreund 61, 1 ff.
Baechtold J., Hans Salats Drama vom verlorenen Sohn. Der Geschichtsfreund 36, 1 ff.
Baechtold J., Hans Salat. Hsg. Basel 1876.
Schiffmann Fr. J., Das Leben des seligen Bruder Klaus von Johannes Salat. Der Geschichtsfreund 23, 107 ff.
Büchi A., Albrecht von Bonstetten. Briefe und ausgewählte Schriften. Quellen zur Schweizer Geschichte 13. Basel 1893.
Morel G., Albrechts von Bonstetten Leben des seligen Bruder Klaus von der Flüe vom Jahre 1482. Der Geschichtsfreund 18, 18 ff.
Foß R., Peter Spichtigs Dreikönigsspiel von Lungern vom Jahre 1685. Zeitschrift f. den deutschen Unterricht 17, 2.
Anonym, Der Schwabenkrieg v. Jahre 1499, besungen in deutschen Reimen durch Niklaus Schradin. Der Geschichtsfreund 4, 3 ff.
Meyer J., Poesie im thurgauischen Recht. Vortrag. Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte 29, 5 ff.
Lütolf A., Über Luzerns Schlachtliederdichter im 15. Jahrhundert. Der Geschichtsfreund 18, 184 ff. Vgl. 271.

4. Bern und Zürich.

Baechtold J., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892. Höfische Dichtung S. 81—168.
Heußler A., Historisch-politische Betrachtungen über den Bund der Stadt Bern mit den Waldstätten. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 3, 181 ff.
Blösch E., Die Vorreformation in Bern. Jahrbuch für schweizerische Geschichte 9, 1 ff.
Baechtold J., Niklaus Manuel. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz 2. Frauenfeld 1878.
Fischer H. u. Bolte J., Die Reise der Söhne Giaffers aus dem Italienischen des Christophoro Armeno übersetzt durch Johann

Wetzel 1583. Lit. Verein. 208. Tübingen 1895.
Knonau Meyer G. v., Der Sankt Gallener Humanist Vadian als Geschichtsschreiber. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 9, 49 ff.
Götzinger E., Joachim von Watt als Geschichtsschreiber. Neujahrsblätter, hsg. vom historischen Verein in St. Gallen 1873.
Stähelin R., Die reformatorische Wirksamkeit des St. Galler Humanisten Vadian. Beiträge z. vaterländischen Geschichte in Basel 11, 191 ff.
Crecelius W., Hans Rüte von Bern und sein Spiel von der heidnischen und päpstlichen Abgötterei. Alemannia 3, 120 ff. Vgl. 53 ff.
Heußler A., Der Bund Zürichs mit den vier Waldstätten. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 6, 199 ff.
Werder J., Zwingli als politischer Reformator. Beiträge zur vaterländischen Geschichte in Basel 11, 263 ff.

5. Straßburg und Basel.

Oser L., Die Stadt Basel und ihr Bischof. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 4, 229 ff.
Fechter D. A., Die politische Emanzipation der Handwerker Basels und der Eintritt ihrer Zünfte in den Rat. Archiv für schweizerische Geschichte 11, 3 ff.
Preiswerk E., Eine zweite Beschreibung Basels durch Enea Silvio. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 4, 1 ff.
Heß J. W., Geschichte des Schulwesens der Landschaft Basel bis 1830. Beiträge zur vaterländ. Geschichte in Basel 14, 123 ff.
Burckhardt-Biedermann Th., Die Erneuerung der Universität zu Basel in den Jahren 1529—1539. Beiträge zur vaterländischen Geschichte in Basel 19, 401 ff.
Hürbin S., Peter von Andlau der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Straßburg 1897.
Varrentrapp K., Sebastian Brants Beschreibung von Deutschland. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 50, 288 ff.
Schmidt K., Einige deutsche Gedichte von Sebastian Brant. Alsatia 1873—74, 13 ff.
Stenzel K., Ein unbekanntes Gedicht von Sebastian Brant. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 26, 165 ff.
Hehle, Der schwäbische Humanist Jakob Locher Philomusus 1471—1528. Programm. Ehingen 1873, 1874, 1875.
Burckhardt-Biedermann Th., Bonifazius Amerbach u. die Reformation. Basel 1894.
Fechter D. A., Bonifazius Amerbach. Beiträge z. Geschichte der Stadt Basel 2, 167 ff.
Hartfelder K., Der humanistische Freundeskreis des Desiderius Erasmus in Konstanz. Zeitschrift f. die Geschichte d. Oberrheins. N. F. 8, 1 ff.
Mayer H., Erasmus und seine Beziehungen zur Universität Freiburg. Alemannia 35, 287 ff.
Strunz Fr., Theophrastus Paracelsus. Leipzig 1903.
Hartmann R. J., Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus. Stuttgart u. Berlin 1905.
Strunz Fr., Theophrastus Paracelsus. Monatshefte d. Comeniusgesellschaft 12, 349 ff.
Fischer F., Parazelsus in Basel. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 5, 107 ff.
Schmidt C., Die Briefe Johann Oporins an den Straßburger Prediger Konrad Hubert. Beiträge zur vaterländischen Geschichte in Basel 13, 381 ff.
Kopp H., Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit.. Heidelberg 1886.
König H., Pamphilus Gengenbach. Zeitschrift für deutsche Philologie 37, 40 ff.; 207 ff.
Koegler, Einige Basler Kalender des 15. und 16. Jahrhunderts. Anzeiger f. Schweizer Altertumskunde N. F. 11, 330 ff.
Riggenbach, Der Kirchengesang in Basel seit der Reformation. Basel 1870.
Goetze A., Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit. Straßburg 1905.
Streuber, Neue Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 3, 65 ff.
Burckhardt L. A., Geschichte der dramatischen Kunst in Basel. Beiträge zur Geschichte der Stadt Basel 1, 169 ff.
Martin E., Germania von Jakob Wimpfeling übersetzt u. erläutert. Straßburg 1885.
Hense O., Jacob Wimpfeling. Archiv für Literaturgeschichte 2, 321 ff.

Geiger L., Jacob Wimpfeling als deutscher Schriftsteller. Archiv für Literaturgeschichte 7, 164 ff.

Paulus N., Wimpfelingiana. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 57, 46 ff.

Knod G., Jacob Wimpfeling und Daniel Zanckenried. Archiv für Literaturgeschichte 14, 1 ff.

Wattenbach W., Jacob Wimpfelings poetischer Dialog über Peter Hegenbachs Tod. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 22, 390 ff.

Crecelius W., Jakob Wimpfeling und die Schwaben. Alemannia 12, 44 ff.

Kalkoff P., Wimpfelings kirchliche Unterwerfung. Zeitschrift für die Geschichte d. Oberrheins 60, 262 ff.

Weinkauff, Wimpfeling über die Siebenzahl. Alemannia 4, 184 ff.

Knepper J., Ein Prophet und Volksdichter am Vorabend der Bauernunruhen. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 19, 30 ff.

Peter Schott. Allgemeine Deutsche Biographie 32, 406 ff.

Vulpinus Th., Sechzehn Briefe Peter Schotts an Geiler von Kaisersberg. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 10, 37 ff.

Birlinger A., Zu Geiler von Kaisersberg. Alemannia 3, 1 ff.; 129 ff. 13 ff.

Bartsch K., Johannes Pauli als Prediger. Alemannia 11, 136 ff.

Knepper J., Ein elsässischer Arzt der Humanistenzeit als deutscher Poet. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 17, 17 ff.

Knepper J., Beiträge zur Würdigung des elsässischen Humanisten Adelphus Muling. Alemannia 30, 143 ff.

Vulpinus Th., Der lateinische Dichter Johannes Fabricius Montanus. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 18. Straßburg 1894.

Teichmann W., Johannes Zschorn von Westhofen. Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 21, 161 ff.

Veil H., Zum Gedächtnis Johannes Sturms. Festschrift des protestantischen Gymnasiums. 1, 1 ff. Straßburg 1888.

Engel K., Das Schulwesen in Straßburg vor der Gründung des protestantischen Gymnasiums. 1538. Straßburg 1886.

Crüger J., Zur Straßburger Schulkomödie. Festschrift des protestantischen Gymnasiums. Straßburg 1888.

Schmidt A., Zur Geschichte der Straßburger Schulkomödie. Euphorion 5, 48 ff.

Jundt A., Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg. Programm. Straßburg 1881.

Roth F. W. E., Otto Brunfels nach seinem Leben und literarischem Wirken geschildert. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 48, 284 ff.

Classen J., Jacob Micyllus als Schulmann, Dichter u. Gelehrter. Frankfurt a. M. 1859.

Vulpinus Th., Apelles in Ägypten. Eine lateinische Schulkomödie aus dem 16. Jahrhundert von Jacobus Micyllus. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 16, 211 ff.

Röhrich W., Dr. Thomas Murner, der Barfüßermönch in Straßburg. Zeitschrift für historische Theologie 18, 587 ff.

Martin E., Badenfahrt von Thomas Murner. Neudruck. Beiträge zur Landes- u. Volkeskunde v. Elsaß-Lothringen. 2. Straßburg 1887

Ott K., Über Murners Verhältnis zu Geiler. Bonn 1896.

Kawerau W., Thomas Murner u. die Kirche des Mittelalters. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 30.

Kawerau W., Thomas Murner und die Reformation. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. 32.

Spanier M., Über Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft. Beiträge 18, 1 ff.

Spanier M., Über Thomas Murners Übersetzungen aus dem Hebräischen. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 8, 63 ff.

Winckelmann O., Neue Beiträge zur Lebensgeschichte Thomas Murners. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 45, 119 ff.

Klassert A., Entehrung Mariä durch die Juden. Eine antisemitische Dichtung Thomas Murners. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 21, 78 ff. Vgl. 22, 255 ff.

Lauchert Fr., Studien zu Thomas Murner. Alemannia 18, 139 ff. 19, 1 ff.

Martin E., Handzeichnungen von Thomas Murner zu seiner Übersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 9, 102 ff.

Stiefel A. L., Zur Geschichte der Schwankdichtung im 16. und 17. Jahrhundert. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. 12, 164 ff.

Kroker E., Historia von Erhard Braun, Michael Lindener, Valentin Schumann. Schriften des Vereins für Geschichte Leipzigs 5, 191 ff.

Bolte J., Martin Montanus Schwankbücher. Lit. Verein. 217. Tübingen 1899.

Bolte J., Zu Montanus Gartengesellschaft. Jahrbuch für Geschichte, Sprache u. Literatur Elsaß-Lothringens 20, 78 ff.

Bolte J., Predigtmärlein Johannes Paulis. Alemannia 15, 34 ff.; 233.

Schorbach K., Straßburgs Anteil an der Erfindung der Buchdruckerkunst. Zeitschrift f. die Geschichte des Oberrheins 46, 577 ff.

Martin E., Die Meistersinger in Straßburg. Vortrag. Straßburg 1882.

Streinz Fr., Zur Geschichte des Meistergesangs in Straßburg. Jahrbuch f. Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 9, 76 ff.

Plate, Die Kunstausdrücke der Meistersänger. Straßburger Studien 3, 147 ff.

Martin E., Wolfhart Spangenbergs Geschichte des Meistergesanges. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 26, 231 ff.

Keller A., Cyriacus Spangenberg. Von der Musica und den Meistersängern. Hsg. von Lit. Verein. 62. Stuttgart 1861.

Martin E., Wie gewunnen, so zerrunnen von Wolfhart Spangenberg. Neudruck. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 18, 137 ff.

Martin E., Wolfhart Spangenbergs Anbind- oder Fangbrieffe. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 20, 124 ff.

Keller L., Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885.

Röhrich, Geschichte der Reformation in Elsaß. Straßburg 1830.

Baum A., Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529. Straßburg 1887.

Gerbert C., Geschichte der Straßburger Sektenbewegung zur Zeit der Reformation. Straßburg 1889.

Winckelmann O., Straßburgs Verfassung und Verwaltung im 16. Jahrhundert. Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins 57, 493 ff.; 600 ff.

Laas E., Die Pädagogik des Johannes Sturm historisch u. kritisch beleuchtet. Berlin 1872.

Baumgarten H., Jakob Sturm. Rede. Straßburg 1876.

Jakob Sturm. Allgemeine Deutsche Biographie 37, 5 ff.

Bernays J., Jakob Sturm als Geistlicher. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 59, 348 ff.

Langsdorff K. G. W. v., Die deutsch-protestantische Politik Jakob Sturms von Straßburg. Diss. Leipzig 1904.

Hollaender A., Straßburg im Französischen Kriege 1552. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 6. Straßburg 1888.

Hollaender A., Eine Straßburger Legende. Ein Beitrag zu den Beziehungen Straßburgs zu Frankreich im 16. Jahrhundert. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. 17. Straßburg 1893.

6. Fischart.

Hauffen A., Neue Fischartstudien. Euphorion. Ergänzungsheft 7. Leipzig und Wien 1908. Daselbst die Literatur.

Schöpf, Johannes Nas. Programm. Posen 1860. Vgl. Hauffen Zeitschrift f. deutsche Philologie 36.

Hauffen A., Kaspar Scheidt, der Lehrer Fischarts. Quellen und Forschungen. 66. Straßburg 1889

Hedicke R., Kaspar Scheidts Frölich Heimfahrt. Diss. Halle 1903.

Englert A., Eine zweite Quelle zu Fischarts Jesuiterhütlein. Alemannia 20, 97 ff.

Englert A., Zu Fischarts Glückhaft Schif. Alemannia 18, 238 ff.

Rausch H. A., Die Spiele der Jugend aus Fischarts Gargantua. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens 23, 53 ff.

2. Personenverzeichnis.

Dem Leser die einzelnen Blätter so rasch und ergiebig als möglich zu öffnen, ist der Zweck dieser drei Register. Er entschuldigt Breite und Umständlichkeit. Häufige Namen wie „Germanen" und „Deutsche", die Namen der großen Stämme, die immer wiederkehren, wurden nicht verzeichnet. Nach dem Taufnamen eingeordnet sind alle Bezeichnungen mit „von"; die andern nach dem Hauptbegriff. Fettgedruckte Zahlen bezeichnen die Hauptstelle.

3. Geographisches Register.

Ortsnamen mit „Sankt“ im ersten Teil sind nach dem Anfangsbuchstaben des eigentlichen Namens eingeordnet. Die Stadtbewohner sind unter dem Namen der Stadt verzeichnet, die Adjektiva von Ländernamen unter diesen, Straßen, Plätze, Klöster, Kirchen bei der betreffenden Stadt.

—o◯◯o—

4. Sachregister.

Titel von Dichtungen und Dramen sind gesperrt. Stichwörter, die in enger Beziehung zu einer Gattung stehen, sind unter einem zusammenfassenden Begriff eingeordnet, so „Chor und Chorlied" unter „Drama", „Natureingang" unter „Lyrik", „Kaiseridee" unter „Humanismus".

5. Die Karten.

Sie wollen zunächst die geographischen Verhältnisse, die der Darstellung immer wieder zugrunde liegen, vergegenwärtigen. Ihre vornehmste Aufgabe ist, die Beziehung des Dichters und der Dichtung zum Boden und zur Umgebung anschaulich zu machen. Ich faßte ihren Zweck anders auf als Nagls verdienstlicher Literaturatlas. Es mußten nicht bloß die geographischen sondern auch die politischen und stammesgeschichtlichen Elemente — diese vor allem — in das Kartenbild aufgenommen werden. Da ich mit Beschränkungen zu ringen hatte, blieb mir nur der Entschluß, die wichtigsten geographischen Unterlagen aufzunehmen, die zerrissenen politischen Gebiete der Deutlichkeit halber in Vollkolorit zu bringen und die Stammes- und Dialektgrenzen mit Linien einzuzeichnen. Das literarische Material wurde auf die Oleaten verwiesen. Es ist nur eine Skizze, und mir läge viel am Herzen. Vor allem müßte die Umgebung, die Heimat eines Dichters und einer Dichtung geradeso, wie sie sich in beiden spiegelt, auf der Karte festgehalten werden, die Berge, beim Sterzinger und Haller Volksspiel die Handelsstraße nach dem Süden; es müßten kulturbildende Örtlichkeiten, Universitäten, Klöster, Bibliotheken, Theater zur Anschauung kommen. Nicht die nackte Linie, sondern lebendige Farben müßten die Mischung einzelner Stämme ausdrücken, wie es Otto Bremer in seiner Karte der deutschen Mundarten so trefflich durchgeführt hat. Literarische Linien müßten auf den Oleaten den Gang der Bewegungen, das verbindende Leben festhalten. Die Karte müßte ein Bild der deutschen Erde werden, wie sie sich zu dieser Zeit in den Dichtungen ausprägt. Ich kann nur geben, was mir unter diesen Umständen möglich war.

Die Karte „Germanien um 150 n. Chr.", im Anschluß an Eckert gearbeitet, will die deutsche Stammesbildung diesseits der Elbe illustrieren. „Die deutschen Flußgebiete" sollen zeigen, wie sie sich im Zusammenhang mit dem fließenden Wasser vollzog. Für die Abgrenzung der Stämme und Mundarten war mir Otto Bremers Karte im vierten Band des neuesten Brockhaus der beste Führer, der einzige, den wir zur Zeit haben, solange sich Wenkers und Wredes Arbeiten der allgemeinen

Kenntnis entziehen. Auch die umstrittenen Grundlagen beider Richtungen hätten mich an Bremer gewiesen. Ob sich die Grenzen der Stämme und Mundarten jenseits der Elbe für die einzelnen Zeiträume vor dem 19. Jahrhundert werden eindeutig feststellen lassen, bleibt eine offene Frage. Weder Ortsnamen noch die Stammeszugehörigkeit der Grundbesitzer können zweifellose Auskunft geben, wie die ganze Bevölkerungsmasse einer bestimmten Landschaft nach Stamm und Mundart zu beurteilen ist. Und vollends für die Zeiten, da sich die neuen Völker im Osten bildeten, bleibt nicht mehr als eine grobe, skizzenhafte Linie übrig. Anders steht es freilich mit dem Stammestum der Dichter und Schriftsteller im Osten vom vierzehnten Jahrhundert an. Fast jeder läßt sich nach Abkunft und Zugehörigkeit sicher bestimmen, und das muß eben vorläufig genügen. Doch das sind Fragen, die die Darstellung des zweiten Bandes bewegen.

Die Oleaten sollen es möglich machen, jedes einzelne Blatt nach Belieben mit der Grundkarte kombinieren zu können. Doch ist das Papier durchscheinend genug, um beide Blätter auf einmal über dem Kartenbild überblicken zu können. Technisch war es nicht immer möglich, die Namen der Oleaten genau über die Stelle zu setzen, zu der sie gehören. Da hilft der Text aus. Wegen des kleinen Maßstabes mußte ich vom Verzeichnen von Bewegungslinien absehen.



Verzeichnis der Abbildungen.

Verzeichnis der Karten.



Inhalt des ersten Bandes.

Berichtigungen.

Abgesehen von Kleinigkeiten verzeichne ich:

S. 33 *Psalm* 138 statt Vers 138.
S. 82 *Arnim* statt Armin.
S. 98 Berthold von *Holle* statt Bolle.
S. 220 *Leisnig* statt Leisnitz.
S. 264 *Ayrer* statt Ayerer.



